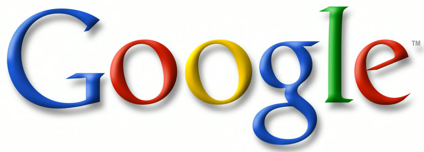
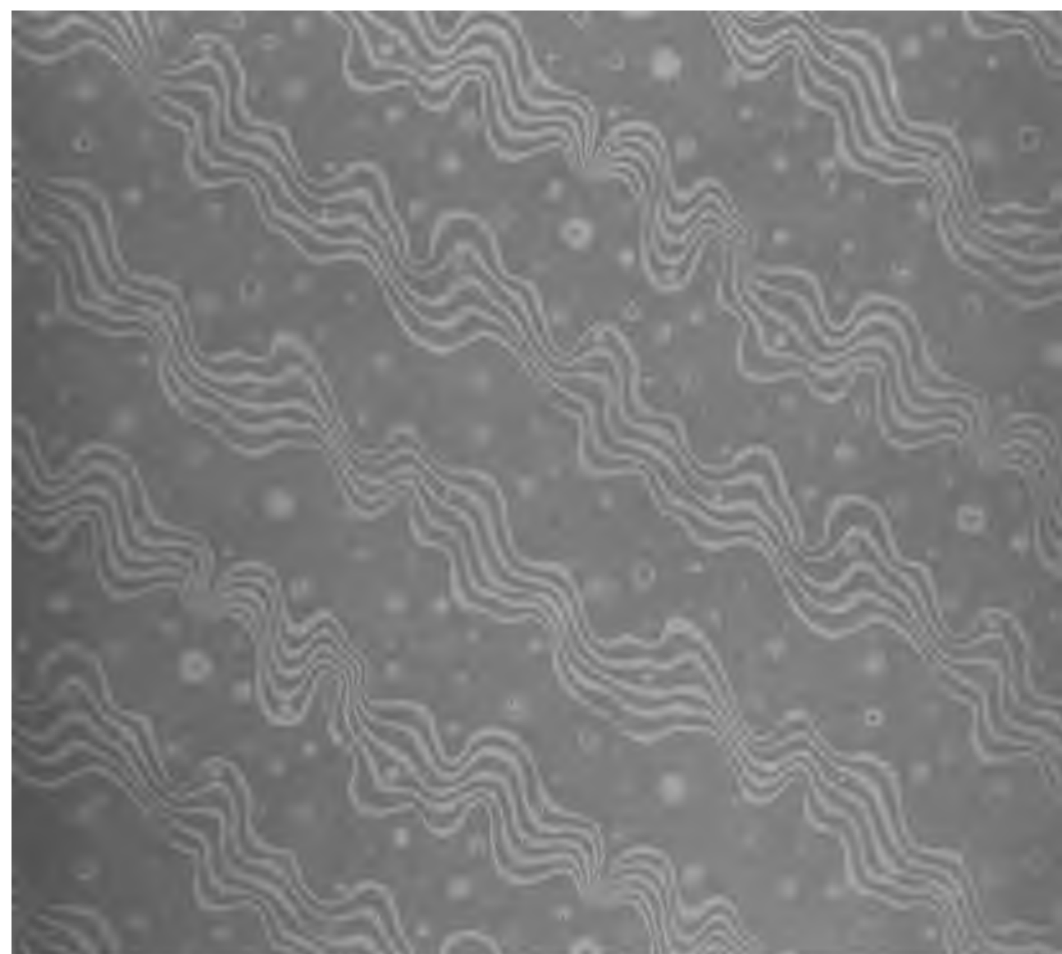

Google



23 Jahre
Sturm und Sonnenschein in Südafrika.





23 Jahre
Sturm und Sonnenschein in Südafrika.



Von

Adolf Schiel,

Oberstleutnant a. D. der Artillerie, Oberst-Kommandant des Deutschen Freikorps (Südafrikanische Republik).



Mit 39 Abbildungen,
darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1902.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 29 1959



Herrn

Oberstleutnant Kotzenberg,

Eilenburg.

Ihnen, meinem hochverehrten Chef und Gönner, der Sie mir stets ein väterlicher Freund gewesen sind, widme ich diese Zeilen

in dankbarer Verehrung.

A. Schiel.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Textabbildungen.

Separatbilder.

Karten.

Einleitung.

Mit frohem Mute, leichtem Herzen und noch leichterem Beutel hatte ich im Oktober 1878 die deutsche Heimat verlassen, um, wie so viele andere es vor mir getan haben und noch viele nach mir tun werden, in der weiten Welt mein Glück zu suchen, oder besser gesagt, ihm in den Weg zu laufen. Denn suchen läßt sich das Glück nun einmal nicht, und gar mancher sucht sich müde bis an sein Lebensende, ohne es jemals gefunden zu haben, während er allein schon durch seine Ausdauer und seine Beharrlichkeit Besseres verdient hätte.

Ob das Glück in Afrika mich wohl gefunden hat?

Ach ja! Manchen Sonnenschein habe ich gesehen, aber auch manchen Sturm. Welch trübe und bittere Stunden habe ich erleben müssen! Und jetzt, wo ich in der Gefangenschaft diese Zeilen schreibe, wo ich weiß, daß alles so schwer Errungene verloren ist, wo der Blick in die Zukunft keinen Lichtstrahl verspricht, jetzt weiß ich nicht: was war häufiger, der Sonnenschein oder der Sturm? Fast glaube ich — der letztere.

Ich war mit der Absicht nach Afrika gegangen, mich dort der Landwirtschaft zu widmen, und hatte deshalb bei einem deutschen Farmer in Natal eine Stelle angenommen.

Als ich später in Transvaal durch meine politische Stellung in die Öffentlichkeit trat, hielt mir einmal ein englisches Blatt vor, daß ich weiter nichts gewesen sei als „Ackerknecht für 50 Mark Monatslohn“.

Der gute Mann hat sich geirrt. Zu einem solchen Schlemmerlohn habe ich es gar nicht einmal gebracht! 20 Mark war alles, was mein knauseriger Brotherr mir gewährte, und dafür mußte ich von Morgens vor Tagesanbruch bis in die Nacht im Geschirr sein. Aber Ackerknecht zu sein, ist auch nicht jedermanns Sache.

Von großem Werte waren mir die Erfahrungen, die ich mit auf den Weg nahm, als ich nach einem Jahre die Farm verließ und weiter nördlich nach Transvaal zog, um dort selbst „anzufangen“. Ich hatte die afrikanische Landwirtschaft gründlich kennen gelernt, hatte kein Lehrgeld zu bezahlen brauchen, oder, wie man sich in Afrika ausdrückt: hatte kein Geld „verbuttert“, und war von der festen Zuversicht beseelt, daß ich mit meinem Wahlspruch „Selbst ist der Mann“ wohl vorwärtskommen würde, wie klein und unbedeutend der Anfang sich auch immer gestalten möge.

Gar mancher junge Landwirt ist nach Südafrika gekommen, hat dort auf deutsche Weise gewirtschaftet, ohne genügende Landeskenntnis zu besitzen, und bald war sein kleines Vermögen dahin.

Geld, um eine Wirtschaft einzurichten, hatte ich nicht mitgebracht, konnte also auch keines verlieren, und als ich eben vor Ausbruch des Krieges mit England im Dezember 1880 mit meiner jungen Frau meine kleine, aus einem Zimmer bestehende Hütte bezog, fühlte ich mich so reich und glücklich, als ob ich in der Welt überhaupt nichts mehr nötig hätte.

Ja, klein war unsere Behausung, winzig klein: 24 Fuß lang und 14 Fuß breit!

Die Mauern waren nur fünf Fuß hoch, und nur dadurch, daß sich auf ihnen sofort das spitze Dach erhob, erhielten wir genügend Raum.

Mit Vorhängen voll der schreiendsten Bilder hatten wir den Raum in zwei „Zimmer“ geteilt. Das vordere Zimmer diente als Speise-, Empfangs-, Wohn-, Schreib-, Näh- und Besuchszimmer, zugleich aber auch als Küche und Speisekammer.

Der hintere Raum bildete das Schlafgemach und die Vorratskammer.

Eng war es, aber es ging.

An der Seite der vorderen Giebelmauer war die Tür angebracht; in der Mitte dieser Mauer war ein kleiner Kamin, und rechts von diesem lieferte ein Fensterchen Licht, wenn Regenwetter nicht erlaubte, daß die Tür offen blieb.

Unsere Möbelsammlung ließ viel zu wünschen übrig. Die Betten hatte ich selbst zusammengezimmert, zwei Stühle hatte ich gekauft, und als Tisch und zugleich als Vorratsschrank diente eine große Kiste.

Viele Vorräte brauchte man damals auch nicht. Wild gab es genug, und wenn man sich nur Mühe gab, lieferte der fruchtbare Boden in verhältnismäßig kurzer Zeit Gemüse, süße Kartoffeln und jungen Mais im Überfluß.

Wie oft bin ich seit jener glücklichen Zeit des Sonnenscheines und nach der später folgenden Periode des Sturmes aufgefordert worden, meine Erinnerungen niederzuschreiben, aber stets hielt mich der Gedanke ab: wenn ich alle Abenteuer, alles Leid und Freud, alle Stürme und Kämpfe so beschreiben soll, wie sie stattfanden, wird dann nicht manches in den Augen derer unwahrscheinlich erscheinen, die das wilde Leben unter den Kaffern, die Kämpfe mit ihnen, namentlich aber die Intriguen im Regierungsdienst während der neueren Periode Transvaals nicht kennen?

Wird es mir nicht gehen, wie jenem Matrosen, in den nach der Rückkehr in die Heimat seine Großmutter drang, ihr seine Reiseerlebnisse zu erzählen? Daß er an Bord seines Schiffes mit den Meerjungfern getanzt habe, glaubte sie; als er aber behauptete, fliegende Fische gesehen zu haben, verbot sie ihm ganz entrüstet, sie auf solche Weise anzulügen.

In den achtziger Jahren besuchte ich einen alten Freund, der in einem kleinen deutschen Kreisstädtchen wohnte. Dort mußte ich eines Abends am Biertisch unzählige Fragen über Afrika beantworten, und

das Gespräch kam auch auf Schlangen. Welch erstaunte, entrüstete Gesichter bekam ich zu sehen, als ich im Laufe der Unterhaltung erwähnte, daß die Puffotter, eine unserer giftigsten Schlangenarten, lebendige Junge zur Welt bringe.

Unter den guten Spießbürgern war nicht ein einziger, der mir das glauben wollte. Daß ich sie für so dumm hielte, nicht zu wissen, daß die Schlange ein Reptil sei und daß Reptile Eier legen, war ihnen doch zu arg!

In einer Gesellschaft in Berlin fragte mich einmal eine Dame: „Haben Sie in Transvaal viele Löwen?“

„Nein, gnädige Frau“, antwortete ich: „Löwen gibt es nur noch ganz oben im Norden des Landes, in unbewohnten Gegenden und auch dort nur ganz vereinzelt.“

Mir war unwillkürlich die Puffotter eingefallen. Unsere Unterhaltung wurde gerade nach meiner Antwort unterbrochen. Wenige Minuten später teilte mir ein Bekannter, der meinem Gespräch mit der Dame beigewohnt hatte, höchst amüsiert mit, daß die Dame einer Bekannten gegenüber bezweifelt habe, daß ich wirklich in Afrika gewesen sei, da ich sie glauben machen wolle, daß es in Transvaal keine Löwen mehr gäbe; ihr Vetter hätte doch erst kürzlich bei Johannesburg noch einen geschossen.

Also nicht einmal in Afrika war ich gewesen! —

Im Jahre 1898 fing ich an, meine Erlebnisse in einer Arbeit zu schildern, der ich den Titel „Zwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika“ geben wollte. Die Regierung der Südafrikanischen Republik gestattete mir freundlicherweise für mein Werk ihre Archive zu benutzen. Die Kriegsvorbereitungen und der Krieg selbst erlaubten mir jedoch nicht, die Arbeit zu Ende zu führen.

Leider ist während der Tage des Interregnums, nachdem im letzten Jahre unsere Regierung Pretoria verlassen und ehe die englische Armee die Stadt besetzt hatte, mein Haus durch Nachzügler

unserer Truppen geplündert worden, und wie mein Bruder mir schreibt, sind auch alle meine Manuskripte verschwunden. —

Nun habe ich die monotonen Stunden der Gefangenschaft vielfach zum Schreiben benutzt. Aber wie verwöhnt ist das deutsche Publikum nicht durch gute Lektüre! Werden da meine Schilderungen nicht etwa denselben Effekt haben wie das Violinspiel eines noch weit unter der Mittelmäßigkeit stehenden Dilettanten, der sich in die Öffentlichkeit wagt und — ausgepfiffen wird?

Es ist ja häufig der Fall, daß gerade diejenigen, die unter unkultivierten Völkern, wie die Eingeborenen Südafrikas sind, leben, der Gabe entbehren, Erlebnisse interessant schildern und zu Papier bringen zu können; zu diesen rechne ich mich. Andere wieder, die fließend und spannend schreiben, haben oft ein Land nur auf wenige Tage oder Wochen besucht und geben dann eine interessante Schilderung desselben oder seiner Bewohner. Allerdings stimmen diese häufig mit den Anschauungen und Erfahrungen solcher, die lange in dem Lande gelebt haben, nicht überein.

Wer erinnert sich nicht der amüsanten Schilderungen Lord Randolph Churchills, der einige Monate in Südafrika herumreiste und uns dann so rührend erzählte, wie die Boeren die Häute des Wildes gewinnen:

„. . . . . Sie schießen Hunderte oder Tausende Büffel und Antilopen nieder; dann kommen die Aasgeier, fressen das Fleisch und die Eingeweide hübsch aus den Fellen heraus, worauf die Boeren die Häute sammeln und auf den Wagen werfen!“ — —

Randolph Churchill hat nur vergessen uns zu sagen, wo die Knochen bleiben! —

Die afrikanischen Eingeborenenstämme, mit denen ich in Berührung kam, waren die Zulus, die Zwasies, die Maquambas und die Bawendas.

Alle sind grundverschieden voneinander, im Körperbau und der Schädelbildung sowohl als auch in ihren Gesetzen, Gebräuchen und in ihren Charaktereigenschaften.

das Gespräch kam auch auf Schlangen. Welch erstaunte, entrüstete Gesichter bekam ich zu sehen, als ich im Laufe der Unterhaltung erwähnte, daß die Puffotter, eine unserer giftigsten Schlangenarten, lebendige Junge zur Welt bringe.

Unter den guten Spießbürgern war nicht ein einziger, der mir das glauben wollte. Daß ich sie für so dumm hielte, nicht zu wissen, daß die Schlange ein Reptil sei und daß Reptile Eier legen, war ihnen doch zu arg!

In einer Gesellschaft in Berlin fragte mich einmal eine Dame: „Haben Sie in Transvaal viele Löwen?"

„Nein, gnädige Frau", antwortete ich; „Löwen gibt es nur noch ganz oben im Norden des Landes, in unbewohnten Gegenden und auch dort nur ganz vereinzelt."

Mir war unwillkürlich die Puffotter eingefallen. Unsere Unterhaltung wurde gerade nach meiner Antwort unterbrochen. Wenige Minuten später teilte mir ein Bekannter, der meinem Gespräch mit der Dame beigewohnt hatte, höchst amüsiert mit, daß die Dame einer Gefährtin gegenüber bezweifelt habe, daß ich wirklich in Afrika gewesen sei, da ich sie glauben machen wolle, daß es in Transvaal keine Löwen mehr gäbe; ihr Vetter hätte doch erst kürzlich bei Johannesburg noch einen geschossen.

Also nicht einmal in Afrika war ich gewesen! —

Im Jahre 1898 fing ich an, meine Erlebnisse in einer Arbeit zu schildern, der ich den Titel „Zwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika" geben wollte. Die Regierung der Südafrikanischen Republik gestattete mir freundlicherweise für mein Werk ihre Archive zu benutzen. Die Kriegsvorbereitungen und der Krieg selbst erlaubten mir jedoch nicht, die Arbeit zu Ende zu führen.

Leider ist während der Tage des Interregnums, nachdem im letzten Jahre unsere Regierung Pretoria verlassen und ehe die englische Armee die Stadt besetzt hatte, mein Haus durch Nachzügler

unserer Truppen geplündert worden, und wie mein Bruder mir schreibt, sind auch alle meine Manuskripte verschwunden. —

Nun habe ich die monotonen Stunden der Gefangenschaft vielfach zum Schreiben benutzt. Aber wie verwöhnt ist das deutsche Publikum nicht durch gute Lektüre! Werden da meine Schilderungen nicht etwa denselben Effekt haben wie das Violinspiel eines noch weit unter der Mittelmäßigkeit stehenden Dilettanten, der sich in die Öffentlichkeit wagt und — ausgepfiffen wird?

Es ist ja häufig der Fall, daß gerade diejenigen, die unter unkultivierten Völkern, wie die Eingeborenen Südafrikas sind, leben, der Gabe entbehren, Erlebnisse interessant schildern und zu Papier bringen zu können; zu diesen rechne ich mich. Andere wieder, die fließend und spannend schreiben, haben oft ein Land nur auf wenige Tage oder Wochen besucht und geben dann eine interessante Schilderung desselben oder seiner Bewohner. Allerdings stimmen diese häufig mit den Anschauungen und Erfahrungen solcher, die lange in dem Lande gelebt haben, nicht überein.

Wer erinnert sich nicht der amüsanten Schilderungen Lord Randolph Churchills, der einige Monate in Südafrika herumreiste und uns dann so rührend erzählte, wie die Boeren die Häute des Wildes gewinnen:

„. . . . Sie schießen Hunderte oder Tausende Büffel und Antilopen nieder; dann kommen die Aasgeier, fressen das Fleisch und die Eingeweide hübsch aus den Fellen heraus, worauf die Boeren die Häute sammeln und auf den Wagen werfen!“ — —

Randolph Churchill hat nur vergessen uns zu sagen, wo die Knochen bleiben! —

Die afrikanischen Eingeborenenstämme, mit denen ich in Berührung kam, waren die Zulus, die Zwasies, die Maquambas und die Bawendas.

Alle sind grundverschieden voneinander, im Körperbau und der Schädelbildung sowohl als auch in ihren Gesetzen, Gebräuchen und in ihren Charaktereigenschaften.

In einer Eigenschaft sind sie jedoch alle gleich: sie alle nehmen mit gleicher Vorliebe von der Zivilisation zunächst die Laster an und nur in geringem Maße die Tugenden.

Der edelste der erwähnten Stämme, besser gesagt, der am wenigsten unedle, ist unzweifelhaft der Zulustamm. Aber auch bei ihm ist schon manche alte Tradition, manche gute Eigenschaft verschwunden, und bald wird auch ihn das Schicksal erreichen, das schon so manches Volk vor ihm unter englischer Herrschaft getroffen hat: er wird ein Opfer des Schnapsteufels werden!

Erstes Kapitel.

Ein Kampf auf eigene Faust.

Zwischen dem Zululande und dem Gebiete des Zwasievolkes erstreckt sich eine gebirgige, aber überaus fruchtbare Landschaft. Nach den Abmachungen der Boeren mit dem früheren Zulukönig **Umpanda**, dem Vater Cetewayos, und dem verstorbenen König der Zwasies, **Umswaas**, gehörte dieses Gebiet zur Transvaalrepublik. Im Verhältnis zur Größe der Republik war die Anzahl der weißen Einwohner gering, und auch in jenem Gebiete wohnten trotz der Fruchtbarkeit des Landes nur wenige Weiße. In dem östlichen Teile lebten überhaupt keine, dagegen jedoch große Massen Zulus. So kam es, daß Cetewayo diesen Landstrich ebenso wie einen Teil des Grenzdistrikts Utrecht für sich beanspruchte, und auch die dort wohnenden Zulus nur Cetewayos Herrschaft anerkannten.

Nach der Niederwerfung der Zuluarmee bei Ulundi am 4. Juli 1879 und der einen Monat später erfolgten Gefangennahme Cetewayos lag die Annexion des Zululandes nicht in der Absicht des liberalen englischen Kabinetts, jedoch befürchtete der englische Oberbefehlshaber Sir Garnet Wolseley bei der konservativen Gesinnung der Zulus, ihrem unbändigen Stolze und ihrer Anhänglichkeit an das Königshaus eine spätere Wiedervereinigung der Zulumacht und damit neue Gefahren für die englischen Kolonien.

Er teilte daher das Land in eine Anzahl kleinerer Distrikte und setzte über jeden derselben einen Häuptling ein. Der Bruder Cetewayos, der Verräter Oham, der während des Krieges zu den Engländern übergegangen war, erhielt nicht, wie ihm versprochen war, die Herrschaft über das ganze Land, sondern ebenfalls nur über einen jener Distrikte.

Sobald die englischen Truppen abgezogen waren, versammelten die übrigen Brüder Cetewayos, die bei der Länderverteilung nicht bedacht worden waren, ihre Anhänger und zogen gegen Oham und die von den Engländern eingesetzten Häuptlinge zu Felde.

Nun entspann sich der furchtbare, jahrelang anhaltende Bürgerkrieg im Zululande, in dem ein hochbegabtes, kulturfähiges Volk durch englische Habgier und Treulosigkeit beinahe ausgerottet wurde!

Ein großer Teil von Ohams Volk wohnte in dem erwähnten Transvaalgebiet zwischen Zwasie- und Zululand, und mit Beginn des Krieges der Zulus untereinander strömten noch fortwährend Flüchtlinge von jenseit der Grenze hierher, die sich hier niederließen, um den Überfällen im Zululande zu entgehen. Auch Horden Zulus der Königspartei machten wiederholt Einfälle, um die dort wohnenden Kaffern zu überfallen und zu berauben.

Ich wurde kurz nach dem in der Konvention zu Pretoria am 4. August 1881 erfolgten Friedensschlusse von der neuen Transvaalregierung als Grenzleutnant und Sekretär des Eingeborenenkommissars und Grenzkommandanten Joachim Ferreira angestellt, der im englischen Kriege eine große Rolle gespielt und an dem am 27. Februar 1881 errungenen Siege von Majuba den Hauptanteil gehabt hatte.

Ein Boer vom guten alten Schlage, ein Hüne von Gestalt, war er einer der besten Jäger und Schützen, die ich je gesehen habe. Mutig wie ein Löwe, ein ausgezeichneter Reiter und mit einer seltenen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart begabt, wußte er bei jeder Gefahr sofort das Richtige zu treffen. Dabei war er einer der liebenswürdigsten Kameraden, die man finden kann.

Er war mir stets ein väterlicher Freund und auf der Jagd sowohl wie im Kriege ein gütiger Lehrmeister. Seiner Schule allein habe ich meine späteren Erfolge im Umgang mit den Eingeborenen zu danken.

Ich will nur ein Beispiel der seltenen Unerschrockenheit dieses Mannes geben.

Im Jahre 1882 ritten wir, Kommandant Ferreira und ich, vom Zwasieland nach der Pongolapoort, der Stelle, wo der Pongolafluß durch das Lebombogebirge fließt.

Wir hatten unsere Wagen vorausgeschickt und dachten, dort einige Wochen zu bleiben, um zu jagen.

Die Gegend, afrikanisches Buschfeld, war meilenweit unbewohnt. Wir mußten ohne Weg und Steg feldein reiten. Als Richtung diente uns nur in weiter Ferne der Einschnitt im Lebombogebirge, von dem wir wußten, daß dort sich der Pongola im wilden Laufe durch das Gebirge zwängt.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, die Pferde waren müde, und obgleich wir viel Wild sahen, dachte doch keiner daran, ein Stück zu erlegen, da wir ja weit von den Wagen entfernt waren und mit dem Wilde nichts hätten anfangen können.

Es war heiß; wir waren beide durstig, und da wir schon viel geplaudert hatten, ritten wir schweigend nebeneinander her.

Da plötzlich sprang aus dem hohen Grase ein Ungetüm auf das Pferd des Kommandanten, so daß Reiter, Pferd und das Untier im Sande lagen. Mein Pferd stieg vor Schrecken kerzengerade in die Höhe. Im Steigen ließ ich mich aus dem Sattel gleiten und riß die umgehangene Büchse von der Schulter. Aber ehe ich noch recht sah, was eigentlich geschehen war, knallte ein Schuß, und Ferreiras Pferd war wieder auf den Beinen.

Ein riesiger Löwe war auf das Pferd losgesprungen und hatte es oben am Halse gepackt. Im Fallen hatte sich Ferreira so geworfen, daß sein Bein nicht unter das Tier kam. Wie der

Blitz sprang er auf, steckte dem Löwen, der beim Beißen bekanntlich die Augen schließt, das Gewehr gerade ins Ohr und feuerte los.

Alles dies geschah innerhalb weniger Sekunden. Der Löwe mit der Kugel im Hirn rollte zurück, und das Pferd sprang wieder hoch, heftig aus dem Nacken blutend.

„Keek toch, Schiel, hoe de ou beest myn paard gebeit het!“ (Sieh doch, Schiel, wie das Biest mein Pferd gebissen hat!), sagte Ferreira ruhig.

„Aber Kommandant“, erwiderte ich, „Sie bluten ja selbst!“

Dem Blicke meines Auges folgend, bemerkte er, daß der Löwe die Außenkrallen der rechten Vordertatze in sein Bein eingeschlagen hatte, das ebenfalls heftig blutete.

„Waarlyk so een Canaille, myn mooi broek!“ (Wirklich, so eine Kanaille, meine schöne Hose!)

Da wir zum Abziehen des Löwen keine Zeit mehr hatten, suchten wir trockene Äste zusammen und packten sie in einem großen Haufen über den Löwen, nachdem der Kommandant ihm den Leib aufgeschnitten hatte, um das Ansammeln von Gasen zu verhindern. Nun konnten die Schakale und Hyänen nicht an den Kadaver kommen und das Fell zerstören.

Nach etwa einer Stunde Reitens kamen wir auf die Spur unserer Wagen, die wir auch nicht weit davon an einer kleinen Quelle ausgespannt antrafen.

Am anderen Morgen fanden wir den Löwen unversehrt. Der Kommandant schenkte mir das Gebiß, die Vorderkrallen und das Fett, das ich wenige Tage später an einen Zuluhäuptling für eine hübsche junge Kuh verkaufte. Denn die Zulus schätzen Löwenfett hoch; sie glauben, daß sie durch Einschmieren ihres Körpers mit demselben die Kräfte der Jugend wieder erhalten und Glück bei den Schönen haben. —

Ich bin jedoch von meinem Thema abgekommen.

Der dem Eingeborenenkommissar Kommandant Ferreira unterstellte Distrikt umfaßte die ganze Zulu- und Zwasiegrenze, also auch den oben beschriebenen Landstrich.

Die in demselben wohnenden Zulus Ohams unterwarfen sich sofort nach der Wiederaufrichtung der Transvaalregierung den Gesetzen des Landes. Sie waren gehorsam und bezahlten die gesetzlichen Abgaben ohne Murren. Nicht so diejenigen Zuluhäuptlinge, welche noch zur Königspartei hielten. Von diesen bewohnte ebenfalls eine Anzahl mit ihren Untertanen unser Gebiet.

Als der Bürgerkrieg unter den Zulus ausbrach und fortwährend Zuluhorden die Grenze überschritten, konnte die Transvaalregierung diesen Einfällen leider keinen Widerstand leisten. An der Grenze, in den von Weißen unbewohnten Gegenden eine Militärmacht beständig zu unterhalten, hätte zu viele Unkosten verursacht, welche die damals arme Transvaalregierung dem noch an den Folgen des englischen Krieges leidenden Lande nicht auferlegen konnte. Im Zululande selbst in die Mißwirtschaft einzugreifen, verbot ihr die Konvention mit den Engländern. Sie stand also dem Treiben an der Grenze ohnmächtig gegenüber.

Die kleine Anzahl Zulupolizisten, die uns zu Gebote stand, war unzureichend, um die eindringenden Zuluhorden zurückzuweisen. Als bald darauf sich auch die in den Grenzgebieten wohnenden Häuptlinge der Königspartei gegen die früheren Anhänger Ohams erhoben, brach in unserem Gebiete der Krieg ebenfalls in hellen Flammen aus, ohne daß wir etwas tun konnten, dem Morden, Sengen und Brennen Einhalt zu gebieten.

Unsere Hauptaufgabe in dieser bewegten Zeit war zu wachen, daß die Zulus den Kriegsschauplatz nicht auch nach den von weißen Ansiedlern bewohnten Gegenden verlegten, sondern sich auf das erwähnte Gebiet beschränkten.

Das jahrelang anhaltende Grenzleben, fortwährend zu Pferde und im Felde, bot viel des Interessanten und Aufregenden.

Es ist zu begreifen, daß es uns trotz der Sympathie, die wir alle für das Königshaus und die Königspartei hatten, dennoch hart ankam, den bedrängten Zulus nicht beistehen zu können. Wenn auch Oham ein gemeiner Überläufer und Verräter war, so waren doch seine Kaffern an seinem Verrat unschuldig. Nach dem Zulugesetz mußten sie ihm blindlings folgen; jeder Widerspruch hätte einen sicheren und grausamen Tod zur Folge gehabt, und diejenigen, welche sich nach dem Kriege der Transvaalregierung unterwarfen, hatten volles Recht, von ihr Schutz und Hilfe gegen Überfälle zu erwarten.

Wie gern hätten wir ihnen geholfen, hätten wir nur gekonnt und gedurft! Wie oft umfaßte nicht die Faust krampfhaft den Säbel und das Gewehr, wenn die Häuptlinge klagend zu uns kamen, um neue Überfälle zu melden, und in stiller Resignation den Tod ihrer besten Krieger, den Verlust ihrer Frauen und Kinder und ihrer Herden beklagten.

Auch der gute alte Kommandant Ferreira litt schwer unter dieser Schmach. Aber die Pflicht gebot uns, alle anderen Gefühle zu unterdrücken. Es galt, im Interesse der Regierung und des Landes zu handeln, und wir wußten ja, daß diese, wäre es nur irgend möglich, selbst gern helfen würde.

Die beständigen Klagen der Regierung bei dem englischen Kommissar über die traurigen Zustände hatten keinen Erfolg. Wie schön paßte nicht die Belästigung der Transvaalboeren in den Kram der englischen Politik! Wie sehr kam es dieser nicht erwünscht, daß die verhaßten Transvaaler sich nicht der Ruhe erfreuen konnten, die sie nach dem Kriege mit England erhofft hatten!

Zum Unglück brach auch noch im Inneren Transvaals ein Aufstand eines großen Eingeborenenstammes, der Mapoch-Kaffern, aus, der zur Unterdrückung viel Geld und die ganze Wehrkraft des Landes erforderte. Nun war unser armer Distrikt sich gänzlich selbst überlassen.

Kaum hatte die Königspartei im Zululande die Nachricht erhalten, daß alle verfügbaren Boeren Transvaals zur Unterdrückung des Mapochaufstandes ins Feld gezogen waren, so beschloß sie, mit vereinter Kraft die früher zu Oham gehörenden Zulus unseres Distrikts zu überfallen und womöglich ganz auszurotten.

Viele der im Zululande wohnenden Anhänger Ohams hatten ihre Frauen und Kinder, wie auch ihre Herden nach unserem Gebiete in Sicherheit gebracht, und wenn auch Kommandant Ferreira hiergegen ein Verbot erlassen hatte, so war doch nicht zu erwarten, daß die Zulus unseres Gebietes ihre zu ihnen flüchtenden Verwandten zurückweisen würden. Eben diese Frauen und Mädchen und die reichen Herden lockten jedoch die Feinde am meisten an.

Einst — ich war gerade wieder einmal von der Grenze zu einem kurzen Besuche nach meinem Hause gekommen — schickte Kommandant Ferreira mitten in der Nacht mit dem Befehl zu mir, sofort zu ihm zu kommen.

Der Kommandant wohnte damals in der Grenzstation Derby, einer Farm unmittelbar an der Zwasiegrenze, wo während der englischen Okkupation auch das englische Magistratsbureau war.

Ich hatte etwa drei Viertelstunden Reitens davon entfernt im Zwasieland eine kleine Farm angelegt und ritt jeden Morgen, wenn ich nicht im Distrikt oder an der Grenze herumritt, nach der Station zum Dienst.

Wir hatten tags zuvor gerade beschlossen, am folgenden Morgen nach dem Norden unseres ausgedehnten Distrikts zu reiten, um eine Grenzstreitigkeit mit den Zwasies zu regeln.

Ein solcher Befehl mitten in der Nacht, das wußte ich, erlitt keinen Aufschub. In wenigen Minuten waren die Zulupolizisten geweckt, die Pferde gesattelt, und im Galopp ging's zur Station.

Dort angekommen traf ich beim Kommandanten den größten Häuptling der in unserem Gebiete wohnenden Kaffern Ohams, Mansezulu („Himmelswasser"), mit einigen Unterhäuptlingen. Er berichtete,

daß eine starke Armee der Königspartei sich bei den Ingomobergen versammelt habe und in wenigen Tagen den Pongola überschreiten werde, um vereint mit den in unserem Gebiete wohnenden Anhängern der Königspartei die Zulus Ohams zu überfallen. Mansezulu bat flehentlich um Hilfe, da er mit seinem Volke zu schwach sei, mit Erfolg Widerstand zu leisten.

Noch nie wohl hat sich der tapfere, edle Kommandant in einer heikleren Lage befunden als in jener Nacht. Wie gern hätte der alte Kämpe den Schwachen beigestanden. Aber er mußte seine Gefühle bewältigen, denn einmal kannte er die mißliche Lage, in der sich die Regierung augenblicklich durch den Mapochkrieg befand, und dann rief der Dienst ihn nach dem Norden des Distrikts, wo die Streitigkeit mit den Zwasies geschlichtet werden mußte, damit etwaige Unruhen beizeiten verhindert würden. Aber ganz ohne Hilfe lassen, sie einfach ihrem Schicksal preisgeben, konnte er die neuen Untertanen denn doch nicht. Wäre dies geschehen, dann hätten sie alles Vertrauen zur Transvaalregierung verloren, und nie wieder hätte ein Zulu mit Achtung zu den Boeren aufgesehen.

Lange saß mein edler Chef, das Haupt auf die Hand gestützt, und sah schweigend vor sich hin.

„Schiel!" sagte er plötzlich, „wir können Mansezulu nicht wie einen Hund von uns stoßen, wie einen Hund, sage ich — nicht einmal einen Hund lasse ich ohne Hilfe!

„Sie wissen, wie die Sachen mit den Zwasies liegen; ich muß nach Komati, aber Sie sind frei. Nehmen Sie die Hälfte unserer Polizisten und gehen Sie mit Mansezulu. Ihre Anwesenheit wird Diba, Umlebje und Setamba (in unserem Distrikt wohnende Häuptlinge) verhindern, etwas zu tun, ehe die Impies (Heerhaufen) aus dem Zululande ankommen.

„Bringen Sie das ganze Volk Mansezulus nach Sinçene. Dort ist noch Hoffnung, daß sie den Überfall abwehren können. Wir haben dann unsere Pflicht getan. Verflucht seien die Engländer,

die mit ihrer heuchlerischen Kaffernpolitik allein Schuld sind an all diesem Elend!"

Nichts war mir lieber als dieser Befehl.

Sofort wurden die besten Polizisten ausgesucht; wir sattelten und waren in kurzer Zeit auf dem Wege.

Nach Hause zu schicken brauchte ich nicht; war doch meine tapfere, junge Frau an dergleichen gewöhnt. Wenn ich Morgens zur Station ritt, nahmen wir stets Abschied voneinander auf mehrere Tage, ja oft auch Wochen. War ich mit Sonnenuntergang nicht zurück, dann wußte sie, daß ich nicht mehr kam; kehrte ich dennoch heim, dann um so besser. Wie oft kam es vor, daß ich am Morgen weggeritten war, nachdem ich zuvor sie und meinen kleinen Adolf in die Arme geschlossen hatte, und daß sie erst wieder von mir hörte, wenn ich acht oder vierzehn Tage später einen Kaffern schickte, um Brot oder sonst etwas holen zu lassen.

Das bringt der Grenzdienst eben mit sich. Schreiben kann man nicht, weil man niemand zum Schicken hat; auch sind die Entfernungen zu groß. Man vertraut dem lieben Gott und freut sich um so mehr, wenn man wieder zusammenkommt.

Es hat ja sein Gutes und Angenehmes, wenn der Soldat im Felde mit den Seinen jeden Tag in Verbindung stehen kann. Bleibt dann aber einmal durch irgend eine geringfügige Veranlassung die Nachricht aus, dann ängstigen sich beide Teile nur um so mehr. —

Wir ritten die ganze Nacht und erreichten gegen Morgen den Assegaifluß. Hier traf ich bei einem Boeren, der am Flusse wohnte, meinen Freund Arnold, einen früheren dritten Gardeulanen, meinen treuen Gefährten in den späteren Zulukriegen, der Farmer und Händler in der dortigen Gegend war.

„Du Arnold, es gibt Feez; gehst Du mit?" rief ich ihm zu.

„Und ob!" war alles, was er erwiderte.

Wir kannten uns ja beide. Daß es zur Grenze ging, wußte er; daß es Kämpfe gäbe, konnte er sich bei der Kriegszeit denken, und das Übrige war ihm alles ziemlich gleichgültig.

Ich mußte, um zu Mansezulus Kraal zu kommen, durch das Gebiet der Häuptlinge der Königspartei reiten, das ich gegen Abend zu erreichen hoffte. Um dieselben über die Stärke meiner Truppe zu täuschen, forderte ich noch etwa ein Dutzend Boeren der am Wege liegenden Farmen auf, mit mir zu reiten. Ich beabsichtigte, sie in der Nacht, sobald wir das Gebiet der Königshäuptlinge durchritten hätten, auf Umwegen nach Hause zurückzuschicken.

Die Täuschung gelang vollkommen, und, wie ich später hörte, hatten die Kundschafter der Häuptlinge Diba und Umlebje unsere Anzahl noch gewaltig übertrieben.

Am nächsten Morgen früh erreichten wir Mansezulus Kraal. Boten wurden nach allen Kraalen ausgesandt und den Kaffern der Befehl erteilt, sich mit Weib und Kind und aller Habe nach der Sinçeneschlucht zurückzuziehen.

Mit welcher Schnelligkeit sich eine solche Botschaft verbreitet, ist unglaublich. Der Bote läuft so schnell er kann nach dem nächsten Kraal, von wo sofort ein anderer die Botschaft weiterbringt. Liegt der Kraal in einem Tal, und der Bote steht auf einem Berge, dann ruft er die Botschaft hinab, die, wenn der Wind günstig ist, bei der volltönenden Zulusprache auf große Entfernung hin verstanden wird.

Am Nachmittag verließen wir Mansezulus Kraal und trafen am Abend in Sinçene ein.

Sinçene nennen die Zulus eine tiefe Schlucht in der Nähe des Piraanflusses. Nie habe ich eine wildere Naturfestung gesehen als diese Schlucht, die sich von einem Hochplateau nach dem Flusse zu erstreckt. In der Mitte läuft ein Bach, der zwischen ungeheuren Felsblöcken in unzähligen kleinen Wasserfällen in die Tiefe rauscht.

An beiden Seiten erheben sich senkrecht hohe Felswände. Die Schlucht selbst ist mit Felsblöcken dicht besät, zwischen denen hohe Bäume und dichtes Gestrüpp steht. Viele dieser Felsblöcke bilden aufeinander getürmt Höhlen und Grotten, von denen einige so groß sind,

daß darin bis zu zwanzig Personen bequem Platz zu einer Lagerstätte finden.

Vom Hochplateau aus erlaubt ein etwa fünfzig Schritt weiter Eingang den Zutritt zur Schlucht. Die Felswand erstreckt sich nicht bis hierher, sondern zu beiden Seiten bilden die Berge eine steile, mit großen Steinen bedeckte Böschung, weshalb es uns auch ratsam erschien, die ersten Verteidigungspositionen weiter unten zu nehmen, dort wo die Felswand steil abfällt. Vom Flusse aus ist die Schlucht leicht zu verteidigen und für einen anstürmenden Feind beinahe uneinnehmbar.

Als ich zum ersten Male die Schlucht betrat, beschlich mich ungefähr dasselbe Gefühl, das ich als Knabe beim Anblick der Wolfsschlucht empfand, als ich im Frankfurter Stadttheater einmal der Aufführung des Freischütz beiwohnen durfte. Es war halb Grauen, halb Bewunderung.

In der Nacht und am anderen Morgen trafen noch immer Flüchtlinge ein. Es hat etwas Rührendes, diese Ärmsten auf der Flucht zu sehen. Schreiende Kinder — schwerbepackte Frauen — brüllende Kühe — blökende Schafe und Ziegen: alle streben in Eile vorwärts, dem sicheren Schlupfwinkel zu.

Wir hatten weit ins Zululand hinein Kundschafterpatrouillen gesandt und wußten, daß sie die Annäherung des Feindes sofort melden würden.

Gegen elf Uhr Mittags brachte mir Mansezulu Bericht über die Bewaffnung der Leute.

Etwa dreihundert hatten Gewehre, meist alte Knarren; nur etwa dreißig waren im Besitz von Martini-Henry-Hinterladern, jedoch war die Munition sehr knapp.

Meine Polizisten waren alle mit Snyder-Hinterladern bewaffnet. Ich selbst hatte ein amerikanisches Winchester-Schnellfeuergewehr, dessen Magazin sechzehn Kugeln faßte, und Arnold hatte einen Martini-Henry. An Munition besaßen wir pro Mann etwa fünfzig Patronen, ich etwas über hundert.

Der Befehl, den ich von meinem ritterlichen Chef erhalten hatte, lautete, Mansezulus Volk sicher nach Sinçene zu bringen. Dieser Befehl war ausgeführt. Wenn ich noch einige Tage dort blieb, um genau über die Sicherheit meiner Schutzbefohlenen rapportieren zu können, war dies nur Vorsicht. Würden wir in dieser Zeit überfallen, dann hatten wir, kalkulierte ich, uns natürlich unserer Haut zu wehren. À la guerre comme à la guerre, den Kopf würde es wohl nicht kosten. Daß die Regierung uns keine Vorwürfe machen würde, dessen war ich sicher, hauptsächlich wenn die Geschichte gut ablief.

„Lat se man kommen!“ sagte Arnold trocken, „ein Glück, daß wir noch einen Kognak im Buttel haben — dann zählen wir doppelt!“

Am Mittag hielten wir eine Art Kriegsrat ab, und Mansezulu war aufs höchste erfreut, als ich ihm erzählte, daß wir noch einige Tage bei ihm zu bleiben gedächten.

Es schien uns allen der beste Plan, daß meine kleine Truppe in der Nähe des Eingangs der Schlucht auf der linken Seite des Baches eine Position einnehmen sollte, während Mansezulu sich etwas unterhalb auf der rechten Seite verschanzte.

Bald war auch an einer Stelle zwischen den hohen Felsen, von wo aus der Eingang gut zu bestreichen war, aus Steinen eine Verschanzung aufgebaut. Wir erhielten auf diese Weise ein kleines Fort, das uns uneinnehmbar schien. Das einzige Bedenken, das ich hatte, war, daß die Munition ausgehen könnte; es war also die größte Ruhe und bedächtiges Schießen erforderlich.

Von einem Anrücken der Feinde kam keine Nachricht, also konnten wir gemütlich ans Abendessen gehen. Wir hatten herrliche Schafrippchen am Feuer gebraten, dazu hatte uns Mansezulu einen Topf trefflichen Zulubieres geschickt; es gab eine gute, fröhliche Mahlzeit. Jung und vergnügt, wie wir alle waren, wurde auch diese Situation ebenso leicht genommen wie die vielen anderen in ähnlichen Fällen. Wie schnell gewöhnt man sich nicht im Felde an Gefahren!

Und meist lernt man diese erst richtig erkennen, wenn sie bereits vorüber sind!

Müde von dem weiten Ritt und infolge der letzten schlaflosen Nächte, legten wir uns früh zur Ruhe nieder und bald schliefen wir, ausgenommen die Wache, den Schlaf des Gerechten, aus dem wir bis zum Anbruch des Tages nicht gestört wurden.

Am Morgen kam Mansezulu mit einigen Häuptlingen zu unserem kleinen Fort. Darauf machten wir einen Gang durch die Schlucht, um jedem der Unterhäuptlinge noch einmal genau seine Position anzuweisen und seine Instruktionen zu geben. Hauptsächlich war es nötig, die Leute nochmals vor dem frühzeitigen Knallen zu warnen, damit wir nicht durch Munitionsmangel in Verlegenheit gerieten.

Überall zwischen den Felsen hockten Weiber und Kinder in kleinen Gruppen beisammen, plaudernd und lachend, als ob wir eine große Picknickgesellschaft bildeten, nicht aber wie Flüchtlinge, die jeden Augenblick einen Überfall erwarteten. Die armen Weiber! Auch sie waren an das stete Leben im Felde bereits gewöhnt, nur hatten sie es mit den kleinen Kindern viel schwerer als die Männer.

Am Abend, gerade nach Sonnenuntergang, kam plötzlich eine Patrouille mit der Nachricht, daß die Männer von Dida, einem Häuptling der Königspartei, beim Hauptkraal zusammenkämen.

Also doch! Schon hatten wir trotz aller Versicherungen Mansezulus geglaubt, daß die ganze Furcht vor einem Überfall nur ein Schreckgespenst sei.

Zwei Stunden später kam die Meldung: das Impie (Heer, Kriegsvolk) des Häuptlings Setamba rückt vom Umquaqueniberg im Südosten an.

Es schien also Ernst zu werden! Die Waffen wurden untersucht, den Pferden noch eine frische Ration Kaffernkorn vorgeworfen, und Mansezulu ging nach seinem Fort, um auch dort nachzusehen, ob jeder auf seinem Posten sei.

Unser Fort lag etwas tiefer als der Eingang zur Schlucht. Aufrecht gehende Gestalten hätten sich scharf gegen den hellen Mondhimmel abheben müssen, während die Schlucht selbst vom Eingang aus dunkler erschien.

Mansezulu hatte versprochen, weiter einlaufende Nachrichten mir sofort zu übermitteln.

Meine Leute waren alle frisch und kampfesmutig, und so erwarteten wir mit Spannung, was nun kommen würde.

Etwa um Mitternacht lief eine weitere Botschaft ein, daß vom Zululande her eine starke Abteilung im Anmarsch sei. Unsere Patrouillen waren möglichst nahe bei ihr geblieben, um sie zu beobachten.

Ich kann nicht verhehlen, daß mir jetzt die ganze Lage doch etwas brenzlich vorkam. Nach der Stärke der mir gut bekannten Häuptlinge zu urteilen, mußten mindestens 2000 Mann gegen uns im Anzug sein, also etwa dreimal soviel als die sämtlichen Krieger des in der Schlucht versammelten Stammes. Ein Zurück gab es nicht mehr. Wir hatten einmal A gesagt und mußten nun das Alphabet durchmachen. Außerdem war das Recht auf unserer Seite; wir wollten unsere Zulus, die auf Transvaalgebiet wohnten und ihre Steuern bezahlten, nicht gänzlich im Stich lassen, und ihnen blieb ja ohnedies nichts anderes übrig, als sich zu verteidigen.

Mein Kamerad Arnold nahm die Sache so trocken, wie nur jemand eine derartig heikle Lage nehmen kann.

„Du sollst sehen", war seine ständige Befürchtung, „die Kerls gehen wieder zu Muttern, und wir kommen um den ganzen Spaß!"

Ich wußte nur zu genau, daß der Feind in der Nacht den Anfall nicht unternehmen würde, daß wir aber mit dem ersten Tagesgrauen seine Bekanntschaft machen sollten.

Eben war ich am Feuer etwas eingeschlummert, als die Wache rief: „Die Feinde kommen!"

Im Nu war alles auf den Beinen. Richtig, da ertönte das langgedehnte Geheul einer Hyäne, das verabredete Zeichen der

Außenwachen, und da wieder an einer anderen Stelle! Mit Spannung stand jeder auf seinem Posten, das Gewehr im Anschlag auf den Eingang der Schlucht gerichtet.

Der Tag fing eben an zu dämmern, als plötzlich — nur etwa fünfzig Schritt vor uns — ein furchtbares Gebrüll ertönte. Im Augenblick war das vorliegende Terrain und der ganze Eingang der Schlucht mit schwarzen Gestalten bedeckt, die sich, laut den Kriegsruf brüllend, in die Schlucht ergossen. Sie waren wie Schlangen herangekrochen, so daß wir sie nicht eher bemerkten, als bis sie auf die Felsen jenseit des Baches sprangen.

Aber schon krachten unsere Schüsse und rissen die Vordersten nieder. Geladen! Fast zugleich ertönten unsere Schüsse, und wieder lag eine Reihe. Aber nun klatschten auch die Kugeln des Feindes um uns auf die Felsen, ohne uns jedoch in unserer sicheren Deckung Schaden zuzufügen.

Mit bewundernswerter Ruhe feuerten die Polizisten, und Arnold schrie nach jedem Schuß vor Vergnügen.

Es hagelte jetzt nur so auf uns von Assegaien, den Wurfspeeren der Zulus. Keiner der Unseren hatte jedoch Zeit, sich um sie zu kümmern. Es galt aufzupassen, um, sobald sich ein schwarzer Kopf über die Felsen am Bache erhob, ihm eins hinaufzubrennen, daß ihm für ewig der Zahnschmerz verging.

Die einzelnen Minuten des Kampfes zu schildern, ist unmöglich. Man achtete nicht darauf, was der Nachbar tat. Jeder Nerv war gespannt; denn ein Fehlschuß — und man konnte sicher sein, den Assegai in der Brust zu haben.

Endlich trat etwas Ruhe ein, und der ganze Schwarm schien nach Mansezulus Seite hinüber geströmt zu sein, von wo jetzt heftiges, anhaltendes Feuern ertönte. Da der Angriff auf unser Fort abgeschlagen war und die Feinde zwischen den Büschen auf der anderen Seite des Baches verschwunden waren, ließ ich das Feuern einstellen. Ich tat dies, um die Munition zu sparen; denn nur hier und da

wurde in weiterer Entfernung noch ein Feind zwischen den Bäumen sichtbar, auch konnte in jedem Augenblick eine zweite Abteilung des Feindes anrücken und den Angriff wiederholen.

Inzwischen war es heller Tag geworden. Das Brüllen der Zulus, das Schreien der Weiber und Kinder, dazwischen wieder das Gebrüll des Viehes, alles zusammen verursachte einen Lärm, als ob die Hölle los wäre. Und sie war los! Ärger können selbst Teufel nicht hausen, als diese Bestien es taten.

Nach etwa einer Stunde wurde es auf der uns gegenüberliegenden Seite still. Der Kampf schien ausgetobt zu haben, und bald kam auch einer unserer Leute mit der Meldung, daß der Feind unten zur Schlucht hinaus und durch den Piraanfluß abgezogen sei.

Ausgeschickte Patrouillen bestätigten dies und meldeten noch, daß die Feinde sich bei Tagesgrauen in zwei Treffen geteilt hätten, von welchen das erste in die Schlucht eingedrungen sei, das zweite aber, wahrscheinlich die Reserve, ohne den Angriff zu unterstützen, zurückgegangen sei. Patrouillen waren dieser letzteren Abteilung bereits zur Beobachtung auf den Fersen.

Wie ich später hörte, hatte der Feind richtig eine große Anzahl Weißer in der Schlucht vermutet. Diese Vermutung war durch unser verderbliches Feuer bestärkt worden.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß ein zweiter Überfall nicht zu befürchten war, machte ich mich mit Arnold auf den Weg, um nach Mansezulu zu sehen.

Wie furchtbar sah es aber auf der anderen Seite der Schlucht aus! Wie gesät lagen die Zulus, die unser Fort hatten stürmen wollen, am Bache zwischen den Felsen. Wohl keine unserer Kugeln hatte bei der kurzen Entfernung ihr Ziel verfehlt.

Nach etwa fünfzig Schritt Kletterns über Felsen und durch Büsche kamen wir an eine kleine Verschanzung. Fünf feindliche Zulus lagen vor derselben, einige lebten noch. Jenseit der aus aufeinander gepackten Steinen bestehenden Schanzen stießen wir auf Leichen von



Der Kampf in der Schlucht.

Mansezulus Leuten. Der erste, den ich sah, war Mansezulus Sohn, ein bildhübscher Mensch von etwa 23 Jahren. Er lag mit dem



Zulu in Kriegstracht.

Rücken gegen einen Stein gelehnt, die Augen weit offen, mit einem Stich durchs Herz und mit aufgeschnittenem Leibe. In der Hand hielt er noch das abgeschossene Gewehr.

Überall zwischen den Büschen lagen die Leichen, Freund und Feind durcheinander. Dazwischen sah man auch Frauenleichen, ebenso mehrere Verwundete.

Bei der Verschanzung Mansezulus sah es grauenhaft aus. Mansezulu selbst war gefallen; er lag hart an der Mauer unter einem großen Baum. Wohl an dreißig Leichen lagen um ihn herum. Man mußte verzweifelt gefochten haben: nur mit der blanken Waffe. Ob bei dem heftigen Anprall zum Wiederladen die Zeit gefehlt hat, oder ob die Zulus, wie sie es so gern tun, die Gewehre weggeworfen und zum Assegai gegriffen haben — wer weiß es?

Etwas weiter von Mansezulus Stellung entfernt hatten die Felsen eine Grotte gebildet, in die sich etwa zwanzig Frauen mit Kindern geflüchtet hatten. Die Ärmsten! Sie waren alle tot. Eine kleine Leiche lag unterhalb der Grotte: ein Unhold hatte das Kindchen am Bein gepackt und gegen den Felsen geschmettert.

Doch genug von diesen Greueln!

Auf die linke Seite des Baches, wo unser Fort lag, war der Feind nicht gekommen, und alle Frauen und Kinder daselbst waren in Sicherheit und unversehrt. Unser Feuer hatte die Feinde abgehalten und nach der rechten Felswand gedrängt, wo sie Schutz vor unseren Kugeln fanden. Um am schnellsten aus dem Bereich unseres Feuers zu kommen, waren sie an der Felswand entlang weiter in die Schlucht geströmt, denn so hatten sie Aussicht, diese unten am Fluß wieder verlassen zu können. Hierbei hatten sie Mansezulu mit den Seinen geworfen und auf dem Wege alles niedergemetzelt. Allerdings hatte mancher von ihnen ins Gras beißen müssen, und auch ihre Verluste waren bedeutend.

Die Königspartei hatte durch unser Eingreifen einen heillosen Respekt bekommen, und, obgleich der Krieg noch weiter fortdauerte, unterließ sie doch die Einfälle in das Transvaalgebiet. Allerdings nahmen die in unserem Gebiet wohnenden Stämme der Königspartei nach wie vor an dem Kriege teil, aber sie zogen von jetzt ab immer

über die Grenze, und das Kriegstheater wurde mehr nach dem Osten des Zululandes, nach dem Lande des Häuptlings Usipebu verlegt, der ebenfalls ein heftiger Feind der Königspartei war.

Später, als Cetewayo aus der Gefangenschaft zurückkehrte, hat er mir öfter vorgehalten, daß ich Mansezulu bei dem Überfall geholfen hätte und die Ursache gewesen sei, daß so viele Zulus der Königspartei gefallen seien. Unserem guten Einvernehmen hat dies indessen nicht weiter geschadet, ich glaube vielmehr, daß die Furcht, die die Zulus vor mir hatten, gerade in der Sinçene-Affäre ihren Ursprung hatte.

Zweites Kapitel.

Der Räuber Matevan.

Im Jahre 1882, in der Zeit jener Unruhen an der Grenze, die ich im vorhergehenden Kapitel geschildert habe, wurde meinem Chef, dem Kommandanten Ferreira, von der Transvaalregierung ein Schreiben gesandt, in dem der englische Oberkommissar in Kapstadt einer Klage des Zwasiekönigs Umbandeni Erwähnung tat, derzufolge ein gewisser Matevan vom Transvaalgebiet aus mit einem Impie (Kriegsvolk) ins Zwasieland eingefallen sei, dort einen Kraal überfallen und Vieh, Weiber und Kinder geraubt habe. Die englische Regierung forderte eine Untersuchung des Falls und energische Bestrafung des Räubers Matevan.

Matevan war mein Zuluname, der mir von den Zulus schon gleich bei meiner Ankunft in Afrika beigelegt worden war. „Itéfu" ist eine Hälfte des Schnurrbartes, „Amatéfu" oder abgekürzt „Matéfu" ist der ganze Schnurrbart, und „Matéfane" heißt „Schnurrbärtchen". Nun ja, groß war mein Schnurrbart damals allerdings noch nicht, ich konnte eben die Spitzen drehen.

Lange zerbrachen mein Chef und ich uns den Kopf, was wohl der Grund zu dieser sonderbaren Beschuldigung sein könne, bis mir endlich ein Vorfall einfiel, von dem ich glaubte, daß er wohl die Veranlassung zu dem Schreiben des englischen Kommissars gegeben haben könne.

Etliche Monate vorher waren mein Chef und ich zum Einsammeln der Hüttensteuer nach der bereits beschriebenen, zwischen Zulu- und Zwasieland gelegenen Gegend geritten. Das Einsammeln war beendet, und der Kommandant ritt zu der etwa drei Tagereisen entfernten Station zurück, während ich, nur von drei berittenen Polizisten begleitet, eine Inspektion der Zulukraale vornahm, um zu sehen, ob die Zulus beim Bezahlen der Abgaben die richtige Anzahl Hütten angegeben hatten.

Unter den Polizisten befand sich auch der Oberkonstabel, der Induna oder Häuptling unserer Polizeitruppe, Giselao, ein geriebener, schlauer Kunde, ein älterer Mann, der eine recht abenteuerliche Laufbahn hinter sich hatte.

Er war ein geborener Zulu, der Sohn eines kleinen Häuptlings. Als junger Mann wurde er bei seinem Oberhäuptling Umbelline der Zauberei beschuldigt, und dieser gab Befehl, ihn zu töten. Auf wunderbare Weise war er dem Tode entgangen und nach Zwasieland geflohen, wo er die Gunst des alten Zwasiekönigs erwarb und lange Zeit als Inçegu (eine Art Adjutant) bei dem „Kronprinzen" Umbandeni, dem späteren König, blieb.

Später mußte er jedoch aus dem Zwasielande fliehen. Er baute einen Kraal beim Assegaiflusse, und nach dem Friedensschluß von 1881 ernannte ihn Kommandant Ferreira zum Oberkonstabel unserer Polizeiabteilung.

Mir war er sehr zugetan. Ich hatte das freundschaftliche Gefühl jedoch lediglich meiner Frau zu danken, die als Kind damals, als er von dem Häuptling Umbelline getötet werden sollte, viel zur Rettung seines Lebens beigetragen hatte.

Umbelline bewohnte mit seinem Stamm die Gegend zwischen den Flüssen Pongola und Intombi, in der Nähe des heutigen Lüneburg, und machte den dort wohnenden deutschen Ansiedlern viel zu schaffen. Mein verstorbener Schwiegervater war bis zum Ausbruch des Zulukrieges Vorsteher der Missionsstation Intombi, die an dem Flusse gleichen Namens liegt.

Eines Morgens, der Tag war kaum angebrochen, wurden die drei kleinen Mädchen des Missionars durch ein heftiges Geräusch am Fenster ihrer Kammer geweckt. Ein Kaffer stieß das Fenster auf, sprang in die Kammer, worauf er schnell das Fenster wieder schloß und sich unter das zunächststehende Bett verkroch.

Ehe sich die Kinder von ihrem Schrecken erholen und um Hilfe rufen konnten, bat der Eindringling flehentlich, sie möchten doch still sein und nicht schreien, Umbellines Zulus verfolgten ihn, um ihn zu töten. Da jetzt auch heftiger Lärm auf dem Hofe ertönte, blieben die Kinder, die mit dem Kaffern Mitleid fühlten, unbeweglich liegen, zitternd vor Angst und Erwartung.

Viele Zulus hatten das Haus umstellt und verlangten Eintritt, um den Flüchtling, den sie darin vermuteten, zu suchen. Der Missionar war bei dem Lärm aufgestanden, um nach der Ursache desselben zu forschen und um die Zulus zu beruhigen. Diese verlangten jedoch, das ganze Haus durchstöbern zu dürfen, und drohten es in Brand zu stecken, wenn sie nicht eingelassen würden. Bei der unruhigen Zeit und der Hilflosigkeit der Ansiedler den wilden Horden Umbellines gegenüber, wäre Widerstand Torheit gewesen; auch war der Missionar fest überzeugt, daß der Flüchtling sich nicht im Hause befinde. Die Zulus drangen ein und durchsuchten jedes Zimmer, selbst die Schlafkammer der Kinder.

Welche Todesangst die armen Mädchen ausgestanden, läßt sich begreifen, besonders als ein riesiger Zulu den Vorhang vor der Bettstelle, unter der der Flüchtling lag, mit dem Assegai etwas hochhob und unter das Bett sah, glücklicherweise jedoch ohne sich zu bücken.

Als die Zulus den Flüchtling nicht fanden, zogen sie wieder ab, im Glauben, daß er im Schutze der vielen Bäume der Station entkommen sei.

Lange noch lagen die Kinder still und wagten kaum zu atmen. Es war ihnen unerklärlich, daß der Zulu den Flüchtling nicht

bemerkt hatte. Endlich faßte die älteste, meine spätere Frau, Mut und sagte:

„Komm hervor, das Impie ist weg!“

Nun kam der arme Teufel, am ganzen Leibe zitternd, unter dem Bett hervorgekrochen und bat flehentlich, daß man ihm doch erlauben möchte, noch einige Zeit da zu bleiben, da er sonst sicher getötet würde.

Es wurde ihm gesagt, daß er sich beruhigen solle und keine Angst zu haben brauche. Die Kinder riefen die Mutter. Diese war natürlich aufs höchste erstaunt, den Kaffer in dem Zimmer zu finden, das die Zulus doch so gründlich durchsucht hatten.

Der Kaffer hatte, als die Zulus das Zimmer betraten, in seiner Todesangst mit beiden Händen die Verbindungsriemen der Bettstelle erfaßt, die Füße gegen das Querholz am Fußende gestemmt und so seinen Körper nach oben gegen die Matratze gepreßt. Der Zulu hatte den Vorhang nur eben hoch gehoben und weil er den Fußboden frei sah, geglaubt, daß sich der Flüchtling nicht unter dem Bett befinden könne.

Giselao, denn dieser war es, blieb bis zum Abend im Hause versteckt und floh dann in der Nacht nach dem Zwasielande. —

Am Mittag des Tages, an dem wir zu unserer Inspektionstour aufgebrochen waren, hatten wir bei einem Zulukraale abgesattelt, um die Pferde grasen zu lassen. Da kamen zwei Zulus und meldeten, daß am Morgen eine Abteilung Zwasies ihren Kraal überfallen, einen Kaffer getötet und mehrere verwundet hätte. Darauf hätten sie noch den Kraal in Brand gesteckt und seien mit dem Vieh und sämtlichen Weibern und Kindern abgezogen.

Eine nette Geschichte! Von der einen Seite plünderten die Zulus unsere Leute, und nun fingen die Zwasies auf der anderen Seite auch noch an.

„Aus wieviel Zwasies bestand das Impie?“ fragte ich den Zulu.

„Amaschuni a manu no mabili“ (42), sagte er.

„Und wieviel Gewehre?“

„Ça, zi zuelega izibamu“ (Nein, Gewehre fehlen überhaupt).

Nun, das war schon ein Vorteil!

Wir waren allerdings nur drei, hatten aber jeder ein Gewehr, und mit meiner trefflichen Winchesterbüchse, deren Magazin 16 Patronen enthielt, hätte ich es, wenn im Rücken gedeckt, allein mit einer Anzahl Zwasies aufgenommen. Vor diesem Gewehr hatten die Zulus einen höllischen Respekt; sie nannten es Ingugumbane, das Stachelschwein, weil es so viele Kugeln enthalte, als dieses Tier Stacheln habe.

Mein Plan war: sofort aufsitzen, hinter der Bande her, und ihr wenigstens die Weiber und Kinder, wenn möglich auch das Vieh wieder abgejagt!

Auf die beiden Zulus vom Kraal konnte ich rechnen, denn auch ihre Frauen und Kinder befanden sich unter den Geraubten. Ich befahl einem jungen Zulu von dem Kraal, bei dem wir abgesattelt hatten, so schnell wie möglich hinter dem Kommandanten herzulaufen und nicht zu ruhen, bis er ihn eingeholt habe, ihm den Vorfall zu berichten und zu melden, daß ich versuchen würde, wenn auch nicht das Vieh, so doch wenigstens die Frauen und Kinder wieder in die Hände zu bekommen.

Im Nu war aufgesattelt, und wir machten uns auf den Weg.

Unterwegs hörte ich noch, daß die Abteilung Zwasies zu einem Regimente des Königskraals gehörte. Dies war ein wichtiger Punkt, denn er mahnte mich zur größten Vorsicht, da ich wußte, daß meiner Regierung viel daran gelegen war, mit den Zwasies in gutem Einvernehmen zu bleiben.

Zur Station reiten und die Angelegenheit nach Pretoria melden ging nicht. Die Korrespondenz nahm damals bei dem Mangel an Telegraphen viel Zeit in Anspruch. Inzwischen wären die Weiber und Kinder weggeführt worden, und es würde unendlich viel Mühe kosten, sie zurück zu bekommen. So beschloß ich denn, zu versuchen, den Zwasies die Beute mit List wieder abzujagen.

Nach einem zweistündigen scharfen Ritte, während dessen die Zulus immer neben uns her trabten, kamen wir bei dem rauchenden Schutthaufen, dem Überbleibsel des Kraals der beiden Zulus, an und fanden auch noch die Leiche des Getöteten.

Nun folgten wir der Spur der weggetriebenen Viehherden. Die beiden Zulus schickte ich als Spitze etwa hundert Schritt voraus. Einzelne Kaffernkraale wurden umgangen, und so gelang es uns, unbemerkt vorwärtszukommen, indem wir nach jedem umgangenen Kraal wieder die Spur verfolgten.



Kaffernkraal.

Nachmittags gegen vier Uhr — wir hatten lange vorher die Grenze überschritten und befanden uns bereits tief im Zwasielande — erreichten wir eine Anhöhe, von der aus man ein Tal übersehen konnte. In ihm sahen wir das geraubte Vieh weiden. Auf einem kleinen Hügel im Tale, etwa 600 Schritt von uns entfernt, lag ein offener Kaffernkraal von 6—8 Hütten. Mit meinem Liliputglase, das ich im Felde stets bei mir trug und das ziemlich scharf war, konnte ich deutlich erkennen, was in dem Kraale vorging. Ich konnte sehen, daß die Zwasies hier die Nacht bleiben wollten.

Ein halbes Dutzend Kaffern war in dem aus dicht aneinander gereihten Pfählen gebildeten Viehkraal eben damit beschäftigt, einen

geschlachteten Ochsen aus der geraubten Herde abzuhäuten. Die übrigen Kaffern, sowie die Weiber und Kinder schienen alle in den Hütten zu sein bis auf zwei Weiber, die draußen herumhantierten.

Die Schilde und Assegaie der Zwasies standen alle beisammen gegen die Kraalpfähle gelehnt. Ich konnte von meinem Beobachtungsposten aus etwa 18 Schilde zählen, woraus ich schloß, daß die übrigen auf der anderen Seite des Viehkraals standen.

Vor dem Kraal war ein freier Platz, an dessen Ende einige große Felsblöcke lagen, hinter denen der Hügel ziemlich steil abfiel. Der Abhang war mit niedrigen Bäumen bewachsen, die sich bis zu einem Bache weiter zogen, an dessen beiden Ufern sie noch dichter standen.

Mein Plan war rasch gefaßt!

Ich beabsichtigte, einen meiner Leute bei den Pferden zu lassen, der beim ersten Schuß oder wenn ich mit dem Schnupftuch winkte, sie heranbringen sollte. Ich mit den beiden anderen und den zwei Zulus wollte mich zwischen den Bäumen nach den Felsblöcken bei dem Kraale schleichen, von wo aus im günstigen Augenblick zwei Mann rechts und zwei Mann links vom Viehkraal die Assegaie zusammen raffen und nach den Felsblöcken bringen sollten, wo ich stand, um die ganze Operation im Falle eines Angriffes der Zwasies zu decken. Hatte ich einmal die Waffen in meiner Gewalt, so wußte ich, daß Aussicht vorhanden war, mit den Räubern erfolgreich zu unterhandeln.

Die vielen Bäume an unserer Seite des Hanges und im Tale erleichterten uns das Vorgehen, und glücklich gelangten wir zu den Felsblöcken. Aus dem Lärme der Kaffern in den Hütten schloß ich, daß die Bewohner des Kraals kurz vorher Bier gebraut hatten, an dem sich die Zwasies delektierten. So war es mir auch verständlich, warum keiner der Krieger außerhalb der Hütten zu sehen war. Sie hatten ja auch nicht die geringste Ahnung von unserer Nähe und hätten sich wohl niemals träumen lassen, daß ich ihnen schon jetzt auf den Fersen sitze.

Leise kroch ich auf den Felsen, von wo aus ich alles beobachten konnte, was im Kraale vorging. Wie vermutet, sah ich die übrigen Waffen an der anderen Seite des Viehkraals stehen, konnte aber nicht zählen, wieviel Schilde dort waren.

Die Kaffern im Viehkraal waren noch mit dem geschlachteten Ochsen beschäftigt; einige Weiber gingen vor den Hütten, die alle mit einer Schutzwand aus Rohr umgeben waren, ihrer häuslichen Beschäftigung nach.

Endlich schien der geeignete Augenblick gekommen zu sein!

Wie Schlangen krochen meine Zulus nach dem Viehkraal; dort richteten sie sich auf und rafften die Assegaie zusammen, während ich, das Gewehr schußbereit, auf dem Felsen lag.

Die mit dem Schlachten beschäftigten Kaffern schienen das Hantieren meiner Leute durch die dichten Pfähle des Kraals nicht zu bemerken oder sie für einige der Ihrigen zu halten. Ungehindert kam jeder der Polizisten mit einem Arm voll Assegaie nach dem Felsblock zurück.

Nun sprang ich hoch und stand aufrecht mit dem Gewehr auf dem Felsen, während meine beiden Polizisten im Anschlag rechts und links von dem Felsblock standen.

„Hört, ihr Männer!" rief ich mit lauter Stimme.

Verwundert sahen die Zwasies im Viehkraal von ihrer Arbeit auf.

„Ich bin hier mit einem großen Impie", log ich. „Ich bin Matevan, der Induna (Unterhäuptling) von Umjakela (Kaffernname des Kommandanten Ferreira). Euer Kraal ist umzingelt, eure Waffen sind in meiner Hand; ruft alle Männer in den Viehkraal, damit wir «sprechen» (beraten) können! Wer wegzulaufen versucht, wird erschossen!"

Totenstille herrschte nach meinen Worten.

„Kommt heraus, ihr Männer!" rief ich wieder, „sonst lasse ich auf die Hütten schießen!"

Nun kamen sie; aber wer beschreibt die verdutzten Gesichter und die erstaunten Ausrufe, als sie ihre Assegaie verschwunden sahen!

„Ihr seid in meiner Hand", rief ich ihnen zu. „Rund um den Kraal liegen meine Krieger im Grase; wir alle haben Gewehre; und hier ist Ingugumbane, das Stachelschwein", sagte ich, mein Gewehr hochhaltend, „von dem ihr ja gehört habt. Geht alle in den Viehkraal, damit wir sprechen können!"

Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

„Suche schnell die Hütten durch, ob keine Männer drin versteckt sind!" raunte ich Giselao zu. Er kam zurück: nur Frauen und Kinder seien noch in den Hütten zu sehen.

Ich ging mit Giselao zum Kraal und zählte die Männer; es waren deren 37. Fünf von ihnen schienen, den Fellen nach zu urteilen, nicht zu der Zwasietruppe zu gehören; jedenfalls waren es die Männer vom Kraal.

„Wer ist euer Anführer?" fragte ich.

Ein großer, schön gebauter Zwasie mit einem blank polierten schwarzen Ringe, so dick wie eine Wurst, auf dem Kopfe, trat vor.

„Ihr seid in das Land des Gouvernements eingefallen, habt Kinder vom Gouvernement getötet und Frauen und Kinder weggeführt; wo sind diese?" sagte ich, schußbereit im engen Eingang des Kraals stehend.

„Wir haben Befehl gehabt, den Kraal des Maschangane abzubrennen und ihn selbst zu töten, weil er ein Zauberer ist. Die Frauen und Kinder sind hier in den Hütten", erwiderte der Anführer.

„Gut", sagte ich, „wenn das so ist, so müßt ihr mit mir zu Umjakela gehen und ihm dieselben Worte sagen. Ich bin nur sein Mund; Umjakela wird mit euch reden, er wartet auf uns; die Weiber und Kinder nehmen wir ebenfalls mit."

Inzwischen war auf meinen Wink mit dem Schnupftuch der Polizist mit den Pferden herangekommen. Ich befahl Giselao, die eisernen Handfesseln, die wir immer am Sattel trugen, loszumachen

ließ dann den Anführer und noch sieben beringte Zwasies heraustreten und je zwei zusammenfesseln.

Dann gab ich den beiden Zulus leise Befehl, die sämtlichen Assegaie unbemerkt in eine tiefe Stelle des nur etwa dreißig Schritt von den Felsblöcken entfernten Baches zu werfen, und schickte einen meiner Reiter, um das Vieh herbeizuholen, das einige hundert Schritt vom Kraal entfernt weidete.

Bald hatten wir die ganze Karawane beisammen. Die zehn geraubten Weiber und Mädchen mußten die etwa dreißig Kopf starke Viehherde treiben. Den Gefangenen wurde bedeutet, den beiden Zulus, die vorausgingen, zu folgen. Die Männer des Kraals wurden ebenfalls mitgenommen, und bald war der ganze Zug auf dem Marsche. Ein Polizist ritt mit gespanntem Gewehr links vom Trupp, einer rechts. Giselao ritt bei mir, und zwischen uns beiden behielten wir den Anführer mit seinem an ihn gefesselten Kompagnon.

Giselao hatte ich auf eine Weise, daß es alle hören konnten, Befehl gegeben, sofort den Anführer niederzuschießen, sobald einer der Gefangenen zu entfliehen wagen sollte.

Zurück nahm ich nicht denselben Weg, den wir gekommen waren, aus Furcht, verfolgt zu werden. Von dem Anführer hatte ich gehört, daß die ganze Truppe aus 42 Mann bestanden hatte, zehn Mann hatte er nach dem Königskraal vorausgesandt, um seine Ankunft zu melden.

Als wir unseren Marsch antraten, war die Sonne bereits untergegangen; aber da der Mond beinahe voll war, konnten wir die ganze Nacht marschieren. Hatte ich einmal die Grenze erreicht, so stand mir Hilfe genug zur Verfügung. Die beiden Zulus, die als Wegweiser dienten, hatten Befehl, etwaige am Wege liegende Kaffernkraale und mit Bäumen bewachsene Striche zu vermeiden und soviel wie möglich auf offener Fläche zu bleiben. Wir marschierten, ohne zu rasten, und um Mitternacht überschritten wir wieder die Grenze. Bald erreichten wir in unserem Gebiet einen großen Zulukraal, wo ich genügend Hilfe

zur Bewachung der Gefangenen erhielt. Hier gedachte ich vorläufig zu bleiben und Instruktionen vom Kommandanten abzuwarten. Am meisten war ich beruhigt, daß die geraubten Weiber und Kinder vollzählig beisammen waren, und auch von dem Vieh fehlte nur der eine Ochse, den die Zwasies geschlachtet hatten.

Mein Bote an Kommandant Ferreira hatte Glück, denn dieser war am Tage vorher nicht weiter als bis zu einem Kraale in der Nähe des Zendelingflusses geritten, wo ihn auch der Bote in der Nacht noch antraf.

Am nächsten Tage gegen Mittag kam der Kommandant nach dem Kraal, wo ich mit den Gefangenen war, und freute sich sehr über das Gelingen des Unternehmens.

Die Zwasies wurden entlassen, und ich gab ihnen die Stelle im Bache an, wo ihre Waffen versenkt worden waren.

Der Zwasiekönig grollte natürlich sehr, daß ich seine besten Krieger so überlistet und sie gefangen genommen hatte. Um seine Gebietsübertretung zu verdecken und zu beschönigen, versuchte er, uns mit einer Klage über mich beim englischen Kommissar zuvorzukommen. Er beklagte sich, daß ich in sein Land eingefallen sei und Weiber, Kinder und Vieh geraubt hätte. Nun, wahr war es ja; er hätte aber richtiger sagen müssen: zurückgeraubt.

Die Transvaalregierung bestand darauf, daß Umbandeni den geschädigten Zulus vollen Schadenersatz bezahlte, was auch in Gestalt von 50 Stück Vieh geschah. Selbstverständlich waren die Zulus hierdurch befriedigt und hoch erfreut.

Mir aber wurde für die Beschuldigung, ein „Räuber" zu sein, vollständige Genugtuung dadurch zu teil, daß die Regierung meinen Rapport im Regierungsanzeiger veröffentlichte.

— · —

Drittes Kapitel.

Die Unruhen an der Zulugrenze.

Die Klagen der Transvaalregierung über die ungeregelten Zustände im Zululande wurden kräftig durch die englische Schriftstellerin Miß Colenso, die Tochter des Bischofs von Natal, unterstützt. Es gelang dieser Dame sowohl durch ihre Schriften, als auch durch energisches Auftreten in England, die „Aborigine Protection Society" (Gesellschaft für den Schutz der Eingeborenen) zu bewegen, ihren großen Einfluß zu gunsten des Zulukönigs Cetewayo in die Wagschale zu werfen.

Die Gefangenhaltung Cetewayos von seiten der englischen Regierung nach dem Friedensschluß bezw. nach Beendigung der Feindseligkeiten stand nicht im Einklang mit dem gewöhnlichen Kriegsgebrauch.

Wenn Cetewayo auch ein Barbar war, so hatte er doch weiter nichts getan, als sich gegen die Angriffe der Engländer verteidigt und hatte darin nur Edelmut bewiesen. Denn nach der Schlacht von Isandhluana am 22. Januar 1879, in der die ins Zululand einmarschierte englische Armee bis auf den letzten Mann aufgerieben wurde, hatte er das offen und wehrlos vor ihm liegende Natal verschont und sich auf die Verteidigung seiner Grenze beschränkt.

Der Schrecken vor den Zulus war in Natal so groß, daß die Einwohner, nachdem die Niederlage der Engländer bekannt geworden war, in wilder Flucht nach der Küste strömten.

Auch die zum Zulustamm gehörenden Kaffern Natals ergriff ein heilloser Schrecken, denn sie hatten alle Ursache, die furchtbare Rache ihrer Stammesbrüder zu fürchten; hatten doch ihre Häuptlinge den Engländern ein etwa 1500 Mann starkes Hilfskorps gestellt, das jedoch das gleiche Schicksal erlitten hatte wie die englischen Soldaten.

Dabulamanzi („Durchschneide das Wasser“), ein Halbbruder Cetewayos, der die Zuluarmee bei Isandhluana befehligte, erzählte mir später einmal, daß es ihm gelungen sei, vor der Schlacht mit seiner Armee unbemerkt bis in die Nähe des englischen Lagers zu gelangen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen hätten die Engländer nicht eine einzige Patrouille ausgesandt gehabt, um die Gegend aufzuklären. Sein Angriff kam dem englischen Befehlshaber so überraschend, daß die Soldaten nicht einmal Zeit hatten, die Patronenkisten zu öffnen. Wagenladungen derselben fielen ungeöffnet in die Hände seiner Zulus.

Die Natalkaffern, die alle durch einen um den Kopf gewundenen roten Lappen kenntlich waren, rissen ihn ab, sobald sie die Sache der Engländer verloren sahen, und stürzten sich ebenfalls auf die überraschten, unglücklichen Soldaten, hoffend, so dem Tode zu entgehen. Dieser Verrat half ihnen jedoch nichts, denn sie alle wurden nachher dennoch von den erbitterten Zulus niedergemetzelt.

Dabulamanzi sprach bei seiner Erzählung mit großem Lob von den englischen Soldaten. Sie hätten sich bei Isandhluana wie die Löwen gegen die Übermacht verteidigt und der Sieg hätte auch den Zulus viele Opfer gekostet.

Das Lob dieses tapferen Häuptlings ist wahrlich nicht zu unterschätzen, wenn man bedenkt, was es heißt, einer Attacke der Zulus gegenüberzustehen.

Die Soldaten hatten die Munition verschossen, und der sichere Tod stand vor ihren Augen. Als einzige Waffe war ihnen das Bajonett geblieben. Aber was will das heißen? Einmal zustoßen, um dann sofort von Assegaien durchbohrt niederzustürzen. Denn

Erbarmen kennt der Zulu nicht. Er gibt und erwartet keinen Pardon und ist nicht eher zufrieden, als bis der Feind am Boden liegt und er ihm den Leib auf geschnitten hat, damit, wie er glaubt, die Seele entfliehen könne.

Die Zulus greifen stets in langer, dicht geschlossener, etwa 5—7 Glieder tiefer Linie an und suchen den Feind durch Ausdehnung der Flügel zu umfassen und durch die Schnelligkeit ihres Angriffs zu erdrücken.

Scheint ihnen die feindliche Macht zu stark und die Möglichkeit vorhanden, daß der erste Anprall nicht gelingt, so halten sie einen oder mehrere Trupps in Reserve, die den Angriff der ersten Kolonne sofort unterstützen und ihr Zeit geben, sich wieder zu sammeln.

Es ist ein wundervoller Anblick, eine solche stürmende Mauer ankommen zu sehen.

Alles kraftvolle, schön gebaute Gestalten, sind sie nackt bis auf die Mudscha und Büschel aus Ziegenhaaren um die Ellenbogen und Kniegelenke; auf dem Kopf tragen sie einen Federschmuck.



Zulukrieger
von einem der jüngeren Regimenter.

Die Mudscha besteht aus einem Büschel schön gedrehter Fellfranzen, meist von der Buschkatze herrührend, und einem etwa zwei Fuß langen und einen Fuß breiten Felle. Am meisten liebt der Zulu für die Mudscha das Fell des Leoparden, der Otter, verschiedener kleiner Antilopen, größerer Affen oder auch das eines beinahe ausgetragenen, jedoch noch ungeborenen Kalbes, weil das Fell eines solchen sehr weich ist und die Haare einen schönen Glanz behalten. Selbstverständlich tötet der Zulu, um es zu bekommen, nicht extra eine Kuh, sondern er nimmt das Fell nur, wenn eine trächtige Kuh stirbt oder er eine solche sowieso schlachtet. Die Mudscha wird so unter die Hüften gebunden, daß der Franzenbüschel vorn, das Fell aber hinten herunterhängt. An jeder Seite der Hüfte hängt noch eine weiche, bis zum Knie reichende lange Franze, die mittels schmaler Fellstreifen so gedreht ist, daß sie die Form eines Lampencylinderwischers annimmt.

Ein Regiment Cetewayos trug anstatt dieser Seitenfranzen Leopardenschwänze, weshalb es auch die Isingua, die Tiger, hieß; auch trug es als Zierrat einen der Tigerfranze ähnlichen Ring um den Kopf.

Der Ansturm der Zulus bietet ein wildschönes Schauspiel. Sie sind im stande, ihren Anprall mit der Schnelligkeit einer Kavallerieabteilung auszuführen.

Als Bewaffnung tragen die Zulus zwei bis drei leichte Assegaie zum Werfen und einen schweren zum Stechen. Zum Abwehren der Assegaie dient der aus Ochsenhaut verfertigte, ovale, etwa vier Fuß hohe Schild, durch den an der Rückseite ein starker Stock der Länge nach gesteckt ist. Oben am Stock ist ein Fellbüschel befestigt, der ebenfalls die Form eines Lampencylinderwischers hat. In der Mitte des Schildes befindet sich eine kleine Lederschleife, durch die Mittel- und Zeigefinger der linken Hand gesteckt werden. Der Daumen liegt fest an der Stange, um den Schild dirigieren zu können.

Da ein kräftig geworfener, den Schild im rechten Winkel treffender Assegai in denselben eindringt, sucht der Zulu durch Schräghalten des Schildes die Waffe abgleiten zu lassen.

Bei der Attacke trägt der Zulu den Stoßassegai und einen oder zwei Wurfassegaie mit dem Schilde zusammen in der linken Hand, während er in der rechten einen solchen zum Wurfe bereithält.

Nun stürmt er mit großen Sprüngen unter wildem Gebrüll gegen den Feind, die Augen verdrehend und mit der Rechten gegen den Schild schlagend, wodurch in Verbindung mit dem Klappern der Assegaie ein trommelartiger Lärm entsteht.

Auf Wurfweite herangekommen, sendet die stürmende Truppe einen Hagel von Speeren gegen den Feind und greift dann sofort zum Stoßassegai.

In dem Wurf liegt eine solche Gewalt, daß der Assegai sogar in einen Kaffernschädel eindringt, und ein solcher ist viel dicker und härter als der eines Weißen.

Ich sah bei einem Gefecht einmal einen Kaffern auf dem Schlachtfelde liegen, dem ein Wurfassegai mitten auf der Stirn tief in den Schädel eingedrungen war. Durch die Gewalt des Wurfes war das eiserne Heft wie ein Haken umgebogen.

Mut, Todesverachtung und eiserne Nerven sind erforderlich, um bei dem höllischen Lärm des Ansturms den Feind ruhig zu erwarten. Keiner wird sagen können, daß er frei von Furcht blieb und nicht sein Herz klopfen fühlte, als er einem solchen Angriff zum ersten Male gegenüberstand.

Auch mir ging es so in meinem ersten Kampfe gegen die Zulus. Ich kann mich noch gut des Gefühls erinnern, das mich beschlich. Auch ich fühlte mein Herz klopfen, aber wunderbarerweise nicht nur da, wo es gewöhnlich klopft, sondern der Schlag desselben ging tick-tick durch meinen ganzen Körper bis zur kleinen Zehe hinunter! Die Redensart „das Herz sinkt einem in die Schuhe" hat doch etwas Wahres an sich.

Um so größer ist aber dann die Freude, wenn man den Angriff abgeschlagen hat. Das nächste Mal fühlt man sich denn auch leichter. —

Die Engländer hatten den Zulukrieg, wie alle anderen Kriege in Südafrika, mit Mißachtung und Unterschätzung des Feindes begonnen.

In dünkelhaftem Wahn, von ihrer Unbesieglichkeit überzeugt, marschierte die englische Armee ins Zululand ein.

Die Sorglosigkeit der englischen Führer spottete jeder Beschreibung. Der Patrouillendienst wurde genau so leichtfertig gehandhabt wie in den Boerenkriegen, und wenn einmal wirklich eine Patrouille ausritt, dann verriet sie sich den wie Schlangen im Grase kriechenden Zuluspähern auf meilenweite Entfernung durch ihre knallroten Uniformen und ihre blendend weißen Helme.

Wieviele tapfere Soldaten hat das englische Volk nicht schon durch die Ueberhebung und die Unfähigkeit seiner Offiziere verloren! Nie haben sie die gemachten Erfahrungen verwertet, und immer wieder erhielten sie neue Schlappen, die sie in erster Linie der unverantwortlichen Vernachlässigung des Aufklärungsdienstes zu verdanken haben.

Die Zulus haben nicht allein bei Isandhluana die Engländer überrascht, sondern auch bei allen anderen Niederlagen, die sie ihnen beibrachten.

Sie umgaben dieselben stets mit einem unsichtbaren Netz von Kundschaftern. Keine Bewegung des Feindes entging ihnen. Auch in der Beweglichkeit waren sie den Engländern weit überlegen. Natürlich konnten sie den modernen Feuerwaffen und Maschinengeschützen auf die Dauer ebensowenig widerstehen als später die Scharen des Mahdi.

Beim Flusse Intombi auf transvaalischem Gebiete wurde eine andere englische Abteilung aufgerieben.

Eine etwa dreihundert Mann starke Truppe marschierte von Lydenburg nach Lüneburg und kam an den hochangeschwollenen

Intombifluß. Da sie ihn nicht passieren konnte, mußte sie den Ablauf des Wassers abwarten und lagerte hart an dem linken Flußufer.

Sorglos wie gewöhnlich, vernachlässigte es der Befehlshaber, die Wagen zu einem Lager zusammenzuziehen, und ließ jeden Wagen an der Stelle stehen, wo er gerade ausgespannt hatte.

Am Nachmittage kamen verschiedene deutsche Ansiedler aus dem etwa eine Stunde entfernten Fort bei Lüneburg nach dem Flusse geritten und teilten dem englischen Befehlshaber mit, daß die nahen Berge voller Zulus seien, die alles sehen könnten, was bei seinen Truppen vorgehe. Ihrem Rate, eine Wagenburg zu bilden, schenkte er kein Gehör und erwiderte nur:

„Ich fürchte die Zulus nicht. Mit meinen Truppen marschiere ich mitten durchs Zululand!“

Da die Lagerstelle gerade in einem Winkel lag, den der ebenfalls angeschwollene, in den Intombi mündende kleine Fluß Umtitane mit diesem bildet, glaubte sich der englische Führer nach den beiden Flußseiten hin gedeckt und stellte nur an jeder Seite des Dreiecks einen Posten aus. Einen Posten im Vorterrain auszusetzen oder Nachtpatrouillen auszuschicken, unterließ er gänzlich.

Die Nacht war kalt und regnerisch. Mit Tagesanbruch erhoben sich plötzlich dicht vor den Wachen Tausende schwarzer Gestalten, die mit höllischem Gebrüll in das Lager stürmten. Kaum hatte einer der Posten Zeit, sein Gewehr abzufeuern, als er auch schon tot zusammenstürzte.

Ehe die erschreckten Schläfer von den Waffen Gebrauch machen konnten, lagen die meisten von ihnen schon blutend am Boden, und nur wenigen gelang es, einige Schüsse abzufeuern.

Einige der Engländer, die sich sofort von ihren Zelten aus in den Fluß stürzten, entkamen.

Auch der Führer der Truppe mußte seinen Leichtsinn mit dem Tode büßen. Er fiel, nachdem er mehrere Zulus mit dem Revolver erschossen und einige mit dem Säbel durchbohrt hatte.

Der Verlust der Schlacht von Hlobane ist ebenfalls allein dem mangelhaften Aufklärungsdienste der Engländer zuzuschreiben.

General Wood unternahm von seinem befestigten Lager bei Kambula aus einen Vormarsch gegen den Berg Hlobane, auf dem eine große Viehherde der Zulus weidete. Er hatte jedoch vernachlässigt, Aufklärungspatrouillen weit ins Vorterrain zu senden, sonst hätte er erfahren, daß nicht weit von Hlobane eine starke Zuluarmee lagerte. Auch hätte er sich sagen müssen, daß die Zulus eine solche Viehherde nicht so nahe an der Grenze lassen würden, ohne sie gut zu bewachen.

Hlobane ist ein lang ausgedehnter, tafelförmiger Berg. Die untere Hälfte ist steil und mit großen Felsblöcken bedeckt; dann erhebt sich rund um den Berg senkrecht eine hohe Felswand, die nur an der Ost- und Westseite auf beschwerlichen Fußpfaden erstiegen werden kann.

In den Höhlen der Felswand und zwischen den hohen Felsblöcken hielten sich über tausend Zulus zum Schutze der Viehherde verborgen.

General Wood schickte einen Trupp englischer Reiter, darunter auch eine kleine Abteilung Boeren unter Piet Uys, auf den Berg, um das Vieh zu holen, ohne diese Operation nach dem Emniatiberge zu zu decken, der einzigen Richtung, aus der ein Anmarsch feindlicher Kräfte hätte erwartet werden können. Er selbst hielt mit dem Haupttrupp im Westen des Berges in der Ebene, jedoch so weit entfernt, daß eine Unterstützung der Reiter auf dem Berge unmöglich war.

Diese hatten den Berg an der Ostseite erklommen und am Fuße der Felswand eine Abteilung zurückgelassen. Als sie eben auf dem Plateau angekommen waren und sich anschickten, das Vieh zusammenzutreiben, sahen sie sich plötzlich von Hunderten von Zulus umzingelt. Ohne Aussicht, einen Kampf mit der Übermacht erfolgreich bestehen zu können, stürmten sie dem Fußpfade im Osten des Berges zu.

hoffend, daß Woods Kolonne ihnen dort den Rückzug ermöglichen würde. Aber diese war unten in der Ebene, und am Fuße der Felswand wimmelte es von Zulus, durch die der Weg Schritt für Schritt erkämpft werden mußte.

Hier fiel Piet Uys und noch viele andere. Der Deutsche Meißner, der auf einem Felsblock stehend mehrere Zulus mit dem Kolben erschlug, nachdem er seine Munition verschossen hatte, fiel ebenfalls, von mehreren Wurfspeeren durchbohrt.

Auch den Reitertrupp, der am Ostende des Berges unter der Felswand zurückgeblieben war, um den Rückzug der Kameraden zu decken, erreichte ein trauriges Schicksal.

An der Stelle, wo die Reiter hielten, bildet der Berg in seiner halben Höhe mit dem sich nach Osten ziehenden Gebirge einen Sattel.

Bei diesem Sattel böscht sich das Gelände nach Süden in einem Winkel von 30—35 Grad ab. Nach Norden fällt eine senkrechte Felswand ins Tal, die sich nach Osten in der Verlängerung des Hlobaneberges weiter erstreckt.

Späher hatten die englischen Reiter den Berg ersteigen sehen, und sofort kam aus der Richtung des Emniatiberges eine starke Zuluabteilung den Viehwächtern zu Hilfe, die in geschlossener Kolonne gegen den kleinen Trupp Reiter vorgingen und ihm den Rückzug abschnitten. Panik ergriff die Engländer, und ohne das Terrain zu kennen, flohen sie in nördlicher Richtung, hoffend, hier ins Tal zu gelangen.

Plötzlich standen sie vor der Felswand, hinter sich die brüllende Horde Zulus. In ihrer Todesangst spornten die meisten ihre Pferde und stürzten sich die Felswand hinunter.

Sie wußten nicht, daß nach dem Hlobaneberge zu ein schmaler Fußpfad zwischen Felsblöcken hindurch ins Tal hinabführt, auf dem sie sich hätten retten können. Denn alle Viehwächter hatten sich aus den Höhlen nach dem Fußpfade an dem Westende des Berges

gezogen, auf dem die Reiter, die das Vieh vom Plateau holen sollten, den Berg zu verlassen gedachten.

Nur wenige Reiter dieser unglücklichen Abteilung entgingen an der Felswand dem Tode.

Der Wachtmeister, ein Deutscher, rief, als er das entsetzliche Schauspiel sah, einigen englischen Kameraden zu:

„Kommt, lieber von Feindeshand fallen, als Selbstmord begehen!“

Verschiedene schlossen sich ihm an und stürmten, den Säbel oder Revolver in der Faust, geschlossen gegen die Zulus, die, durch die Pferde erschreckt, eine Gasse öffneten und sie durchließen.

Zwei andere ritten in entgegengesetzter Richtung am Rande der Felswand entlang und entkamen ebenfalls. —

Den vereinten Bemühungen der Transvaalregierung, Miß Colensos und der „Aborigine Protection Society“ in London gelang es schließlich im Jahre 1883, die englische Regierung zu bewegen, Cetewayo die Rückkehr in sein Land zu erlauben.

Dieser sollte jedoch erst durch eine Reise nach England einen Einblick in englische Macht und ein Bild von dem bekommen, was England zu tun im stande wäre, falls er sich noch einmal einfallen ließe, anders zu tanzen, als die englische Regierung pfiffe.

Wiewenig aber dieser Zweck erreicht wurde, geht aus Cetewayos Worten hervor:

„Wie stark müssen doch die Boeren sein, daß die wenigen Männer dieses große Volk besiegt haben. Ich wollte, ich hätte so viele Boeren, als die Engländer Menschen haben, dann gehörte mir die ganze Welt.“

Die englische Regierung hob die nach der Gefangennahme Cetewayos 1879 getroffene Einteilung des Landes in verschiedene kleine Distrikte auf und teilte das Zululand in drei Teile.

Der südliche Teil wurde unter dem Namen „British Zulu

Reserve" englisches Gebiet und sollte als Niederlassung für alle Zulus dienen, die unter englische Herrschaft zu kommen wünschten.

Den nordöstlichen Teil erhielt der englisch gesinnte Häuptling Usipebu, der Oham gegen die Königspartei unterstützt hatte.

Der übrige Teil fiel an Cetewayo zurück.

Dem Verräter Oham gaben die Engländer einen wohlverdienten moralischen Tritt. Sein Land kam wieder unter Cetewayo.

Viertes Kapitel.

Umdabuko, der Bruder Cetewayos.

Nach der Rückkehr des Königs Cetewayo sandte die Transvaalregierung den General Niclas Smit nach dem Hauptkraal Ulundi, um den König in ihrem Namen zu begrüßen.

Kurz nachdem General Smit wieder nach Pretoria zurückgekehrt war, erhielt ich Befehl, mich mit einem Spezialauftrag zu Cetewayo zu begeben.

Mir war dieser Auftrag sehr willkommen, um so mehr, da gerade die sämtlichen Zuluhäuptlinge mit ihren Regimentern aufgerufen waren, um dem König ihre Huldigung darzubringen.

Mein Chef, Kommandant Ferreira, befand sich dienstlich auf einer Reise nach Pretoria und konnte vor Ablauf eines Monats nicht zurück erwartet werden.

Ich vertrat während seiner Abwesenheit seine Stelle. Ich beauftragte daher einen der Feldkornetts des Distrikts, van Staden, mit meiner Vertretung und reiste sofort nach Empfang des Befehls ab. Am Nachmittage des zweiten Tages erreichte ich, nur von einer Polizei-Ordonnanz begleitet, den Kraal von Memessa, der am Zendelingsrivier hart an der Zwasiegrenze liegt.

Memessa ist ein Halbbruder des Zwasiekönigs Umbandeni und mußte wegen eines Streites mit ihm aus dem Zwasielande fliehen, worauf er sich in unserem Distrikte ansiedelte und mich häufig bei den

Ritten an der Grenze und auf Jagdzügen begleitete. Ich hoffte ihn zu bewegen, mit mir zusammen zu Cetewayo zu reiten, bei dem er großen Einfluß besaß. Er hatte mehrere Jahre lang in dem Hauptkraal Ulundi bei Cetewayo gewohnt und war sein steter Begleiter auf der Jagd gewesen. Dann hatte er am Kriege gegen die Engländer teilgenommen und stand auch in den späteren Wirren auf seiten der Königspartei.

Memessa hatte die Absicht, ebenfalls mit einigen Häuptlingen unseres Distrikts zur Begrüßung des Königs nach Ulundi zu gehen. Als er aber hörte, daß auch ich mich auf dem Wege dahin befand war er auf meine Bitte sofort bereit, sich mir anzuschließen.

Die nötigen Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. So konnten wir am Abend noch ein gutes Stück Weg zurücklegen und durchritten am nächsten Morgen den Pongolafluß, die Grenze zwischen Zululand und Transvaal.

Wir hatten vollauf Zeit, bis alle Häuptlinge zur großen Versammlung eintrafen, und konnten daher unsere Reise nach Belieben einrichten. Der direkte Weg hätte durch das Land von Oham geführt. Um aber einen Besuch bei Oham und damit den etwaigen Verdacht, daß ich mit Oham sympathisiere, zu vermeiden, beschloß ich, in einem Bogen um sein Gebiet zu reiten und erst einen Tag bei Umdabuko, dem Bruder Cetewayos, zu verweilen.

Ich wußte, daß dieser mich genau ausfragen und meine Ankunft bei dem König vorbereiten würde.

Umdabuko ist der einzige noch lebende rechte Bruder Cetewayos. Obgleich Umpanda sechzehn Söhne und auch eine große Anzahl Töchter hatte, so waren diese doch alle von untergeordneten Frauen geboren. Die Hauptfrau hatte ihm nur drei Söhne geschenkt: Cetewayo, Umdabuko und Umbulluana.

Umbulluana hatte sich in seiner Jugend mit seinen Anhängern gegen Cetewayo erhoben und einer gegen ihn ausgesandten Truppe des Königs beträchtliche Verluste beigebracht.

Nachdem der König jedoch Verstärkungen gesandt hatte, wurde Umbulluana geschlagen und mit den meisten seiner Anhänger getötet. —

Oham hatte erfahren, daß wir sein Gebiet vermieden. Wir schliefen die erste Nacht, nachdem wir die Grenze überschritten hatten, in einem Kraale bei dem Berge Ihlomohlomo.

Am nächsten Morgen wollten wir gerade in den Sattel steigen als zwei Boten von Oham kamen, die mich dringend zu sprechen wünschten.

„Oham hat gehört", sagten sie, „daß sein Vater einen anderen Weg nimmt und Ohams Kraal vermeidet."

Es folgten noch eine Menge jener wunderschönen bildlichen Redensarten, an denen die Zulusprache so reich ist, „von wehem Herzen ob dieser Zurücksetzung" usw.

Der Inhalt der ganzen Rede war mit kurzen Worten: Oham ließ mich wissen, doch sofort mit den Boten zu ihm zu kommen, da er mir für meine Hilfe bei Sinçene danken wolle; ein Ochse zum Schlachten und Bier zum Trinken seien schon bereit.

Daß dies nicht der Grund zu einer Unterredung war, konnte ich mir denken. Denn wann hätte ein Zulu je Dank gekannt? Es war unzweifelhaft: der alte Verräter wollte mich zu irgend etwas benutzen, sonst hätte er mir keine Boten gesandt. Ich kannte die Zulus und wußte genau, daß, je schöner sie sprechen, man desto mehr auf der Hut sein muß. Ich sann hin und her, konnte aber zu keiner richtigen Antwort kommen.

Mein Gefährte Memessa hatte die ganze Botschaft schweigend mit angehört. Ich fragte ihn, was er von der Geschichte denke und ob wir der Aufforderung folgen sollten. Er deutete ruhig auf einen schönen, großen Ochsen im Viehkraal:

„Das ist Cetewayo", sagte er, und dann auf einen alten, räudigen, in der Sonne liegenden Hund zeigend: „Das ist Oham, nun wähle!"

Diese wenigen Worte genügten.

Ich rief die Boten und sagte ihnen:

„Ich weiß nicht, was Oham damit sagen will, ich hätte ihm bei Sinçene geholfen. Mansezulu war das Kind der Regierung, und er und sein Volk haben der Regierung gehuldigt (das bei den Zulus dafür gebräuchliche Wort ist «consa»). Ich bin der Induna der Regierung, und meine Aufgabe ist, die Kinder der Regierung zu beschützen. Ich bin nicht nach Zululand gekommen, um mich in die Landesangelegenheiten zu mischen, sondern das Gouvernement hat mich nach Ulundi gesandt. Was wird Piet Joubert sagen, wenn er hört, daß ich, anstatt nach Ulundi zu gehen, bei Oham sitze und einen Ochsen verzehre und Bier trinke! Würde Oham euch beide nicht töten, wenn ihr, anstatt zu mir zu kommen, wohin Oham euch geschickt hat, zu Usipebu oder zu irgend einem anderen Häuptling geganget wäret?“

Darauf konnten mir die Boten nichts antworten und so gingen sie zu Oham zurück, meine Worte zu überbringen.

Am Nachmittage erreichten wir den Kraal Umbabukos.

Man darf nicht denken, daß ein Weißer oder irgend ein anderer Fremder, der zu dem Königskraal oder zum Kraale eines der großen Zuluhäuptlinge kommt, ohne weiteres in denselben hineinspazieren darf und sofort von der Person, die er zu sehen wünscht, empfangen wird. Durchaus nicht! Im Gegenteil; es gilt für vornehm, den Besucher recht lange warten zu lassen, ehe man ihn zur „Audienz“ zuläßt. Aber an der Art des Empfanges durch den Haupt-Inçegu und an den Vorbereitungen, die zur Beherbergung getroffen werden, weiß man sofort, ob und in welchem Maße der Besucher willkommen ist.

Wir stiegen vor dem Kraale ab und schickten meinen Diener hinein, der auch bald mit einem jungen Zulu zurückkam. Diesem nannten wir unsere Namen und den Ort, von wo wir kamen. Der Diener ging in den Kraal, und bald kam ein Inçegu, der, obwohl er Memessa kannte, uns genau nach dem Woher und Wohin, sowie nach dem Zwecke des Besuches ausfragte, um das Gehörte Umbabuko mitzuteilen.

Beim Königskraal dauert es manchmal tage-, ja wochenlang, ehe Fremde vorgelassen werden. Es kommt dabei auch viel auf die Geschenke an, die man den Inçegus macht. Ich habe öfters gesehen, daß Besucher aus Natal oder Transvaal nach tagelangem Warten unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten. Sie konnten den König höchstens aus der Ferne sehen, denn sie hatten vergessen, dem Inçegu Geschenke zu machen, und dieser hatte dem Könige gemeldet, daß der Fremde ein Ivogasane, ein Lump, ein Bettler sei.

Nach dem Empfang bei Umdabuko zu schließen, hatte ich nicht zu befürchten, unnötig aufgehalten zu werden.

Nach einigen Minuten schon kam der Inçegu zurück und teilt mir mit: Umdabuko habe bereits gehört, daß wir bei Ihlomohlomo geschlafen hätten, und er freue sich, daß ich bei ihm vorspräche.

Er wies uns eine große reinliche Hütte an, dicht neben der großen Umzäunung, in welcher die Hütten Umdabukos und seiner Frauen standen.

Daraus, daß Umdabuko bereits wußte, daß wir bei einem Kraale in der Nähe von Ihlomohlomo übernachtet hatten, konnte ich annehmen, daß der Besitzer des Kraals nicht allein einen Boten zu Umdabuko vorausgesandt hatte, sondern durfte auch sicher sein, daß er ihm meine Antwort an Oham mitgeteilt hatte, die ich den Boten absichtlich in Gegenwart des Kraalherrn gab.

Nachdem unsere Diener die Pferde versorgt und wir uns an einem kräftigen Trunk frischen Hirsebieres erquickt hatten, ließ ich Umdabuko melden, daß ich ihn zu begrüßen wünsche, und bald kam auch der Inçegu zurück, uns zu rufen.

Memessa kannte Umdabuko bereits seit langer Zeit. Obgleich ich ihm noch nie begegnet war, so war ich ihm dennoch gut bekannt, da wir schon öfter die Kaffern betreffende Angelegenheiten miteinander verhandelt und Botschafter hin und her gesandt hatten.

Ich fand Umdabuko in einer großen, sehr reinlichen Hütte, deren Lehmfußboden wie poliertes Ebenholz glänzte.

Er saß auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte. An der Wand kauerten drei oder vier Indunas.

Die Zuluhütten sind alle von gleicher Form. Sie sehen aus wie ein riesiger Bienenkorb und erfordern zum Herstellen nicht viel Arbeit. Zuerst werden junge Bäumchen, etwa einen Zoll im Durchmesser, netzförmig aneinander gebunden, so daß das Gerippe entsteht, das dann mit langen Grasmatten wie mit einer großen Bandage umbunden wird.

Luft und Licht dringen durch eine etwa drei Fuß hohe und ebenso weite Öffnung ein, die zugleich als Eingang dient und Nachts mit einem Felle oder mit einem Geflecht aus biegsamen Ruten verschlossen wird.

Der Fußboden wird aus dem Lehm von Ameisenhaufen hergestellt. Die Erde wird von den Frauen fein gemahlen, dann befeuchtet und mittels Steinen festgeklopft. Ist der Boden ganz eben und trocken, so wird er mit Fett poliert. Bei geringen Leuten wird der Boden jeden Morgen mit einem dünnen Brei aus Wasser und Kuhmist bestrichen.

Diese Lehmfußböden sind auch bei den ärmeren Boeren gebräuchlich, die sie von Kaffernweibern zwei- bis dreimal wöchentlich mit Kuhmist schmieren lassen.

In der Mitte der Hütte befindet sich eine geringe, etwa zwei Fuß im Durchmesser haltende Vertiefung, der Feuerplatz.

Der Rauch zieht durch die Türöffnung ab. In der Wohnhütte wird Feuer nur zu Wärmezwecken angezündet. Gekocht wird meist in einer besonderen kleinen Hütte.

Dem Neuling ist der Aufenthalt in einer Zuluhütte bei brennendem Feuer sehr lästig, man gewöhnt sich aber bald daran.

Der Mann hat seine Hütte für sich allein; meist ist sie die größte im Kraale. Jede Frau hat ihre eigene Hütte, die sie mit ihren kleineren Kindern bewohnt. Die jungen, unverheirateten Männer wohnen in einer besonderen Hütte, ebenso die jungen Mädchen. Wohnen mehrere

Familien in einem Kraal, so wird meist eine größere Hütte für die sämtlichen jungen Männer und eine für die sämtlichen jungen Mädchen gebaut.

Die Hütten der Großen, auch die des Königs, unterscheiden sich von denen gewöhnlicher Leute nur dadurch, daß sie größer und sorgfältiger gebaut sind.

Alle sind ohne jeglichen Schmuck und Verzierung.

Wenn es dunkel ist, kommt ein junges Mädchen mit einem Bündel des rohrartigen Tambukigrases, von dem die trockenen, um den Stengel sitzenden Blätter sorgfältig entfernt sind. Das Mädchen setzt sich schweigend an den Feuerherd und zündet einen Grashalm nach dem anderen an, der langsam verbrennt. Ihn hochhaltend dirigiert das Mädchen die Flamme immer so, daß die Anwesenden Licht erhalten.

Dies ist die einzige Beleuchtungsart, die der Zulu kennt, und trotzdem die Händler im Zululande Stearinkerzen und kleine Petroleumlampen verkaufen, habe ich doch gerade bei den großen Häuptlingen stets bemerkt, daß sie an dem alten Gebrauche festhielten. Es plaudert sich auch ganz gut bei dem schwachen flackernden Licht.

Tritt ein Besucher in die Hütte, so kauert er sich stillschweigend am Eingange nieder und wartet, bis er gegrüßt wird.

Es wäre eine Verletzung der guten Sitte, würde er mit einem Gruße eintreten.

Niesen gilt bei den Zulus für unfein. Nach reichlichem Mahle ist es jedoch ein Kompliment für den Gastgeber, so laut wie möglich zu rülpsen. Ich habe oft bemerkt, daß Zulus dieser Höflichkeit in wahrhaft schreckhaften Tönen Ausdruck geben. —

Dem Gebrauche folgend, setzten auch Memessa und ich uns schweigend am Eingange der Hütte auf eine für uns ausgebreitete Matte.

Die folgenden Minuten waren einem gegenseitigen Anstarren gewidmet, bei dem jeder bestrebt war, die Person des anderen so genau wie möglich zu studieren.

Umdabuko ist eine sechs Fuß hohe, kräftige, dabei aber doch elegant gebaute Erscheinung. Ich bewunderte seinen fein geformten Arm und seine im Verhältnis zur Größe winzig kleinen Hände und Füße. Seine Hautfarbe ist wie die Cetewayos ein helleres Braun; es schien in dem Halbdunkel, als ob die Haut aus ganz feinem, weichem Samt bestehe. Seine Gesichtszüge sind wie bei vielen Zulus, namentlich bei Frauen und Mädchen, mehr von kaukasischem Typus; sie haben große Ähnlichkeit mit denen Cetewayos, nur sind sie feiner; hauptsächlich Stirn und Nase sind schöner geformt als bei seinem Bruder.

Die Zähne sind von blendendem Weiß. Die Augen Umdabukos sind nicht so feurig und herrisch wie bei Cetewayo, sein Blick ist mehr sanft und milde.

Schöne Zähne sind bei den Zulus allgemein. Sie pflegen dieselben sehr und reinigen sie vor und nach jeder Mahlzeit.

Der Kopf Umdabukos war glatt rasiert; er trug nur den gebräuchlichen, schwarzen Harzring, der bei den Zulus etwa die Dicke des Mittelfingers eines Mannes hat, bei den Zwasies aber bedeutend dicker ist. Dieser Ring wird im Haar verflochten und täglich mittels eines weichen Blattes blank poliert. Da der Zulu beim Schlafen kein Kopfkissen benutzt, sondern nur den Kopf unterhalb des Ohres auf ein kleines, geschnitztes Holzgestell legt, wird der Ring beim Schlafen nicht beschädigt.

Es ist bei wohlhabenden Zulus beliebt, die Haupthaare mittels eines Glasscherbens abzurasieren, eine langsame, beschwerliche Prozedur. Da jedoch die Haare der Kaffern viel dicker sind als die unseren, geht diese Art des Rasierens bei ihnen leichter, als es bei uns der Fall sein würde.

Einen kräftigen Bartwuchs hält der Zulu für die schönste Zierde des Mannes, und Boeren mit langen Bärten halten sie für viel imposanter als die glatt rasierten Engländer.

Sie vergleichen einen langen, dichten Vollbart mit der Mähne des Löwen, einen langen Schnurrbart mit den Hörnern des Ochsen.

Bei allen Kaffernstämmen gilt der Vergleich mit Tieren als die höchste Schmeichelei, und je mehr ein Großer mit Tiernamen bedacht wird, desto höher die Ehrung. Das Hausschwein macht allerdings eine Ausnahme. —

Nachdem wir uns etwa fünf Minuten lang lautlos begafft hatten, erfolgte endlich die Begrüßung.

„Sagabona Matevan", sagte Umdabuko (Ich sehe dich, Matevan, eine Abkürzung von „Ngi za ku bona", ich tue dich sehen, der gebräuchliche Gruß).

„Sagabona Umtuana" (Ich sehe dich, Kind. „Kind" ist der Ehrentitel für alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses).

„Sagabona Memessa", wandte er sich an meinen Begleiter.

„Dicker Elefant, starker Löwe, großer Ochse" und ähnliche Namen aus der Zoologie kamen nun als untertänigster Gegengruß zurück.

„Deine Stimme brüllt wie der Donner, daß sich die Hyänen verkriechen" usw.

Nun war ich zufrieden. Memessas schöne Rede hätte wohl für sechs gereicht. Die Hälfte der Tiernamen konnte Umdabuko getrost als von mir kommend annehmen.

„Du hast bei Ihlomohlomo geschlafen?" fragte Umdabuko weiter.

„Ja", war meine Antwort; was wollte ich auch weiter sagen, er wußte es ebenso gut wie ich.

Wieder eine lange Pause, in der wir uns betrachteten

„Wie geht es Umjakela?" fragte er dann.

„Ich weiß es nicht, er ist nach Pretoria", erwiderte ich.

„Ich habe es gehört", sagte er.

Ein Mädchen kam mit einem großen Topf Bier, wusch vor unseren Augen die Hände und reinigte dann ein kleineres Gefäß, das sie mit Bier füllte. Sie trank einige Schluck und reichte das Gefäß Umdabuko, der einen guten Zug tat und dann mir das Gefäß gab. Hierauf schnalzte er behaglich mit der Zunge, wischte sich mit der rechten

Hand von rechts nach links, dann mit der linken von links nach rechts den Mund und rieb beide Hände aneinander, um sie zu trocknen, wobei er einige Male rülpste, daß es krachte, um mich dann aufmerksam zu beobachten, während ich trank.

Jeder Zulu trinkt seinem Gaste erst zu, ehe er ihm das Gefäß gibt, um zu zeigen, daß das Bier nicht vergiftet ist.

Das Gefäß war groß, und dieselbe Höflichkeit, die bei uns fordert, das Glas zu leeren, wenn einem zugetrunken wird, gilt auch bei den Zulus.

Das Bier war gut, und ich stand meinen Mann. Durch das Leben an der Grenze unter den Zulus hatte ich mich nicht allein an das Kaffernbier gewöhnt, sondern mir auch einen ganz guten Zug angeeignet, und endlich war der Topf leer.

„Matevan trinkt wie ein Mann", sagte Umbabuko befriedigt zu seinen Häuptlingen, dann glotzten wir uns wieder einige Minuten lang schweigend an, bis ich aus der Hütte kroch und mich mit Memessa entfernte. Hiermit war der Höflichkeitsbesuch beendet.

Die Zulus halten es für eine große Verletzung der Etikette, innerhalb der Hütte vor einem Zulugroßen zu stehen. Auch wird dieser solches einem Gaste gegenüber niemals tun.

Ich war einmal zugegen, wie ein Weißer in der Hütte Cetewayos aufstand und stehend mit dem Könige sprach. Wütend rief dieser ihn an:

„Wie kannst du dich unterstehen, vor mir zu stehen? Wenn du nicht ein Weißer wärest, würde ich dich töten lassen; augenblicklich entfernst du dich!"

Darauf gab er einigen Inçegus Befehl zu sorgen, daß der Mann sofort aus dem Kraal entfernt werde. Als ich den König mit der Entschuldigung zu beruhigen suchte, der betreffende Weiße kenne die Gebräuche der Zulus wohl nicht, sagte er mir kurz:

„Schweig, Matevan! Wenn ihr Weißen zu uns kommt, habt ihr unsere Sitten anzunehmen, nicht wir die euren!"

Recht hatte er!

Memessa und ich waren noch nicht lange nach unserer Hütte zurückgekehrt, als der Inçegu mit der Nachricht kam, daß Umdabuko uns einen Ochsen zum Schlachten geschickt habe.

Die Höflichkeit erfordert es, nach dem Viehkraal zu gehen, um sich das Geschenk anzusehen, was wir auch taten.

Ich ließ Umdabuko meinen Dank aussprechen und ihn bitten, den Ochsen schlachten zu lassen.

Das letztere ist das Recht des betreffenden Inçegus, der dazu seine Leute hergibt, dafür aber auch das meiste Fleisch und das Fell erhält.

Während der Zeit, die das Schlachten, Abhäuten und Zerlegen des Tieres in Anspruch nahm, schickte die erste Frau Umdabukos ein Mädchen und „befahl mich zu sich".

Hier fand dieselbe Zeremonie statt wie bei Umdabuko, langes Anstarren, dem die Begrüßung folgte, und dann Biertrinken. Die Gnädige war ihrem erlauchten Gemahl in Virtuosität beim Ausstoßen der bewußten Töne noch über.

Die Frau des Königs oder eines Prinzen wird nicht mit dem Ehrentitel „Umtuana" angeredet, weil sie niemals aus königlichem Blute sein kann; denn Heiraten in naher oder entfernterer Verwandtschaft kommen bei den Zulus nicht vor, ebensowenig als sie Frauen aus anderen Negerstämmen heiraten.

Es folgten noch einige gleichgültige Fragen. Dann entfernte ich mich, um sofort wieder zu mehreren der anderen Frauen gerufen zu werden.

Ganz fremde Personen werden nicht zu den Frauen eines Großen gerufen, nähere Bekannte jedoch fast immer, namentlich solche in öffentlicher Stellung; es geschieht teils aus Neugier, teils um von dem Besucher ein Stück Fleisch des geschlachteten Ochsens zu erbetteln.

Nach Verlauf einer Stunde meldete der Inçegu, daß das Stück Vieh abgehäutet und zerlegt sei. Der Inçegu wurde gebeten,

Umbabuko ein Hinterviertel zu senden und jeder der Dienerinnen der Frauen, die sich jetzt auch einstellten, um Fleisch für ihre Herrinnen zu erbitten, ebenfalls ein Stück zu geben.

Unsere Diener hatten die Teile, die sie für uns nötig hatten, bereits zurückgelegt.

Schließlich kommt noch der Inçegu und bittet pro forma um das Fell. Man gibt es ihm und freut sich, wenn er gleich den ganzen Rest des Ochsen mitnimmt und man damit der vielen Besuche enthoben ist, die weiter nichts als Bettelei um ein Stück Fleisch bezwecken.

Betteln verstehen die Kaffern im Zululande aus dem Effeff, die Weiber noch ungleich besser als die Männer. Zuluhäuptlinge haben mich jedoch niemals angebettelt, sie schienen mir dazu zu stolz.

Ganz anders ist es im Zwasieland. Dort betteln auch die Häuptlinge mit einer Unverfrorenheit, die geradezu erstaunlich ist.

Einmal kam ich zu einem Zwasiehäuptling namens Umhlaba. Ich trug wie gewöhnlich eine braune österreichische Litewka, die ihm sehr gut gefiel.

„Gib mir den Rock!“ sagte er, nachdem wir uns begrüßt hatten.

„Ich habe nur den einen“, erwiderte ich.

„Du kannst ja ohne Rock nach Hause gehen“, sagte der Philosoph, „zu Hause hast du sicher noch mehrere.“

„Gib mir doch den Tigerkaroß“, sagte ich, auf einen wundervollen Karoß oder Schulterfell aus Leopardenfellen deutend, der in der Hütte hing.

„Ich habe nur den einen“, erwiderte Umhlaba.

„Du hast aber viele Leoparden in deinem Land und viele junge Leute, um sie zu töten!“

Ich hielt wohl eine Viertelstunde mit meiner Bettelei an; das Ende war, ich bekam den Karoß nicht, aber Umhlaba hat mich auch nie wieder angebettelt! —

Wir hatten eben unser Mahl beendet, als Umbabuko in die Hütte kam, um seinen Gegenbesuch zu machen. Dieser verlief wie mein Besuch bei ihm: gegenseitiges Begaffen und einige gleichgültige Redensarten.

Am nächsten Morgen ließ mich Umbabuko rufen, und ich erwartete, über den Zweck meiner Reise ausgeforscht zu werden.

Er saß unter einem großen Baum mit nur zweien seiner Häuptlinge. Bald war das Gespräch im Gange, das er sofort auf den Kampf von Sinçene lenkte. Er fragte, was ich denn in Ulundi machen wolle, nachdem ich für Oham gekämpft und so viele Kinder des Königs getötet hätte.

„Ich habe nicht für Oham gekämpft“, erwiderte ich, „sondern für das Gouvernement. Die Boeren, die die Freunde des Königs sind, haben ihre Freundschaft damit bewiesen, daß sie die Engländer gebeten haben, Cetewayo in sein Land zurückzubringen.

„Als die Engländer mit Cetewayo fochten, hat die Boerenregierung still gesessen und den Engländern nicht geholfen. Nach dem Kriege aber kamen die Impies eurer Partei in das Land der Regierung und töteten die Kinder derselben. Ich habe nicht Oham geholfen, sondern den Kindern des Gouvernements, und wenn Oham ein Impie über den Pongola schickt, um Setambe und Diba (Häuptlinge der Königspartei in unserem Gebiet) zu überfallen, werde ich diesen ebenso helfen, wie ich Mansezulu geholfen habe, und Umjakela wird dasselbe tun.“

„Warum bist du denn nicht zu Oham gegangen, als er dich rufen ließ?“

„Ich habe Ohams Land absichtlich vermieden. Piet Joubert hat mich geschickt, Cetewayo zu grüßen, weil unser Distrikt an sein Land grenzt und wir oft Angelegenheiten miteinander haben werden. Der Befehl galt Umjakela, aber der Brief von Piet Joubert hat sich mit Umjakela, der auf der Reise nach Pretoria ist, gekreuzt, und deshalb komme ich, Umjakelas Induna.“

„Ich will dir sagen“, sagte Umbabuko, „was Oham von dir wollte; er will haben, du sollst bei ihm bleiben und sein Induna werden wie Johann bei Usipebu.“

Johann nannten die Zulus kurzweg einen jungen Nataler, Johann Colenbrander, der bei dem von den Engländern eingesetzten Gegenkönig Usipebu eine große Rolle spielte. Dieser letztere war der Häuptling, den Sir Garnet Wolseley nach dem Zulukriege über einen der kleinen Distrikte gesetzt hatte und dem die englische Regierung nach der Rückkehr Cetewayos einen bedeutenden Teil des Landes gab.

Colenbrander war ein ausgezeichneter Reiter, Jäger und Schütze, ein tollkühner, verwegener Mann im Kriege. Er hatte in der Nähe von Usipebus Hauptkraal Banginome eine Handelsstation.

Er war nicht allein der Hauptratgeber Usipebus, sondern auch der Anführer seiner Truppen in den Kriegszügen, bei denen er durch mehrere junge Engländer unterstützt wurde, die im Lande Usipebus ebenfalls als Händler wohnten.

Später, nachdem wir Usipebu vertrieben hatten, zog Colenbrander nach dem Zwasieland und von dort nach Matabeleland, wo er bei dem Matabelekönig Lobengula ebenfalls einen bedeutenden Einfluß gewann.

Als 1893 der Aufstand der Matabele ausbrach, trat er in die Dienste von Cecil Rhodes, der ihm bei der Wiederherstellung des Friedens und bei der Unterwerfung der Matabele viel zu danken hatte.

In dem Kriege zwischen Boeren und Engländern 1899 befehligte er eine irreguläre englische Reiterabteilung. —

Ich erwiderte Umbabuko:

„Davon weiß ich nichts; ich bin im Dienste der Transvaalregierung und werde nie die Sache eines Verräters zu der meinen machen. Es kann also keine Rede davon sein, daß ich bei Oham wohnen werde.“

Wir unterhielten uns noch lange über politische Angelegenheiten des Zululandes und Transvaals. Schließlich bedeutete ich ihm, daß ich am Nachmittage meine Reise nach Ulundi fortzusetzen gedächte.

Davon könne keine Rede sein, meinte er. Die Pferde seien noch zu müde, und ich müßte mich erst gut ausruhen. Auch sei ein so kurzer Besuch für ihn verletzend; ich würde damit sagen, daß es mir bei ihm nicht gefallen habe, und Cetewayo würde ihm darob zürnen.

So entschlossen wir uns denn zu bleiben. Ich wußte, daß die ganze Rederei nur Komödie war.

Umdabuko wollte erst alles, was ich gesagt und erzählt hatte, Cetewayo melden, und bevor der Bote mit der Antwort zurückkam, konnte ich sicher sein, nicht weggelassen zu werden.

Geduldig warteten wir bis zum Nachmittag des nächsten Tages.

Als es anfing, kühl zu werden, ließ ich die Pferde holen und aufsatteln. Dann schickte ich zu Umdabuko, um ihn wissen zu lassen, daß ich ihn zum Abschied grüßen wolle.

Er kam sofort selbst und meinte, ich könne nicht reiten, da wir bald ein Gewitter bekommen würden, bei dem sicher der Squebezifluß anschwelle. Wir müßten dann auf freiem Felde schlafen.

Kein Wölkchen war am Himmel, also war der Bote noch nicht zurückgekehrt!

Am nächsten Morgen sprach ich wieder meine Absicht aus, aufzubrechen. Ich wurde auch gleich darauf zu Umdabuko gerufen, um einen Abschiedstrunk mit ihm zu nehmen.

Nun wußte ich, daß der Bote wieder angekommen war. War Umdabuko beim Abschied gut aufgelegt, dann konnten wir auch eines guten Empfangs bei dem König sicher sein.

Umdabukos Laune war die denkbar beste. Unter Plaudern und Scherzen tranken wir noch einen Topf Bier, dann nahm ich schnell Abschied von seiner Frau, der ich noch eine Schachtel Streichhölzer

und ein Stückchen blaue Seife schenkte, beides bei den Zulufrauen sehr geschätzte Artikel, und bald waren wir wieder auf dem Wege, begleitet von einem von Umdabukos Unterhäuptlingen.

Schon vom Pongolafluß ab war es mir aufgefallen, wie verödet die Gegenden waren, durch die wir kamen. Fruchtbare Täler, die vor dem englischen Kriege dicht bewohnt waren, lagen jetzt verlassen, und auch das Squebezital, in dem sonst Kraal an Kraal stand, war nur dünn bevölkert. Der Krieg der Zulus unter einander hatte viele Opfer gefordert.

Fünftes Kapitel.

Bei König Cetewayo.

Am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir den Kraal Umsiwetus, eines Halbbruders Cetewayos, wo sich der Empfang ähnlich gestaltete wie bei Umdabuko, nur mit dem Unterschied, daß wir anstatt eines Ochsen ein Fettschwanzschaf zum Schlachten erhielten.

Umsiwetu ist in seinem Äußeren sehr von Cetewayo verschieden. Er ist älter, kleiner und viel korpulenter als dieser. Sein Einfluß ist nicht so bedeutend wie der Umdabukos, auch hat er nicht soviel Volk unter sich, trotzdem er unter den Halbbrüdern Cetewayos zu den ersten im Range gezählt wird.

Worauf diese Rangstufe begründet ist, ob dieselbe von dem Range der Mütter herrührt oder von der Art, wie der Betreffende beim König in Gunst steht, habe ich mir nie Mühe gegeben, zu ergründen. Die Erfahrung hat mich nur gelehrt, daß Umdabuko der edelste, Dabulamanzi der tapferste, Zingane der freundlichste, Oham und Umsiwetu aber die beiden grausamsten und schurkischsten der Gesellschaft waren.

Mit den übrigen kam ich nur wenig in Berührung. Nur einer noch, Makanane, der riesigste von allen, denn an seiner Höhe fehlte nur wenig an sieben Fuß, besuchte uns oft, als ich im Zululande wohnte. Er schwärmte für schlesischen Streuselkuchen, den meine Frau so schön buk.

Einmal schickte er meiner Frau eine Kuh zum Geschenk und ließ wissen, daß er uns am folgenden Sonntag besuchen werde, um Kaffee zu trinken und „Kuchen mit Hagel", wie er den Streuselkuchen nannte, zu essen. Er komme aber ganz allein und wolle sich einmal an Kuchen tüchtig satt essen.

Meine Frau hatte gebacken, als ob sie eine Bauernhochzeitsgesellschaft in Mecklenburg zu versorgen hätte, um „Seiner Königlichen Hoheit" den Gefallen zu tun und — alles wurde alle! Bei den letzten Stücken war er nahe am Platzen; da aß er die Streuseln ab und nahm den kahlen Kuchen für seine Lieblingsfrau mit.

Politischen Einfluß hatte Makanane nicht; er kümmerte sich wohl auch um weiter nichts als um die Pflege seines riesenhaften Leibes.

Am nächsten Tage erreichten wir bald nach Mittag das Tal, in dem Ulundi lag.

Die Engländer hatten den Kraal nach der Schlacht bei Ulundi niedergebrannt. Er war jedoch bereits wieder aufgebaut. Allerdings will das nicht viel sagen, da die Tausende der dem König zu Gebote stehenden Kaffern eine solche Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit verrichteten.

Während die Männer Stöcke für das Gerippe der Hütten anschleppen, die Gerüste aufschlagen und Pfähle für den Viehkraal kappen, schneiden die Frauen Gras, flechten die Matten und stellen die Fußböden her. So ist in ganz kurzer Zeit der Kraal fertig.

Rings um den Königskraal waren in einiger Entfernung große Militärkraale für die Zuluregimenter errichtet.

Es wurde uns bedeutet, daß wir in einem derselben vorläufig zu bleiben hätten. Der Aufenthalt dort versprach jedoch nicht besonders angenehm zu werden, denn die uns angewiesene Hütte war klein, und Lebensmittel und Futter für die Pferde waren nicht vorhanden.

Memessa schlug deshalb vor, nach dem Kraale von Cetewayos erster Frau zu reiten, der etwa eine halbe Stunde entfernt lag.

Dort würden wir unzweifelhaft ein besseres, angenehmeres Unterkommen finden.

Bei Cetewayos Hauptfrau angekommen, wurden wir auch, wie Memessa richtig vermutet hatte, aufs beste aufgenommen. Memessa kannte die Inkosikasi umkulu, die „große Königin", sehr gut. Wir richteten uns in einer geräumigen Hütte ein und warteten geduldig das Weitere ab.

Bald brachte mir ein Mädchen einen großen Topf Amasi, Milch, die dadurch, daß sie in Gefäßen aus getrockneten Kalabassen oder Flaschenkürbissen aufbewahrt wird, einen eigentümlichen, aber angenehm sauern Geschmack annimmt. Meist wird diese Milch mit zuerst gekochtem und dann auf einem Stein zermahlenem Mais oder Kaffernkorn vermischt und bietet so ein wohlschmeckendes, nahrhaftes Gericht.

Memessa mußte zusehen, wie es mir schmeckte, denn kein Zulu oder Zwasie wird in einem fremden Kraale, wo sich junge Mädchen befinden, Amasi essen, will er sich nicht zum Gespött derselben machen. Noch heute ist mir dieser sonderbare Gebrauch unerklärlich.

Als wir gegen Abend plaudernd in der Hütte saßen, kam ein bildhübscher Zulujüngling von etwa 16 Jahren zu uns. Er blieb bescheiden am Eingange sitzen und wartete unseren Gruß ab. Etwas Vornehmes lag in dem Benehmen des jungen Menschen. An seiner dichten, schönen Mudscha und an seiner stolzen Haltung konnte ich sehen, daß ich nicht eine gewöhnliche Persönlichkeit vor mir hatte. Ich schwieg, in der Erwartung, daß Memessa wohl grüßen werde, wenn mein Gruß zu lange ausbliebe.

Der Zulu ist wie der Araber. Neugierde, viel Fragen und Schwatzen ist bei ihm verpönt, und durch Beobachten und Warten erreicht man bei ihm sein Ziel meist schneller und sicherer als durch voreiliges Fragen.

„Sagabona Umtuana", sagte nach langem Schweigen Memessa.

„Sagabona baba" (Ich sehe dich, Vater), kam es zurück.

„Also ein königlicher Prinz war unser Besucher, aber welcher?“ dachte ich.

Wieder langes Schweigen.

„Dies ist Dinizulu“, sagte mir Memessa.

Also der „Kronprinz“.

„Sagabona Umtuana“, grüßte nun auch ich.

„Ist dies Matevan?“ wandte sich der hübsche Junge an Memessa.



Dienerinnen von Dinizulus Mutter.

„Ja“, antwortete dieser.

„Sagabona induna kuamabumu“ (Ich sehe dich, Häuptling der Boeren), war der höfliche Gegengruß.

„Ich habe gehört, daß ihr gekommen seid, und wünsche euch zu begrüßen. Mein Vater hat bereits geschickt, um eine Kuh zum Schlachten holen zu lassen, sie kann aber nicht vor morgen früh hier sein.“

Dort würden wir unzweifelhaft ein besseres, angenehmeres Unterkommen finden.

Bei Cetewayos Hauptfrau angekommen, wurden wir auch, wie Memessa richtig vermutet hatte, aufs beste aufgenommen. Memessa kannte die Inkosikasi umkulu, die „große Königin", sehr gut. Wir richteten uns in einer geräumigen Hütte ein und warteten geduldig das Weitere ab.

Bald brachte mir ein Mädchen einen großen Topf Amasi, Milch, die dadurch, daß sie in Gefäßen aus getrockneten Kalabassen oder Flaschenkürbissen aufbewahrt wird, einen eigentümlichen, aber angenehm sauern Geschmack annimmt. Meist wird diese Milch mit zuerst gekochtem und dann auf einem Stein zermahlenem Mais oder Kaffernkorn vermischt und bietet so ein wohlschmeckendes, nahrhaftes Gericht.

Memessa mußte zusehen, wie es mir schmeckte, denn kein Zulu oder Zwasie wird in einem fremden Kraale, wo sich junge Mädchen befinden, Amasi essen, will er sich nicht zum Gespött derselben machen. Noch heute ist mir dieser sonderbare Gebrauch unerklärlich.

Als wir gegen Abend plaudernd in der Hütte saßen, kam ein bildhübscher Zulujüngling von etwa 16 Jahren zu uns. Er blieb bescheiden am Eingange sitzen und wartete unseren Gruß ab. Etwas Vornehmes lag in dem Benehmen des jungen Menschen. An seiner dichten, schönen Mudscha und an seiner stolzen Haltung konnte ich sehen, daß ich nicht eine gewöhnliche Persönlichkeit vor mir hatte. Ich schwieg, in der Erwartung, daß Memessa wohl grüßen werde, wenn mein Gruß zu lange ausbliebe.

Der Zulu ist wie der Araber. Neugierde, viel Fragen und Schwatzen ist bei ihm verpönt, und durch Beobachten und Warten erreicht man bei ihm sein Ziel meist schneller und sicherer als durch voreiliges Fragen.

„Sagabona Umtuana", sagte nach langem Schweigen Memessa.

„Sagabona baba" (Ich sehe dich, Vater), kam es zurück.

„Also ein königlicher Prinz war unser Besucher, aber welcher?“ dachte ich.

Wieder langes Schweigen.

„Dies ist Dinizulu“, sagte mir Memessa.

Also der „Kronprinz“.

„Sagabona Umtuana“, grüßte nun auch ich.

„Ist dies Matevan?“ wandte sich der hübsche Junge an Memessa.



Dienerinnen von Dinizulus Mutter.

„Ja“, antwortete dieser.

„Sagabona induna kuamabumu“ (Ich sehe dich, Häuptling der Boeren), war der höfliche Gegengruß.

„Ich habe gehört, daß ihr gekommen seid, und wünsche euch zu begrüßen. Mein Vater hat bereits geschickt, um eine Kuh zum Schlachten holen zu lassen, sie kann aber nicht vor morgen früh hier sein.“

„Das ist sehr freundlich vom König, und ich freue mich sehr, dich hier zu sehen; ich wußte nicht, daß du hier bei deiner Mutter bist.“

Wir verplauderten etwa eine halbe Stunde, als Dinizulu bat, ihm mein Gewehr zu zeigen.

Gern tat ich ihm den Gefallen.

Verwundert betrachtete er meine Winchesterbüchse, deren Mechanismus ihm neu schien.

„Ist es wahr, daß es schießt, ohne daß man es wieder zu laden braucht? Setambe, der auch hier ist, hat es mir erzählt.“

Ich erklärte ihm den Mechanismus des Gewehrs, wobei er durch seine Fragen großes Interesse und Verständnis zeigte.

„Das Gewehr ist ein Kriegsheer“, meinte er, „darf ich auch einmal damit schießen?“

Wir gingen ins Freie. Er schickte einige Knaben, um sein eigenes Gewehr, Munition und eine Flasche zu holen, die der Knabe etwa hundert Schritt entfernt auf einen Ameisenhaufen stellte.

Dinizulu schoß. An dem Zucken mit dem Kopfe und dem Schließen des Auges beim Schusse konnte ich sehen, daß er im Schießen noch nicht viel Übung hatte.

Er hatte die Flasche gefehlt; dasselbe geschah bei einem zweiten und dritten Schuß.

„Schieß du einmal!“ bat er mich.

Ich nahm das Gewehr und sagte:

„Gut, ich werde der Flasche den Hals abschießen; dann mußt du einen Schuß nach dem Rumpfe feuern.“

Ich hatte Glück, und der Hals flog weg, daß nur der Rumpf stehen blieb.

Wieder nahm der Knabe das Gewehr, aber er war aufgeregt geworden. Es schien, als ob er sich seines schlechten Schießens schäme. Nach einigen weiteren Schüssen gab er es auf.

Ein zweiter Schuß von mir zersplitterte die Flasche in kleine Stückchen.

Ich machte ihn nun auf seinen Fehler aufmerksam und sagte ihm, daß er jedes Mal fehlen werde, wenn er beim Schießen das Auge schließe. Er solle eine zweite Flasche holen lassen, dann ruhig unter die Flasche halten und sie fest ansehen.

Eine zweite Flasche wurde aufgestellt, und Dinizulu muß wohl den Rat befolgt haben, denn die Flasche flog in Stücke.

Nun war seine Freude groß, besonders als er nach einigen weiteren Schüssen noch eine Flasche traf.

Als wir das Schießen einstellten, fragte er Memessa, ob ich wohl am anderen Tage mit ihm auf die Jagd reiten würde. Wir könnten dann nach dem Buschfelde reiten und einige Tage dort bleiben.


Frau und Mädchen aus dem Königskraal.

Ich sagte gern zu, denn Memessa hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß die Häuptlinge noch lange nicht alle beisammen seien und es bis zur Eröffnung der großen Versammlung wohl gut noch eine Woche dauern werde.

Gegen Abend machten wir der Hauptfrau des Königs, Dinizulus Mutter, unsere Aufwartung. Es war eine freundliche, sehr korpulente, etwa 40 Jahre alte Dame. Sie ist die Tochter eines Häuptlings am Umlalazifluß in Süd-Zululand. Meinen Schwiegervater, der früher dort wohnte, ehe er nach Intombi versetzt wurde, hatte sie gut gekannt, ebenso meine Frau, die im Zululande geboren war, als kleines Mädchen. Auch zwei Schwestern Dinizulus trafen wir bei ihr in der Hütte.

Dinizulus Mutter versprach mir, am Abend noch zum König zu schicken, um ihm mitzuteilen, daß ich mit Dinizulu zur Jagd gehen wolle, und ihn zu fragen, ob er mich vorher noch zu sprechen wünsche.

Der Bote kam mit der Nachricht zurück, ich solle nur mit Dinizulu reiten, aber Mnyamana solle zurückbleiben.

Gleich am anderen Morgen brachten Kaffern eine Kuh zum Schlachten; ich überließ es jedoch meinen Gefährten, mit ihr nach Gutdünken zu verfahren.

Dinizulu hatte am Abend vorher Boten nach einigen Kraalen am Rande des Buschfeldes geschickt, um eine Anzahl jüngerer Kaffern zusammenzurufen, die uns begleiten sollten. Da die Kraale jedoch einige drei Stunden Weges entfernt waren, gedachten wir dort am anderen Tage zu übernachten, um am folgenden Tage früh bei dem Wilde sein zu können.

Bei dem Kraal angekommen, fanden wir ein Dutzend junger Zulukrieger vor, die mit dem Teile der Buschfeldniederung, die sich von der Hochebene bis zur Küste ausdehnt, gut bekannt waren und nach deren Schilderung wir viel Wild vorzufinden erwarten durften.

Am nächsten Tage saßen wir noch vor Sonnenaufgang im Sattel. Einige Kaffern trugen unsere Decken und Matten, meinen Kochkessel und einen Topf. Ein Beutel mit gekochten Erdbohnen, ein kleines Säckchen mit Kaffee, etwas Zucker, eine Büchse Biskuite und ein Beutelchen mit Salz und Pfeffer bildeten unseren Proviant.

Der Kraal, in dem wir geschlafen hatten, lag am Rande eines Hochplateaus, von dem aus man einen weiten Blick über die Buschfeldebene hatte. Nach einem Ritt von einer halben Stunde waren wir in der Ebene angelangt, und es dauerte nicht lange, als wir bereits viele frische Spuren von Quaggas, Gnus (Blauwildebeestern) und Hartebeestern sahen.

Ich hatte die Kaffern angewiesen, stets in beträchtlicher Entfernung hinter uns zu bleiben und der Pferdespur zu folgen; nur mein Diener, der ebenfalls beritten war, blieb bei Dinizulu und mir.

Bald bemerkten wir auf einer freien Stelle etwa 800 Schritt von uns einen Trupp Hartebeester, die friedlich grasten.

Der Wind stand gut, und so konnten wir hoffen, leicht zum Schuße zu kommen.

Die Hartebeestantilope ist ein sehr leicht zu jagendes Wild.

Bemerkt sie den Jäger, eher dieser zum Schuß kommt, so setzt sie sich in einen langsamen Galopp. Wenn der Jäger ebenfalls in dieser Gangar folgt und sich nicht etwa durch das langsame Tempo verleiten läßt, das Wild mit seinem Pferd einholen zu wollen,



Hartebeestantilope.

bleibt sie bald stehen, um neugierig nach der Gefahr zu sehen. Man kann an dem eigentümlichen Lauf, in den sie vor dem Stehen verfällt, sofort ihre Absicht, stehen zu wollen, erkennen und hat genügend Zeit, abzuspringen und sich zum Schuß fertig zu machen.

Ich stellte dies Dinizulu, der in der Jagd zu Pferd gar keine Erfahrung hatte, vor und sagte ihm, daß ich ihm den Augenblick angeben wolle, wann er abspringen müsse. Ich warnte ihn, ja nicht gleich scharf hinter der Herde herzureiten, da diese dann in Karriere fliehen würde und wir nie zum Schuß kämen.

Meine Absicht, mich dem Wilde auf etwa 200 Schritt unbemerkt zu nähern, mißlang; die Antilopen sahen uns und setzten sich in Galopp.

„So, jetzt ist's Zeit“, sagte ich zu Dinizulu, „aber nicht eher schießen, als bis sie stehen; du hast Zeit genug, und stehen werden sie sicher und auch bald.“

Jetzt standen sie gerade schön auf 200 Schritt; die Köpfe hoch, schauten sie zu uns herüber.

Dinizulu war abgesprungen, mein Diener hatte sein Pferd gefaßt. Er legte an. „Hübsch durchs Feuer sehen!“ rief ich ihm noch zu, da knallte der Schuß, das uns zunächst stehende Tier sprang mit einem mächtigen Satze hoch und stürzte zusammen.

Sofort sprang die ganze Herde wild davon. Ich war zu Pferd geblieben und sprengte in Karriere dahinter her, bis ich wieder meinen Abstand von 200 Schritt hatte, was nicht lange dauerte, da die Herde bald wieder in langsames Tempo verfiel.

Als sie stand, war ich schon vom Pferde und auch ich erlegte mein Tier.

Weiteres Verfolgen wäre nutzlos gewesen, da wir sicher noch mehr Wild antreffen würden.

Dinizulu war über seinen Erfolg überglücklich. Er sagte mir, daß dies seine erste Antilope sei, die er zu Pferd erjagt habe, und freute sich, jetzt das Geheimnis des Schießens zu verstehen, denn früher habe er beim Schuß stets das Auge geschlossen. Das von ihm geschossene Hartebeest wollte Dinizulu seinem Vater schicken.

Ein Kaffer ging nach den Kraalen zurück, um beide Tiere holen zu lassen. Ich gab Befehl, daß uns eine Hinterkeule nachgebracht würde, damit wir am Abend nicht zu frisches Fleisch essen mußten.

Vergnügt setzten wir unseren Ritt fort, immer die Richtung nach dem Umvolosiflusse haltend.

Wir waren nicht lange geritten, als wir etwa 600 Schritt vor uns eine Herde Gnus (Blauwildebeester) sahen, die uns bemerkt hatten und neugierig zu uns herüberschauten.

„Dinizulu“, sagte ich zu meinem Begleiter, „jetzt heißt's reiten. Bleibe nur dicht bei mir und setze deinem Pferde gut die Sporen ein, denn die dort stehen nicht sobald!“

Noch einige Schritte konnten wir vorreiten, da machte die ganze Herde kehrt und ging in wildem Galopp davon. Auch einige Quaggas waren darunter. Ihr eigentümliches Geschrei schallte deutlich zu uns herüber.

In Karriere ging's hinter der Herde her. Hei! es war ein fröhliches Reiten auf gutem Pferde über Büsche und Baumstämme hinweg! Mein Rappe war in seinem Element, aber auch Dinizulus Fuchs hielt sich wacker.

Wir waren bis auf 100 Schritt an die Herde herangekommen, da kreuzte ihren Weg plötzlich ein weites, trockenes Flußbett, in dem die Gnus für einen Moment verschwanden.

„Fertig, Dinizulu!“ rief ich; wie eine Mauer stand mein Rappe bei dem ihm bekannten Ruck an der Mähne. Ich sprang ab, und gerade als der Leitbulle an der steilen, jenseitigen Uferbank herauskletterte, hatte er meine Kugel zwischen den Schulterblättern.

Auch Dinizulu schoß, und ein Tier drehte aus der Herde aus, ein Zeichen, daß es verwundet war. Ich hatte bereits wieder geladen und schoß noch einmal auf 300 Schritt; am Anschlagen der Kugel konnte ich hören, daß ich getroffen hatte.

Schnell waren wir wieder im Sattel und folgten der Herde, die jetzt einen beträchtlichen Vorsprung hatte.

Der Bulle lag im Verenden am Uferrand. Das Tier, das Dinizulu geschossen hatte, stand etwa 400 Schritt rechts abseits. Ich wollte mich vergewissern, was aus dem anderen verwundeten Tiere geworden war, da ich die Herde während des Aufsitzens aus dem Auge verloren hatte.

Die Spur war deutlich und offen, auch lag viel Schweiß darauf. Bald bemerkte ich das Tier abseits, es hatte sich hingelegt.

Dinizulu war zu seinem Tier geritten, einem mächtigen Bullen,

Dort würden wir unzweifelhaft ein besseres, angenehmeres Unterkommen finden.

Bei Cetewayos Hauptfrau angekommen, wurden wir auch, wie Memessa richtig vermutet hatte, aufs beste aufgenommen. Memessa kannte die Inkosikasi umkulu, die „große Königin", sehr gut. Wir richteten uns in einer geräumigen Hütte ein und warteten geduldig das Weitere ab.

Bald brachte mir ein Mädchen einen großen Topf Amasi, Milch, die dadurch, daß sie in Gefäßen aus getrockneten Kalabassen oder Flaschenkürbissen aufbewahrt wird, einen eigentümlichen, aber angenehm sauern Geschmack annimmt. Meist wird diese Milch mit zuerst gekochtem und dann auf einem Stein zermahlenem Mais oder Kaffernkorn vermischt und bietet so ein wohlschmeckendes, nahrhaftes Gericht.

Memessa mußte zusehen, wie es mir schmeckte, denn kein Zulu oder Zwasie wird in einem fremden Kraale, wo sich junge Mädchen befinden, Amasi essen, will er sich nicht zum Gespött derselben machen. Noch heute ist mir dieser sonderbare Gebrauch unerklärlich.

Als wir gegen Abend plaudernd in der Hütte saßen, kam ein bildhübscher Zulujüngling von etwa 16 Jahren zu uns. Er blieb bescheiden am Eingange sitzen und wartete unseren Gruß ab. Etwas Vornehmes lag in dem Benehmen des jungen Menschen. An seiner dichten, schönen Mudscha und an seiner stolzen Haltung konnte ich sehen, daß ich nicht eine gewöhnliche Persönlichkeit vor mir hatte. Ich schwieg, in der Erwartung, daß Memessa wohl grüßen werde, wenn mein Gruß zu lange ausbliebe.

Der Zulu ist wie der Araber. Neugierde, viel Fragen und Schwatzen ist bei ihm verpönt, und durch Beobachten und Warten erreicht man bei ihm sein Ziel meist schneller und sicherer als durch voreiliges Fragen.

„Sagabona Umtuana", sagte nach langem Schweigen Memessa.

„Sagabona baba" (Ich sehe dich, Vater), kam es zurück.

„Also ein königlicher Prinz war unser Besucher, aber welcher?“ dachte ich.

Wieder langes Schweigen.

„Dies ist Dinizulu“, sagte mir Memessa.

Also der „Kronprinz“.

„Sagabona Umtuana“, grüßte nun auch ich.

„Ist dies Matevan?“ wandte sich der hübsche Junge an Memessa.



Dienerinnen von Dinizulus Mutter.

„Ja“, antwortete dieser.

„Sagabona induna kuamabumu“ (Ich sehe dich, Häuptling der Boeren), war der höfliche Gegengruß.

„Ich habe gehört, daß ihr gekommen seid, und wünsche euch zu begrüßen. Mein Vater hat bereits geschickt, um eine Kuh zum Schlachten holen zu lassen, sie kann aber nicht vor morgen früh hier sein.“

„Das ist sehr freundlich vom König, und ich freue mich sehr, dich hier zu sehen; ich wußte nicht, daß du hier bei deiner Mutter bist.“

Wir verplauderten etwa eine halbe Stunde, als Dinizulu bat, ihm mein Gewehr zu zeigen.

Gern tat ich ihm den Gefallen.

Verwundert betrachtete er meine Winchesterbüchse, deren Mechanismus ihm neu schien.

„Ist es wahr, daß es schießt, ohne daß man es wieder zu laden braucht? Setambe, der auch hier ist, hat es mir erzählt.“

Ich erklärte ihm den Mechanismus des Gewehrs, wobei er durch seine Fragen großes Interesse und Verständnis zeigte.

„Das Gewehr ist ein Kriegsheer“, meinte er, „darf ich auch einmal damit schießen?“

Wir gingen ins Freie. Er schickte einige Knaben, um sein eigenes Gewehr, Munition und eine Flasche zu holen, die der Knabe etwa hundert Schritt entfernt auf einen Ameisenhaufen stellte.

Dinizulu schoß. An dem Zucken mit dem Kopfe und dem Schließen des Auges beim Schusse konnte ich sehen, daß er im Schießen noch nicht viel Übung hatte.

Er hatte die Flasche gefehlt; dasselbe geschah bei einem zweiten und dritten Schuß.

„Schieß du einmal!“ bat er mich.

Ich nahm das Gewehr und sagte:

„Gut, ich werde der Flasche den Hals abschießen; dann mußt du einen Schuß nach dem Rumpfe feuern.“

Ich hatte Glück, und der Hals flog weg, daß nur der Rumpf stehen blieb.

Wieder nahm der Knabe das Gewehr, aber er war aufgeregt geworden. Es schien, als ob er sich seines schlechten Schießens schäme. Nach einigen weiteren Schüssen gab er es auf.

Ein zweiter Schuß von mir zersplitterte die Flasche in kleine Stückchen.

Ich machte ihn nun auf seinen Fehler aufmerksam und sagte ihm, daß er jedes Mal fehlen werde, wenn er beim Schießen das Auge schließe. Er solle eine zweite Flasche holen lassen, dann ruhig unter die Flasche halten und sie fest ansehen.

Eine zweite Flasche wurde aufgestellt, und Dinizulu muß wohl den Rat befolgt haben, denn die Flasche flog in Stücke.

Nun war seine Freude groß, besonders als er nach einigen weiteren Schüssen noch eine Flasche traf.

Als wir das Schießen einstellten, fragte er Memessa, ob ich wohl am anderen Tage mit ihm auf die Jagd reiten würde. Wir könnten dann nach dem Buschfelde reiten und einige Tage dort bleiben.


Frau und Mädchen aus dem Königskraal.

Ich sagte gern zu, denn Memessa hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß die Häuptlinge noch lange nicht alle beisammen seien und es bis zur Eröffnung der großen Versammlung wohl gut noch eine Woche dauern werde.

Gegen Abend machten wir der Hauptfrau des Königs, Dinizulus Mutter, unsere Aufwartung. Es war eine freundliche, sehr korpulente, etwa 40 Jahre alte Dame. Sie ist die Tochter eines Häuptlings am Umlalazifluß in Süd-Zululand. Meinen Schwiegervater, der früher dort wohnte, ehe er nach Intombi versetzt wurde, hatte sie gut gekannt, ebenso meine Frau, die im Zululande geboren war, als kleines Mädchen. Auch zwei Schwestern Dinizulus trafen wir bei ihr in der Hütte.

Dinizulus Mutter versprach mir, am Abend noch zum König zu schicken, um ihm mitzuteilen, daß ich mit Dinizulu zur Jagd gehen wolle, und ihn zu fragen, ob er mich vorher noch zu sprechen wünsche.

Der Bote kam mit der Nachricht zurück, ich solle nur mit Dinizulu reiten, aber Memessa solle zurückbleiben.

Früh am anderen Morgen brachten Kaffern eine Kuh zum Schlachten; ich überließ es jedoch meinem Gefährten, mit ihr nach Gutdünken zu verfahren.

Dinizulu hatte am Abend vorher Boten nach einigen Kraalen am Rande des Buschfeldes geschickt, um eine Anzahl jüngerer Kaffern zusammenzurufen, die uns begleiten sollten. Da die Kraale jedoch etwa vier Stunden Reitens entfernt waren, gedachten wir dort am anderen Tage zu übernachten, um am folgenden Tage früh bei dem Wilde sein zu können.

Bei dem Kraal angekommen, fanden wir ein Dutzend junger Zulukrieger vor, die in dem Teile der Buschfeldniederung, die sich von der Hochebene bis zur Küste ausdehnt, gut bekannt waren und nach deren Schilderung wir viel Wild vorzufinden erwarten durften.

Am nächsten Tage saßen wir noch vor Sonnenaufgang im Sattel. Einige Kaffern trugen unsere Decken und Matten, meinen Kaffeekessel und einen Topf. Ein Beutel mit gekochten Erdbohnen, ein kleines Säckchen mit Kaffee, etwas Zucker, eine Büchse Biskuite und ein Beutelchen mit Salz und Pfeffer bildeten unseren Proviant.

Der Kraal, in dem wir geschlafen hatten, lag am Rande eines Hochplateaus, von dem aus man einen weiten Blick über die Buschfeldebene hatte. Nach einem Ritt von einer halben Stunde waren wir in der Ebene angelangt, und es dauerte nicht lange, als wir bereits viele frische Spuren von Quaggas, Gnus (Blauwildebeestern) und Hartebeestern sahen.

Ich hatte die Kaffern angewiesen, stets in beträchtlicher Entfernung hinter uns zu bleiben und der Pferdespur zu folgen; nur mein Diener, der ebenfalls beritten war, blieb bei Dinizulu und mir.

Bald bemerkten wir auf einer freien Stelle etwa 800 Schritt von uns einen Trupp Hartebeester, die friedlich grasten.

Der Wind stand gut, und so konnten wir hoffen, leicht zum Schuße zu kommen.

Die Hartebeestantilope ist ein sehr leicht zu jagendes Wild.

Bemerkt sie den Jäger, eher dieser zum Schuß kommt, so setzt sie sich in einen langsamen Galopp. Wenn der Jäger ebenfalls in dieser Gangar folgt und sich nicht etwa durch das langsame Tempo verleiten läßt, das Wild mit seinem Pferd einholen zu wollen,



Hartebeestantilope.

bleibt sie bald stehen, um neugierig nach der Gefahr zu sehen. Man kann an dem eigentümlichen Lauf, in den sie vor dem Stehen verfällt, sofort ihre Absicht, stehen zu wollen, erkennen und hat genügend Zeit, abzuspringen und sich zum Schuß fertig zu machen.

Ich stellte dies Dinizulu, der in der Jagd zu Pferd gar keine Erfahrung hatte, vor und sagte ihm, daß ich ihm den Augenblick angeben wolle, wann er abspringen müsse. Ich warnte ihn, ja nicht gleich scharf hinter der Herde herzureiten, da diese dann in Karriere fliehen würde und wir nie zum Schuß kämen.

Meine Absicht, mich dem Wilde auf etwa 200 Schritt unbemerkt zu nähern, mißlang; die Antilopen sahen uns und setzten sich in Galopp.

„So, jetzt ist's Zeit", sagte ich zu Dinizulu, „aber nicht eher schießen, als bis sie stehen; du hast Zeit genug, und stehen werden sie sicher und auch bald."

Jetzt standen sie gerade schön auf 200 Schritt; die Köpfe hoch, schauten sie zu uns herüber.

Dinizulu war abgesprungen, mein Diener hatte sein Pferd gefaßt. Er legte an. „Hübsch durchs Feuer sehen!" rief ich ihm noch zu, da knallte der Schuß, das uns zunächst stehende Tier sprang mit einem mächtigen Satze hoch und stürzte zusammen.

Sofort sprang die ganze Herde wild davon. Ich war zu Pferd geblieben und sprengte in Karriere dahinter her, bis ich wieder meinen Abstand von 200 Schritt hatte, was nicht lange dauerte, da die Herde bald wieder in langsames Tempo verfiel.

Als sie stand, war ich schon vom Pferde und auch ich erlegte mein Tier.

Weiteres Verfolgen wäre nutzlos gewesen, da wir sicher noch mehr Wild antreffen würden.

Dinizulu war über seinen Erfolg überglücklich. Er sagte mir, daß dies seine erste Antilope sei, die er zu Pferd erjagt habe, und freute sich, jetzt das Geheimnis des Schießens zu verstehen, denn früher habe er beim Schuß stets das Auge geschlossen. Das von ihm geschossene Hartebeest wollte Dinizulu seinem Vater schicken.

Ein Kaffer ging nach den Kraalen zurück, um beide Tiere holen zu lassen. Ich gab Befehl, daß uns eine Hinterkeule nachgebracht würde, damit wir am Abend nicht zu frisches Fleisch essen mußten.

Vergnügt setzten wir unseren Ritt fort, immer die Richtung nach dem Umvolosiflusse haltend.

Wir waren nicht lange geritten, als wir etwa 600 Schritt vor uns eine Herde Gnus (Blauwildebeester) sahen, die uns bemerkt hatten und neugierig zu uns herüberschauten.

„Dinizulu“, sagte ich zu meinem Begleiter, „jetzt heißt's reiten. Bleibe nur dicht bei mir und setze deinem Pferde gut die Sporen ein, denn die dort stehen nicht sobald!“

Noch einige Schritte konnten wir vorreiten, da machte die ganze Herde kehrt und ging in wildem Galopp davon. Auch einige Quaggas waren darunter. Ihr eigentümliches Geschrei schallte deutlich zu uns herüber.

In Karriere ging's hinter der Herde her. Hei! es war ein fröhliches Reiten auf gutem Pferde über Büsche und Baumstämme hinweg! Mein Rappe war in seinem Element, aber auch Dinizulus Fuchs hielt sich wacker.

Wir waren bis auf 100 Schritt an die Herde herangekommen, da kreuzte ihren Weg plötzlich ein weites, trockenes Flußbett, in dem die Gnus für einen Moment verschwanden.

„Fertig, Dinizulu!“ rief ich; wie eine Mauer stand mein Rappe bei dem ihm bekannten Ruck an der Mähne. Ich sprang ab, und gerade als der Leitbulle an der steilen, jenseitigen Uferbank herauskletterte, hatte er meine Kugel zwischen den Schulterblättern.

Auch Dinizulu schoß, und ein Tier drehte aus der Herde aus, ein Zeichen, daß es verwundet war. Ich hatte bereits wieder geladen und schoß noch einmal auf 300 Schritt; am Anschlagen der Kugel konnte ich hören, daß ich getroffen hatte.

Schnell waren wir wieder im Sattel und folgten der Herde, die jetzt einen beträchtlichen Vorsprung hatte.

Der Bulle lag im Verenden am Uferrand. Das Tier, das Dinizulu geschossen hatte, stand etwa 400 Schritt rechts abseits. Ich wollte mich vergewissern, was aus dem anderen verwundeten Tiere geworden war, da ich die Herde während des Aufsitzens aus dem Auge verloren hatte.

Die Spur war deutlich und offen, auch lag viel Schweiß darauf. Bald bemerkte ich das Tier abseits, es hatte sich hingelegt.

Dinizulu war zu seinem Tier geritten, einem mächtigen Bullen,

der sich jetzt ebenfalls hingelegt hatte, ohne jedoch auf der Seite zu liegen. Er schweißte stark aus der Nase; der Sitz der Kugel war jedoch des hohen Grases wegen nicht zu sehen.

Wir stiegen ab und wollten uns eben dem Tiere nähern; Dinizulu ging etwas unvorsichtig schnell gerade vor mir, da sprang der Bulle auf und direkt auf Dinizulu los, der jedoch Geistesgegenwart genug besaß, schnell hinter einen nahen Baum zu laufen.

Ehe das verwundete Tier drehen konnte, hatte es meine Kugel hinter dem Blatt und brach zusammen; ich brauchte nur das Gewehr vorzustrecken, so nahe war es bei mir.

Obgleich die Sonne noch hoch stand, beschlossen wir doch, die Jagd aufzugeben. Mein Pferd hatte eine weite Reise hinter sich und bedurfte deshalb der Schonung. In dem Flußbett fanden wir verschiedene Wasserlachen, so daß die Pferde saufen konnten. Wir sattelten ab, ließen die Pferde grasen und suchten eine Lagerstätte für die Nacht aus. Inzwischen waren auch unsere Kaffern angekommen, deren Trupp sich noch beträchtlich vermehrt hatte.

Einige derselben fällten Bäume, um sie zu einem Kraal zum Schutz gegen die Löwen aneinander zu legen. Andere schnitten saftiges Büffelgras zum Pferdefutter für die Nacht, und die Übrigen häuteten die erlegten Tiere ab. Das Fleisch eines derselben wurde für Dinizulus Mutter bestimmt und in die Bäume gehängt, die übrigen Tiere den Kaffern gegeben.

Bald schmorte auch unsere Hartebeestkeule lustig in dem schönen Markfett der Wildebeester-Beinknochen. Das Mahl war herrlich. Wir schlugen beide eine gute Klinge, und noch lange saßen wir nach beendeter Mahlzeit plaudernd am Feuer, ehe wir uns zur Ruhe legten. Unsere Kaffern hatten einen wahren Festtag und blieben fast die ganze Nacht wach, schwatzend und kauend. Es ist unglaublich, welche Mengen Fleisch ein Kaffer in einer Nacht verschlingen kann!

Die Rücksicht auf mein Pferd hielt mich ab, am anderen Morgen unseren Kurs fortzusetzen. So ritten wir denn in einem

Bogen nach dem Kraal zurück, von dem wir gekommen waren. Dinizulu schoß noch ein Quagga, dessen Fleisch wir den Kaffern überließen.

Spät am Abend langten wir wieder in dem Kraale von Dinizulus Mutter bei Ulundi an. Die Kaffern, die wir gleich am Morgen mit dem sauber in Gras verpackten Fleisch vom Lagerplatz abgeschickt hatten, waren bereits angekommen. —

Wie ich mir dachte, hatte Cetewayo inzwischen Memessa rufen lassen und ihn nach dem Grunde meines Kommens, hauptsächlich aber über die Boten Ohams ausgefragt. Memessa, der überzeugt war, daß ich die Reise nur unternommen hatte, um den König zu begrüßen, hatte ihm meine Unterredung mit Ohams Boten wortgetreu erzählt, war aber verwundert, daß Cetewayo wiederholt die Frage an ihn richtete, ob es wahr sei, daß ich zu Oham ziehen würde, um als eine Art Vertrauensperson bei ihm zu bleiben und im Kriegsfalle für ihn zu kämpfen. Memessa hatte diese Frage ganz entschieden verneint.

Dinizulu blieb während der nächsten Tage meist in unserer Gesellschaft, und ich plauderte gern mit ihm. Er fragte viel, und seine Fragen bewiesen, daß es ihm darum zu tun war, soviel als möglich zu lernen.

Um die Frühstückszeit kam Inçosane, der Hauptinçegu Cetewayos, um uns zum Könige zu rufen.

Ulundi war gebaut wie alle großen Militärkraale der Zulus.

Um einen großen, mit hohen Pfählen eingezäunten, kreisförmigen Raum, der zum Abhalten der Kriegstänze und zu anderen kriegerischen Schauspielen, sowie als Versammlungsort benutzt wurde, standen über tausend der bienenkorbartigen Hütten ohne Ordnung dicht nebeneinander.

Diese Hütten bildeten ein solches Gewirr, daß es für den Fremden unmöglich war, sich durchzufinden.

Der Kraal lag auf einer sanft abfallenden Ebene, so daß man von dem oberen Ende den größten Teil sowie den freien Raum überblicken konnte.

Dieser obere Teil des Kraals, der etwa 600 Hütten umfaßte, darunter viele bedeutend größere als die übrigen, war mit einem hohen Zaun aus starken, in die Erde gerammten Palisaden abgeschlossen. Die Palisaden waren wieder mit dichtem Flechtwerk nach Art der Schanzkörbe miteinander verbunden.

Dieser Teil wird Izi kohlo oder Uhlanganama kosi, der „Sitz der Könige“, genannt. In ihm lagen die Hütten des Königs, seiner speziellen Diener, die Hütten der Inçegus, sowie die Hütten der Frauen des Königs, ihrer Kinder, Diener und Dienerinnen. Jede einzelne große Hütte war wieder mit etwa sechs Fuß hohen Zäunen aus Flechtwerk umgeben, die ein Gewirr von engen Gäßchen bildeten. Der Boden dieser Gäßchen sowie die freien Räume vor den Hütten waren ebenso wie der Fußboden der Hütten aus Lehm hergestellt und mit Kuhmist beschmiert; überall herrschte die größte Sauberkeit.

Vor einer Hütte von riesigen Dimensionen angelangt, bedeutete mir Inçosane, einzutreten. Die Öffnung war nicht größer, als dies bei gewöhnlichen Hütten der Fall ist. Ich kroch hinein, setzte mich rechts vom Eingang auf eine in einiger Entfernung liegende Matte und wartete der Etikette gemäß ruhig ab, bis ich angeredet würde. Memessa hatte an der anderen Seite des Eingangs Platz genommen.

Es dauert stets einige Augenblicke, bis sich das Auge an das Halbdunkel einer Zuluhütte gewöhnt hat, namentlich wenn draußen heller Sonnenschein herrscht.

Erst schien mir alles ganz dunkel, nach einigen Sekunden konnte ich jedoch den Raum überschauen. Am oberen Ende der Hütte saß der König auf einer Matte; er war unbekleidet und hatte nur eine Decke über dem Schoße liegen. Er sah seinem Bruder Umdabuko so ähnlich, daß ich im ersten Augenblicke glaubte, dieser sei die Person, die vor mir saß. Beim näheren Betrachten nahm ich aber den bereits geschilderten Unterschied wahr. Der König beobachtete mich während der Minuten anhaltenden Stille ebenfalls scharf.

Von Zuluhäuptlingen waren nur noch Inçosane und zwei weitere Indunas zugegen, die still an der Wand der Hütte hockten. Die Hütte enthielt keinen Schmuck; nur einige Decken und Karosse hingen über einem an der Wand entlang gespannten Riemen.

„Sagabona uetu" (Ich sehe dich, du), wandte sich Cetewayo an mich.

„Sagabona inkosi umkulu" (Ich sehe dich, großer König).

„Du warst mit dem Kinde (er meinte Dinizulu) auf der Jagd, was habt ihr geschossen?"

Ich erzählte dies und vergaß selbstverständlich nicht, ein Loblied auf Dinizulu zu singen. Es war auch wirklich aufrichtig gemeint, denn ich fühlte eine große Zuneigung zu dem bescheidenen, freundlichen Jüngling.

Cetewayo erkundigte sich noch, ob wir gut untergebracht seien. Noch etliche weitere allgemeine Redensarten wurden gewechselt, dann verließen wir die Hütte. Inçosane bat, daß wir am Nachmittage wieder zu dem Königskraal herüberkommen möchten, falls wir nicht vorzögen, zu warten, denn der König würde mich sicher noch sprechen wollen.

Da der Kraal von Dinizulus Mutter nur etwa eine halbe Stunde entfernt lag, zogen wir jedoch vor, nach unserer Hütte zurückzugehen und kehrten am Nachmittage wieder, wo wir auch schon nach wenigen Minuten Wartens vorgelassen wurden.

Ich erzählte Cetewayo, daß ich gekommen sei, ihn im Namen des Kommandanten Ferreira, der sich in Pretoria befinde, zu begrüßen.

Cetewayo richtete viele Fragen an mich, über den Boerenkrieg, die neue Regierung Transvaals und den Krieg unter den Zulustämmen.

Bald kam das Gespräch auch auf Oham, wobei Cetewayo wieder die bereits erwähnte Vermutung durchblicken ließ, daß ich zu Oham ziehen würde. Da ich aber wußte, daß Memessa ihm bereits eine

genaue Schilderung meiner Unterredung mit Ohams Boten gegeben hatte, hielt ich es für besser, nicht auf dieses Thema einzugehen, sondern erwiderte nur:

„Ein Mann hat nur einen Vater; mein Vater ist Piet Joubert.“

Nach einer Weile kam ein junges Mädchen mit Bier, und die gewöhnliche, bereits geschilderte Zeremonie wiederholte sich.

Noch lange saßen wir beisammen. Wir sprachen über Jagd und Krieg und eine Menge anderer Themata.

Mein vom General erhaltener Spezialbefehl, über gewisse Angelegenheiten Bericht zu erstatten, berührte den König nicht direkt, weshalb ich ihn auch verschwieg.

Nach Verlauf von zwei Stunden gingen wir wieder nach dem Kraal unserer freundlichen Wirtin zurück. Cetewayo hatte mir noch die Erlaubnis erteilt, daß ich der Zusammenkunft der Häuptlinge beiwohnen dürfe.

Während der nächsten Tage kamen täglich große Scharen bewaffneter Zulus in Ulundi und den umliegenden Kraalen an. Im Königskraale herrschte ein reges Leben, und wir gingen jeden Nachmittag mit Dinizulu hinüber, um uns anzusehen, wie die Neuangekommenen den König begrüßten. Trotzdem dieses Schauspiel keine Abwechselung bietet, sieht man es sich doch immer wieder gern an, insbesondere wenn man nichts anderes zu tun hat.

Der ganze Trupp Krieger steht in einer mehrgliederigen Front aufmarschiert, vor sich den auf der Erde stehenden Schild. Dann tritt der Häuptling vor, hält eine längere Rede, in der er den König mit allen möglichen Tiernamen belegt, als den Tapfersten der Tapferen preist und seine eigene Ergebenheit und Treue schildert usw.

Er schließt seine oratorische Leistung mit wilden Sprüngen und gibt seiner versammelten Mannschaft eine Art Gesang an, den diese gleichmäßig wiederholt. Er verdreht die Augen, schneidet die



Aufstellung der Zulus zum Kriegstanz im Königskraal.

entsetzlichsten Fratzen, stößt Töne aus, von denen man nicht recht weiß, ob sie dem Grunzen eines Schweins oder dem Bläffen eines Pavians ähnlicher sind, und geht dann mit erhobenem Kopfe stolz wie ein Gänserich unter dem Beifallsgebrüll seiner Krieger in deren Reihen zurück. Sofort springt ein anderer heraus, wiederholt dieselben Kapriolen, dieselben Grimassen und dieselben Töne mit allen möglichen Variationen. Die Menge brüllt mit, immer mehr laufen vor, stechen mit dem Assegai in die Luft, auf die Erde und geberden sich wie Wahnsinnige.

Es ist dies bei den Zulus, Zwasies und Maquambas ein beliebtes Schauspiel.

Auf mich machte es im Anfang den Eindruck, als ob eine Bande Verrückter dem Irrenhause entsprungen wäre.

Der Zulu nennt dieses Schauspiel Gija.

Da jeder meist eine bestimmte Melodie angibt, die seine Kameraden alle kennen, so ist in dem Beifallsgebrüll der einzelnen Amavios (Regimenter, Plural von Ivio) stets eine gewisse Regelmäßigkeit vorhanden.

Sind aber viele Amavios beisammen, dann springen Hunderte wild durcheinander, und jedes Ivio (eine selbständige, etwa 200 Mann starke Truppenabteilung, ein „Regiment" der Zulus) brüllt seine eigene Melodie; man möchte glauben, sämtliche Teufel der Hölle wären losgelassen.

Als ich erst kurze Zeit unter den Kaffern lebte, fand ich das Gija interessant; es war etwas Neues. Bald aber erschienen mir die stets wiederholten Grimassen und Kapriolen entsetzlich albern, und schließlich gewöhnte ich mich daran wie an etwas Alltägliches.

Als ich später Eingeborenenkommissar in den Spelonken und Oberhaupt der Maquambas wurde, nahm ich von diesen sich vor meinem Hause fast täglich wiederholenden Szenen gar keine Notiz mehr und konnte ruhig an meinem Schreibtisch arbeiten, während draußen einige hundert Kaffern beim Gija waren, sangen und tanzten und

einen Höllenlärm machten. Es ging mir wie dem Müller, der nicht schlafen kann, wenn die Mühle nicht klappert.

Nachdem wir etwa eine Woche gewartet hatten, während welcher ich täglich längere oder kürzere Zeit mit Cetewayo plauderte, sonst aber meistens mit Dinizulu zusammen war, teilte mir dieser mit, daß am anderen Tage die große Zusammenkunft stattfinden werde.

Wir gingen deshalb schon früh nach Ulundi hinüber. Bald kamen auch von allen Seiten die Häuptlinge mit ihren Amavios an, die sich in einem dichten, ungeheuren Halbkreise etwa 15 Glieder stark aufstellten.

Es war ein schöner, imposanter Anblick.

Die Zulus unterscheiden sich von den Zwasies durch ihre hohen, schlanken, jedoch kräftigen Gestalten von schönen Formen; diese sind nicht so klotzig und plump wie die der letzteren. Die meisten Krieger waren um Arm- und Kniegelenke mit schönem Kriegsschmuck aus den weißen Haaren der Angoraziege behangen. Viele trugen Federbüsche auf dem Kopf. Die dichte Reihe der Schilde sah aus, wie eine bunte Mauer, hinter der nur die Schultern und Köpfe hervorschauten.

Störend wirkten die alten englischen Uniformröcke, die einzelne Kaffern trugen; sie beeinträchtigten das wilde, kriegerische Bild sehr.

Bald kam auch Cetewayo mit einer großen Anzahl Häuptlinge und setzte sich etwa 200 Schritt von dem Halbkreise entfernt auf einen Schemel, über den ein Fell gebreitet war. Die Indunas hockten sich zu beiden Seiten von ihm auf die Erde.

Ich saß mit Dinizulu und Memessa etwas abseits. Eine tiefe Stille herrschte, die etwa zehn Minuten anhielt. Dann trat ein Häuptling in die Mitte des Halbkreises und hielt eine längere Lobrede auf den König, wobei er mit schnellen Schritten auf- und niederging. Als die Rede beendet war, stand er in der Mitte des Halbkreises still und stimmte einen Gesang an, den er mit Stampfen der Füße begleitete.

Nach und nach fielen die einzelnen Amavios in den Gesang ein, bis zuletzt aus den Tausenden von Kehlen der mächtige, mehrstimmige Kriegsgesang der Zulus ertönte, zu dem sämtliche Mitwirkende gleichmäßig den Takt stampften und bei dem sie von Zeit zu Zeit alle zugleich mit den Stöcken und Assegaien in die Luft stießen. Das Stampfen hatte etwa den Takt: 1 2 3 4 — 1 2 3 4; 1 2 3 4 — 1 2 3 4, wobei die großen Ziffern den Stoß auf die Erde, die kleinen die Pausen bedeuten.

Der Takt dieser Stampfbegleitung ist jedoch nicht immer gleich und richtet sich nach den verschiedenen Gesängen.

Der Gesang der Zulus hört sich aus der Ferne sehr gut an. Man unterscheidet dann volle, harmonische Akkorde. In unmittelbarer Nähe gehört, ist er aber nur ein wildes Gebrüll.

Der Takt verschnellerte sich immer mehr, und das Stampfen der Tausende kräftiger Beine wurde zuletzt so heftig, daß es schien, als ob der Boden in einer fortwährenden vibrierenden Bewegung sei.

Schließlich sprangen einige Häuptlinge vor, und der Gesang ging in das bereits geschilderte Gija über, das etwa eine Stunde lang anhielt und das mir nur insofern etwas Neues bot, als ich noch nie zuvor eine solche Masse wild durcheinander springender Teufel, solche entsetzliche Grimassen gesehen und solch einen Höllenspektakel gehört hatte. Sicher waren die sämtlichen Meisterschafts-Gijakünstler aus dem ganzen Zululande erschienen.

Ich finde den Kriegstanz der Maquambas viel schöner als den der Zulus.

Der Gesang derselben ist mehr fließende Melodie und nicht nur ein Gewirr von aufeinander folgenden Akkorden ohne Verbindung wie bei den Zulus, auch das Stampfen ist anders.

Die beiden ersten Takte 1 2 3 4 — 1 2 3 4 sind wie bei den Zulus, ebenso der dritte, beim vierten jedoch springen sie auf 1 2 je einen Doppelsprung vorwärts, wobei sie den Schild mit dem Bündel Assegaie in der linken Hand gegen das linke Knie schlagen,

um auf 3 4 wieder mit je einem Schritt in die frühere Stellung zurückzugehen.

Als der König aufstand und nach seiner Hütte zurückging, wurde eine große Herde Schlachtochsen angetrieben, die unter die einzelnen Amavios verteilt wurde. Dann zerstreute sich der Haufe.

Diese kriegerischen Schauspiele wiederholten sich noch mehrere Tage, bis der König die Häuptlinge verabschiedete und diese mit ihren Truppen wieder nach ihren Kraalen zurückkehrten.

Ich hatte inzwischen die vom General Joubert gewünschten Informationen gesammelt, und so beschlossen auch wir, uns wieder auf den Heimweg zu machen.

Memessa teilte Inçosane meine Absicht mit und ließ Cetewayo wissen, daß ich mich von ihm zu verabschieden wünschte. Als ich am anderen Morgen zu Cetewayo kam, fragte er mich, welchen Weg wir einschlagen würden. Ich antwortete, daß der Weg über Ihlomohlomo ein großer Umweg sei, daß ich deshalb nach dem Inhlasatjeberg und von dort über Ingomo zu reiten gedächte. Dies war der nächste Weg, er führte jedoch durch das Gebiet Ohams.

„Wirst du Oham auch besuchen?“ war die Frage.

„Ich habe nicht die Absicht“, erwiderte ich, „wenn aber Oham wieder Boten schicken sollte, die mich so dringend zu einem Besuch auffordern, wäre es unhöflich, den Besuch zu verweigern. Ich gehe dann aber bei Tage zu ihm und nicht in der Nacht.“ (Damit meint der Zulu: offen, nicht im geheimen.)

„Gut, gehe denn“, sagte Cetewayo, „vergiß aber nicht, wenn du dir ein Haus bauen willst, daß du jederzeit zu mir kommen und dir ein Land ausbitten kannst.“ Er meinte ein Stück Land von der gewöhnlichen Größe einer Farm.

Dieses Anerbieten war allerdings sehr gnädig. Die Sinçeneaffäre schien mir durchaus nicht geschadet zu haben, im Gegenteil. Denn daß Cetewayo mir Land anbot und wünschte, daß ich zu ihm zöge, war mindestens ein Beweis dafür, daß er mich nicht gern auf

der Seite seiner Gegner sehen wollte. Mißtrauisch wie jeder Zulu, war er nicht von dem Gedanken abzubringen, daß ich mit der Partei Ohams und Usipebus sympathisiere, da er sonst keinen Grund zu finden glaubte, der mich bewegen konnte, Mansezulu bei dem Überfall durch die Königspartei zu helfen. Ich beschloß jedoch, nicht weiter auf das Thema einzugehen und auch mit Memessa nicht eher darüber zu sprechen, bis er selbst davon anfangen und mir den Inhalt seiner Privatunterredung mit dem König mitteilen würde.

Dinizulu erbot sich, uns bis zum Squebezifluß, woselbst er einen Kraal hatte, zu begleiten, was mir außer seiner Gesellschaft noch deshalb angenehm war, weil wir dann sicher sein konnten, gute Quartiere zu erhalten.

Auf seinem Kraal spielte Dinizulu den liebenswürdigen Wirt und während des Gespräches am Abend in der Hütte fragte er auch, ob sein Vater mir eine Wohnstelle angeboten habe.

Er bat mich, als ich dies bejahte, doch ja ins Zululand zu ziehen, damit wir immer zusammen auf die Jagd gehen könnten. Sein Vater würde mich auch reich machen, ebenso reich wie John Dunn.

Es war dies ein Engländer, der mit Umbulluana gegen Cetewayo gefochten hatte, dann in den Dienst des Königs trat und nicht allein einen großen Einfluß bei den Zulus gewann, sondern im Zululande auch bedeutende Reichtümer erwarb. Beim Ausbruch des Krieges mit den Engländern 1878 ging er zu diesen über und leistete ihnen wichtige Dienste, wofür er nach dem Friedensschluß mit der Häuptlingschaft eines der erwähnten kleinen Distrikte in Süd-Zululand belohnt wurde. Nach der Rückkehr Cetewayos fiel sein Gebiet in die englische Eingeborenen-Reserve.

Ich gab Dinizulu weder eine Zu- noch Absage, und bald wünschte er uns Gutenacht. Als er sich entfernt hatte und ich eben meine Matten zum Schlafen ausbreiten wollte, sagte Memessa:

„Matevan, ich habe dir etwas zu sagen.“

„Gut“, erwiderte ich, „meine Ohren sind offen!“

„Cetewayo hat gestern mit mir gesprochen. Er will, daß du zu ihm kommst und bei ihm bleibst, ebenso wie früher John Dunn, der ihn verraten hat, und wie jetzt Johann (Colenbrander) bei Usipebu.

„Du weißt, daß nur Colenbrander, der ein Krieger ist, die Ursache war, daß Usipebu die Usutu(Königs-)partei geschlagen hat, er und seine Weißen.

„Cetewayo weiß, daß Oham dich fragen will, bei ihm zu wohnen, und weil du die Usutu-Impies bei Sinçene zurückgeschlagen hast, fürchten die Usutus dich und glauben, du könntest zu Oham gehen."

„Mein Freund", sagte ich. „Ich weiß nicht, was ihr immer mit Oham habt. Ein solches Angebot hat mir Oham überhaupt noch nicht gemacht......"

„Er wird es machen, du wirst sehen!"

„Gut", erwiderte ich, „dann warte, bis er es macht, und außerdem hat ein solches Anerbieten nur Zweck, wenn Krieg ausbricht. Das Land muß aber jetzt des Krieges müde sein, und Cetewayo ist doch nur zurückgesandt worden, damit dem gesetzlosen Treiben im Zululande ein Ende gemacht wird."

„Wir bekommen aber sicher wieder Krieg", war Memessas Antwort. „Cetewayo wird den Verrat Ohams nie verzeihen. Die Engländer haben Usipebu, der doch nur ein Hund ist (das will sagen: eine untergeordnete Person, nicht aus königlicher Familie) einen großen Teil des Landes gegeben. Das wird Cetewayo auf die Dauer nicht ruhig ansehen, und was den Ausbruch des Krieges beschleunigen wird, ist der Umstand, daß das Gebiet, das Umdabuko früher innehatte, in dem der größte Teil seines Volkes wohnt und in dem seine Felder liegen, ebenfalls an Usipebu gegeben ist. Glaubst du, daß ein Königskind wie Umdabuko sich einem Hunde wie Usipebu unterwirft? Du wirst sehen, in wenigen Monaten kommt es zum Streit zwischen Umdabuko und Usipebu, und deshalb will Oham dich auf seine Seite ziehen."

„Was hat aber Oham damit zu tun?" fragte ich. „Er hat doch Boten zu Cetewayo geschickt, um zu «consa» (huldigen), und dann weiß ich gewiß, daß er auch Boten zu den Engländern gesandt hatte, um für Cetewayo zu bitten, daß derselbe aus seiner Gefangenschaft befreit und in sein Land zurückgebracht werde."

„Oham hat Cetewayo den Engländern verraten", sagte Memessa, „er fürchtet seine Rache und muß Usipebu helfen; er weiß: wird Usipebu besiegt, dann ist er ebenfalls verloren. Wenn Oham zu den Engländern geschickt hat, um zu bitten, daß Cetewayo zurückgebracht werde, hat er es nur getan, weil er dessen Rückkehr für gewiß hielt. Er wollte sich damit bei Cetewayo wieder einschmeicheln."

Mit Staunen hatte ich Memessa zugehört. Daß mir weder Oham noch Cetewayo aus reiner Menschenfreundlichkeit ein Stück Land anboten und mich aufforderten, bei ihnen zu wohnen, sondern daß sie vielmehr dafür eine Gegenleistung erwarteten, davon war ich überzeugt. Die Aussicht, daß das arme Land wieder mit Krieg überzogen werden sollte, der diese beste aller afrikanischen Eingeborenen-Nationen vollends zerfleischen würde, erfüllte mich mit tiefem Bedauern. Welch trauriges Bild des Despotismus! Nur um die Macht Einzelner zu fördern, wurde ein Land verwüstet und Hunderte von Menschen geopfert! Aber haben wir in Europa nicht jahrhundertelang genau dieselben Zustände gehabt?

Ich erklärte Memessa, daß ich ihm keine Antwort geben könne, solange Oham nicht persönlich eine derartige Frage an mich stelle; bis jetzt sei in mir noch nie der Gedanke aufgekommen, den Transvaaldienst zu verlassen. Sollte ich mich aber wirklich einmal entschließen, nach Zululand zu ziehen, dann geschähe dies nur mit Zustimmung von General Joubert und wenn ich die Möglichkeit sähe, der Transvaalregierung auch ferner von Nutzen zu sein.

Sechstes Kapitel.

Der Verräter Oham.

Am nächsten Mittag trafen wir an einem Bache in den Ingomobergen eine Anzahl Zulus, die ebenfalls von Ulundi kamen.

Einer derselben bedeutete mir insgeheim, daß er mich zu sprechen wünsche, und erzählte mir darauf, daß Oham ihn nach Ulundi gesandt habe, um mir zu sagen, daß ich ihn besuchen solle; er wolle mich sehen, da er dringend mit mir zu reden habe. Der Bote selbst habe sich, um nicht Verdacht zu erregen, mir bei Ulundi nicht nähern können und deshalb am Wege auf mich gewartet.

Ich teilte Memessa die Nachricht mit und auch zugleich die Absicht, daß ich die Aufforderung annehmen würde. Auch er hielt dies für das Beste.

Obgleich Memessa selbst stets Partei für die Sache Cetewayos genommen hatte, was auch Oham wohlbekannt war, kamen wir überein, daß er mich begleiten sollte, da unsere Trennung nun, nachdem wir so lange Gefährten waren, bei Cetewayo leicht den Verdacht hätte erregen können, als ob ich mich Memessas entledigen wollte, damit Cetewayo nichts von meiner Unterredung mit Oham erführe. Geheime Späher des Königs waren im ganzen Lande verstreut, und er wurde sicher von jedem unserer Schritte unterrichtet.

Ich bedeutete dem Boten, daß er jemand vorausschicken solle, um Oham mitzuteilen, daß ich am nächsten Morgen bei ihm einzutreffen gedächte.

Wir übernachteten auf einem Kraale, brachen am Morgen früh auf und trafen etwa um zehn Uhr Vormittag auf dem Kraale Ohams ein. Der Abgesandte war bei uns geblieben.

Ohams Kraal war sehr schön auf einem Hügel mitten in einem schönen, fruchtbaren Tale des Ingomogebirges gelegen. Er mochte etwa 200 bis 300 Hütten zählen.

Ich ließ Oham sagen, daß ich unter allen Umständen am anderen Morgen mit Tagesanbruch weiter reiten würde und daß alle Angelegenheiten am Abend erledigt werden müßten.

Wir erhielten wieder eine Hütte und eben hatten wir uns einen Becher Kaffee bereitet, als wir auch schon zu Oham gerufen wurden.

Ich hatte die Zulus schon viel von dem Körperumfang dieses Mannes erzählen hören, aber eine solche formlose Fettmasse zu sehen, hatte ich nicht erwartet.

Ich kann keinen anderen Vergleich anführen: als ich eintrat, lag er unbeholfen und grunzend da wie ein Schwein auf der Streu, das bei einer Mastviehausstellung den ersten Preis erhielt.

Das also war Oham, der grausamste Schurke im Zululande, hundertmal grausamer noch als Cetewayo, der doch als einer der grausamsten Despoten, den die Welt kannte, geschildert wird. Cetewayo tötete jedoch nicht aus Mordlust, sondern nur mit der Absicht, zu strafen, und in dem Glauben, daß allein durch die Todesstrafe unter den Zulus die militärische Disziplin und das Ansehen des Königs aufrecht erhalten werden könne.

Als ich Cetewayo einmal fragte, warum er nicht eine mildere Strafweise annehme und die Todesstrafe nur bei Kapitalverbrechen eintreten lasse, sagte er mir:

„Ihr Weißen kennt die Zulus nicht; wenn ein Zulu Unrecht tut, dann schlägt ihr ihn, sperrt ihn ein oder nehmt sein Vieh; damit macht ihr ihn nur böse und treibt ihn dazu, sich zu rächen.

„Ich töte ihn, dann habe ich sein Vieh, und er kann sich nicht rächen.“

Allerdings eine eines Despoten würdige Logik.

War ein Zulu der Zauberei beschuldigt und von den Häuptlingen für schuldig erklärt worden, dann wurde er mit seinem Kraal ausgerottet. Hierbei ließen sich die Zulukrieger die entsetzlichsten Grausamkeiten zu Schulden kommen. Es kam öfter vor, daß kleine Kinder bei lebendigem Leibe auf die Kraalpfähle gespießt wurden; die Männer wurden alle ohne weiteres erschlagen oder erstochen. Die Grausamkeiten gegen die Kinder wurden dem Könige sorgfältig verheimlicht, da er sie nie zuließ und streng bestrafte.

Missetäter, die wegen Ungehorsam, Verrat und anderen Verbrechen hingerichtet werden sollten, ließ Cetewayo von einer hohen Felswand in den Fluß stürzen. Diese Stelle hieß Ingaba.

Oham hatte jedoch eine satanische Lust am Martern und Morden. Seine größte Freude war, eine solche Marter selbst vorzunehmen. Mehr als einem Unglücklichen hat er persönlich die Augen ausgestochen und mehr als ein unschuldiges kleines Wurm hat er auf einen Pfahl gespießt. Ja, Dinizulu erzählte mir später einmal, daß Oham einer seiner Frauen, die er der Untreue beschuldigte und die in anderen Umständen war, eigenhändig bei lebendigem Leibe den Bauch aufgeschnitten habe.

Diesem Teufel befand ich mich jetzt gegenüber. Als wir eine Weile gesessen hatten, kamen einige grunzende Töne aus dem liegenden Fettklumpen hervor. Ich wußte, Oham lebte fast nur von Kaffernbier und war meistens betrunken; er schien auch dieses Mal nicht nüchtern zu sein.

Unmutig gab ich Memessa einen Wink, und wir verließen die Hütte.

Draußen gab ich einem Diener Befehl, die Pferde zu satteln; denn ich wollte sofort den Kraal verlassen.

Gerade holte mein Diener die Sättel wieder aus der Hütte, als der Inçegu und der Sohn Ohams, ein ruhig und würdig auftretender Mann, in größter Bestürzung ankamen, um den Grund meiner plötzlichen Abreise zu erfahren.

Ich sagte ihnen, ich sei ein Weißer und Offizier der Transvaalregierung und hätte gedacht, zu einem Königssohn zu kommen, nicht aber zu einem betrunkenen Menschen. Ich sei nicht gewohnt, daß man im Liegen mit mir spreche. Ich hätte nichts von Oham gewollt und sei nur seiner wiederholten, dringenden Einladung, zu ihm zu kommen, gefolgt. Wenn Oham seine Gäste wie Hunde behandeln wolle, solle er lieber keine einladen!

Dringend baten die beiden, ich solle Oham und ihnen diese Schmach nicht antun. Was würden die Häuptlinge und das Volk sagen, wenn sie hörten, daß ich so schnell den Kraal wieder verließe. Sicher würde jedermann vermuten, ich hätte mit Oham Streit gehabt. Auch Cetewayo würde böse werden. Es stehe auch bereits ein großer Ochse im Kraal zum Schlachten bereit und den abzulehnen, käme offener Feindschaft gleich.

Ich wollte aber mein einmal gefaßtes Vorhaben nicht aufgeben.

Memessa jedoch rief mich auf die Seite und sagte:

„Matevan, du bist jung; dein Blut fließt viel zu schnell. Wenn deine Haare erst grau werden wie die meinen, wirst du ruhiger werden. Treibe die Sache nicht zum äußersten und sei mit der Entschuldigung, die Ohams Sohn vorgebracht hat, zufrieden.“

Mein alter Freund hatte recht, das sah ich sofort ein. Ein offener Bruch mit Oham hätte sicher auf die Zulus unseres Distrikts keinen guten Eindruck gemacht. Trotzdem wollte ich den Zulus zeigen, daß sie mit mir nicht umgehen könnten, wie sie wollten. Ich sagte darum zu Ohams Sohn:

„Gut, ich werde bleiben, wenn du mir versprichst, mich morgen früh, wenn eben der Tag graut, zu Oham zu rufen. Wenn Oham dann wieder liegt, so sage ich, er schläft, und gehe weg und kehre dann nicht mehr um!“

Er versprach dies.

Als ich am Abend vor dem Kraal einen kleinen Spaziergang — Memessa war in der Hütte geblieben — gesellte sich Ohams

Sohn wieder zu mir und bat mich, ich möchte doch am anderen Morgen allein zu Oham kommen, da Memessa zur Königspartei halte und Oham nicht freundlich gesinnt sei. Er erzählte weiter, sein Vater könne wegen seiner Korpulenz kaum mehr gehen nnd nur dann aufrecht sitzen, wenn er durch Diener gehalten würde. Er bleibe meist in seiner Hütte und nur dann und wann werde er auf einem Fell ins Freie geschleift, um draußen im Viehkraal eine Stunde zu sitzen und sein Vieh zu sehen. Stehen verursache ihm die größte Mühe.

Am Abend erzählte ich Memessa die Worte von Ohams Sohn, worauf er erwiderte:

„Ich habe dies erwartet und freue mich, daß Ohams Sohn diese Bitte ausgesprochen hat. Hättest du mich unaufgefordert zurückgelassen, dann hätte es Verdacht erregt; nun aber ist es das beste, du gehst allein; Oham würde in meinem Beisein nicht den wahren Grund zu seiner Aufforderung an dich, zu ihm zu kommen, sagen.“

Am nächsten Morgen früh kam der Inçegu in die Hütte, mich zu rufen. Memessa schlief noch oder stellte sich schlafend. Leise entfernte ich mich und wurde in die geräumige Hütte Ohams geführt, der diesmal, von einigen Dienern gehalten, aufrecht saß.

Nach der üblichen Begrüßung und einigen allgemeinen Redensarten dankte er mir, daß ich mich bei Sinçene seines Volkes angenommen hätte, und schlug mir vor, ich sollte nach seinem Lande ziehen. Er wolle mir ein Land geben und auch Vieh; ich solle bei ihm bald reich werden.

Ich erwiderte:

„Warum soll ich meinen Vater Piet Joubert verlassen? In deinem Lande wohnt ja ohnedies schon Nunn (ein englischer Händler und Holzfäller). Wir beide würden uns nie vertragen; er ist Engländer und ich bin Deutscher und komme von den Boeren. Warum hast du nicht mit Nunn genug?“

„Nunn ist kein Boer“, erwiderte Oham, „wenn du aber bei mir wohnst, und ich gebe dir ein Land, dann kannst du noch mehr junge Boeren bei dir wohnen lassen.“

Dies also war die Politik des schlauen Fuchses. Er hatte genug von den Engländern. Infolge der Schlappen, die die Zulus ihnen beigefügt hatten, war seine Achtung vor ihnen wohl von Anfang an keine besondere gewesen. Durch seinen Verrat an Cetewayo hatte er jedoch gehofft, die Alleinherrschaft zu bekommen. Nun hatte er seinen verdienten Lohn erhalten. Die Engländer hatten den Verräter benutzt und ihn dann wie einen alten Lumpen weggeworfen.

Nach den Niederlagen, die die Boeren später den Engländern beibrachten, hielten die Zulus die Boeren für die Stärkeren. Denn daß die Engländer, nachdem sie geschlagen waren, den Boeren ihr Land aus „Großmut“ zurückgegeben hätten, daran hat vom Zambesi bis zum Kap noch nie ein Kaffer geglaubt. Von den nach seiner Meinung schwachen Engländern konnte Oham nichts mehr erwarten, nun wollte er es einmal mit den Boeren versuchen.

Ich antwortete Oham kurz:

„Mein Vater Piet Joubert ist stets gut gegen mich gewesen; ich habe keine Absicht, ihn zu verlassen. Sollte ich aber diesen Wunsch einmal hegen, und er erlaubt mir, wegzuziehen, dann ziehe ich zu Cetewayo, der mich bereits aufgefordert hat, dies zu tun.“

Hiermit war unsere Unterredung beendet. Ich entfernte mich, und bald darauf waren wir auf dem Heimweg.

Memessa erzählte ich selbstverständlich den ganzen Inhalt der Unterredung. Er hat unzweifelhaft Cetewayo jedes Wort mitgeteilt, denn von jetzt ab schickte dieser öfter Botschafter für mich zu Memessa, und als ich später wiederholt zu Cetewayo kam, wurde ich von ihm immer aufs freundlichste aufgenommen.

Siebentes Kapitel.

Eine Königskrönung in Afrika.

Memessa hatte mit seiner Befürchtung recht gehabt. Genau, wie er vorausgesagt hatte, traten nur wenige Monate nach den im vorigen Kapitel geschilderten Vorgängen im Zululande wieder Unruhen ein.

Usipebu verlangte von Umdabuko vollständige Unterwerfung und Anerkennung seiner Herrschaft über den ihm von den Engländern angewiesenen Landstrich, in dem, wie erwähnt, nicht allein Umdabukos Kraal lag, sondern auch ein großer Teil seines Volkes wohnte. Als Umdabuko diese Unterwerfung verweigerte, nahm Usipebu das Vieh von einigen von Umdabukos Kaffern in Beschlag, was dieser mit gleichen Repressalien gegen Kaffern beantwortete, die Usipebu in dem von Umdabuko beanspruchten Gebiet sich hatte ansiedeln lassen.

Usipebu begründete seine Ansprüche mit der Behauptung, die Engländer hätten die Zulus besiegt, seien also die Könige des Landes und könnten dasselbe geben, an wen sie wollten. Sie hätten ihm die Herrschaft über ein gewisses Gebiet übertragen, und jeder, der in diesem Gebiete wohne, müsse dieselbe anerkennen oder das Gebiet verlassen.

Umdabukos Ansicht war jedoch, daß die Engländer dadurch, daß sie das Land nach der Gefangennahme Cetewayos nicht besetzt hätten, jegliche Ansprüche auf dasselbe aufgegeben hätten. Sie hätten deshalb auch kein Recht, das Land zu verteilen, namentlich jetzt, da sie den gesetzmäßigen König zurückgebracht hätten. Am wenigsten aber dürften

sie, allen Gebräuchen der Zulus zuwider, das Gebiet eines Königssohnes einem „Hunde“ geben.

Bei dieser Meinungsverschiedenheit konnten ernste Reibungen selbstverständlich nicht ausbleiben. Umdabuko versammelte daher sein Kriegsvolk, zu dem noch eine starke, von Cetewayo gesandte Hilfstruppe stieß, um gegen Usipebu zu Felde zu ziehen.

Dieser war jedoch auf einen Überfall Umdabukos vollständig vorbereitet. Die umständlichen, abergläubischen Vorbereitungen, die die Zulus zu einem Kriege treffen, warnen ja die benachbarten Stämme stets beizeiten, daß irgend etwas im Schilde ist.

Wenn das Kriegsvolk versammelt ist, trinken sämmtliche Krieger Zaubermedizin, um sich unverwundbar zu machen und dem Körper Kraft, dem Herzen Mut zu geben. Diese Zeremonie nimmt stets mehrere Tage in Anspruch, und ein Bekanntwerden derselben läßt sich nicht vermeiden. Wenn die Medizin auch nicht den Erfolg hat, den die Zauberdoktoren ihren Gläubigen vorschwindeln, so ist es doch sicher, daß sie gewaltig auf den Magen wirkt, und es bedarf wiederum eines Zeitraumes von einigen Tagen, ehe die Krieger sich von den Folgen erholt haben.

Ist dies geschehen, dann versammelt sich die ganze Armee zum zweiten Male und marschiert in einem großen Kreise auf.

Die Zauberdoktoren treten in die Mitte, und der Oberbonze geht mit dem Zauberbündel herum und stößt, allerhand Beschwörungen murmelnd, jedem einzelnen der Krieger in der vorderen Reihe gegen den Schild.

Das Zauberbündel besteht aus einem alten Sack, der Wirbelknochen, Vogelkrallen, Eidechsen- und Schlangenschädel und wer weiß noch was sonst für Gerümpel enthält. Wahrscheinlich ist die Zauberkraft auf die hinteren Glieder der Armee übertragbar, und durch diesen Hokuspokus sollen die Krieger ebenfalls unverwundbar werden, wenn die verschluckte Medizin durch irgend eine Gegenzauberei des Feindes ihre Wirkung verloren haben sollte.

Usipebu hatte Nachricht von diesen Kriegsvorbereitungen bei Umdabuko bekommen und hatte sich zur Verteidigung bereit gemacht, die er jedoch ganz seinem schneidigen Vertrauten John Colenbrander überließ.

Umdabukos Armee mit Cetewayos Hilfstruppen zählte ungefähr 6000 Mann, während Usipebu höchstens über 4000 verfügte. Jedoch waren die Krieger Usipebus denen Umdabukos moralisch überlegen, da sie in dem verflossenen Kriege meist Sieger geblieben waren.

Colenbrander baute seinen Plan auf die alten, bisher streng innegehaltenen taktischen Gebräuche der Zulus.

Er wußte, daß, wenn eine Zuluabteilung von einer anderen zurückgeschlagen wird, kein Raillieren mehr möglich ist, daß sich aber ebenso wie die Flüchtlinge auch die siegreiche Abteilung zum Verfolgen der Feinde auflöst. Diese Gewohnheit beschloß Colenbrander zu benutzen.

Als Umdabukos Armee gegen Banginome, den Hauptkraal Usipebus, vorrückte, stieß sie im Buschfelde auf eine Abteilung des Feindes.

Umdabuko stellte seine Truppen in Schlachtordnung auf, und eben sollten beide Abteilungen gegen einander vorgehen, da schien es, als ob Usipebus Krieger jetzt erst die große Überzahl des Feindes gewahr würden. Sie machten kehrt und liefen in wilder Flucht davon, Umdabukos Leute blindlings hinterher.

Usipebus Leute flüchteten nach einem kleinen Tale des Buschfeldes, in das auch sogleich die aufgelöste Schar der Verfolger drang.

Während diese die Büsche durchsuchten, ertönte plötzlich von allen Seiten das wilde Kriegsgeheul von Usipebus Haupttrupp, der, durch Bäume und Hügel gedeckt, auf beiden Seiten des Tales im Hinterhalt lag.

Umdabukos Leute waren blind in die Falle gegangen und vollständig umzingelt. Eine Menge von ihnen wurde niedergemacht, die anderen retteten sich in wilder Flucht.

Colenbrander war mit diesem Siege über Umdabuko nicht zufrieden und beschloß, was gewöhnlich die Zulus wie auch die Boeren vernachlässigen, den Feind sofort nach Kräften zu verfolgen und den Sieg auszunützen.

Usipebu sowohl wie Colenbrander wußten, daß Cetewayo und Umdabuko Usipebu nie in Ruhe lassen und ihre Ansprüche auf das Land Usipebus immer von neuem geltend machen würden. Sie sammelten daher sofort ihre Truppen, zogen eilig sämtliche Reserven heran, und Colenbrander marschierte nach Ulundi, um auch Cetewayo für das Senden von Hilfstruppen zu strafen.

Ehe dieser noch eine Nachricht von der Niederlage Umdabukos erhalten hatte, war Colenbrander, der mit seinen Truppen Tag und Nacht marschiert war, vor Ulundi angekommen und überfiel mit Tagesgrauen die um den Königskraal herumliegenden Kriegerkraale mit solcher Gewalt, daß nur ein kleiner Teil der überraschten Amavios des Königs Zeit hatte, sich zu sammeln.

Ihr schwacher Widerstand hatte keinen Erfolg, sie wurden versprengt, eine Menge von ihnen getötet, und Ulundi wie auch sämtliche umliegenden Kraale wurden zum zweiten Male zerstört.

Cetewayo war auf der Flucht von einem Zulu von Usipebus Leuten eingeholt worden. Als dieser nach ihm stach, um ihn niederzustoßen, suchte er den Stich mit dem bloßen Arm abzuwehren. Der Assegai zerschnitt den Arm und drang unterhalb der Schulter in die Brust. Auf die Worte Cetewayos: „Du Hund, du willst den König töten?" erfaßte den Zulu Schrecken und er floh.

Es gelang Cetewayo sich fortzuschleppen. Einige seiner Leute fanden ihn und brachten ihn nach dem Ikauhlawald, von wo aus er in das Reservegebiet floh und sich unter den Schutz der englischen Regierung stellte.

Schrecken ergriff nach diesen schweren Niederlagen die ganze Usutupartei. Alle ihre Anhänger flohen in die Berge. Viele brachten ihre Weiber und Kinder nach Transvaal, und kleine Banden von

Usipebu und Oham, der sich wieder mit Usipebu vereinigte, durchstreiften sengend und brennend das ganze Land.

Auch unser Gebiet hatte unter diesen Zuständen schwer zu leiden. Die Kaffern rotteten sich in kleinen Banden zusammen, um vom Transvaalgebiet aus heimlich Raubzüge nach Ohams und Usipebus Land zu unternehmen, ohne daß wir im stande waren, dies zu verhindern. Bald waren die Zustände noch bedeutend schlimmer, als es jemals vor der Rückkehr Cetewayos aus der Gefangenschaft der Fall gewesen war, denn die Unruhen beschränkten sich jetzt nicht mehr auf den von Weißen unbewohnten Teil unseres Distrikts, sondern auch die Kaffern der Grenzfarmen des Distrikts Utrecht ließen sich immer mehr in dieselben ein.

Arbeiter waren nicht zu bekommen, und Rindvieh- und Schafdiebstähle wiederholten sich fortwährend. —

Im Februar 1884 kam eines Tages Memessa zu mir und teilte mir mit, daß ein Bote von Cetewayo bei ihm angekommen sei. Da derselbe seine Botschaft nur an mich persönlich ausrichten wollte, ich aber bei unseren Kaffern jeden Verdacht, daß ich mich in die Zululand-Angelegenheiten menge, zu vermeiden wünschte, ließ ich den Boten nicht zu mir kommen, sondern bei Memessas Kraal bleiben, wo ich ihn traf.

Er teilte mir mit, daß Cetewayo verwundet sei und sein Ende nahen fühle. Der König habe außer ihm noch einen Boten zu Konrad Meyer gesandt. Da die Engländer sein Land an Usipebu gegeben hätten, lasse er uns bitten, heimlich zu ihm zu kommen, um seinen Sohn und Erben Dinizulu zu holen und unter den Schutz der Boeren zu stellen, damit diese denselben, wie seinerzeit Cetewayos Vater Umpanda, zum König machten und ihm hülfen, Usipebu zu vertreiben.

Konrad Meyer ist ein angesehener, an der Grenze des Zululandes wohnender Boer, dessen Vater in früheren Jahren von der Transvaalregierung zu Umpanda und Cetewayo mit Botschaften gesandt worden war.

Es ist bei allen Kaffernoberhäuptern Gebrauch, stets bestimmte Personen zu einem Nachbarhäuptling oder zu den Beamten der benachbarten Regierungen zu senden, und dieser Gebrauch ist auch von den Beamten der englischen Besitzungen und der Boerenstaaten adoptiert worden. So wird ein Beamter, der mit den Eingeborenen in diesen Ländern zu tun hat, zu den Kaffernhäuptlingen seines Distrikts immer bestimmte Personen senden, da diese Botschaften des betreffenden Beamten von anderen Boten nicht annehmen würden.

Die Unzufriedenheit der Grenzfarmer war durch die fortwährenden Unruhen mittlerweile so gewachsen, daß sie fest entschlossen waren, die Regelung der Angelegenheiten im Zululande selbst zu übernehmen und so den fortwährenden Wirren ein für allemal ein Ende zu machen, wenn sie von der Transvaal- oder der englischen Regierung nicht sofortige Hilfe erhielten.

Die Transvaalregierung konnte sich mit der Frage nicht befassen, denn Präsident Krüger und General Smit waren vom Volksrate nach London gesandt, um eine Abänderung der Konvention von 1881 und damit eine Erweiterung der Unabhängigkeit der Republik zu erlangen. Man mußte daher alles vermeiden, was auf die Verhandlungen der Deputation in England einen störenden Einfluß hätte haben können.

Da die Lage immer ernsthafter wurde, so beschlossen wir auf einer geheimen Zusammenkunft bei Konrad Meyer, Cetewayos Bitte Gehör zu geben, Dinizulu zu holen, darauf mit einem Trupp Freiwilliger ins Zululand zu ziehen und auf eigene Faust ein für allemal geordnete Zustände einzuführen.

Gerade hatten wir diesen Entschluß gefaßt, da erhielten wir die Nachricht vom Tode Cetewayos. —

Selbstverständlich konnte ich mich, solange ich im Dienste der Transvaalregierung war, nicht in Angelegenheiten außerhalb der Grenze einlassen; ich reichte daher meinen Abschied ein.

Dinizulu wurde heimlich, ohne daß die englischen Behörden hinter unser Vorhaben kamen, aus dem Ikauhlawalde geholt. Konrad Meyer und C. van Staden, der als Feldkornett ebenfalls seinen Abschied aus transvaalischem Dienst genommen hatte, vergewisserten sich der Mithilfe einer beträchtlichen Zahl gut ausgerüsteter Boeren, während ich selbst Vorbereitungen traf, die sämtlichen in unserem Gebiete wohnenden Zulus der Königspartei zu organisieren. So zogen wir Ende März mit Dinizulu über die Grenze, um vorläufig an dem Berge Sungeni die Ankunft der Boerenfreiwilligen abzuwarten.

Die Anzahl der letzteren war in wenigen Tagen auf 150 Mann gestiegen. Wir zogen nun tiefer ins Land hinein und schlugen in der Nähe der Missionsstation Dabankulu das Lager auf.

Bald stießen noch weitere 150 Mann zu uns.

Die Freiwilligen wählten ein Exekutivkomitee, das über die weiter zu unternehmenden Schritte beraten sollte. Es bestand aus Dirk Uys, Ph. Spieß, A. de Jager, P. Fourie, Konrad Meyer, C. van Staden, A. Laatz, Th. Steenekamp, C. Birkenstock und mir. Dirk Uys wurde zum Vorsitzenden, ich zum Sekretär gewählt.

Lange wurde beraten, ehe wir zu einer Einigung gelangten. Zwei Vorschläge lagen vor. Der eine war:

Dinizulu sollte zum König ausgerufen werden und eine Anzahl Farmen unter die Freiwilligen verteilen. Das Exekutivkomitee sollte die Oberaufsicht über das Land haben und, ohne sich in die Angelegenheiten der Zulus weiter einzumischen, für Ruhe und geregelte Zustände sorgen. Die Gewalt über Leben und Tod sollte Dinizulu sowie den Häuptlingen genommen werden.

Dieser Vorschlag wurde jedoch durch den folgenden überstimmt:

Dinizulu sollte zum König ausgerufen werden, und wir alle als Freiwillige in seine Dienste treten. Nachdem der Friede hergestellt sei, solle Dinizulu den Freiwilligen ein Stück seines Landes abtreten, das sie dann zu einem unabhängigen Staate erklären würden.

Genau dasselbe hatten die Freiwilligen an der Westgrenze Transvaals bei den Unruhen der Stämme des Betschuanalandes wenige Monate vorher getan, als sie die beiden Republiken „Stellaland“ und „Land Gosen“ gründeten.

Der letztere der beiden Vorschläge wurde angenommen Es war jedoch vorauszusehen, daß Dinizulu und die Häuptlinge der Usutupartei sofort auf eine Vernichtung Usipebus drängen würden, und die Gefahr lag nahe, daß dann die englische Regierung sich der Angelegenheit annehmen und die Besitztitel der Freiwilligen auf die ihnen überwiesenen Farmen nicht anerkennen würde. Daß die Engländer den von ihnen eingesetzten Häuptling Usipebu so treulos im Stiche lassen würden, hatten nicht einmal die ärgsten Englandhasser geglaubt!

Sofort wurden sämtliche Krieger der Usutupartei, auch die in transvaalischem Gebiet wohnenden, einberufen, um bei der Einsetzung Dinizulus zugegen zu sein. An Oham und Usipebu wurden ebenfalls Boten gesandt, um sie zur Unterwerfung zu bewegen.

Oham versprach, Abgesandte zu Dinizulu zu schicken, Usipebu aber erklärte rund heraus:

Er habe mit Dinizulu nichts zu tun. Sein Land hätten ihm die Engländer gegeben, er wolle gern mit Dinizulu in Frieden leben, aber voneinander unabhängig, jeder auf seinem eigenen Gebiet. Er habe keinen Krieg mit Cetewayo angefangen, sondern sich nur gegen dessen und Umdabukos Überfall verteidigt.

Der 21. Mai 1884 war zum „Krönungstage“ Dinizulus bestimmt, und ich wurde beauftragt, zu der Festlichkeit ein Programm zu entwerfen.

Dies war leichter gesagt als getan. „Könige“ werden nicht alle Tage gekrönt, auch war mir noch nie im Leben das Glück zu teil geworden, einen zu krönen oder einer solchen Feier beiwohnen zu dürfen. Nun verlangte man von mir das Programm zu dieser wichtigen „Staatsangelegenheit“, und alles dies ohne jegliche Mittel!

Eine Königskrönung in einem Boerenlager, wo nicht einmal einige Lappen für eine Fahne zu bekommen waren!

Allerdings hatte ja Shepstone Cetewayo im Namen Englands gekrönt. Und was dieser fertig bekam, mußte auch uns gelingen. Daß die Feier einfacher als bei den Engländern verlaufen würde, war natürlich, waren ja die Boeren in allem ohnedies einfacher.

Wo aber eine Krone her bekommen? Sie war bei einer Krönung doch mit die Hauptsache.

Shepstone hatte Cetewayo eine schöne, glänzende Krone aufgesetzt. Aus Gold wird sie wohl nicht gewesen sein, aber sie blinkte wenigstens.

Mein Kamerad Arnold, mit dem ich die Sache besprach, wußte jedoch Rat.

„Macht nichts“, sagte er ruhig. „Machen wir; ich habe ein altes Paraffinblech, warum sollen wir daraus nicht eine Krone fertig bekommen?“

Sofort machte er sich mit einem kleinen Holsteiner an die Arbeit und hatte auch nach einer Stunde eine Theaterkrone aus Blech fabriziert, die er noch mit einigen künstlichen Blumen von dem alten Kapothute einer Boerenfrau ausstaffierte. Auch ein Szepter hatte er verfertigt. Einige der deutschen Freiwilligen hatten das Pferd eines Boeren, einen Schimmel mit sehr langem, fast den Boden berührendem Schwanz, eingefangen, ihm den Schwanz abgeschnitten und nach der neuesten Mode zurechtgestutzt. Den Haarbüschel hatten sie an einen kurzen Stock gebunden und ihn außerdem mit bunten Lappen behangen. Dies sollte das Szepter vorstellen!

Darauf holten sie meinen einäugigen Negerdiener, den „alten Klaas“, und putzten ihn zur Probe als „Majestät“ heraus. In diesem Aufzuge brachten sie ihn nach meinem Zelt.

Es war ein Bild zum Schreien!

Der gute alte Klaas, ein Scheusal an Häßlichkeit, mit seinen dicken Wurstlippen, der leeren Augenhöhle, die Blechkrone auf dem Kopf, eine rote Decke als Purpurmantel umgehängt, das Pferde-

schwanzszepter in der einen und einen Kürbis mit einem kleinen Holzkreuze als Reichsapfel in der anderen Hand! Arnolds Kavalleriesäbel hatte er als Reichsschwert um die Hüften geschnallt.

Ich fiel vor Lachen beinahe vom Stuhl.

„Kieken doch, Meynheer“, sagte der Alte betrübt, „nu wollen dei Jungens noch een Uil van mij maken.“

Der alte Klaas, der lange bei einem hannoverischen Missionar gewesen war, sprach ein Gemisch von Plattdeutsch und Holländisch.

Das ganze Lager war bei dem Spaß zusammengelaufen. Arnold und die deutschen Freiwilligen konnten gar nicht begreifen, daß ich ihren mühsam verfertigten Reichskleinodien nicht die erwartete Bewunderung zollte.

Schließlich wurde dem alten Klaas die Sache doch „über“. Er warf den Reichsapfel einem Boerenjungen, der ihn hänselte, an den Kopf, daß diesem die Kürbissauce um die Ohren flog, warf Szepter und Krone von sich und ging laut schimpfend davon.

„Nein, Arnold“, sagte ich, als ich mich von meinem Lachanfall erholt hatte, „die Sache jinge wohl, aber sie jeht nich! Wir dürfen Dinizulu doch nicht herausputzen wie einen Pfingstochsen, noch weniger dürfen wir die ganze Geschichte, wenn sie auch nur eine Komödie ist, selbst lächerlich machen!“

„Gut“, sagte er, „wenn Sie etwas Besseres wissen; meine Weisheit ist zu Ende!“

Aber nichts wollte mir einfallen.

Ich ging zum alten Uys, dem Vorsitzenden des Komitees, und fragte ihn um Rat, wie ich das Programm aufsetzen sollte.

„Was weiß ich von solchen Geschichten!“ sagte der Alte. „Wir Boeren haben keine Könige; das müßt ihr Ausländer selbst wissen, was da zu tun ist!“

Das war allerdings schlau aus der Affäre gezogen.

Am Abend saß ich grübelnd am Feuer. Arnold kam zu mir und bat um etwas Öl, um sein Gewehr zu reinigen. Der alte Klaas

brachte die Flasche und goß ein wenig Öl aus. Als ich das langsam tröpfelnde Öl beobachtete, kam mir plötzlich eine Idee.

„Halt!", sagte ich zu Arnold, „ich hab's! Die Boeren sprechen ja immer von der Salbung Dinizulus, nie von einer Krönung. Also salben wir den König, dann brauchen wir keinen Plunder. Saul und David wurden auch gesalbt, und eine Flasche Rizinusöl habe ich noch."

Rasch war mein Programm entworfen. Die „Salbidee" fand bei den Boerenkollegen im Komitee allgemein Anklang, schon deshalb, weil sie mit der Sitte des Alten Testaments übereinstimmte und auch wohl, weil sie sich von der Krönung Cetewayos durch die Engländer unterschied.

Die Zulus konnten ja, wenn sie wollten, das Öl für Zaubermedizin halten.

Am nächsten Tage, der zu der Feier angesetzt war, waren die sämtlichen Häuptlinge der Königspartei mit ihren Mannschaften versammelt.

Die Krieger waren in einem großen Halbkreise aufmarschiert.

In der Mitte stand ein Bockwagen, der als Tribüne für das Komitee und für die Salbungszeremonie dienen sollte. Die Freiwilligen standen zu beiden Seiten des Bockwagens, alle bewaffnet.

Als die Aufstellung vollendet war, ritt ich mit Dinizulu mitten in den Kreis. Er ritt einen Schimmel, den ihm tags zuvor das Komitee geschenkt hatte. Es war derselbe, der seine Schwanzhaare zum Szepter hatte hergeben müssen.

Hier stiegen wir von den Pferden und begaben uns zu Fuß nach dem Bockwagen, den wir erstiegen.

Dinizulu war in europäischer Kleidung. Er trug Reithosen, hohe Ledergamaschen und eine braune Litewka.

Während ich mit lauter Stimme eine Proklamation ablas, oder besser gesagt: abbrüllte, goß ich ihm mit der rechten Hand die Flasche Rizinusöl über den Kopf.



Eine Königskrönung in Afrika.

Das klebrige Zeug lief hübsch langsam; ich konnte also sicher sein, daß es vorhalten würde, bis ich mit meiner Epistel zu Ende war.

Mit einem Male aber schien Dinizulu die Sache ungemütlich zu werden.

„Matevan, hör' auf!" raunte er mir zu.

„Halt' den Mund!" sagte ich leise, meine Proklamation unterbrechend.

„Hör' auf, du Schwein!", schimpfte nun Dinizulu, „die Schmiere läuft mir ja schon in die Augen und Ohren!"

„Ruhig Blut, das gehört dazu", tröstete ich ihn.

„Ich trete dich vor den Bauch!" rief Dinizulu spuckend, dem das Öl nun auch in den Mund lief.

„Dann werfe ich dich vom Wagen, mein Söhnchen!"

Endlich war die Proklamation zu Ende und die Flasche leer. Dinizulu glänzte wie ein Ölgötze.

Das Öl war teilweise hinten am Hals an seinem Körper entlang gelaufen, daß es unten an den Gamaschen herauslief.

Wir bestiegen darauf wieder unsere Pferde und ritten unter dem Beifallsgebrüll der Zulus und dem Knattern der Flinten der Freiwilligen die Front ab.

Die Zulus „gijaten" noch eine Zeitlang, dann gingen wir vergnügt nach dem Lager zurück.

Dinizulu schimpfte immer noch, trotzdem er jetzt die Sache ebenso humoristisch nahm wie ich.

Er freute sich, daß er „König" war, und ich freute mich, daß ich auch einmal einen König „gesalbt" hatte, was nicht jeden Tag im Leben vorkommt.

Am anderen Tage war Dinizulu krank. Er hatte wohl zu viel Rizinusöl geschluckt.

Während der nächsten Tage fanden wiederholt Beratungen mit den Zuluhäuptlingen statt, die darauf bestanden, gegen Usipebu zu

Felde zu ziehen, während das Komitee jeden Konflikt vermeiden wollte. Auch konnte man sich nicht über das Gebiet einigen, das die Zulus für unsere Hilfe abtreten sollten. Das Komitee forderte bei weitem mehr, als wir verdienten, und die Zulus wollten viel weniger geben.

Zum Glück war gerade vor dem Tage der „Salbung" Lukas Meyer, der Landdrost von Utrecht, ins Lager gekommen, der, den allgemeinen Bitten nachgebend, beschloß, an der Bewegung ebenfalls teilzunehmen.

Ich war inzwischen zu Dinizulus Sekretär und politischem Ratgeber ernannt worden. Nur ist es mir heute noch nicht recht klar, ob mich Dinizulu ernannt und das Komitee bestätigt hat, oder ob die Ernennung vom Komitee ausging und von Dinizulu bestätigt wurde. Es kommt auch wohl nicht weiter darauf an. Das Ernennungsdekret läßt sich auslegen, wie man will, und ist von Dinizulu sowohl als vom Vorsitzenden des Komitees unterzeichnet.

Während die Unterhandlungen stattfanden, kam das Lager eines Nachts in großen Aufruhr.

Pferde liefen wie toll umher, Leute schrien und fluchten, Schüsse knallten, und alles griff zu den Waffen. Schon glaubten wir, Usipebus Zulus hätten das Lager überfallen.

Im Nu war ich von meinem Feldbett auf, um den kleinen Haufen der deutschen Freiwilligen zusammenzurufen, wunderte mich aber nicht wenig, als ich sie heiter scherzend beim Feuer sitzen sah, während im Lager ein Lärm herrschte, als ob alles aus Rand und Band gehen wollte.

Unter Lachen erzählte mir Arnold die Ursache des Lärms.

Es war streng verboten, bei Nacht Pferde innerhalb des Lagers anzubinden oder frei darin herumlaufen zu lassen.

Der Vorsitzende des Komitees, Uys, ein sehr hochfahrender Boer und Ausländerhasser, hatte am Tage zuvor die Pferde, die einige Deutsche an ihren Wagen angebunden hatten, entfernen lassen. Seine

eigenen Pferde, sowie die seiner Söhne und Neffen liefen jedoch frei im Lager umher. Dafür beschlossen die Deutschen sich zu rächen.

Einige von ihnen hatten auf einer verlassenen Missionsstation einen Kartoffelacker entdeckt und einen Sack voll schöner Kartoffeln geholt, worauf sie die übrigen Kameraden zu einem Gericht „Pellkartoffeln“ einluden.

Es war spät des Abends, die meisten Boeren hatten sich zur Ruhe gelegt, als wie gewöhnlich die Uysschen Pferde kamen, gegen die Zeltleinen liefen, die auf den Wagen liegenden Maissäcke anknabberten und sich auf alle mögliche Weise lästig machten.

„Wenn unsere Pferde nicht im Lager sein dürfen“, meinte der kleine Holsteiner, „dann sollen die Boerenpferde auch hinaus. Dem wollen wir ein für allemal ein Ende machen.“

„So, Jungens!“ sagte er, „nun nimmt jeder von euch eine heiße Kartoffel, stellt sich hinter ein Pferd, hebt den Schwanz hoch und, wenn ich drei zähle, steckt er sie unter den Schwanz!“

Gesagt, getan! Sobald die Pferde die heiße Kartoffel fühlten, kniffen sie die Schwänze ein, und fort ging die wilde Jagd!

Töpfe, Zelte, alles flog über den Haufen; die Pferde rasten wie toll im Lager herum.

Einige Wachen, die aus dem Schlaf geschreckt waren — denn daß die Wachen bei den Boeren schlafen, kommt auch manchmal vor — schossen im ersten Schreck ihre Gewehre ab. Alles schrie wild durcheinander; jeder glaubte, die Zulus kämen, nur die Deutschen saßen am Feuer und aßen Pellkartoffeln.

Schön war der Streich nicht. Wenn er auch den Pferden weiter nicht schadete, so war es doch eine Tierquälerei; er hatte aber zur Folge, daß jetzt die Lagerregeln strenger befolgt wurden.

Achtes Kapitel.

Im Felde gegen Usipebu.

Am folgenden Tage kam der hannöverische Missionar Stallboom ins Lager, um mich zu besuchen.

Er erzählte, daß er in großer Sorge um den Missionar Hörmann sei, der bei Ihlomohlomo in Usipebus Gebiet wohne. Einer der Usutuhäuptlinge, Matok, ein wilder, blutdürstiger Mann, der nicht weit von Ihlomohlomo wohnte, sei demselben sehr feindlich gesinnt, und er fürchte, daß dieser ihn bei ausbrechendem Kriege ermorden lassen werde.

Die Furcht des Missionars war um so begründeter, als erst kurze Zeit vorher der Zuluhäuptling Mapela einen in der Nähe von Hlobane wohnenden Missionar getötet und seine Station geplündert hatte.

Da Usipebu die auf der Grenze seines Gebietes liegende Station Ihlomohlomo für seine Art Bollwerk gegen die Einfälle der Usutus hielt und auch die Missionskaffern ihm häufig Nachrichten übermittelten, hatte er dem Missionar streng verboten, mit seiner Familie das Land zu verlassen und ließ ihn scharf bewachen.

Missionar Stallboom bat mich dringend, Hörmann zu helfen, da er bei Ausbruch neuer Feindseligkeiten in großer Gefahr sei.

Allerdings war dieses Unternehmen etwas gewagt, denn es war zu befürchten, daß Usipebu sich der Flucht widersetzen würde. Aber

gerade dies reizte umsomehr und war so recht ein Streich für die deutschen Jungens.

Ich beschloß, den Missionar zu holen.

Acht ausgesuchte Leute der deutschen Freiwilligen und zwei Afrikaner sollten mich begleiten.

Wir verließen mit einbrechender Dunkelheit das Lager. Unser Weg führte über die Ingomoberge. Dichter, auf den Bergen liegender Nebel begünstigte unseren Ritt, und unbemerkt kamen wir am anderen Morgen auf der Missionsstation an, wo wir den Missionar und seine Familie in banger Sorge antrafen. Die Ärmsten hatten mit der Außenwelt seit Monaten keine Verbindung mehr gehabt, und auch die Direktion der Missionsgesellschaft wußte nicht, ob sie noch am Leben waren.

Da die Anwesenheit einer Anzahl Reiter auf der Missionsstation den Zulus nicht verborgen bleiben konnte, hielt ich es für das Beste, durch Ohams Gebiet zurückzugehen, und schickte deshalb einen Boten zu Oham, um ihm meine Absicht mitzuteilen.

Mit Matok gedachte ich leicht fertig zu werden, falls er Schwierigkeiten machen würde: er hatte ohnehin noch von Sinçene genug.

Der Missionar war sehr erfreut, daß er die Station noch vor Ausbruch des Krieges verlassen konnte, und packte sofort die nötigsten Habseligkeiten zusammen. Wir luden sie auf den Wagen und am nächsten Morgen früh brachen wir auf.

Es war eine beschwerliche Reise auf dem schlechten, steilen Gebirgsweg.

Der Wagen war schwer beladen, die Ochsen waren noch jung und nicht eingefahren, und oft mußten wir alle von den Pferden steigen und in die Räder fassen.

Glücklicherweise kamen wir am Abend noch auf das Gebirge hinauf und befanden uns jetzt gerade in der Linie von Ohams und Usipebus Vorposten.

Schon am Nachmittag hatten wir wiederholt kleinere Trupps Zulus gesehen. Sie hielten sich jedoch stets in größerer Entfernung; es war also nicht zu ersehen, ob wir nicht trotzdem noch Schwierigkeiten zu erwarten hatten.

Auf keinen Fall durfte Vorsicht außer acht gelassen werden, und als sich kurz vor Sonnenuntergang eine dichte Nebelwolke auf das Gebirge lagerte, beschloß ich, noch in der Nacht den Missionar und seine Familie in Sicherheit zu bringen, damit diese wenigstens außer Gefahr wären.

Ein Überfall während der Nacht war unwahrscheinlich; hatten die Zulus etwas vor, so durften wir sie mit Tagesanbruch erwarten.

Ich bat die Frau des Missionars, sich zur Ruhe zu legen und einige Stunden zu schlafen.

Die arme Frau hatte den Tag über schwer mit dem Packen der Sachen gearbeitet und war todmüde, außerdem hatte sie zwei kleine Kinder, einen Knaben von drei Jahren und ein Baby.

Wir alle bewunderten ihre Entschlossenheit und ihren guten Humor. Trotz der mißlichen Lage, in der wir uns befanden, verlor sie keinen Augenblick den Mut und war dabei fortwährend in Sorge, daß wir nicht genug zu essen bekommen würden.

Wie oft schon haben in südafrikanischen Kriegen Frauen die Männer beschämt und diese, wenn sie bereits verzagen wollten, durch ihr Beispiel und ihr Zureden wieder mit neuem Mute belebt!

Den Namen des starken Geschlechts verdienen in Afrika die Frauen ebenso gut wie die Männer, ja oftmals mit größerem Rechte.

Punkt neun Uhr ließ ich die Wachen ablösen und weckte den Missionar und seine Frau.

Einer der Afrikaner, der später bei Elandslaagte gefallene Feldkornett Potgieter, sollte mit vier Mann beim Wagen bleiben; ich mit den übrigen Reitern beabsichtigte, die Familie des Missionars über das Gebirge nach einer etwa 15 englische Meilen (24 Kilometer) entfernten Missionsstation zu bringen. Am Fuße des Gebirges,

sobald wir aus den Linien der Zulus heraus waren, dachte ich umzukehren, um vor Tagesanbruch wieder beim Wagen zu sein, damit wir, wenn die Zulus einen Überfall planten, wieder alle beisammen seien.

Die Frau des Missionars ritt das Pferd von Potgieter, das einer der Leute am Zügel führte.

Sie hatte ihr Baby vor sich in ein Tuch gewickelt und dieses auf dem Rücken festgeknüpft. Den kleinen Jungen setzte ich hinter mich aufs Pferd, schnallte ihn mittels des Patronengürtels an mich fest und band noch eine Decke um ihn und um mich.

Bald fing es an zu regnen, und es war ein Wunder, daß wir in der stockfinsteren Nacht überhaupt den Weg fanden.

Auf meinen Rappen konnte ich mich verlassen; er war vollkommen sicher auf den Beinen und ging einen sehr sanften Schritt. Mein kleiner Monsieur hinter mir hielt sich wacker, er schlief während des ganzen Weges.

Gegen ein Uhr Nachts erreichten wir den Fuß des Gebirges und waren jetzt aus aller Gefahr.

Ich schickte zwei Mann mit dem Missionar ab, und die kleine Karawane erreichte auch glücklich mit Tagesanbruch die Missionsstation, wo die arme Frau die wohlverdiente Ruhe und Erholung fand.

Der kleine Knabe wachte nicht einmal auf, als er von meinem Pferd auf ein anderes gehoben wurde, und auch von dem Baby hatten wir auf dem ganzen Ritt nichts gehört.

Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder beim Wagen. Der Regen hatte etwas aufgehört, und trotzdem es noch dunkel war, spannten wir sofort ein und zogen weiter.

Noch heute ist es mir unerklärlich, daß wir auf dem schlechten Wege ohne Unfall den Rand des Gebirges erreichten.

Hier machten wir halt, ließen die Ochsen im Joch stehen und warteten, bis es hell wurde, um dann sofort ins Tal zu fahren und

nicht eher auszuspannen, als bis wir eine gute Strecke vom Berge entfernt waren.

Todmüde kamen wir endlich gegen Abend auf der Missionsstation an. —

Inzwischen hatten im Lager täglich Beratungen der Zuluhäuptlinge mit dem Freiwilligenkomitee stattgefunden. Bei den ersteren war der Krieg gegen Usipebu eine beschlossene Sache, das Komitee wollte ihn jedoch durchaus vermeiden.

Da die Häuptlinge sich absolut nicht von ihrem Vorhaben abbringen lassen wollten, war ein ziemlich gespanntes Verhältnis eingetreten. So hatte man denn für den nächsten Tag eine letzte große Beratung angesetzt.

Dinizulu kam zu derselben mit allen seinen Großen, das Komitee war vollzählig vertreten und auch der Landdrost von Utrecht, Lukas Meyer, wohnte der Beratung bei.

Umbabuko nahm zuerst das Wort.

Er schilderte die Verluste, welche die Usutupartei durch Usipebu erlitten habe, daß all ihr Vieh und noch viele Frauen und Mädchen in den Händen des Feindes seien, die dieser nicht zurückgeben wolle und auf welche die Usutus nimmer verzichten würden. Bei ihnen sei der Krieg eine beschlossene Sache; sie hätten die Boeren ins Land gerufen, um Unterstützung gegen ihre Feinde zu haben, nicht aber, um Usipebu dadurch zu helfen, daß sie zum Frieden rieten und Usipebu im Besitze ihres Viehes und ihrer Frauen ließen.

Nun stand der Vorsitzende des Komitees auf und erklärte in einer salbungsvollen Rede, daß er nicht gekommen sei, um Blut zu vergießen, sondern als Friedensengel und um das Evangelium zu verbreiten; deshalb könne er einen Krieg gegen Usipebu nicht billigen und den Zulus nur zum Frieden raten; den Verlust ihrer Habe müßten sie als eine Strafe des Himmels ansehen und sich zufrieden geben.

Auch verschiedene andere Mitglieder des Komitees waren der Meinung des Vorsitzenden.

Als auch ich um meine Ansicht be'ragt wurde, erklärte ich rund heraus, daß ich die Ansicht des Vorsitzenden nicht teilen könne. Von Anfang an sei ich dagegen gewesen, ein Übereinkommen mit den Zulus zu schließen, in dem wir zu Dinizulu in ein Verhältnis als Landsknechte träten. Wir, die wir dagegen waren, seien jedoch überstimmt worden. Wir hätten wissen müssen, daß die Zulus niemals von der Idee abzubringen seien, ihre von Usipebu geraubten Frauen und Mädchen sowie ihr Vieh zurückzuerobern; es war klar und deutlich, daß sie mit Usipebu Krieg haben wollten. Nun seien wir einmal Freiwillige, d. h. Landsknechte, Dinizulus und als solche hätten wir einfach zu tun, was uns gesagt würde, um so mehr, da keiner von uns Lust habe, die in Aussicht gestellte Bezahlung, eine Farm, zurückzuweisen. Wir würden bei den Zulus auf Erfüllung ihrer Seite des Übereinkommens dringen, müßten also auch unseren Verpflichtungen nachkommen.

Einige Kollegen schlossen sich dieser Ansicht an. Als es jedoch zur Abstimmung kam, wurden wir überstimmt, und das Komitee beschloß, die Zulus in dem Kriege gegen Usipebu nicht zu unterstützen, sondern am anderen Tage mit dem Lager eine Strecke weit zurückzugehen.

Gleich nach Aufbruch der Versammlung kam Sebamu, der Hauptinçegu Dinizulus, zu mir und teilte mir mit, daß dieser und Umbabuko mich zu sprechen wünschten; ich möchte aber allein kommen.

Ich ging mit Sebamu nach dem etwa zehn Minuten entfernten Lagerplatz der Zulus und traf in einem kleinen Walde, in dem einige provisorische Hütten für Dinizulu aufgeschlagen waren, die sämtlichen Häuptlinge versammelt.

Umbabuko sagte mir, sie hätten meine Worte in der Versammlung gehört und dankten mir für dieselben.

Nichts könne sie bewegen, von ihrem Vorhaben, von Usipebu ihr Eigentum zurückzuerobern, abzulassen. Sie seien sich bewußt, daß sie allein den Kampf gegen Usipebu nicht aufnehmen könnten, denn

dieser sei durch die Erfolge gestärkt und habe außerdem Colenbrander mit seinen Engländern bei sich, denen sie ihre Niederlage hauptsächlich zuzuschreiben hätten. Sie wollten aber lieber untergehen, als freiwillig auf den Kampf verzichten. Die Freiwilligen hätten versprochen, ihnen zu helfen, und nur, wenn sie dieses Versprechen hielten, seien sie verpflichtet, ihnen die versprochenen Farmen zu geben. Wenn ich bei meiner Absicht, Dinizulu helfen zu wollen, bleibe, möchte ich noch eine Anzahl Freiwilliger mitnehmen, damit der Anblick der Weißen ihren Kriegern Mut einflöße.

Ich erwiderte, daß ich nach wie vor beabsichtigte, an den Bedingungen des mit ihnen geschlossenen Übereinkommens festzuhalten, und mein Bestes tun wolle, ihrem Wunsche zu entsprechen.

Nach dem Lager zurückgekehrt, teilte ich mein Vorhaben dem Komitee mit, welches nichts dagegen einzuwenden hatte.

Die deutschen Freiwilligen waren sämtlich bereit, sich mir anzuschließen, und auch von den Boeren meldete sich eine beträchtliche Anzahl, als bekannt wurde, daß Dinizulu entschlossen sei, gegen Usipebu zu ziehen.

Ich suchte unter den Boeren, die sich gemeldet hatten, zwanzig der am besten berittenen aus und stellte am Abend noch die kleine, etwa vierzig Mann starke Schar Dinizulu vor.

Die Häuptlinge waren sehr erfreut, daß nun doch eine Abteilung Weißer bei ihnen blieb, und Dinizulu bat mich, die Führung der Transvaalkaffern und der Abagulusinregimenter zu übernehmen.

Am folgenden Tage rückte die ganze Zuluarmee nach dem Squebezifluſſe, der Grenze von Usipebus Gebiet, ab.

Das Boerenlager ging etwa 15 Meilen zurück.

Am Squebeziflusse fand eine neue Versammlung der Häuptlinge statt, in der die Kriegsoperationen beraten werden sollten.

Ich drang darauf, daß, ehe wir über die Grenze rückten, Usipebu die Bedingung gestellt werden müsse, die geraubten Frauen und Kinder herauszugeben, da unser Einrücken in sein Land sonst kein Krieg,

sondern ein Überfall sei; nur unter dieser Bedingung könne ich die Grenze überschreiten.

Man stimmte dem zu, beauftragte mich, in der Zwischenzeit nach dem Boerenlager zu reiten und dem Komitee mitzuteilen, daß Dinizulu und die Häuptlinge das mit den Boeren geschlossene Übereinkommen nur dann für giltig hielten, wenn auch diese ihrem Versprechen, Dinizulu gegen seine Feinde zu helfen, nachkommen würden; anderenfalls hätten sie das Land zu verlassen.

So machte ich mich denn wieder auf den Weg nach dem Lager, das ich am oberen Lauf des Umkusflusses vorfand.

Eine Versammlung des Komitees wurde einberufen und dieser die Botschaft Dinizulus vorgelegt.

Lukas Meyer, der inzwischen seinen Abschied aus transvaalischem Dienst eingereicht hatte, unterstützte die Ansicht der Zuluhäuptlinge kräftig. Auch er war der Meinung, das mit den Zulus geschlossene Übereinkommen sei ein Fehler gewesen. Da der Kontrakt aber einmal unterzeichnet sei, bleibe nichts anders übrig, als daß die Zulus unterstützt werden oder die sämtlichen Freiwilligen wieder nach Transvaal zurückgehen müßten.

So beschloß denn das Komitee, einen Unterstützungstrupp von 120 Mann zu Dinizulus Truppen stoßen zu lassen.

Die Boerenfreiwilligen der Truppe wählten Lukas Meyer zum Kommandanten und Louis Botha zum Feldkornett.

Die Freude Dinizulus und der Häuptlinge war keine geringe, als ich ihnen die Nachricht von dem Anmarsch dieser Truppe brachte; denn sie wußten wohl, daß die wiederholten Niederlagen einen großen Teil ihrer Leute zaghaft gemacht hatten. Da auch die Boten von Usipebu am selben Abend zurückkamen und dessen Weigerung, die geraubten Weiber und Kinder auszuliefern, überbrachten, beschloß ich, die langweiligen Zauberzeremonien der Zulus nicht abzuwarten, sondern mit meinen Reitern sofort über die Grenze zu rücken, um durch das Erscheinen einer

starken Patrouille Weißer unter dem Feinde womöglich eine Panik hervorzurufen.

Die Zuluhäuptlinge hatten die Führung der Zulutruppen, außer den etwa 4000 Mann starken Transvaalzulus und den Abagulusinregimentern, Umdabuko übertragen. Dinizulu sollte zurückbleiben.

Schon am Mittag des Tages, nachdem wir den Grenzfluß überschritten hatten, stießen wir auf einen größeren Trupp von Usipebus Kriegern, der nach kurzem Gefecht gänzlich versprengt wurde.

Am nächsten Tage kamen wir bis in die Nähe von Usipebus Hauptkraal Banginome, nach dem sich die sämtlichen Bewohner des Landes zurückzuziehen schienen.

Die Kraale der Zulus zeugten von der großen Fruchtbarkeit des Landes. Überall fanden wir große Vorräte an Mais, Kaffernkorn, Kürbissen, Bohnen und Wassermelonen.

Reiter und Pferde litten also keinen Mangel.

Etwa 800 Stück Rindvieh und ebenso viele Schafe und Ziegen fielen in unsere Hände.

Die zur Verteidigung äußerst günstige Lage von Banginome ließ erwarten, daß Usipebu sich in der Fläche vor dem Berge, auf welchem der Hauptkraal lag, unserem weiteren Vordringen widersetzen und uns angreifen würde.

Etwa zehn Meilen von Banginome entfernt warteten wir die Ankunft des Zuluheeres und von Lukas Meyers Truppe ab.

Am Morgen des 6. Juni stand das ganze Heer der Königspartei am Anfang der sich nach Banginome hinziehenden Ebene aufmarschiert.

Unser kleiner Trupp Reiter war vorausgeritten, um in einiger Entfernung von einem Hügel aus die Vorwärtsbewegung zu beobachten. Lukas Meyer hatte sich mit seinen Reitern auf einen in unserer linken Flanke gelegenen Höhenzug begeben.

Eine geraume Zeit verstrich, und noch immer standen die einzelnen Abteilungen der Zulus still.

Endlich setzten sie sich in Bewegung, marschierten aber zu meinem Erstaunen nicht vorwärts, sondern formierten sich zu einem ungeheuren Kreise.

Ärgerlich über diesen Zeitverlust ritten wir wieder den Hügel hinunter, um die Ursache zu erfahren. Nun hörte ich, daß man im Begriffe war, wieder eine jener Zauberzeremonien vorzunehmen.

Ich ritt mit meiner Abteilung in den Kreis, in dessen Mitte Umdabuko mit einer Anzahl der Häuptlinge zu Pferde hielt, und machte ihm Vorwürfe über den Zeitverlust und über diesen Blödsinn unter den Augen des Feindes, der uns von der Höhe aus scharf beobachten könne und dem keine unserer Bewegungen und Handlungen entgehe.

Umdabuko suchte mich zu beruhigen.

„Wenn die Zulus nicht gezaubert werden", sagte er, „wird ihr Herz schwach, und ihre Arme und Knie werden schlapp. Habe noch etwas Geduld, und du sollst sehen, daß sie nachher um so schneller vorgehen."

„Aber ihr habt ja erst vor wenigen Tagen gezaubert!" wandte ich ein.

„Das war für den ganzen Krieg; heute wird aber für das bevorstehende Gefecht gezaubert!"

Mißmutig fügte ich mich.

Der Oberzauberer, Hofzauberer oder was der Kerl sonst für einen Titel führte, war gerade damit beschäftigt, in dem großen Kreise die Front abzugehen und mit seinem Plunderbündel die Schilder der Krieger zu bestoßen.

Ich besprach eben mit Feldkornett Arnold die Instruktionen für eine zu entsendende Patrouille. Arnold ritt eine kleine, überaus kitzlige Fuchsstute, die bei der geringsten Berührung ausschlug und dabei stets laut aufquiekte. Ich ritt meinen großen Rappen, mein altes Jagd- und Kampagnepferd.

Plötzlich kam der Zauberer auf uns los und berührte mit seinem Bündel Umdabuko und sein Pferd, um sie gegen die feindlichen Kugeln und Assegaie zu feien. Auch mein Pferd berührte er; es war an den Zuluspektakel gewöhnt und schien von der Geschichte nicht die geringste Notiz zu nehmen.

Als aber der mit allem möglichen klappernden Zeug behangene Zauberer sich etwas unvorsichtig schnell nach Arnolds Stute umwandte und ihr mit seiner Violine in die Rippen stieß, quiekte die alte Dame laut auf, feuerte mit dem linken Hinterfuß aus und traf den Zeremonienmeister so unglücklich auf den Bauch, daß er in den Sand, sein Gerümpel aber in alle Winde flog.

Laut heulend „Meimamo, meimamo“ (o weh! o weh!) lag er da, sich mit beiden Händen den Bauch haltend.

Ich muß bekennen, daß wir trotz des Jammergeheuls des Halunken alle laut auflachten. Am meisten wunderte ich mich, daß viele der Zulus in unser Gelächter einstimmten und den Kerl noch außerdem tüchtig verspotteten; denn obwohl die Zauberer gefürchtet sind, sind sie doch allgemein verhaßt.

Der Kontrast war aber auch zu köstlich. Eben noch machte der Träger des Heiligtums andere Leute unverwundbar, und nun lag er selbst mit einem Schlag vor den Magen brüllend im Schmutz.

„Halte doch das Ding vor den Bauch, dann geht der Schmerz weg!“ rief ich ihm zu.

Aber sein Glaube schien zu allen Teufeln zu sein. In gebückter Haltung, die Hände auf dem Leib schlich er weg und ließ sein Gerät liegen, wo es lag.

„Das ist ein gutes Zeichen, ihr Männer!“ rief ich laut. „Wir Weißen werden euch helfen, den Feind zu schlagen!“

Umdabuko schien sich ebenfalls über den Spaß köstlich zu amüsieren.

Jetzt wurde schnell die Gefechtsstellung geordnet.



Die kitzlige Fuchsstute.

Die Transvaalzulus mit den Abagulusinregimentern bildeten das Zentrum, Umdabukos Zulus den linken Flügel und die des Häuptlings Umniamane den rechten.

Lukas Meyer wollte auf einer Anhöhe vor Banginome halten, von wo aus er das ganze Gefecht übersehen konnte, um da, wo es Not tue, zum sofortigen Eingreifen bereit zu sein.

Meine Reiter waren in verschiedene kleine Trupps aufgelöst. Wir ritten etwa eine englische Meile vor die Zulukolonne voraus, um womöglich einen Einblick in die feindliche Aufstellung zu erhalten.

Unbehelligt kamen wir an den Fuß des Hügels, auf dem Banginome liegt, ohne größere feindliche Truppenmassen zu sehen.

Schnell erstiegen wir den Hügel am äußersten Ende und fanden zu unserem nicht geringen Erstaunen die Hauptstadt leer.

Colenbrander hatte den Abzug von Usipebus Volk trefflich maskiert, um uns glauben zu machen, daß wir bei Banginome auf verzweifelten Widerstand stoßen würden.

Das ganze Volk mit den riesigen Viehherden war in der Richtung nach den Lebombobergen geflüchtet.

Um den Anmarsch unserer Zulus zu beschleunigen, ließ ich den umfangreichen Kraal in Brand stecken, und bald zeigte die hochaufsteigende Flamme den Unseren an, daß wir im Besitz des Kraals waren und der Feind abgezogen sei.

Auf der einen Seite des Kraals stand ein großes Wellblechhaus. An den Fächern und Vorrichtungen im Hause war zu sehen, daß es als Handelshaus gedient hatte.

Die Güter waren daraus entfernt, jedoch stand in einer Ecke ein eiserner Kassenschrank.

Als ich zu dem Hause kam, fand ich einige meiner Leute gerade damit beschäftigt, in Ermangelung von Stemmeisen mittels eines eisernen Pfluges den verschlossenen Kassenschrank zu erbrechen. Etwa vier Mann hoben den schweren Pflug hoch und ließen ihn dann mit

der Spitze auf den Schrank niederfallen. Es schien jedoch, als ob sie damit keinen Erfolg haben würden.

Schon kamen die Flammen immer näher und hatten bereits die Pfahlumzäunung um das Haus herum ergriffen.

Jetzt kamen auch schon, durch die Flammen angelockt, Leute von Lukas Meyers Truppe angesprengt. Sie hofften auch noch am Plündern des Kraals teilhaben zu können.

Einige traten ins Haus und sahen die Arbeit an dem Kassenschrank, wurden aber sofort zurückgewiesen.

Da es bei dem Hause vor Hitze kaum mehr auszuhalten war, rief ich den Leuten zu:

„Kommt doch, die Engländer werden wohl nicht ihr Geld in dem Schrank zurückgelassen haben, wo sie Zeit genug hatten, alle Handelsartikel wegzuschaffen!"

Mein Rufen war jedoch vergebens, und noch immer ertönten die schweren Schläge auf den Schrank.

So ritt ich denn allein nach der nahen Stelle, wo die Übrigen bereits abgesattelt hatten. Eine kleine Abteilung von Lukas Meyers Boeren stand in geringer Entfernung und schimpfte weidlich, daß die Deutschen sie aus dem Hause gejagt hätten und die reiche Beute für sich allein beanspruchten.

Auf einmal ertönte aus dem Hause ein kräftiges Hurrah. Bald darauf kamen Arnold und Potgieter mit den Mannschaften heraus. Es war die höchste Zeit, denn der neben dem Hause stehende Stall brannte schon lichterloh. Vier Mann trugen ein schweres, in eine alte Decke gewickeltes Bündel, das sie in einiger Entfernung von den Sätteln niederlegten.

Bald hatte sich ein großer Kreis Neugieriger um dasselbe versammelt, aber weder die Deutschen noch die Boeren meiner kleinen Truppe wollten jemand von den anderen Boeren in die Nähe lassen. Sie erklärten rundweg, die anderen seien nicht mit ihnen ins Feld gerückt, nun sollten sie auch keinen Anteil an der

Beute haben; der erste, der sich dem Bündel nähere, werde niedergeschossen.

Inzwischen trugen einige der Deutschen das Bündel nach einem etwa hundert Schritt entfernten Loche, wie solches die Zulus zum Aufbewahren von Mais und Korn graben.

Das Loch war leer. Das Bündel wurde hineingesenkt und das Loch mittels einiger Hacken und Schaufeln, die die Leute bei dem Hause gefunden hatten, zugeworfen.

Zwei Mann blieben als Wache zurück.

Inzwischen waren die sämtlichen Leute Lukas Meyers angekommen, und schnell hatte sich die Nachricht von dem erbeuteten Schatze verbreitet. Die Aufregung wurde immer größer, und es dauerte nicht lange, bis eine Anzahl von Lukas Meyers Leuten zu mir kam und verlangte, daß das Geld in gleichen Teilen verteilt würde und daß sie ebenfalls ihren Teil erhielten.

Ehe ich antworten konnte, trat Potgieter vor und sagte:

„Unter keiner Bedingung. Wir haben das Geld gefunden und es gehört uns; wir geben keinen Penny davon ab!“

Lukas Meyer, der bald darauf kam, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, erklärte ich einfach, ich hätte das Geld nicht gefunden, mich gehe die ganze Sache nichts an.

Da jetzt auch die Zulus ankamen, bat ich Lukas Meyer und Umdabuko, sofort aufzubrechen, damit wir uns in aller Eile an die Verfolgung des Feindes machen und ihn noch einholen könnten, ehe er die schützenden Lebomboberge erreichte.

Wir hatten gerade die Pferde eingefangen und waren beim Satteln, als auch schon die beiden Wachen, die Potgieter beim Gelde gelassen hatte, angelaufen kamen.

Ein großer Schwarm von Lukas Meyers Leuten war, während wir die Pferde fingen, nach der Stelle gerannt, wo der Schatz begraben lag, hatte die Posten vertrieben und machte sich nun, da unsere Jungens die Hacken und die Schaufel mit

sich genommen hatten, daran, die Erde mit den Händen aufzugraben.

Mit Spannung erwartete ich, was kommen würde.

Würden meine Freiwilligen sich das Geld ruhig wegnehmen lassen oder würde es vielleicht zu ernsten Tätlichkeiten kommen?

Nun, weder Arnold noch Potgieter hatten mir ein Wort gesagt, so ging mich die ganze Sache auch nichts an. Da ich die Vorhut übernommen hatte, bekümmerte ich mich weiter nicht um das Gerede einiger Unzufriedener, die den Schatz nicht im Stiche lassen wollten, ließ aufsitzen, und wir ritten ab.

Noch immer waren die Leute von Lukas Meyer beim Graben. Arnold hatte das tiefe Loch nicht ganz zuwerfen können. Im Vorbeireiten sahen wir, daß verschiedene Boeren in das Loch hineingestiegen waren, und jetzt hoben sie mit Mühe das schwere Bündel heraus.

Ein jubelndes Geschrei ertönte; sofort wurde die Decke abgerissen, eine zweite, eine dritte und — lautlos trennte sich die Gruppe, unter dem brüllenden Gelächter der Deutschen.

In den Decken lag, behutsam eingewickelt, ein schwerer Stein.

Der Kassenschrank war natürlich leer gewesen! —

Zwischen dem Lebombogebirge und dem mit demselben parallel laufenden Höhenzuge, auf dem Banginome liegt, zieht sich eine etwa 24 englische Meilen breite Buschfeldebene.

Der Umstand, daß der Feind seine Hauptstadt preisgegeben hatte, gab den Usutus Mut. So konnte an dem Tage noch ein beträchtliches Stück zurückgelegt werden.

Den Spuren nach mußte Usipebu eine große Anzahl Wagen bei sich haben. Die großen Vieh- und Schafherden und die vielen Menschen hatten bei ihrem Zug das Gras gänzlich niedergetreten, so daß es den Anschein hatte, als ob sich eine große Heerstraße durch die Ebene ziehe.

Es gelang uns jedoch nicht, die Feinde einzuholen.

Mit Einbruch der Nacht lagerten die Zulufußtruppen, und ich setzte mit den Freiwilligen und etwa hundert berittenen Transvaalzulus die Verfolgung fort, um wenigstens Fühlung mit dem Feinde zu bekommen.

Bei Anbruch des nächsten Tages befanden wir uns nur wenige Meilen vor einer Schlucht, die der Umkusfluß bei seinem Laufe durch die Lebomboberge bildet.

Aus der Ferne konnten wir am Eingang in der Schlucht tausende und abertausende Rinder weiden sehen, ein Beweis, daß Usipebu hier standhalten und den Eingang zur Schlucht verteidigen würde.

Etwa 10 Uhr Morgens kamen unser Haupttrupp und Lukas Meyer mit seinen Reitern an.

Nach kurzer Beratung wurde beschlossen, in Linien gegen die Schlucht vorzugehen, und zwar ich mit den Transvaalzulus und den Abagulusin im Zentrum, Umdabuko auf dem linken Flügel und Umniamanes Regimenter auf dem rechten Flügel.

Lukas Meyer wollte auf unserem rechten Flügel eine Anhöhe besetzen und dort als Reserve bleiben.

Die Stellung des Feindes war nicht zu sehen.

Die Bäume in der Ebene standen ziemlich nahe beisammen, und überall befanden sich kleine Stellen dichten Busches.

Der Feind hatte an einer Stelle das Gras in Brand gesteckt, und da der Wind den Rauch gerade nach uns hin trieb, wurde die Luft verdickt und die Aussicht sehr erschwert.

Ich hatte die Hälfte der Freiwilligen zur Deckung unseres linken Flügels abgesandt. Ich selbst ritt mit den Übrigen vor der wie eine lange geschlossene Mauer vorgehenden Truppe der Zulus, um ihnen Mut zu machen, nahm aber an, daß die feindliche Linie noch mindestens 1000 Schritt entfernt sei.

Plötzlich fiel etwa 150 Schritt vor uns ein Schuß, und wie aus dem Boden gewachsen erhob sich dort die lange dichte Reihe des Feindes aus dem hohen Grase.

Ein kurzes Schnellfeuer ertönte, dessen Kugeln über unsere Köpfe wegsausten, dann kam die ganze Linie mit wildem Gebrüll auf uns losgestürzt. Alle hatten ihre Gewehre weggeworfen und zu den Stoßassegaien gegriffen.

An ein Zurückgehen hinter unsere nun ebenfalls zum Sturm vorgehende Linie, oder auf ein „Aufnehmenlassen“ in dieselbe war nicht zu denken, dies hätte nur Verwirrung verursacht.

Eben hatte ich noch Zeit, meinen Reitern zuzurufen: „Mir nach!“

Die Sporen eingesetzt, ging es in Karriere gegen die feindliche Linie, um diese zu durchbrechen und so aus dem Zusammenstoß zu kommen.

Erschreckt durch die Pferde und unser Feuer aus Büchse und Revolver wichen die feindlichen Zulus zurück, und ehe sie die entstandene Lücke wieder schließen konnten, waren auch schon unsere Abagulusin in derselben.

Da die feindliche Linie die Form eines Winkels hatte, durch dessen Spitze wir gedrungen waren, sprangen wir sofort ab und konnten nun ein verheerendes Schnellfeuer im Rücken des Feindes auf seinen rechten Flügel richten, noch ehe dieser mit unserem linken Flügel handgemein wurde.

Nur wenige Minuten hielt unser Feuer an, denn auch dort benutzten die Usutus die beim Feinde durch unser unerwartetes Flankenfeuer entstandene Verwirrung und waren sofort mit ihm handgemein.

Einen Augenblick erhielten wir Luft.

Schnell wurden die Pferde in den Schutz einer nahen Baumgruppe geführt, und eben hatten wir uns am Boden liegend im Halbkreise um dieselben postiert, als auch schon das zweite Treffen des Feindes anrückte.

Dasselbe schien unseren kleinen Trupp nicht bemerkt, sondern seine Aufmerksamkeit ganz auf den in geringer Entfernung hinter uns tobenden Einzelkampf gerichtet zu haben.

Ruhig erwarteten wir es. Von Mann zu Mann war die Warnung weitergegangen, nicht eher zu schießen, als bis ich das Kommando dazu gebe. Jetzt kam der Trupp etwa 100 Schritt von uns entfernt zwischen den Bäumen hervor.

„Feuer!", und prasselnd schlugen unsere Kugeln in die dichten Reihen. Der Trupp stutzte, um nach wenigen Minuten vor unserem anhaltenden Schnellfeuer in wilder Flucht davonzustürzen.

Da die erste feindliche Linie mittlerweile aufgelöst und zurückgedrängt wurde, befanden wir uns jetzt mitten zwischen den kämpfenden Massen. Die Abagulusin behielten überall die Oberhand.

Was auf unseren Flügeln vorging, blieb durch die Bäume meinen Blicken entzogen.

Eines unserer Pferde hatte einen Wurfspeer hinter dem Sattel in den Rücken bekommen, und die Leute, die die Pferde hielten, hatten Mühe, die aufgeregten Tiere zu halten.

Auf unserem rechten Flügel, auf dem Lukas Meyer mit seinen Reitern war, ertönte jetzt starkes, anhaltendes Schnellfeuer.

An unserer Stelle hatte sich der Feind sowohl wie die Abagulusin gänzlich aufgelöst. Viele der Feinde waren bereits auf der Flucht und wurden teils von den Unseren verfolgt, teils kämpften sie zwischen den Bäumen noch in einzelnen Gruppen im Einzelkampf. Die Toten lagen wie gesät am Boden.

Da das Feuer von Lukas Meyers Leuten anhielt, ließ ich aufsitzen. Wir ritten in der Richtung auf unseren rechten Flügel. Nach einigen Minuten kamen wir an eine Stelle, an welcher die Bäume weiter voneinander entfernt standen und wo wir auf etwa 600 bis 800 Schritt eine freiere Aussicht hatten.

Zu meinem Schrecken sah ich, daß der rechte Flügel unserer Zulukolonne, Umniamanes Truppen, sich in wilder Flucht befand.

Eine dichte Masse des feindlichen linken Flügels war, wie es schien, gegen sie angestürmt, hatte sie geworfen, wurde aber nun von Lukas Meyer heftig in der linken Flanke beschossen.

Im Nu waren auch wir wieder von den Pferden und nahmen die feindliche Kolonne auch unsererseits ins Kreuzfeuer. Bald löste sie sich in wilder Flucht auf.

Der Feind war jetzt auf der ganzen Linie geworfen und wurde von den Usutus heftig verfolgt.

Am Tage vorher hatte mir Umdabuko mitgeteilt, daß sich verschiedene weiße Frauen bei den englischen Freiwilligen befinden sollten.

Ich wußte, daß Wagen in die sich verengende Schlucht nicht weit eindringen konnten, da auch der Fluß für dieselben unpassierbar war. Die Wagen konnten also vom Gefechtsfeld nicht weit entfernt sein.

Schnell hatte ich meine Reiter gesammelt, und im Galopp ritten wir auf dem Wege, den die Wagenspuren gemacht hatten, weiter, in der Hoffnung, vor unseren Zulus bei den Wagen anzukommen, um, falls die Mitteilung Umdabukos auf Wahrheit beruhte, die Frauen und wer sich von den Engländern ergeben würde, vor den erbitterten Usutus zu schützen.

Bald erreichten wir auch etwa 20 Wagen, die in einem Kreise zusammengestellt waren.

Aber keine Weißen waren zu sehen; nur verschiedene Flüchtlinge des Feindes hatten sich im Lager verkrochen.

Da unsere Pferde schon über 24 Stunden kein Wasser gehabt hatten, ritten wir schnell nach dem nahen Flusse, um sie zu tränken.

Interessant waren während des Gefechtes, nachdem sich die Reihen aufgelöst hatten, die verschiedenen Kämpfe kleiner Gruppen und einzelner Personen. Sie gaben Gelegenheit, die Fechtweise der Zulus mit Speer und Schild zu beobachten.

So müssen die alten Trojaner und Griechen gekämpft haben. Einzelne dieser Kämpfe dauerten minutenlang, ehe eine Partei unterlag.

Freilich beim ersten Anprall und in der Hitze des Gefechtes hatten wir uns unserer Haut zu wehren, und zum Beobachten der

Einzelkämpfe war keine Zeit. Dieselben boten nur rasch vorübergehende Bilder, die man aber nie vergißt.

Dennoch hatten wir Gelegenheit, bei verschiedenen Gruppen den Kampf aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, da die schnellen Bewegungen der Kämpfer und ihr Durcheinanderspringen den Gebrauch der Schußwaffen unmöglich machten. Hätten wir doch sonst Freund ebenso gut wie Feind getroffen.

Bei einem dieser Einzelkämpfe konnte ich auch auf ganz eigentümliche Weise einen Gefangenen machen.

Eine kleine Gruppe Abagulusin, etwa zehn Mann stark, wollte eben, als wir uns anschickten, zum Flusse zu reiten, ein kleines, dreißig bis vierzig Schritt langes Gehölz mit dichtem Untergestrüpp nach Flüchtlingen absuchen. Sie hatten bemerkt, daß sich eine Anzahl Feinde dort verkrochen hatte.

Plötzlich stürzten diese mit lautem Kriegsruf heraus und auf die Abagulusin los, und im Nu hatten sich hier kleine Gruppen Einzelkämpfer gebildet.

Von uns war ein Teil ebenfalls abgesprungen und stand da, die Gewehre schußbereit haltend, um nötigenfalls einzugreifen.

Ich beobachtete den Kampf eines jungen Abagulusin mit einem hünenhaften Usipebukrieger, der sich höchstens zehn Schritt von mir entfernt abspielte.

Beide fochten wundervoll. Die Schilde fest aneinander gestemmt, wollte keiner dem anderen Raum zum Stoß geben.

Blitzschnell drehten sie sich im Kreise, so daß eine Sekunde der eine, in der nächsten der andere uns zugewandt war.

Ich war ebenso wie Arnold und ein anderer Reiter, die beide unmittelbar neben mir ritten, abgestiegen. Wir hatten uns, die Pferde am Zügel haltend, so in das interessante Schauspiel vertieft, daß wir ganz vergaßen, daß es sich um einen Kampf auf Leben und Tod handelte. Wir riefen dem Unseren beständig Worte der Ermutigung zu. Es hätte nur noch gefehlt, daß wir auf die Kämpfer wetteten!

Immer trennten sich diese wieder voneinander, sprangen einige Schritte zurück, um dann von neuem auf einander loszustürzen, jeder den feindlichen Stoß geschickt parierend.

Auf einmal ließ der Abagulusin nach einem neuen heftigen Anprall seinen Schild fallen, sprang blitzschnell zurück und rief mit lauter Stimme:

„Ngi siza Matevan!" (Hilf mir, Matevan!).

Gerade als der Usipebukrieger vorstürzen wollte, um dem Abagulusin den Todesstoß zu geben, schoß der neben mir stehende Reiter, und der Usipebukrieger taumelte zurück. Ehe er stürzte, hatte ich seinen Assegai gefaßt, ihm denselben entwunden und hielt den Mann am Boden fest, Arnold zurufend, den Abagulusin zurückzuhalten, damit er nicht zustäche.

„A nga bulali, umsungu" stöhnte der Mann. (Töte mich nicht, Weißer!)

„Nein" sagte ich, „aber wenn du dich nicht ergibst, bist du tot!"

Er blutete heftig aus der Brust, stand aber dennoch gleich wieder auf.

Die Kugel hatte ihn in die linke Brust getroffen, war oberhalb der Rippen entlang geglitten und rechts wieder herausgetreten.

Der Abagulusin hatte bei dem letzten Anprall den Stoß mit gerade vorgehaltenem Schild pariert, anstatt durch schräge Haltung desselben den Assegai des Gegners abgleiten zu lassen.

Der scharfe Assegai war in den Schild eingedrungen und hatte den Daumen der linken Hand glatt abgeschnitten, wodurch der Kämpfer die Gewalt über den Schild verlor.

Zwei Reiter nahmen den Gefangenen in die Mitte; da aber die Bewachung zu lästig wurde und die Usutus, die selbst nie Gefangene machen, ihn fortwährend insultierten, ließ ich ihn in der Nacht laufen.

Jahre nachher besichtigte ich eines Tages die Festungsarbeiten bei Johannesburg, als ein Zulu unter den Arbeitern mir meinen alten Zulu-Schibonga (eine lange Reihe von Kriegsnamen) zurief.

Als ich ihn anredete, stellte es sich heraus, daß es mein Gefangener von der Lebomboschlucht war. Er erzählte mir, daß er in der Nacht glücklich entkommen sei. Er hatte sich im Reservegebiet angesiedelt, von wo er nach Johannesburg um Arbeit gegangen war.

Das Gefecht bei Lebombo hatte den Krieg entschieden. Usipebu



Mein erster Gefangener.

flüchtete mit den Engländern ebenfalls nach dem britischen Reserveterritorium.

Lukas Meyer ging am folgenden Tage mit seiner Truppe nach dem Lager zurück. Ich mit meiner kleinen Truppe blieb auf Ersuchen Dinizulus noch im Felde, um zu verhüten, daß die Transvaalzulus das erbeutete Vieh stahlen.

Neuntes Kapitel.

Die „Neue Republik“.

Als wir einige Wochen später wieder nach dem Lager zurückkehrten, fanden wir es wohl viermal größer, als wir es verlassen hatten. Eine Menge Boeren war, nachdem sich die Nachricht von dem siegreichen Gefecht verbreitet hatte, aus dem Freistaat und aus Transvaal nach dem Zululand gezogen, um womöglich auch noch ein Stück Land zu erhalten.

Selbstverständlich waren Dinizulu und die Oberhäupter der Zulus durchaus nicht geneigt, dieser Erwartung zu entsprechen und ihr Land Leuten zu geben, die ihnen gar keine Dienste erwiesen hatten.

Sie bestanden darauf, nur diejenigen Freiwilligen zu belohnen, die tatsächlich an dem Gefecht teilgenommen hatten, allenfalls auch die, die vor dem Aufbruch der Boerentruppe im Lager anwesend waren, da sie einsahen, daß das Lager nicht ohne Schutz bleiben konnte. Die Anwesenheit des Lagers hatte an sich ja auch schon die Vereinigung von Oham mit Usipebu verhindert.

Das Komitee hielt jedoch die geringe Anzahl (300 Mann) der zuerst gekommenen Freiwilligen für ungenügend, um ein selbständiges Staatswesen zu gründen, und bestand darauf, daß mindestens an 1200 Boeren Farmen ausgegeben würden. Jedoch sollte die Landverteilung verschieden sein. Die Offiziere des Komitees sollten jeder

eine volle Farm von 3000 holländischen Morgen erhalten; sämtliche Freiwilligen, die vor dem Gefecht bei Lebombo ins Zululand eingerückt waren, eine solche von 2000, und die nachher Gekommenen eine von 1500 Morgen. Die Offiziere sollten das Recht haben, ihre Farm auszusuchen, bei den Übrigen sollte das Los entscheiden.

Es wurde den Zuluoberhäuptern mitgeteilt, daß das Komitee entschlossen sei, von dieser Forderung nicht abzugehen, und wurde auch sofort ein Anfang mit der Vermessung des Landes gemacht.

Bald darauf wurde das Komitee aufgelöst und die „Neue Republik“ proklamiert, zu deren Präsident Lukas Meyer gewählt wurde.

Ein Stück Land bei dem Berge Sungene wurde für die Hauptstadt reserviert, Straßen und Bauplätze vermessen und mit der Errichtung der Stadt Vryheid begonnen.

Die Zulus, die durch die Kriege zu sehr geschwächt waren, um sich einer so großen Anzahl Boeren mit Gewalt widersetzen zu können, ließen das Vermessen des Landes unter Protest zu, und schon nach wenigen Monaten siedelten sich die neuen Einwanderer auf ihren Farmen an.

Etwa drei Viertel des bewohnbaren Teils von Zululand wurde auf diese Weise von weißen Ansiedlern besetzt.

Während des Krieges gegen Usipebu blieb auch das englische Zulu-Reservegebiet nicht ohne Unruhen. Das Volk Dabulamanzis wohnte zum größten Teile in den fruchtbaren Gebirgsgegenden im westlichen Teile dieses Landes und weigerte sich, unter englischer Botmäßigkeit zu stehen.

Der englische Resident Osborne hatte zum Eintreiben der Hüttensteuer eine Polizeitruppe ausgesandt. Es kam zum Gefecht mit Dabulamanzis Kriegern, und die Polizei mußte sich zurückziehen.

Dabulamanzi hatte darauf aus seinem außerhalb der Reserve gelegenen Gebiete Verstärkungen herangezogen und erwartete die englischen Verstärkungen, um ihnen mit Gewalt zu begegnen.

Auch die englische Regierung hatte Truppen herangezogen. Ein Regiment Infanterie und die Inniskilling-Dragoner lagen bei Eshowe, der Station des englischen Residenten, ein Regiment Hochländer weiter nördlich bei der Missionsstation Endumeni.

Das Verhalten Dabulamanzis, der ganz auf eigene Faust handelte und ohne Zustimmung Dinizulus und der Oberhäupter Truppen aus dem Zululande ins englische Gebiet gezogen hatte, konnte auf die innere politische Entwickelung des Landes nur störend wirken. Ein Zurückgreifen des Aufstandes ins Reservegebiet mußte unter allen Umständen vermieden werden, denn es unterlag keinem Zweifel, daß, wenn die Engländer einmal zum Heranziehen größerer Truppenmassen gezwungen würden, sie sich dann nicht mit der Unterwerfung der Zulus im Reservegebiet begnügen, sondern das ganze Zululand als britisches Gebiet erklären würden.

Die erste Aufgabe für Dinizulu mußte also die sein, um jeden Preis zu verhindern, daß von seiner Seite aus der englischen Regierung Veranlassung gegeben würde, sich in die Angelegenheiten des Zululandes einzumischen, um so mehr, da Gladstone im Juni 1884 im englischen Parlament erklärt hatte, daß der Umhlatuzi, der Grenzfluß zwischen dem von den Engländern an Cetewayo zurückgegebenen Gebiet und dem Reservegebiet, zugleich auch als die Grenze des englischen politischen Einflusses zu betrachten sei und daß die englische Regierung nicht beabsichtige, sich in die Angelegenheiten nördlich vom Umhlatuzi einzulassen.

Die Oberhäupter sowohl wie Dinizulu sahen dies auch ein, als ich die Angelegenheit bei einer Beratung zur Sprache brachte. Es schien nur, daß sie sich wenig Einfluß auf den wilden, unbändigen Dabulamanzi zutrauten, der, wie zu begreifen war, nach der [illegible] keine besonders gute Meinung von den Engländern hatte und ihnen den größten Teil seiner Provinz nicht gutwillig abtreten wollte.

[illegible] beantragte in der Beratung, daß ich nicht nur zu

Dabulamanzi, sondern auch zum britischen Residenten nach dem Reservegebiet gesandt werden solle, um alles zu versuchen, eine friedliche Regelung der Angelegenheiten zu erzielen und Dabulamanzi mit seinen Truppen aus dem Reservegebiet ins Zululand zu bringen. Mitte August machte ich mich mit nur zwei Begleitern auf den Weg zu Dabulamanzi, der sich damals in dem wilden, bewaldeten Ikauhlagebirge aufhielt, wo er auch seine Leute zusammengezogen hatte.



Häuptling Dabulamanzi.

Bei meiner Abreise hatte ich Eilboten vorausgeschickt, um ihm mein Kommen mitzuteilen. Diese brachten die Antwort zurück, daß Dabulamanzi mir entgegenreiten werde, um mich in seinem Hauptkraale, nicht weit von Quamaquasi zu treffen.

Am Abend des vierten Tages traf ich dort ein. Dabulamanzi war schon am Tage vorher angelangt.

Wir kannten einander schon seit langem, hatten vor dem Kriege verschiedene Male zusammen gejagt und waren auch nach dem großen

Gefecht bei Lebombo eine Woche lang miteinander im Felde gewesen.

Dabulamanzi war von Figur der kleinste von Cetewayos Halbbrüdern, dabei jedoch nicht so phlegmatisch wie die meisten derselben, sondern von sehr beweglichem Temperament.

Er war ein guter Reiter und Schütze, wild und tapfer.

Die Engländer haßte und verachtete er. Er war im Jahre 1889, gleich nach dem Kriege, zu einem Besuche in Natal gewesen und der übertrieben freundliche Empfang, den man ihm da bereitet hatte, trug wohl auch nicht dazu bei, ihm von seinen Feinden eine gute Meinung beizubringen.

Ihm, dem Zulu, dem die Rache über alles gilt, war es unbegreiflich, daß man ihm, nachdem er bei Isandhluana so viele Engländer getötet hatte, einen so freundlichen Empfang bereitete. Er hielt diesen für ein Zeichen der Schwäche und als einen Beweis, daß man ihn fürchtete.

Dabulamanzi erklärte mir, daß er die feste Absicht habe, sich, was sein in die Reserve fallendes Gebiet betreffe, den Engländern nicht gutwillig zu unterwerfen. Erst wolle er kämpfen und nur der Gewalt werde er weichen. Die Engländer hätten bei Eshowe nur wenige Truppen und die fürchteten seine Krieger nicht. Er würde sie wieder besiegen, wie er sie bei Isandhluana besiegt habe; wenn Dinizulu und die anderen Oberhäupter sich fürchteten, sollten sie bleiben, wo sie wären, er habe ihre Hilfe durchaus nicht nötig.

Von dieser Ansicht wollte er sich absolut nicht abbringen lassen. Ich erreichte jedoch, daß er mir versprach, vorläufig keine feindliche Handlung zu unternehmen, bis ich den britischen Residenten Osborne gesehen hätte. Dabulamanzi sollte hierauf eine Versammlung seiner sämtlichen Unterhäuptlinge berufen, denen ich die Worte Osbornes vorlegen würde. Er müsse mir dann aber auch die Zusage machen, daß in derselben Versammlung zugleich die weiteren Schritte in meiner Gegenwart beraten würden.

Dabulamanzi versprach dies und bat mich nur, meinen Weg nach Echowe über den Ikauhlawald zu nehmen, damit wir gemeinsam die Unterhäuptlinge mit unserem Übereinkommen bekanntmachen könnten.

Am Abend des Tags, an welchem ich bei Dabulamanzi eintraf, gab er mir, als er mir in meiner Hütte den gebräuchlichen Gegenbesuch machte, einen jungen Zulu zu meiner Bedienung.

„Das ist einer von denen, die den jungen König der Weißen getötet haben“, sagte er, als sich der Zulu entfernt hatte.

Ich verstand nicht recht, was er damit sagen wollte, und fragte daher:

„Welchen König meinst du?“

„Incosi kw'ama frenchmen“ (den König der Franzosen), erwiderte er.

Nun verstand ich, er meinte den unglücklichen kaiserlichen Prinzen Napoleon.

Das war allerdings interessant, und so konnte ich hoffen, auch einmal von der Zuluseite eine Schilderung jener traurigen Begebenheiten zu vernehmen.

Am Abend, als der Zulu, Duginkomo war sein Name, unser Essen brachte, bat ich ihn, mir doch den Tod des Prinzen einmal genau zu schildern. Er erzählte folgendes:

„Nach der Schlacht von Isandhluana war Dabulamanzis Heer wieder eine Strecke nach den Ikauhlabergen zu zurückgegangen. Eine Menge kleiner Trupps von Spähern durchstreifte jedoch das ganze Land und beobachtete jeden Schritt der von Natal anmarschierenden englischen Truppenabteilungen aufs genaueste.

„Eines Tages war ich mit einer Anzahl Zulus in der Richtung des Büffelflusses vorgegangen, als wir in der Ferne einen Trupp englischer Reiter bemerkten.

„Wir befanden uns auf einer Anhöhe und beobachteten dieselben, hinter Steinen versteckt, scharf.

„Sie kamen näher, zuerst drei Mann, dann in einiger Entfernung ein Trupp von 25 Reitern.“

„Wie viele wart ihr?“ fragte ich Duginkomo.

„Elf“, sagte er.

„An einem Bache, der sich von dem Hügel, auf dem wir lagen, durch ein kleines, enges Tal zieht, saß die englische Abteilung ab. Ein Soldat zu Pferde blieb oben auf dem Hügel halten.

„An dem Bache war das Gras sehr hoch, und einige von uns schlichen sich am Bache entlang, sich immer im Grase verborgen haltend, nach der Stelle zu, wo die Engländer abgesattelt hatten, in der Absicht, dort in der Nähe zu warten, bis die Soldaten wieder fortgeritten waren, um dann nachzusehen, ob einer derselben nicht vielleicht eine Patrone, ein Messer oder sonst etwas verloren hätte.

„Etwa drei von den Unseren waren schon eine Strecke voraus.

„Plötzlich muß der Posten oben auf dem Hügel einige von unseren Leuten bemerkt haben, denn die Engländer eilten zu ihren Pferden und saßen auf, worauf sie schnell einzeln im Galopp auf den Kamm des Hügels ritten, wo auch der Posten stand.

„Nur einer war zurückgeblieben. Wie es schien, konnte er nicht auf sein Pferd kommen. Es war ein großes, feuriges Tier, das dadurch, daß die anderen Pferde schon alle voraus waren, unruhig wurde und nicht stillstehen wollte.

„Der Engländer, es war ein Offizier, stand auf der nach dem Bache zu abfallenden Seite tiefer als das Pferd und bemühte sich vergebens, es zu halten und in den Steigbügel zu gelangen.

„Plötzlich sprang einer der Unseren, der nahe herangeschlichen war, aus dem Grase hervor und warf dem Offizier einen Assegai von hinten in den Rücken, worauf dieser hinfiel und eine Strecke weit herunterrollte.

„Sofort sprangen noch andere von uns hinzu und gaben ihm verschiedene Stiche.

„Das Pferd war weggelaufen.“

„Was habt ihr dann gemacht?“ fragte ich den Zulu.

„Auch wir sind weggelaufen, denn wir dachten jeden Augenblick, daß die Engländer wiederkommen würden.“

„Und was haben die Engländer getan?“

„Sie ritten weg.

„Wir sind dann schnell wieder zur Leiche gegangen, haben die Waffen und den Rock des Offiziers geholt und sind im hohen Grase den Bach entlang hinaufgegangen zu der Stelle, von der wir gekommen waren.“

„Sind die Engländer nachher wiedergekommen?“

„Sie sind wiedergekommen, aber erst lange nachher.“

Der arme, unglückliche Prinz!

Wie niederträchtig ist er nach der Erzählung des Zulus im Stiche gelassen worden! —

Das wilde Gebirge des Ikauhlawaldes bot den Zulus eine Menge Schlupfwinkel, und Dabulamanzis Gefühl der Sicherheit und des Selbstbewußtseins war leicht begreiflich.

Die Engländer hätten schon eine ansehnliche Armee aufbieten müssen, um Dabulamanzis Leute aus den Bergen zu vertreiben.

Als wir nach Ikauhla aufbrachen, hatte Dabulamanzi Boten vorausgesandt, um seine Unterhäuptlinge von den Außenposten zusammenzurufen. Wir fanden eine Anzahl derselben bei unserer Ankunft im Gebirge in einem von Dabulamanzis Kraalen versammelt und teilten ihnen unsere Abmachung mit.

Sie erklärten sich mit derselben vollkommen einverstanden.

Ich hielt im Ikauhlawald einen Tag Rast, dann schlugen wir am nächsten Morgen einen Fußpfad ein, der uns nach Endumeni, der ersten englischen Militärstation, bringen sollte.

Dabulamanzi begleitete mich bis zur Linie seiner Vorposten, die wir am Nachmittag erreichten. Nach einer kurzen Rast setzte ich mit meinen Dienern meinen Weg fort und stieß nach einem Ritte von

einer Stunde [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Soldaten. Die gemütlich [illegible] und [illegible] zu Seite zogen.

Sie hatten uns nicht eher bemerkt, als bis wir in ihrer unmittelbaren Nähe zu [illegible] [illegible] [illegible], worauf sie [illegible] und nach ihren Gewehren greifend, uns [illegible] [illegible].

Auf meine Bitte zeigten sie mir den Eingang zum Fort Sandeman. Die Gebäude der Station, sowie das [illegible] der [illegible] waren auf der Anhöhe [illegible] eines Tales zu sehen.

Im Weiterreiten konnte ich noch bemerken, wie der Posten mittels einer Flagge signalisierte.

Wir hatten eben einen kleinen Fluß im Tale passiert, als uns eine etwa 30 Mann starke Abteilung berittener Infanterie des Argyll- und Sutherland-Hochländerregiments unter der Führung eines Offiziers entgegenkam, dem ich meine Absicht, zum englischen Residenten zu reiten, mitteilte.

Der Kommandeur von Fort Sandeman, der zugleich das schottische Regiment befehligte, lud mich aufs freundlichste ein, die Nacht über im Fort zu bleiben, da es zum Weiterreiten nach dem etwa zwölf englische Meilen entfernten Schowe zu spät sei.

Ich nahm diese Einladung mit Dank an, bat den Herrn jedoch, einen Boten mit einem Briefe, in dem ich dem englischen Residenten den Zweck meines Kommens mitteilte, nach Schowe zu schicken. Der Brief wurde sofort durch einen Kamelreiter befördert.

Am nächsten Morgen ritt ich nach Schowe, wo mir der Kommandeur des dort stationierten Inniskilling-Dragonerregiments, Oberst Curtis, mitteilte, daß er den Residenten Herrn Osborne erst am Nachmittag zurück erwarte.

Oberst Curtis bot mir in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft an. Da er aber selbst im Zelt wohnte, nahm ich gern die Einladung des Herrn Brummer, des Besitzers eines großen Kaufmannsgeschäfts, an, der mir während der Zeit meines Aufenthalts in Schowe Quartier bot.

Am folgenden Tage hatte ich eine lange Unterredung mit Herrn Osborne. Er teilte mir mit, daß er von der englischen Regierung keinen Auftrag habe, sich in die Angelegenheiten des Zululandes einzumischen, daß er aber selbstverständlich auf der Unterwerfung sämtlicher im Reservegebiet wohnenden Zulus unter englische Herrschaft bestehen müsse.

Das Volk von Dabulamanzi, das in der Reserve wohne, habe sich nicht allein mit Waffengewalt gegen die englische Oberhoheit aufgelehnt, sondern Dabulamanzi sei auch mit Hilfstruppen aus dem Zululande ins Reservegebiet eingerückt, eine Handlung, wofür nicht allein er, sondern auch Dinizulu und die anderen Zuluoberhäupter verantwortlich gemacht werden würden.

Ohne daß Herr Osborne bestimmte Zusagen machen wollte, konnte ich doch sehen, daß ihm eine friedliche Regelung des Zwistes nur angenehm sein würde. Er sah ebenfalls ein, daß eine Expedition gegen die aufrührerischen Zulus von Dabulamanzi bei dem äußerst schwierigen Gelände große Kosten verursachen würde und er sich den Dank seiner Vorgesetzten eher verdiene, wenn es ihm gelänge, die Notwendigkeit einer solchen Expedition zu vermeiden.

Herr Osborne versprach, daß, falls Dabulamanzi seine Truppen aus dem Reservegebiet zurückziehe, diejenigen seiner Zulus, die unter englischer Herrschaft zu bleiben gedächten und sich unterwürfen, für die Unruhen nicht verantwortlich gemacht werden sollten.

Herr Osborne teilte dem Gouverneur in Pietermaritzburg den Inhalt unserer Unterredung mit. Ich mußte daher, um Antwort abzuwarten, meine Rückreise noch einige Tage verschieben.

Die Zeit des Wartens verbrachte ich aufs angenehmste teils in der Gesellschaft des Herrn Brummer, der mich verschiedentlich zu Spazierfahrten in der paradiesisch schönen Gegend einlud, teils als Gast des Obersten Curtis und des Herrn Osborne.

Am Nachmittage des dritten Tages ritt ich nach Fort Endumeni,

einer Einladung des Obersten des Argyll- und Sutherland-Hochländer-regiments folgend.

Als ich am nächsten Tage nach Echowe zurückkehrte, teilte mir Herr Osborne mit, daß meiner Abreise nichts mehr im Wege stehe. Die englische Regierung verlange sofortiges Zurückziehen von Dabulamanzis Truppen aus dem Ikauhlawald und Unterwerfung sämtlicher im Reservegebiet zurückbleibender Leute. Sobald dieser Fall eintrete, sehe er die Angelegenheit als erledigt an. Über die Absichten der englischen Regierung hinsichtlich der Verhältnisse im Zululande könne er sich nicht äußern, da er hierüber keine Instruktionen erhalten habe.

Oberst Curtis schickte eine Abteilung von 25 Dragonern unter einem Leutnant mit mir bis zur Grenze. Ob diese Maßregel zu meinem Schutze dienen sollte, oder um mich abzuhalten, etwa Eingeborene gegen die englische Regierung aufzuwiegeln, ist mir nicht klar geworden.

Um den großen Umweg über den Ikauhlawald zu vermeiden, ritt ich den direkten Weg, der von Echowe nach Quamaquasi führt, und hatte deshalb mit Dabulamanzi verabredet, ihn mit den Unterhäuptlingen in seinem Hauptkraal zu treffen.

Bei der nun folgenden Beratung stellte ich Dabulamanzi vor, daß es im Interesse des ganzen Landes sei, einen Konflikt mit der englischen Regierung zu vermeiden. Dinizulu könne ihn nicht unterstützen, und er müsse selbst wissen, ob er stark genug sei, der englischen Regierung auf die Dauer widerstehen zu können. Dinizulu sowohl wie Umdabuko und die anderen Oberhäupter seien dafür, mit der englischen Regierung Frieden zu halten. Außerdem sei das ganze Volk des Krieges müde. Usipebu sei jetzt vertrieben und damit Aussicht auf Frieden vorhanden. Cetewayo habe nach seiner Rückkehr auf das Reservegebiet verzichtet, und wenn Dabulamanzi auf eigene Faust die Abmachungen des verstorbenen Königs mit Herrn Osborne umstoße, dann würde er von den Engländern als Rebell angesehen

werden und weder Dinizulu noch die Boeren würden ihm helfen. Er verliere dann nicht allein sein altes Gebiet in der Reserve, sondern auch noch das im Zululande, denn Dinizulu sowohl wie die Boeren der Neuen Republik müßten auf Verlangen der englischen Regierung die Grenzen besetzen, um jeden Zuzug zu seinen Truppen im Ikauhlawalde zu verhindern.

Ich riet Dabulamanzi dringend, sich den Abmachungen Cetewayos mit der englischen Regierung zu fügen und seine Truppen aus dem Reservegebiete zurückzuziehen, teilte ihm auch mit, daß die Unterwerfung derjenigen, die zurückblieben, von Herrn Osborne angenommen würde und sie nicht für Dabulamanzis Widersetzlichkeit bestraft werden sollten.

Viele Häuptlinge stimmten mir bei, und nach mehrtägiger Verhandlung beschloß Dabulamanzi, sich zu fügen. Sämtliche Unterhäuptlinge brachen darauf wieder nach Ikauhla auf, um ihre Krieger über den Umhlatuzi zurückzuholen.

Nur wenige der im Reservegebiet wohnenden Zulus Dabulamanzis zogen aus, die meisten unterwarfen sich der englischen Herrschaft.

Zehntes Kapitel.

Schwarz-weiß-rot?

Inzwischen wuchs die Spannung zwischen Dinizulu und den Boeren der Neuen Republik immer mehr.

Die Vermessungskommissionen hatten bereits einen großen Teil der Farmen abgemessen, und viele der Boeren hatten sich auf denselben niedergelassen.

Die von den Zuluoberhäuptern angegebene Grenze war längst überschritten und noch immer wurden neue Vermessungspfähle weiter ins Land geschoben.

Es war vorauszusehen, daß es eines Tages zwischen den Zulus und den Boeren der Neuen Republik zum offenen Bruch kommen würde. Daß dann beim Ausbruch eines Kampfes die durch die inneren Kriege geschwächten Zulus den Boeren unterliegen würden, war klar.

Dinizulu hatte im November eine Versammlung der Häuptlinge nach Emniati, wo ich provisorisch wohnte, einberufen, um die weiteren Schritte zu beraten.

Mit banger Erwartung sah ich dieser Versammlung entgegen. Daß der Präsident der Neuen Republik, Lukas Meyer, nicht einen Fußbreit von seinen Forderungen zurückgehen würde, wußte ich. Ebenso war vorauszusehen, daß sowohl die Transvaal- als auch die englische Regierung sich nicht zu gunsten der Zulus verwenden

würden. Ich fand, soviel ich auch darüber nachdachte, keinen Ausweg, und der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Dinizulu und der Neuen Republik schien unvermeidlich.

Ich hatte General Joubert die kritische Lage mitgeteilt. Er schrieb mir jedoch, daß die Transvaalregierung wegen der Anwesenheit der Deputation in Europa nicht im stande sei, sich mit den Angelegenheiten im Zululande zu befassen. Erst später, nachdem die deutsche Regierung 1885 das Übereinkommen mit England geschlossen hatte, schlug er Dinizulu vor, die Transvaalregierung als Schiedsrichterin anzurufen.

Etwa eine Woche vor dem zur Versammlung der Zuluoberhäupter bestimmten Termin ritt ich nach Vryheid, der Aufforderung des Präsidenten Meyer zu einer Unterredung Folge leistend. Man war noch mit dem Ausmessen der Bauplätze beschäftigt. Eine Menge Wagen und Zelte stand auf der zur Stadt bestimmten Fläche umher, und der neue Volksrat hielt unter einem großen Wagensegel eine Sitzung.

Ich sattelte bei einem befreundeten Boeren ab und eben saß ich plaudernd mit ihm in seinem Zelt, als ein Herr im schwarzen Gehrock, den Cylinderhut in der Hand, vor das Zelt kam und nach mir fragte.

Obgleich der Herr fließend englisch sprach, konnte ich doch an seiner Aussprache hören, daß er ein Deutscher war.

Er teilte mir mit, daß er auf der Reise nach Emniati sei und mich in einer dringenden Angelegenheit sprechen wolle. Zugleich gab er mir seine Karte, auf der unter zwei kleinen Erdhalbkugeln zu lesen war: August Einwalds dritte Afrika-Expedition.

Der Herr machte mit seinem schön gepflegten langen roten Vollbart, der goldenen Brille, grauem Cylinder, elegantem Gehrock und mit seiner ruhigen, würdigen Redeweise den Eindruck eines deutschen Gelehrten, trotzdem ich mich wunderte, daß ein Gelehrter bei seiner dritten Afrika-Expedition in einem wilden Lande ein Boerenlager noch im Gehrock und Cylinder besucht.

Ich leistete der Bitte, den Herrn nach seinem Wagen zu begleiten, gern Folge, da er mir mitteilte, daß die Angelegenheit, die er mit mir zu besprechen wünsche, vorläufig geheim zu bleiben hätte.

Bei dem Wagen angekommen, eröffnete er mir, daß er von dem Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz, dem Begründer der deutschen Kolonie Südwestafrika, gesandt sei, um vom Zulukönig Dinizulu die St. Luciabai mit einem um dieselbe liegenden Gebiet zu erwerben, über welches dann, falls die Erwerbung gelänge, die Kaiserlich Deutsche Regierung die Schutzherrschaft erklären würde. Er habe von meiner Stellung bei Dinizulu gehört und wende sich daher an mich um meine Unterstützung.

Ich teilte dem Herrn mit, daß ich in wenigen Tagen den König und die obersten Zuluhäuptlinge bei mir zu einer Beratung erwarte und daß er dann am besten sein Anliegen persönlich vorbringen könne. Zugleich bat ich ihn, da ihm meine Stellung als Sekretär Dinizulus bekannt sei, mir seine Beglaubigungsschreiben zu zeigen, damit ich Dinizulu auf seine Ankunft vorbereiten könne.

Solche Papiere hatte der Herr jedoch nicht. Alles was er mir zeigen konnte, war ein an ihn gerichteter Brief mit Bezug auf seine Reise, der auf einen Bogen der Firma Lüderitz geschrieben und mit „Fael", der Telegrammadresse von Lüderitz, unterzeichnet war.

Herr Einwald versicherte wiederholt, daß Herr Lüderitz ihm nur deshalb keine Beglaubigungsschreiben mitgegeben habe, weil er befürchtete, daß wenn solche bei ihm gefunden würden, der ganze Plan verraten werden könne. Er gab mir jedoch die feste Versicherung, daß seine Aussagen auf Wahrheit beruhten und das Kaiserliche Auswärtige Amt von seinem Vorhaben nicht allein unterrichtet, sondern auch mit demselben einverstanden sei.

Er meinte, wenn ich meinen Einfluß bei Dinizulu etwa gegen die Abtretung der St. Luciabai an Deutschland benutze, gebe er die Idee auf und kehre sofort nach Deutschland zurück.

Selbstverständlich konnte ich mich hierüber nicht äußern, da ich mir die Angelegenheit doch erst reiflich überlegen und Dinizulu mit dem Inhalt der Unterredung bekannt machen mußte.

Herr Einwald teilte mir seine Absicht mit, in einigen Tagen in meiner Wohnung auf Emniati einzutreffen.

Da meine Unterredung mit Präsident Meyer mir die Gewißheit gab, daß ein friedliches Übereinkommen zwischen den Zulus und den Boeren der Neuen Republik immer unwahrscheinlicher wurde, ritt ich am Nachmittag zurück und sandte sofort einen Boten zu Dinizulu mit der Bitte, sobald als möglich aufzubrechen und mich am anderen Tage bei dem Kraale seines Onkels Makanane zu treffen, da ich ihn in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leide, sehen müsse. Wenn irgend möglich, solle er Umdabuko mitbringen.

Am nächsten Tage traf ich auf dem Wege zu Makanane meinen zurückkehrenden Boten und hörte von ihm, daß Dinizulu und Umdabuko bereits auf dem Wege seien.

Der Vorschlag Einwalds war mir, wie leicht zu begreifen, Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gekommen.

Daß der Herr keine Legitimationspapiere aufweisen konnte, hatte in mir selbstverständlich Verdacht erregt. Ich konnte nicht begreifen, daß ein Mann wie Lüderitz eine Person mit einem so wichtigen Auftrage betrauen könne, ohne ihr die Wege zu bahnen und ihr zum allermindesten die Mittel zu geben, die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen.

Ich nahm an, daß Herr Lüderitz einen Schritt wie das Erwerben der St. Luciabai nie ohne Wissen des Auswärtigen Amtes tun würde, und Lüderitz, der doch selbst schon in Südafrika war, mußte wissen, daß die Zuluoberhäupter, deren Land von den Staaten mit weißer Bevölkerung umgeben ist, nicht mit Negerhäuptlingen in Innerafrika verglichen werden können, die für einen Spiegel oder eine alte Knarre unter jedes beliebige Dokument, das man ihnen vorlegt, und wäre es ihr eigenes Todesurteil, ein Kreuz malen.

„Sie kamen näher, zuerst drei Mann, dann in einiger Entfernung ein Trupp von 25 Reitern."

„Wie viele wart ihr?" fragte ich Duginkomo.

„Elf", sagte er.

„An einem Bache, der sich von dem Hügel, auf dem wir lagen, durch ein kleines, enges Tal zieht, saß die englische Abteilung ab. Ein Soldat zu Pferde blieb oben auf dem Hügel halten.

„An dem Bache war das Gras sehr hoch, und einige von uns schlichen sich am Bache entlang, sich immer im Grase verborgen haltend, nach der Stelle zu, wo die Engländer abgesattelt hatten, in der Absicht, dort in der Nähe zu warten, bis die Soldaten wieder fortgeritten waren, um dann nachzusehen, ob einer derselben nicht vielleicht eine Patrone, ein Messer oder sonst etwas verloren hätte.

„Etwa drei von den Unseren waren schon eine Strecke voraus.

„Plötzlich muß der Posten oben auf dem Hügel einige von unseren Leuten bemerkt haben, denn die Engländer eilten zu ihren Pferden und saßen auf, worauf sie schnell einzeln im Galopp auf den Kamm des Hügels ritten, wo auch der Posten stand.

„Nur einer war zurückgeblieben. Wie es schien, konnte er nicht auf sein Pferd kommen. Es war ein großes, feuriges Tier, das dadurch, daß die anderen Pferde schon alle voraus waren, unruhig wurde und nicht stillstehen wollte.

„Der Engländer, es war ein Offizier, stand auf der nach dem Bache zu abfallenden Seite tiefer als das Pferd und bemühte sich vergebens, es zu halten und in den Steigbügel zu gelangen.

„Plötzlich sprang einer der Unseren, der nahe herangeschlichen war, aus dem Grase hervor und warf dem Offizier einen Assegai von hinten in den Rücken, worauf dieser hinfiel und eine Strecke weit herunterrollte.

„Sofort sprangen noch andere von uns hinzu und gaben ihm verschiedene Stiche.

„Das Pferd war weggelaufen."

„Was habt ihr dann gemacht?“ fragte ich den Zulu.

„Auch wir sind weggelaufen, denn wir dachten jeden Augenblick, daß die Engländer wiederkommen würden.“

„Und was haben die Engländer getan?“

„Sie ritten weg.

„Wir sind dann schnell wieder zur Leiche gegangen, haben die Waffen und den Rock des Offiziers geholt und sind im hohen Grase den Bach entlang hinaufgegangen zu der Stelle, von der wir gekommen waren.“

„Sind die Engländer nachher wiedergekommen?“

„Sie sind wiedergekommen, aber erst lange nachher.“

Der arme, unglückliche Prinz!

Wie niederträchtig ist er nach der Erzählung des Zulus im Stiche gelassen worden! —

Das wilde Gebirge des Ikauhlawaldes bot den Zulus eine Menge Schlupfwinkel, und Dabulamanzis Gefühl der Sicherheit und des Selbstbewußtseins war leicht begreiflich.

Die Engländer hätten schon eine ansehnliche Armee aufbieten müssen, um Dabulamanzis Leute aus den Bergen zu vertreiben.

Als wir nach Ikauhla aufbrachen, hatte Dabulamanzi Boten vorausgesandt, um seine Unterhäuptlinge von den Außenposten zusammenzurufen. Wir fanden eine Anzahl derselben bei unserer Ankunft im Gebirge in einem von Dabulamanzis Kraalen versammelt und teilten ihnen unsere Abmachung mit.

Sie erklärten sich mit derselben vollkommen einverstanden.

Ich hielt im Ikauhlawald einen Tag Rast, dann schlugen wir am nächsten Morgen einen Fußpfad ein, der uns nach Endumeni, der ersten englischen Militärstation, bringen sollte.

Dabulamanzi begleitete mich bis zur Linie seiner Vorposten, die wir am Nachmittag erreichten. Nach einer kurzen Rast setzte ich mit meinen Dienern meinen Weg fort und stieß nach einem Ritte von

einer Stunde auf einen Doppelposten, zwei englische Soldaten, die gemütlich rauchend und plaudernd im Grase lagen.

Sie hatten uns nicht eher bemerkt, als bis ich ihnen aus unmittelbarer Nähe ein „Good morning“ zurief, worauf sie aufsprangen und, nach ihren Gewehren greifend, mich erstaunt ansahen.

Auf meine Bitte zeigten sie mir den Fußweg nach Endumeni. Die Bäume der Station, sowie das Zeltlager der Truppen waren auf der Anhöhe jenseit eines Tales zu sehen.

Im Weiterreiten konnte ich noch bemerken, wie der Posten mittels einer Flagge signalisierte.

Wir hatten eben einen kleinen Fluß im Tale passiert, als uns eine etwa 30 Mann starke Abteilung berittener Infanterie des Argyll- und Sutherland-Hochländerregiments unter der Führung eines Offiziers entgegenkam, dem ich meine Absicht, zum englischen Residenten zu reiten, mitteilte.

Der Kommandeur von Fort Endumeni, der zugleich das schottische Regiment befehligte, lud mich aufs freundlichste ein, die Nacht über im Fort zu bleiben, da es zum Weiterreiten nach dem etwa zwölf englische Meilen entfernten Echowe zu spät sei.

Ich nahm diese Einladung mit Dank an, bat den Herrn jedoch, einen Boten mit einem Briefe, in dem ich dem englischen Residenten den Zweck meines Kommens mitteilte, nach Echowe zu schicken. Der Brief wurde sofort durch einen Kaffernboten befördert.

Am nächsten Morgen ritt ich nach Echowe, wo mir der Kommandeur des dort stationierten Inniskilling-Dragonerregiments, Oberst Curtis, mitteilte, daß er den Residenten Herrn Osborne erst am Nachmittag zurück erwarte.

Oberst Curtis bot mir in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft an. Da er aber selbst im Zelt wohnte, nahm ich gern die Einladung des Herrn Brummer, des Besitzers eines großen Kaufmannsgeschäfts, an, der mir während der Zeit meines Aufenthalts in Echowe Quartier bot.

Am folgenden Tage hatte ich eine lange Unterredung mit Herrn Osborne. Er teilte mir mit, daß er von der englischen Regierung keinen Auftrag habe, sich in die Angelegenheiten des Zululandes einzumischen, daß er aber selbstverständlich auf der Unterwerfung sämtlicher im Reservegebiet wohnenden Zulus unter englische Herrschaft bestehen müsse.

Das Volk von Dabulamanzi, das in der Reserve wohne, habe sich nicht allein mit Waffengewalt gegen die englische Oberhoheit aufgelehnt, sondern Dabulamanzi sei auch mit Hilfstruppen aus dem Zululande ins Reservegebiet eingerückt, eine Handlung, wofür nicht allein er, sondern auch Dinizulu und die anderen Zuluoberhäupter verantwortlich gemacht werden würden.

Ohne daß Herr Osborne bestimmte Zusagen machen wollte, konnte ich doch sehen, daß ihm eine friedliche Regelung des Zwistes nur angenehm sein würde. Er sah ebenfalls ein, daß eine Expedition gegen die aufrührerischen Zulus von Dabulamanzi bei dem äußerst schwierigen Gelände große Kosten verursachen würde und er sich den Dank seiner Vorgesetzten eher verdiene, wenn es ihm gelänge, die Notwendigkeit einer solchen Expedition zu vermeiden.

Herr Osborne versprach, daß, falls Dabulamanzi seine Truppen aus dem Reservegebiet zurückziehe, diejenigen seiner Zulus, die unter englischer Herrschaft zu bleiben gedächten und sich unterwürfen, für die Unruhen nicht verantwortlich gemacht werden sollten.

Herr Osborne teilte dem Gouverneur in Pietermaritzburg den Inhalt unserer Unterredung mit. Ich mußte daher, um Antwort abzuwarten, meine Rückreise noch einige Tage verschieben.

Die Zeit des Wartens verbrachte ich aufs angenehmste teils in der Gesellschaft des Herrn Brummer, der mich verschiedentlich zu Spazierfahrten in der paradiesisch schönen Gegend einlud, teils als Gast des Obersten Curtis und des Herrn Osborne.

Am Nachmittage des dritten Tages ritt ich nach Fort Eydumeni,

einer Einladung des Obersten des Argyll- und Sutherland-Hochländer-regiments folgend.

Als ich am nächsten Tage nach Eshowe zurückkehrte, teilte mir Herr Osborne mit, daß meiner Abreise nichts mehr im Wege stehe. Die englische Regierung verlange sofortiges Zurückziehen von Tabulamanzis Truppen aus dem Nkandhlawald und Unterwerfung sämtlicher im Reservegebiet zurückbleibender Leute. Sobald dieser Fall eintrete, sehe er die Angelegenheit als erledigt an. Über die Absichten der englischen Regierung hinsichtlich der Verhältnisse im Zululande könne er sich nicht äußern, da er hierüber keine Instruktionen erhalten habe.

Oberst Curtis schickte eine Abteilung von 25 Dragonern unter einem Leutnant mit mir bis zur Grenze. Ob diese Maßregel zu meinem Schutze dienen sollte, oder um mich abzuhalten, etwa Eingeborene gegen die englische Regierung aufzuwiegeln, ist mir nicht klar geworden.

Um den großen Umweg über den Nkandhlawald zu vermeiden, ritt ich den direkten Weg, der von Eshowe nach Onamaquasi führt, und hatte deshalb mit Tabulamanzi verabredet, ihn mit den Unterhäuptlingen in seinem Hauptkraal zu treffen.

Bei der nun folgenden Beratung stellte ich Tabulamanzi vor, daß es im Interesse des ganzen Landes sei, einen Konflikt mit der englischen Regierung zu vermeiden. Dinizulu könne ihn nicht unterstützen, und er müsse selbst wissen, ob er stark genug sei, der englischen Regierung auf die Dauer widerstehen zu können. Dinizulu sowohl wie Undabuko und die anderen Oberhäupter seien dafür, mit der englischen Regierung Frieden zu halten. Außerdem sei das ganze Volk des Krieges müde. Usibebu sei jetzt vertrieben und damit Aussicht auf Frieden vorhanden. [illegible] habe nach seiner Rückkehr aus das Reservegebiet [illegible], und wenn Tabulamanzi auf eigene Faust die Abmachungen des verstorbenen Königs mit Herrn Osborne umstoße, dann würde er von den Engländern als Rebell angesehen

werden und weder Dinizulu noch die Boeren würden ihm helfen. Er verliere dann nicht allein sein altes Gebiet in der Reserve, sondern auch noch das im Zululande, denn Dinizulu sowohl wie die Boeren der Neuen Republik müßten auf Verlangen der englischen Regierung die Grenzen besetzen, um jeden Zuzug zu seinen Truppen im Ikauhlawalde zu verhindern.

Ich riet Dabulamanzi dringend, sich den Abmachungen Cetewayos mit der englischen Regierung zu fügen und seine Truppen aus dem Reservegebiete zurückzuziehen, teilte ihm auch mit, daß die Unterwerfung derjenigen, die zurückblieben, von Herrn Osborne angenommen würde und sie nicht für Dabulamanzis Widersetzlichkeit bestraft werden sollten.

Viele Häuptlinge stimmten mir bei, und nach mehrtägiger Verhandlung beschloß Dabulamanzi, sich zu fügen. Sämtliche Unterhäuptlinge brachen darauf wieder nach Ikauhla auf, um ihre Krieger über den Umhlatuzi zurückzuholen.

Nur wenige der im Reservegebiet wohnenden Zulus Dabulamanzis zogen aus, die meisten unterwarfen sich der englischen Herrschaft.

Zehntes Kapitel.

Schwarz-weiß-rot?

Inzwischen wuchs die Spannung zwischen Dinizulu und den Boeren der Neuen Republik immer mehr.

Die Vermessungskommissionen hatten bereits einen großen Teil der Farmen abgemessen, und viele der Boeren hatten sich auf denselben niedergelassen.

Die von den Zuluoberhäuptern angegebene Grenze war längst überschritten und noch immer wurden neue Vermessungspfähle weiter ins Land geschoben.

Es war vorauszusehen, daß es eines Tages zwischen den Zulus und den Boeren der Neuen Republik zum offenen Bruch kommen würde. Daß dann beim Ausbruch eines Kampfes die durch die inneren Kriege geschwächten Zulus den Boeren unterliegen würden, war klar.

Dinizulu hatte im November eine Versammlung der Häuptlinge nach Emniati, wo ich provisorisch wohnte, einberufen, um die weiteren Schritte zu beraten.

Mit banger Erwartung sah ich dieser Versammlung entgegen. Daß der Präsident der Neuen Republik, Lukas Meyer, nicht einen Fußbreit von seinen Forderungen zurückgehen würde, wußte ich. Ebenso war vorauszusehen, daß sowohl die Transvaal- als auch die englische Regierung sich nicht zu gunsten der Zulus verwenden

würden. Ich fand, soviel ich auch darüber nachdachte, keinen Ausweg, und der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Dinizulu und der Neuen Republik schien unvermeidlich.

Ich hatte General Joubert die kritische Lage mitgeteilt. Er schrieb mir jedoch, daß die Transvaalregierung wegen der Anwesenheit der Deputation in Europa nicht im stande sei, sich mit den Angelegenheiten im Zululande zu befassen. Erst später, nachdem die deutsche Regierung 1885 das Übereinkommen mit England geschlossen hatte, schlug er Dinizulu vor, die Transvaalregierung als Schiedsrichterin anzurufen.

Etwa eine Woche vor dem zur Versammlung der Zuluoberhäupter bestimmten Termin ritt ich nach Vryheid, der Aufforderung des Präsidenten Meyer zu einer Unterredung Folge leistend. Man war noch mit dem Ausmessen der Bauplätze beschäftigt. Eine Menge Wagen und Zelte stand auf der zur Stadt bestimmten Fläche umher, und der neue Volksrat hielt unter einem großen Wagensegel eine Sitzung.

Ich sattelte bei einem befreundeten Boeren ab und eben saß ich plaudernd mit ihm in seinem Zelt, als ein Herr im schwarzen Gehrock, den Cylinderhut in der Hand, vor das Zelt kam und nach mir fragte.

Obgleich der Herr fließend englisch sprach, konnte ich doch an seiner Aussprache hören, daß er ein Deutscher war.

Er teilte mir mit, daß er auf der Reise nach Emniati sei und mich in einer dringenden Angelegenheit sprechen wolle. Zugleich gab er mir seine Karte, auf der unter zwei kleinen Erdhalbkugeln zu lesen war: August Einwalds dritte Afrika-Expedition.

Der Herr machte mit seinem schön gepflegten langen roten Vollbart, der goldenen Brille, grauem Cylinder, elegantem Gehrock und mit seiner ruhigen, würdigen Redeweise den Eindruck eines deutschen Gelehrten, trotzdem ich mich wunderte, daß ein Gelehrter bei seiner dritten Afrika-Expedition in einem wilden Lande ein Boerenlager noch im Gehrock und Cylinder besucht.

Ich leistete der Bitte, den Herrn nach seinem Wagen zu begleiten, gern Folge, da er mir mitteilte, daß die Angelegenheit, die er mit mir zu besprechen wünsche, vorläufig geheim zu bleiben hätte.

Bei dem Wagen angekommen, eröffnete er mir, daß er von dem Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz, dem Begründer der deutschen Kolonie Südwestafrika, gesandt sei, um vom Zulukönig Dinizulu die St. Luciabai mit einem um dieselbe liegenden Gebiet zu erwerben, über welches dann, falls die Erwerbung gelänge, die Kaiserlich Deutsche Regierung die Schutzherrschaft erklären würde. Er habe von meiner Stellung bei Dinizulu gehört und wende sich daher an mich um meine Unterstützung.

Ich teilte dem Herrn mit, daß ich in wenigen Tagen den König und die obersten Zuluhäuptlinge bei mir zu einer Beratung erwarte und daß er dann am besten sein Anliegen persönlich vorbringen könne. Zugleich bat ich ihn, da ihm meine Stellung als Sekretär Dinizulus bekannt sei, mir seine Beglaubigungsschreiben zu zeigen, damit ich Dinizulu auf seine Ankunft vorbereiten könne.

Solche Papiere hatte der Herr jedoch nicht. Alles was er mir zeigen konnte, war ein an ihn gerichteter Brief mit Bezug auf seine Reise, der auf einen Bogen der Firma Lüderitz geschrieben und mit „Jael“, der Telegrammadresse von Lüderitz, unterzeichnet war.

Herr Einwald versicherte wiederholt, daß Herr Lüderitz ihm nur deshalb keine Beglaubigungsschreiben mitgegeben habe, weil er befürchtete, daß wenn solche bei ihm gefunden würden, der ganze Plan verraten werden könne. Er gab mir jedoch die feste Versicherung, daß seine Aussagen auf Wahrheit beruhten und das Kaiserliche Auswärtige Amt von seinem Vorhaben nicht allein unterrichtet, sondern auch mit demselben einverstanden sei.

Er meinte, wenn ich meinen Einfluß bei Dinizulu etwa gegen die Abtretung der St. Luciabai an Deutschland benutze, gebe er die Idee auf und kehre sofort nach Deutschland zurück.

Selbstverständlich konnte ich mich hierüber nicht äußern, da ich mir die Angelegenheit doch erst reiflich überlegen und Dinizulu mit dem Inhalt der Unterredung bekannt machen mußte.

Herr Einwald teilte mir seine Absicht mit, in einigen Tagen in meiner Wohnung auf Emniati einzutreffen.

Da meine Unterredung mit Präsident Meyer mir die Gewißheit gab, daß ein friedliches Übereinkommen zwischen den Zulus und den Boeren der Neuen Republik immer unwahrscheinlicher wurde, ritt ich am Nachmittag zurück und sandte sofort einen Boten zu Dinizulu mit der Bitte, sobald als möglich aufzubrechen und mich am anderen Tage bei dem Kraale seines Onkels Makanane zu treffen, da ich ihn in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leide, sehen müsse. Wenn irgend möglich, solle er Umbabuko mitbringen.

Am nächsten Tage traf ich auf dem Wege zu Makanane meinen zurückkehrenden Boten und hörte von ihm, daß Dinizulu und Umbabuko bereits auf dem Wege seien.

Der Vorschlag Einwalds war mir, wie leicht zu begreifen, Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gekommen.

Daß der Herr keine Legitimationspapiere aufweisen konnte, hatte in mir selbstverständlich Verdacht erregt. Ich konnte nicht begreifen, daß ein Mann wie Lüderitz eine Person mit einem so wichtigen Auftrage betrauen könne, ohne ihr die Wege zu bahnen und ihr zum allermindesten die Mittel zu geben, die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen.

Ich nahm an, daß Herr Lüderitz einen Schritt wie das Erwerben der St. Luciabai nie ohne Wissen des Auswärtigen Amtes tun würde, und Lüderitz, der doch selbst schon in Südafrika war, mußte wissen, daß die Zuluoberhäupter, deren Land von den Staaten mit weißer Bevölkerung umgeben ist, nicht mit Negerhäuptlingen in Innerafrika verglichen werden können, die für einen Spiegel oder eine alte Knarre unter jedes beliebige Dokument, das man ihnen vorlegt, und wäre es ihr eigenes Todesurteil, ein Kreuz malen.

Ich leistete der Bitte, den Herrn nach seinem Wagen zu begleiten, gern Folge, da er mir mitteilte, daß die Angelegenheit, die er mit mir zu besprechen wünsche, vorläufig geheim zu bleiben hätte.

Bei dem Wagen angekommen, eröffnete er mir, daß er von dem Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz, dem Begründer der deutschen Kolonie Südwestafrika, gesandt sei, um vom Zulukönig Dinizulu die St. Luciabai mit einem um dieselbe liegenden Gebiet zu erwerben, über welches dann, falls die Erwerbung gelänge, die Kaiserlich Deutsche Regierung die Schutzherrschaft erklären würde. Er habe von meiner Stellung bei Dinizulu gehört und wende sich daher an mich um meine Unterstützung.

Ich teilte dem Herrn mit, daß ich in wenigen Tagen den König und die obersten Zuluhäuptlinge bei mir zu einer Beratung erwarte und daß er dann am besten sein Anliegen persönlich vorbringen könne. Zugleich bat ich ihn, da ihm meine Stellung als Sekretär Dinizulus bekannt sei, mir seine Beglaubigungsschreiben zu zeigen, damit ich Dinizulu auf seine Ankunft vorbereiten könne.

Solche Papiere hatte der Herr jedoch nicht. Alles was er mir zeigen konnte, war ein an ihn gerichteter Brief mit Bezug auf seine Reise, der auf einen Bogen der Firma Lüderitz geschrieben und mit „Fael", der Telegrammadresse von Lüderitz, unterzeichnet war.

Herr Einwald versicherte wiederholt, daß Herr Lüderitz ihm nur deshalb keine Beglaubigungsschreiben mitgegeben habe, weil er befürchtete, daß wenn solche bei ihm gefunden würden, der ganze Plan verraten werden könne. Er gab mir jedoch die feste Versicherung, daß seine Aussagen auf Wahrheit beruhten und das Kaiserliche Auswärtige Amt von seinem Vorhaben nicht allein unterrichtet, sondern auch mit demselben einverstanden sei.

Er meinte, wenn ich meinen Einfluß bei Dinizulu etwa gegen die Abtretung der St. Luciabai an Deutschland benutze, gebe er die Idee auf und kehre sofort nach Deutschland zurück.

Selbstverständlich konnte ich mich hierüber nicht äußern, da ich mir die Angelegenheit doch erst reiflich überlegen und Dinizulu mit dem Inhalt der Unterredung bekannt machen mußte.

Herr Einwald teilte mir seine Absicht mit, in einigen Tagen in meiner Wohnung auf Emniati einzutreffen.

Da meine Unterredung mit Präsident Meyer mir die Gewißheit gab, daß ein friedliches Übereinkommen zwischen den Zulus und den Boeren der Neuen Republik immer unwahrscheinlicher wurde, ritt ich am Nachmittag zurück und sandte sofort einen Boten zu Dinizulu mit der Bitte, sobald als möglich aufzubrechen und mich am anderen Tage bei dem Kraale seines Onkels Makanane zu treffen, da ich ihn in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leide, sehen müsse. Wenn irgend möglich, solle er Umdabuko mitbringen.

Am nächsten Tage traf ich auf dem Wege zu Makanane meinen zurückkehrenden Boten und hörte von ihm, daß Dinizulu und Umdabuko bereits auf dem Wege seien.

Der Vorschlag Einwalds war mir, wie leicht zu begreifen, Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gekommen.

Daß der Herr keine Legitimationspapiere aufweisen konnte, hatte in mir selbstverständlich Verdacht erregt. Ich konnte nicht begreifen, daß ein Mann wie Lüderitz eine Person mit einem so wichtigen Auftrage betrauen könne, ohne ihr die Wege zu bahnen und ihr zum allermindesten die Mittel zu geben, die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen.

Ich nahm an, daß Herr Lüderitz einen Schritt wie das Erwerben der St. Luciabai nie ohne Wissen des Auswärtigen Amtes tun würde, und Lüderitz, der doch selbst schon in Südafrika war, mußte wissen, daß die Zuluoberhäupter, deren Land von den Staaten mit weißer Bevölkerung umgeben ist, nicht mit Negerhäuptlingen in Innerafrika verglichen werden können, die für einen Spiegel oder eine alte Knarre unter jedes beliebige Dokument, das man ihnen vorlegt, und wäre es ihr eigenes Todesurteil, ein Kreuz malen.

Daß die deutsche Regierung nicht direkt Kolonien erwarb, sondern nur über Erwerbungen ihrer Untertanen die Schutzherrschaft aussprach, war aus der Angra-Pequena-Angelegenheit zu sehen. Es war also wohl annehmbar, daß Herr Lüderitz auch bei neuen Erwerbungen erst privatim vorging und daß hinterher die Schutzherrschaft der deutschen Regierung kam.

Herr Einwald konnte aber nicht als eine offizielle Person betrachtet werden.

Auf der anderen Seite erschien es mir gar nicht unmöglich, daß die deutsche Regierung, nachdem sie einen Hafen an der Westküste Afrikas besaß und das Kaiserliche Protektorat über ein Territorium erklärt hatte, es in ihrem Interesse gelegen fand, auch an der Ostküste einen Hafen zu besitzen, um so mehr, da ja die englische Regierung im Parlament erklärt hatte, daß sie nicht beabsichtige, sich nördlich vom Umhlatuzi in die Angelegenheiten des Zululandes zu mischen. Da die St. Luciabai nördlich dieses Flusses liegt, war sie also außerhalb der englischen Interessensphäre, und es stand jedem Deutschen frei, im Zululande Erwerbungen zu machen.

Bei Makananes Kraal traf ich Umdabuko und Dinizulu. Ich teilte ihnen den Inhalt meiner Unterredung mit Einwald mit und auch zugleich meine Meinung, daß ein solches Vorhaben des Herrn Lüderitz nicht unmöglich sei. Auch sei nicht ausgeschlossen, daß die deutsche Regierung das Protektorat über die St. Luciabai erkläre, da sie das Gleiche bereits an der Westküste getan habe. Ich hielt eine Abtretung der St. Luciabai an Deutschland für Dinizulu für sehr vorteilhaft. England würde, im Besitze der Bai, sie nie öffnen, um Natal nicht zu schädigen. Die Kosten, die eine Öffnung der Bai und der Bau von Hafenanlagen erforderten, waren bei weitem bedeutender als die sich für England bietenden Vorteile. Ganz anders sei dies aber mit Deutschland der Fall. Wenn das Deutsche Reich die Bai übernehme, würde es dieselbe auch öffnen und damit schnell in einen Konkurrenzkampf mit Natal treten.

Eine Vermittelung Deutschlands zwischen den Boeren und den Zulus in dem Landstreite sei dann leicht zu erreichen, besonders, wenn die Zulus um das Protektorat der deutschen Regierung bäten. Die Anlehnung an eine große Macht sei aber unbedingt erforderlich. Denn daß Dinizulu seine Selbständigkeit ohne diese auf die Dauer nicht halten könne, sei ganz außer Frage. Wenn England sich nicht in die Zululand-Angelegenheiten einmische, sei ein offener Bruch mit den Boeren unausbleiblich, und dann würden diese zweifellos das ganze Land besetzen.

Dinizulu wie auch Umdabuko sahen meine Gründe ein. Sie beschlossen, Herrn Einwalds Vorschläge anzuhören; dann sollte eine weitere Beratung stattfinden.

An dem zur Beratung festgesetzten Tage traf Einwald in Emniati ein und trug Dinizulu sein Vorhaben vor, genau so wie er es bei mir bereits getan hatte. Auch die Frage nach Beglaubigungsschreiben beantwortete er wie schon erwähnt.

In der Beratung machte ich folgenden Vorschlag: da in den Streitigkeiten zwischen der Neuen Republik und den Zulus über die Landangelegenheit keine der beiden Parteien nachgeben wolle, sei diese Angelegenheit dem Schiedsgericht der deutschen Regierung zu unterbreiten. Die St. Luciabai sei unter annehmbaren Bedingungen an Herrn Lüderitz abzutreten, aber nur unter der Bedingung, daß die deutsche Regierung nicht allein das Protektorat über die Bai und ein dazu gehörendes Gebiet ausspreche, sondern das ganze Zululand unter deutsche Herrschaft stelle. Weiße Ansiedler dürften im Zululande außer in dem zur Bai gehörigen Gebiete nur mit ausdrücklicher Genehmigung Dinizulus zugelassen werden.

Dinizulu sowie Umdabuko und die übrigen anwesenden Häuptlinge beschlossen darauf, mich mit den nötigen Vollmachten ausgerüstet nach Deutschland zu senden und die Bai mit einem Territorium von 100000 englischen Acres unter günstigen Bedingungen Herrn Lüderitz anzubieten, vorausgesetzt, daß die deutsche Regierung die

Schutzherrschaft über die Bai und das Zululand auszusprechen beabsichtige.

Um mir vollständig freie Hand zu lassen, die Bai mit dazugehörigem Gebiet sofort an Herrn Lüderitz übertragen zu können, wurde die Abtretungsurkunde der St. Luciabai und eines Territoriums von 100000 Acres sofort auf meinen Namen ausgefertigt.

Herr Einwald war mit diesem Vorhaben Dinizulus vollständig einverstanden und sprach die Absicht aus, ebenfalls sofort die Rückreise nach Deutschland anzutreten. Er gedachte nach etwa einer Woche mit mir in Durban zusammenzutreffen.

Auch ich reiste, nachdem ich in Transvaal noch schnell einige Angelegenheiten erledigt hatte, nach einigen Tagen ab.

In Durban traf ich auf dem Dampfer den Oberst Curtis, dessen Gast ich bei dem Aufstande Dabulamanzis vor wenigen Wochen in Echowe gewesen war. Er hatte in Durban sein Regiment eingeschifft, das der Expedition des Generals Warren nach Betschuanaland zugeteilt war. Er selbst wollte mit dem Postdampfer, mit dem auch ich zu fahren gedachte, nach Kapstadt reisen.

Ob diesem Herrn meine plötzliche Abreise nach Deutschland verdächtig erschien und er dem Gouverneur von Natal Mitteilung davon gemacht hat oder ob die englische Regierung auf andere Weise von dem Zweck meiner Sendung Kenntnis erhielt, habe ich bis jetzt nicht ermitteln können.

In Europa angekommen, begab ich mich sofort von London nach Bremen, um Herrn Lüderitz aufzusuchen und zu hören, ob er wirklich Herrn Einwald mit dem Auftrage, die St. Luciabai zu erwerben, nach Afrika gesandt habe, und um eventuell das Weitere mit ihm zu besprechen.

Herr Einwald selbst war in Kapstadt zurückgeblieben.

Herr Lüderitz teilte mir mit, daß die mir von Einwald gemachten Angaben in jeder Hinsicht auf Wahrheit beruhten. Einwald sei von ihm nach dem Zululande gesandt, um die St. Luciabai

mit einem Grundgebiet zu erwerben, und er beabsichtige, falls diese Erwerbung gelinge, sie unter den Schutz der Kaiserlichen Regierung zu stellen. Er habe den Fehler gemacht, Einwald kein Beglaubigungsschreiben mitzugeben, er habe dies aber nicht für nötig gehalten, da ihm von den Vorgängen im Zululande, dem Einmarsch der Boerenfreiwilligen, der Einsetzung Dinizulus, dem Kriege mit Usipebu und der Gründung der Neuen Republik bei der Abreise Einwalds noch nichts bekannt gewesen sei. Empfehlungen vom Auswärtigen Amte habe er deshalb nicht erhalten, weil die deutsche Regierung sich mit dem Erwerben von Ländereien nicht befasse, sondern nur über Erwerbungen deutscher Untertanen nach Prüfung der Rechte das Protektorat erkläre. Genau dasselbe Prinzip habe sie auch bei seiner westafrikanischen Erwerbung befolgt.

Zu meinem Erstaunen hörte ich von Herrn Lüderitz, daß die englische Regierung am Tag nach meiner Abreise von Durban das englische Kriegsschiff „Goshawk" nach der St. Luciabai geschickt und diese als britisch proklamiert habe.

Nachdem ich Herrn Lüderitz mit den Einzelheiten meines Auftrages bekanntgemacht hatte, forderte er mich auf, sofort mit ihm nach Berlin zu reisen, um auch dem Auswärtigen Amt alle Einzelheiten zu berichten.

Ich war am 23. Dezember in Bremen eingetroffen und befürchtete, daß sich mir wegen des Weihnachtsfestes während der nächsten Tage keine Gelegenheit bieten würde, in Berlin irgend welche Schritte zu unternehmen. Ich beschloß deshalb, das Fest in Frankfurt a. M. bei meinen Eltern, die mich jahrelang nicht gesehen hatten, zuzubringen, und verabredete mit Herrn Lüderitz, der am Abend noch nach Berlin zu reisen gedachte, daß ich nach dem Feste mit ihm dort zusammentreffen wolle.

Am zweiten Weihnachtstage erhielt ich ein Telegramm, in dem Herr Lüderitz mich aufforderte, sofort nach Berlin zu kommen.

Ich reiste mit dem Nachtzuge ab und wurde am folgenden Tage auf dem Auswärtigen Amte dem Legationsrat von Kusserow vorgestellt, dem ich meine Beglaubigungsschreiben überreichte und meinen Auftrag genau darlegte.

Wenige Tage darauf sandte der Reichskanzler Fürst Bismarck der englischen Regierung einen Protest gegen das Hissen der englischen Flagge und die Besitzergreifung der St. Luciabai, da die englische Regierung von der Bai Besitz genommen habe, nachdem sie bereits deutsches Eigentum geworden sei.

Am selben Tage ward mir die Ehre einer Einladung zur Tafel beim Reichskanzler zu teil.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, die mich beschlichen, als ich dem gewaltigen Manne, dem Wotan von uns Deutschen im Auslande, zum ersten Male gegenübertrat.

Beim Eintritt in den Salon, in den der Diener mich führte, kam mir der Fürst entgegen und reichte mir die Hand. Darauf stellte er mich seiner Gemahlin und der Gräfin Rantzau vor. Die Tafel fand im engeren Familienkreise statt; Baron Zorn von Bulach, ein Jugendgefährte des von den Zulus getöteten Prinzen Napoleon, und ich waren die einzigen nicht zur Familie gehörenden Personen.

Der Fürst zeigte großes Interesse für unsere afrikanischen Verhältnisse, über die ich ihm auch nach der Tafel noch eingehend berichten durfte.

Auf Wunsch des Fürsten hatte ich am nächsten Morgen eine lange Unterredung mit ihm in seinem Arbeitskabinett.

Die Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen des Fürsten machten es mir nicht allein leicht, ihm eine genaue Beschreibung der noch unabhängigen Völker im Norden und Westen Transvaals zu geben, sondern ermöglichten es mir auch, den mir gewordenen Auftrag warm zu vertreten und das Wünschenswerte einer Vermittlerschaft der deutschen Regierung zwischen Dinizulu und der Neuen Republik in ein günstiges Licht zu stellen.

Eine Ausdehnung des deutschen Protektorates von Zululand über die Landstrecken von Sambane, Umbegisa, Maschonaland, Matabeleland und Barotseland, sowie eine Einigung mit der Transvaalrepublik über das Zwasieland lag damals im Bereich der Möglichkeit und die Vorteile, die Deutschland durch eine derartige Ausdehnung seiner Interessen erreicht hätte, wären wohl von Bedeutung gewesen.

Auch der Fürst sah diese Vorteile ein.

Für ihn war jedoch die Beantwortung der Frage: wie wird die Transvaalregierung sich zu der Angelegenheit verhalten? von großer Wichtigkeit.

„Es lohnt sich für Deutschland nicht", sagte der Fürst zu mir, „in einer neuen Kolonie von Beginn an zwei Feinde zu haben. Sie wissen selbst, daß England uns in jeder Hinsicht mit aller Kraft Opposition machen wird. Ich fürchte diese Opposition nicht. Wenn wir dann aber auch noch die Boeren gegen uns haben, dann würde eine neue Kolonie in jenem Teile Afrikas Deutschland fortwährende Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten bereiten, die die Vorteile nicht aufwiegen würde, die ein derartiges Ausbreiten unserer Interessensphäre mit sich bringt. Von welcher Bedeutung ein Ausbreiten unserer Schutzherrschaft in dem von Ihnen dargelegten Sinne für Deutschland werden kann, ist mir klar; jedoch könnte eine solche nur stattfinden, wenn wir Hand in Hand mit den Boeren gehen; mit diesen verfeinden will ich mich nicht!"

„Gewiß, Durchlaucht!" erwiderte ich, „England hat schon seit langem versucht, den Boeren die Idee einzuflößen, daß Durchlaucht bestrebt seien, sie binnen kurz oder lang unter die Pickelhaube zu bekommen und daß dann Deutschlands Herrschaft Skorpione bedeute gegenüber den englischen Ruten.

„Es ist nicht zu leugnen, daß diese Idee in vielen Kreisen der Boeren Wurzel gefaßt hat, da sie immer nur von einer Seite beeinflußt werden. Von Deutschland aus, das in Transvaal gar nicht vertreten ist, war man noch nie bemüht, die Boeren nicht allein

von der ihnen günstigen Stimmung Deutschlands und davon zu überzeugen, daß dieses nur bestrebt ist, seine Kolonialpolitik auf friedlichem Wege auszudehnen, sondern man hatte den Boeren bis jetzt auch noch nie die Vorteile klar zu machen gesucht, die Transvaal durch eine Anlehnung an Deutschland und durch die auf handelspolitischem Gebiet dadurch entstehende Rivalität zwischen England und Deutschland erwachsen würden."

Wenige Tage nach dieser Unterredung teilte mir der Fürst mit, daß er den deutschen Generalkonsul in Kapstadt, Dr. Bieber, beauftragt habe, sofort nach Pretoria zu reisen. Eine Verständigung meinerseits mit Dr. Bieber sei wünschenswert, da die weiteren Verhandlungen lediglich von dem Entgegenkommen der Transvaalregierung abhingen.

Ich reiste daher mit dem nächsten Dampfer nach Kapstadt zurück und kam mit Dr. Bieber überein, daß, während er nach Pretoria reiste, um die nötigen Vorbereitungen zu einer Konferenz mit der Transvaalregierung zu treffen, ich mit Dinizulu besprechen solle, zu der Konferenz ebenfalls einen Vertreter zu schicken. Von dem Resultate dieser Konferenz würden die weiteren Schritte abhängen.

Gerade als Dr. Bieber Anstalten zu der damals noch lange Zeit in Anspruch nehmenden Reise machte, erschien eine Proklamation der Neuen Republik, die die St. Luciabai als einen unter ihrer Herrschaft stehenden Freihafen erklärte.

Ich hatte in Berlin eine längere Unterredung mit dem Transvaalischen Gesandten Jonkheer Belaertz van Blockland gehabt, und trotzdem derselbe mir versprochen hatte, die Regierung in Pretoria zu bewegen, vorläufig keine Schritte zu unternehmen und erst die deutschen Vorschläge abzuwarten, glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß er persönlich einer Ausbreitung der deutschen Kolonialinteressen in unmittelbarer Nähe Transvaals nicht günstig gesinnt war.

Die Folge der Proklamation der Neuen Republik war das Übereinkommen Deutschlands mit England von 1885. Ersteres zog

seinen gegen das Hissen der englischen Flagge in der St. Luciabai erhobenen Protest zurück und verpflichtete sich, in Südafrika südlich von der Delagoabai keine Protektorate zu übernehmen, wofür England die deutsche Herrschaft über Kamerun, Neuguinea und Angra-Pequena anerkannte und außerdem noch andere Vorteile gewährte.

Der englischen Regierung lag selbstverständlich viel daran, den Boeren nun entgegenzukommen und sie von jeder Annäherung an Deutschland abzuhalten. Ebenso wichtig war es für England, sie von der See abzuschneiden, um nicht durch die Eröffnung eines Konkurrenzhafens die Handelsinteressen der englischen Kolonien zu schädigen.

Die von den Boeren beanspruchte Landstrecke hatte für England weiter keinen Wert, wenn diese beiden Absichten erreicht werden konnten. Außerdem war eine Ausbreitung der Boeren nach dem Inneren Afrikas von hier aus nicht möglich.

Die englische Regierung erkannte deshalb den Besitz der Boeren über das von ihnen beanspruchte Land an, stellte jedoch den Küstenstrich einschließlich der St. Luciabai unter englische Herrschaft, und um bei dem Landraube nicht zu kurz zu kommen, erklärte es im Jahre 1886 den übrigen Teil des Zululandes als britisches Gebiet.

Die Neue Republik erstrebte hierauf eine Vereinigung mit Transvaal, die die englische Regierung im Jahre 1887 zuließ.

Dinizulu und die Zuluoberhäupter gaben jedoch keineswegs ihre Zustimmung zu diesen Abmachungen, bei denen sie gar nicht in Betracht gekommen waren. Sie lehnten sich trotz aller Warnungen vor der Erfolglosigkeit eines solchen Schrittes gegen die englische Herrschaft auf und vertrieben nach einem glücklichen Gefecht bei dem Cesagebirge die englische Besatzung. Als jedoch die englische Regierung Verstärkungen heranzog und hauptsächlich ihre alte Sovereign-Taktik wieder stark zur Anwendung brachte, fielen immer mehr Unterhäuptlinge von Dinizulu ab. Er sah die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes ein und floh auf Transvaalgebiet.

Ich wurde nach diesen Vorgängen von General Joubert nach Pretoria berufen und als Offizier in die Staatsartillerie eingestellt.

Im November 1887 ernannte die Regierung eine aus General Smit, dem Kommissar Abel Erasmus, Lukas Meyer und mir bestehende Kommission, um Dinizulu ein großes Gebiet im Distrikt Lydenburg anzuweisen und den Umzug von Dinizulu und seinen Anhängern aus dem Zululande nach diesem Gebiet zu regeln.

Ich begab mich zu Dinizulu und fand ihn in großer Unentschiedenheit über die von ihm zu unternehmenden Schritte.



Dinizulus und mein Gefängnis auf St. Helena.

Er erzählte mir, daß der englische Resident Osborne sein Bestes tue, um ihn zur Rückkehr nach seinem alten Gebiete zu bewegen; er habe ihm volle Amnestie zugesagt und versprochen, daß die Zulus frei und unbehelligt leben sollten. Er solle Oberhaupt über dieselben bleiben und nur einige englische Behörden sollen im Lande wohnen, um die Interessen der weißen Händler und Missionare wahrzunehmen. Weiße Ansiedler sollten in jenen Gegenden nicht zugelassen werden.

Der Vorschlag der Transvaalregierung machte auf Dinizulu keinen Eindruck.

Er sagte mir, daß seine Häuptlinge zu den Boeren kein Vertrauen hätten; diese hätten ihnen nicht allein unrechtmäßigerweise den größten Teil ihres Landes abgenommen, sondern auch ihr Versprechen nicht gehalten, sie gegen jeden Feind zu beschützen. Als er sich der Annexion des ihm übriggebliebenen Landstriches durch die Engländer widersetzte, seien sie ihm nicht zu Hilfe gekommen; seine Häuptlinge würden die Herrschaft der Engländer, die den Kaffern gegenüber eine sehr milde sei, der der Boeren vorziehen. Wenn er dem Anerbieten der Transvaalregierung Folge leiste und in Lydenburg ein Gebiet annehme, würden ihm nur wenige seines Volkes dahin folgen. Er ziehe also vor, sich lieber unter englische Herrschaft zu beugen, um bei den Seinen bleiben zu können.

Während ich zurückkehrte, um den übrigen Herren der Kommission, mit denen ich bei Kommandant Ferreira zusammentreffen wollte, die Absicht Dinizulus mitzuteilen, ging dieser auf englisches Gebiet über, um sich den Engländern zu unterwerfen.

Sein Vertrauen wurde bitter getäuscht. Die englische Regierung sandte ihn und die beiden Brüder Cetewayos, Umdabuko und Jingane, die sich ebenfalls der Annexion des Landes widersetzt hatten, nach St. Helena und behielt sie dort als Staatsgefangene. Erst im Jahre 1898 wurden sie wieder nach Zululand zurückgebracht.

Eine eigentümliche Fügung des Schicksals! Auch ich sitze jetzt auf St. Helena und schreibe diese Erinnerungen in demselben Hause, in dem Dinizulu gewohnt hat!

Elftes Kapitel.

Auf gut Glück nach Pretoria.

Im Zululande hatten sich die Zustände derartig gestaltet, daß sich mir dort keine Aussicht auf weiteres Fortkommen bot. In englische Dienste treten wollte ich nicht, nachdem Zululand als britisches Gebiet erklärt war, ebensowenig wollte ich unter britischer Herrschaft wohnen. Ich bat deshalb den General Joubert um meine Wiederanstellung in transvaalischen Diensten. Zu gleicher Zeit richtete ich auch ein Schreiben an meinen Gönner, den Vizepräsidenten General Smit, den ich um Unterstützung meines Gesuches bat.

Bald darauf erhielt ich von General Joubert ein Schreiben, in welchem ich aufgefordert wurde, nach Pretoria zu kommen, da er mich persönlich zu sprechen wünsche. Den Grund zu der Unterredung gab er nicht an, er schrieb mir aber in einem privaten Briefe, daß ich mich gleich auf eine längere Abwesenheit von Hause vorbereiten solle.

In damaliger Zeit war das Reisen mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden als in späteren Jahren. Um von der Südostgrenze nach Pretoria zu gelangen, hatte ich die Wahl zwischen drei verschiedenen Arten zu reisen, von denen die eine aber ebenso beschwerlich war wie die andere.

Die erste war: entweder direkt nach Pretoria zu reiten oder mit dem Spider zu fahren, einem leichten Gefährt, das wegen seiner weit abstehenden dünnen Räder so genannt wird (Spider = Spinne).

Hierzu hätte ich etwa eine Woche gebraucht, dann aber doch kein oder doch nur sehr wenig Gepäck mitnehmen können. Die Kosten einer solchen Reise hätten sich auf mindestens 15 Pfund Sterling belaufen, auch hätte ich in Pretoria im Hotel wohnen und die Pferde dort unterbringen müssen, was noch bei weitem teurer gekommen wäre.

Die zweite Möglichkeit war: nach Langwane, dem heutigen Dorfe Volksrust, zu reiten und von dort aus die von Natal kommende Postkutsche zu benutzen. Diese Route hätte im ganzen, da die Post Tag und Nacht mit frischem Vorspann fährt, vier Tage erfordert und auch etwa 15 Pfund gekostet, ich hätte dann aber gar kein Gepäck mitnehmen können und ebenfalls in Pretoria im Hotel logieren müssen.

Die billigste Reiseart war die mittels Ochsenwagens. Allerdings würde diese etwa 14 Tage in Anspruch nehmen, aber dabei war ich vollkommen frei und unabhängig. Ich brauchte auf der Reise um Unterkommen für die Nacht nicht besorgt zu sein, konnte genügend Gepäck mitnehmen, und die Hauptsache war, sie kostete kein Geld. Da ich über das Hochfeld mußte, konnte ich mir auf dem Wege nach Belieben Bleß- und Springböcke schießen und mich mit einem guten Vorrat Bültong, d. h. in Streifen geschnittenen, an der Sonne getrockneten Fleisches, versehen. Auch brauchte ich in Pretoria kein Geld für Quartier auszugeben, sondern konnte einfach an irgend einer geeigneten Stelle vor der Stadt ausspannen und unter dem vom Bockjegel geschützten Wagen schlafen.

Große Sprünge durfte ich allerdings nicht machen, das erlaubte mein Geldbeutel nicht. Die Wirren im Zululande, infolge deren ich meine Farmwirtschaft arg vernachlässigt hatte, hatten meine Barmittel gänzlich aufgezehrt. Unter meinem Vieh hatte die Lungenseuche arg gehaust, und in der letzten Zeit hatte ich so gut wie gar keine Bareinnahmen gehabt.

Wie schwer das Leben eines kleinen afrikanischen Farmers ist und wie oft allerlei unvorhergesehene Umstände ihm einen Strich

durch seine schönsten Rechnungen machen, hatte auch ich zur Genüge kennen gelernt.

Steht das Korn auch noch so schön und freut sich der Farmer schon auf einen reichen Ertrag, dann kommt auf einmal ein Schwarm Heuschrecken, läßt sich nieder — und nach wenigen Stunden gleicht das Feld einer Tenne.

Kann er in den Niederungen keine Kaffernjungen bekommen, so daß er auf seinem Weizen- oder Haferfeld nach der Zeit der Blüte auf je hundert Schritt im Quadrat nicht einen solchen tagsüber zum Spektakelmachen stellen kann, dann darf er sicher sein, daß unzählige kleine Finken die Frucht so ausfressen, daß nicht einmal das Stroh die Mühe des Abschneidens lohnt.

Wie oft kommt es vor, daß eine Farmerfrau mit Mühe und Not einen hübschen Bestand an Hühnern erzielt. Sie widmet den kleinen Küken ebensoviel Sorgfalt wie die Glucke, schießt selbst die Raubvögel und tötet wiederholt Schlangen, die die Eier und Küken rauben. Da der Widerwärtigkeiten so viele sind, ist auch die Freude um so größer, wenn sie es endlich zu der Zahl von 200 Stück gebracht hat.

Da auf einmal kommt die Sterbe unter die Hühner, kein Mittel hilft, und nach acht Tagen hat sie von 200 nur noch 20.

Ja, das Leben eines Farmers in Südafrika ist kein angenehmes! Kann er große Weideflächen und Vieh- und Schafherden sein eigen nennen, dann geht es ja, muß er aber seinen Verdienst aus dem Boden holen, dann ist sein Brot ein bitteres.

Hagel- und Heuschreckenversicherungen gibt es nicht.

Hat der Farmer ein Jahr keine Heuschrecken, dann hat er Raupen, Finken, Trockenheit, Rost im Korn oder sonst etwas ähnliches.

In Zoutpansberg fraßen später die Heuschrecken vier Jahre hintereinander den Weizen und Hafer auf, und schließlich vertrockneten noch durch die anhaltende Dürre einige sonst stark laufende Quellen,

so daß ich meine besten Winterländereien gar nicht mehr bestellen konnte. Denn Hafer und Weizen können wegen des Rostes nur in der trockenen Jahreszeit gebaut werden, wozu die Felder bewässert werden müssen.

Je fruchtbarer eine Gegend ist, desto mehr Widerwärtigkeiten bieten sich dem Farmer.

Auch kurze Zeit bevor ich die Aufforderung des Generals erhalten hatte, nach Pretoria zu kommen, war mir die Landwirtschaft wieder einmal recht verleidet worden.

Barberton war damals gerade im Entstehen, und für Zwiebeln, Kartoffeln und Gemüse wurden geradezu unglaubliche Preise bezahlt.

Der Bruder meiner Frau hatte sich im Jahre vorher eine Quantität Zwiebelsamen von einem ihm befreundeten Farmer, der in den „Dornen" in Natal wohnte, mitgebracht. In jener Gegend, dem Gebirge beim Mooirivier, pflanzen die Farmer große Mengen Zwiebeln, die dort wegen des fruchtbaren Bodens und des Überflusses an Wasser ausgezeichnet gedeihen.

Auch ich hatte mir Zwiebelsamen kommen lassen; da mir aber keiner der Farmer in den „Dornen" persönlich bekannt war, hatte ich mir den Samen von einer Samenhandlung in Pietermaritzburg verschrieben.

Wir hatten den Samen früh gesät und hatten in der trockenen Zeit jeder ein großes Stück Land zur Aufnahme der Pflänzchen bewässert und gut gedüngt, so daß wir hoffen konnten, die ersten zu sein, die Zwiebeln nach Barberton auf den Markt bringen würden.

Die Pflänzchen meines Schwagers standen wunderschön, doch die meinigen wollten nicht aufkommen. Ich wartete und wartete, aber vergebens.

Der Farmer, der der Samenhandlung in Pietermaritzburg den Zwiebelsamen verkauft hatte, hatte das bei den Zwiebelbauern in Natal häufig gebrauchte Mittel, um Konkurrenz zu verhindern, angewandt: er hatte den Samen vor dem Verkauf in einer Pfanne

vorsichtig geröstet, damit der Keim abstarb und sich die Pflanze nicht entwickeln konnte.

Mein Schwager ließ sofort von seinem Freunde neuen Samen für mich kommen, aber ehe dieser anlangte, waren seine Pflänzchen bereits ausgepflanzt.

Das Wetter begünstigte uns in jeder Hinsicht. Wir bekamen schöne warme Tage, und da uns genügend Wasser zur Verfügung stand, durften wir auf eine gute Ernte hoffen.

Außergewöhnlich früh waren die Zwiebeln meines Schwagers reif, und mit zwei Wagenladungen trat er die Reise nach Barberton an. Auch auf der Reise, die mit dem Ochsenwagen bis Barberton etwa vierzehn Tage in Anspruch nahm, hatte er schönes Wetter gehabt, und seine Erwartungen in Bezug auf die Preise hatten sich erfüllt. Er hatte seine Zwiebeln für drei bis vier Pfund (60—80 Mark) für den Sack verkauft.

Gerade als er nach Abwesenheit von einem Monat zurückkam, waren auch meine Zwiebeln reif. Ich erntete etwa 50 Sack, alles große, schöne Früchte, und nun zog auch ich zu Markt.

Eben war ich zwei Tage unterwegs, da bekamen wir heftigen Regen. Als ich vor den Hlelofluß kam, war er so angeschwollen, daß ich zwei Tage vor ihm liegen mußte, um zu warten, bis das Wasser abgelaufen war. Der Regen wiederholte sich, und auch vor dem Kompiesifluß mußte ich auf das Ablaufen des Wassers warten, vor dem Komati sogar eine ganze Woche.

Da die Zwiebeln durch das Aufeinanderliegen anfingen zu faulen, mußte ich sie an schönen Tagen fortwährend ausbreiten und die schlechten aussuchen.

Als ich endlich nach einer beschwerlichen Reise von nahezu einem Monat in Barberton ankam, hatte ich von 50 Sack nur noch 30 übrig und erhielt pro Sack zehn Schilling. Da jetzt täglich Zwiebeln auf den Markt gebracht wurden, war die Nachfrage nicht groß. —

Ein günstiger Zufall fügte es, daß gerade, als ich meine Vorbereitungen zur Reise nach Pretoria traf, ein junger deutscher Ingenieur zu uns auf die Farm kam, der ebenfalls nach Pretoria wollte, um dort eine Stelle zu suchen. Er hatte von meiner geplanten Reise gehört und bat, ob er sich mir anschließen dürfe.

Ein Gesellschafter war mir gerade willkommen. Bald hatte ich die nötigen Vorbereitungen getroffen, dann machten wir uns auf den Weg.

Nach fünf Tagen erreichten wir Ermelo und trafen von jetzt ab auf dem Hochfelde eine Menge Bleß- und Springböcke. Damals waren die Farmen noch nicht mit Draht umzäunt, und die Gegend war noch nicht so dicht bewohnt wie in späteren Jahren. Auch erlaubten die Eigentümer der Farmen den vorbeiziehenden Reisenden noch überall, ein Stück Wild zu schießen. Man mußte nur vom Wege aus schießen und durfte beim Holen des erlegten Wildes das Gewehr nicht mitnehmen, sondern mußte es auf der Straße liegen lassen, wollte man nicht wegen Jagdübertretung bestraft werden.

Später wurden die Jagdregeln geändert, und wenn ein Grundeigentümer durch öffentliche Bekanntmachung auf seinem Grund und Boden das Schießen untersagt hatte, durfte daselbst ohne seine spezielle Erlaubnis kein Wild mehr geschossen werden.

Wir erlegten eine beträchtliche Anzahl Bleßböcke. Das Fleisch wurde sofort in Streifen geschnitten und diese beim Halten des Wagens jedesmal über ausgespannte Riemen aufgehängt. Da das Wetter um diese Jahreszeit meist kalt und windig war, trocknete das Fleisch rasch. Bei Mondschein fuhren wir auch in der Nacht, was für die Ochsen um so besser war, da sie dann nicht so sehr von der Kälte litten.

Nach einer Reise von vierzehn Tagen erreichten wir am Abend spät die Höhe vor Pretoria und konnten an den Lichtern die Stadt im Tale vor uns liegen sehen. Wir spannten an einer geschützten Stelle aus und beschlossen, am anderen Morgen in die Stadt zu

gehen. Mein Begleiter wollte in einem Hotel wohnen, ich jedoch beabsichtigte bei dem Wagen zu schlafen.

Von der Stelle, an welcher wir ausgespannt hatten, bot sich uns am anderen Morgen eine schöne Aussicht über die Stadt. Sie schien sehr verändert, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Sie war bedeutend größer geworden. In der Mitte erhob sich eine große Kirche mit hohem Turm, und eine Menge Gärten und Baumpflanzungen waren entstanden.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Stadt, beide voller Erwartung, mein Begleiter in der Hoffnung, eine gute Stelle zu bekommen, und auch ich war in derselben Absicht nach Pretoria gekommen.

„Wenn uns doch nur kein altes Weib begegnet", sagte mein Freund, „sonst haben wir nach der alten Jagdregel sicher Pech und wir befinden uns ja auf der Jagd, auf der Jagd nach dem Glück!"

Wir mußten vor der Stadt den Fluß passieren, an dessen anderer Seite die ersten Häuser lagen. Als wir gerade an der Stelle der heutigen Arkadiabrücke den Steg überschritten, kam uns von der Stadt her ein eleganter Landauer entgegen mit zwei herrlichen Braunen in schönen Geschirren bespannt. Auf dem Bock saß ein Diener in blauer Livree mit goldenen Tressen. In dem Wagen befanden sich zwei junge, sehr schöne Damen in hochfeiner Toilette.

Ein solches Gefährt war damals in Transvaal ein ganz ungewöhnlicher Anblick. Erstaunt sahen wir uns an.

„Gottlob, kein altes Weib!" kam es aus uns beiden zugleich heraus.

„Na, wenn das kein Glück bedeutet, lasse ich mich hängen", sagte mein Freund.

Vergnügt setzten wir unseren Weg fort und waren bald in dem belebteren Teile der Stadt angelangt.

Obgleich das Leben in Pretoria damals noch nicht einmal dem eines größeren deutschen Marktfleckens gleichkam, war es doch des

nahen, im Entstehen begriffenen Johannesburg wegen schon rege genug, da von dort täglich eine Menge Leute herüberkam, die irgend welche Geschäfte bei der Regierung hatten.

Als wir gemütlich die Church-Street hinauf schlenderten, begegnete mir ein alter Bekannter, Herr S., der Besitzer eines großen Juweliergeschäftes. Nach herzlicher Begrüßung lud er uns ein, ein Glas Bier zu trinken, und nahm uns nach einem einem Deutschen gehörenden Bierlokal „The Hole in the Wall" (Das Loch in der Mauer) mit. Dort trafen wir im Garten in einer Laube eine kleine Gesellschaft Deutscher, die uns herzlich willkommen hieß. Es war zum Biertrinken noch etwas früh, aber damals traf man sich häufig zum Besprechen von Geschäften in öffentlichen Lokalen und in Kantinen.

Da die jährlichen Volksratsverhandlungen gerade stattfanden, ging ich ins Volksratsgebäude am Kirchplatz, um einige mir bekannte Volksratsmitglieder zu treffen.

Das damalige Volksratsgebäude stand an der Stelle des heutigen Gouvernementspalais und war ein ärmliches, niedriges Haus mit einem Strohdach.

Der Raum, in dem die Landesväter ihre Versammlungen abhielten, war etwa 40 Fuß lang und circa 18 Fuß breit. Auf einer kleinen Erhöhung befand sich eine Art Pult, hinter dem der Staatspräsident und der Vorsitzende saßen, daneben stand ein Tisch für die Mitglieder des Exekutivrates. Vor demselben saßen General Smit, der Vizepräsident und General Joubert.

Die Verhandlungen dauerten von 9 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr. Um 11 und um 1/2 4 Uhr war eine kleine Pause, während der die Mitglieder unter der Veranda des Gebäudes eine Pfeife rauchten.

Ich hatte hier Gelegenheit, die Generale Smit und Joubert, sowie verschiedene Bekannte zu begrüßen. General Joubert lud mich ein, am Abend um 7 Uhr nach seiner Wohnung zu kommen, da er am Nachmittage den Volksratsverhandlungen beiwohnen müsse.

Zwölftes Kapitel.

Mein Eintritt in das Artilleriekorps.

Pünktlich zur befohlenen Stunde stellte ich mich beim General ein. Er empfing mich sehr freundlich und teilte mir mit, daß er mein Gesuch der Regierung vorgelegt und daß der Präsident auch sogleich meinen Wiedereintritt in den Dienst genehmigt habe.

Auch General Smit habe es befürwortet. Die Regierung wünsche jedoch, daß ich nicht im Eingeborenendepartement wieder angestellt werden solle, sondern in der Artillerie; nur müsse ich zufrieden sein, als jüngster Offizier eingereiht zu werden.

Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an, namentlich als der General mir sagte, daß er sich vorbehalte, mich zu jeder Zeit, wann es ihm wünschenswert erscheine, in das Eingeborenendepartement zurückversetzen zu können.

General Joubert war damals zu gleicher Zeit Superintendent (Chef der Abteilung) der Eingeborenen und Kommandant-General.

Mein Begleiter, der junge Ingenieur, hatte gleich am ersten Tage eine Stelle mit gutem Salär erhalten.

Da meine Angelegenheit durch den Exekutivrat erledigt werden mußte und dieser wegen der Volksratsverhandlungen nur täglich eine Stunde, von 8 bis 9 Uhr Morgens zusammenkam, konnte sie bei den vielen Geschäften selbstverständlich nicht sofort erledigt werden.



Kommandant General P. J. Joubert.

Pünktlich stellte ich mich jeden Morgen um 9 Uhr im Generalsbureau ein, und schon am fünften Tage teilte mir der General mit, daß der Präsident meine Anstellung unterzeichnet habe und ich sofort den Diensteid ablegen solle.

Dies geschah. Ich machte mich dann auf den Weg nach dem Artillerielager, um mich bei dem Kommandeur und dem Administrateur zu melden. Den ersteren kannte ich bereits von früher, letzteren noch nicht.

Kommandant der Artillerie war damals Henning Pretorius, bekannt durch die Zernierung Pretorias 1881, der, obwohl er vom Artilleriedienst nichts verstand, was er auch nie verhehlte, doch ein überaus tüchtiger Offizier aus der alten Boerenschule war. Ein Gentleman durch und durch, ein tüchtiger Reiter, passionierter Jäger und genauer Kenner des Landes, war er ein ausgezeichneter Boerenführer, der durch seine Liebenswürdigkeit die Leute elektrisierte, so daß sie ihm blindlings überall hin folgten. Dabei tapfer wie ein Löwe, schreckte er vor keiner Gefahr zurück, ohne jedoch seine Leute jemals mutwillig in eine Position gebracht zu haben, aus der er sie nicht hätte wieder herausbringen können. Da er auch bei den Eingeborenen überall beliebt und geachtet war, hat die Regierung ihn häufig geschickt, wenn irgendwo im Lande Verwickelungen und Differenzen mit den Kaffern oder unter denselben entstanden. In den meisten Fällen gelang es ihm, Frieden zu stiften und die Differenzen zu regeln. Er starb 1897, als er in der Kapkolonie auf Urlaub war; es war ein schwerer Verlust für die Regierung. Seine Leiche wurde auf Regierungskosten nach Pretoria gebracht und dort beerdigt.

Militärischer Leiter und Administrateur der Artillerie war, als ich bei derselben eintrat, Kapitän Zboril, ein Österreicher. Ein guter Festungsartillerist, hatte er keine Erfahrung im Trainieren von Pferden und im Fahrdienst.

Ich kann gerade nicht sagen, daß meine beiden Vorgesetzten, die ich im Artilleriebureau traf, mich besonders freundlich empfingen.

Auf meine Meldung, daß ich als jüngster Offizier bei der Artillerie eingestellt sei, sahen mich beide so erstaunt an, als ob sie sagen wollten: Ist der Mensch verrückt?

Beide hatten von meiner Anstellung keine Ahnung und glaubten einfach, daß ich ihnen etwas vorflunkerte. Als ich ihnen jedoch mein vom Präsidenten unterzeichnetes Patent zeigte, sagte der Kommandeur:

„Aber wie ist denn das möglich, davon weiß ich ja gar nichts? Auch haben wir gar keine offene Offiziersstelle!"

Alles was ich tun konnte, war, die Achsel zu zucken.

„Gut, kommen Sie morgen früh wieder, wir werden dann sehen!"

Damit war ich entlassen.

Am Abend war ich beim Ersten Sekretär des Generals, Herrn Fritz St. . . ., zum Essen eingeladen. Von ihm erfuhr ich, daß meine Vorgesetzten sehr aufgeregt zum General gekommen seien und sich über meine Anstellung ohne ihr Vorwissen beschwert hätten, um so mehr, da bei der Artillerie keine offene Offiziersstelle vorhanden sei. Der General habe jedoch ruhig erwidert, der Beschluß sei im „Uitvoerenden Raad" gefaßt und auch betreffs des Gehalts usw. seien bereits Bestimmungen getroffen. Die Dokumente waren am Morgen nach dem Artilleriebureau geschickt worden, dort aber allerdings erst nach mir eingetroffen.

Ich konnte nichts dafür, daß mich die Regierung direkt der Artillerie überwiesen hatte, aber es war mir dennoch peinlich, in einen Kreis einzudringen, in dem ich voraussichtlich nicht willkommen sein würde und in dem man mir, was mir die Herren später offen gestanden, mit Mißtrauen begegnete.

So unangenehm mir die Situation war, beschloß ich meinen Dienst zu tun und mich um weiter nichts zu kümmern.

„Wird schon alles noch recht kommen!" dachte ich.

Am anderen Abend machte ich dem Kommandanten in seiner Wohnung einen Besuch.

Er sagte mir offen und frei:

„Ich kann gerade nicht behaupten, daß ich angenehm berührt bin, daß man mich bei Ihrer Anstellung ganz übergangen hat. Ich habe jedoch gestern Abend eine Unterredung mit dem General gehabt und nachdem ich gehört habe, daß es der spezielle Wunsch des Uitvoerenden Raades ist, daß Sie zur Artillerie kommen, und nach dem, was mir der General über Sie erzählt hat, heiße ich Sie herzlich willkommen."

Wir plauderten noch eine Zeitlang. Der Kommandant erkundigte sich nach den Verhältnissen im Zululande und nach meinem alten Chef Kommandant Ferreira. Hoch erfreut verabschiedete ich mich, um auch meinem nächsten Vorgesetzten, Kapitän Zboril, meine Aufwartung zu machen.

Ich fand ihn ebenfalls zu Hause. Auch er empfing mich sehr liebenswürdig und stellte mich seiner Gemahlin vor, einer auffallend schönen Dame.

„Ich höre vom Kommandanten, daß die Regierung eine neue Stelle für Sie geschaffen hat, als Instrukteur. Das ist aber alles Unsinn. Bei den paar erbärmlichen Geschützen, die wir haben, gibt es nichts zu instruieren. Sie können aber, wenn sie Tagesdienst haben, den Kerls das Abc beibringen und Schule halten. Sie haben, wie ich höre, in der preußischen Armee gedient und sind schon viel länger im Transvaaldienst als ich. Wir beide sind die einzigen gedienten Militärs in der Artillerie. Zwei von den Offizieren sind Afrikaner, einer ist Deutschpole, hat aber zu Hause nicht gedient. Es würde mich freuen, wenn sie vor allem das Magazin übernähmen."

Selbstverständlich erklärte ich mich hierzu sofort bereit.

Kapitän Zboril erzählte mir noch, daß der Erste Offizier, ein junger Afrikaner, sich mit einem kleinen Detachement Artilleristen im Distrikt Waterberg befinde, um dort einen Weg durch das Buschfeld anzulegen.

Noch am selben Tage erhielt ich vom Quartiermeister meine Effekten, die den Offizieren sämtlich geliefert werden, und übernahm das Magazin mit dem Artilleriematerial.

Mit einer Artillerietruppe hatte das Korps damals allerdings noch wenig Ähnlichkeit, und der Geschützbestand ließ vielmehr glauben, daß die Regierung ein Museum alter ausrangierter Kanonen anlegen wolle.

Das Korps besaß im Jahre 1887 an Geschützen:

1 schwere Armstrong-Belagerungshaubitze, Vorderlader, 15½ Centimeter,

1 vorsündflutlichen Mörser, 15 Centimeter,

1 langes Krupp-Feldgeschütz, 8 Centimeter,

4 Bergkanonen mit Kruppschem Verschluß auf schweren, plumpen Feldlafetten, 6 Centimeter,

4 Krupp-Berggeschütze, 6 Centimeter,

2 Witworth-Vorderlader-Feldgeschütze, 6-Pfünder,

2 Witworth-Vorderlader-Berggeschütze, 3-Pfünder,

1 französische Mitrailleuse (Stempel 1869) und einige alte Schiffskanonen zum Salutknallen.

Das große englische Belagerungsgeschütz war in gutem Zustand, aber für unseren Feldgebrauch viel zu schwer.

Der arme selige 15 cm-Mörser wäre bei Überfluß an Brennmaterial allenfalls zu gebrauchen gewesen, um Seife darin zu kochen, aber jetzt hat ihm bei der Belagerung von Ladysmith die englische Schiffskanone des „Terrible“ auf immer das Maul gestopft. Friede seiner Asche!

Das lange 8 cm-Krupp-Feldgeschütz war ganz neu und schoß ausgezeichnet. Leider wurde es später entsetzlich vernachlässigt, und als ich im Jahre 1894 zum zweiten Male in den aktiven Dienst der Artillerie eintrat, war es kaum wieder zu erkennen. Der Verschluß war zerstoßen und verrostet, die Züge beschädigt und die Verschlußringe vollständig ausgebrannt.

Man hatte damit jahrelang Salut geschossen, und das will etwas heißen, denn wir knallen viel Salut in Pretoria. Für jedes gekrönte Haupt wird an den respektiven Geburtstagen geböllert, und wieviel außerdem noch für ungekrönte! Sogar Volksrats-

mitglieder bekamen ihr Teil, wie z. B. der alte T... Der gute alte Mann, der im Volksrat einmal bei der Beratung über eine Konzessionsvorlage fragte, ob ein „aereal train" von einem Luftballon gezogen werde, und ein anderes Mal mit kolossalem Geschimpfe haben wollte, daß die Zeitung in Pretoria, die „Volksstem", verboten werden müsse, weil sie sich unterstanden habe, ein Mitglied des hochweisen Volksrates „Affe" zu schimpfen! Alles was der arme Redakteur verbrochen hatte, war: er hatte von einem Mitgliede des Volksrates, das sich damals von den anderen durch mehr moderne Kleidung auszeichnete, als von dem „Adonis" des Volksrates gesprochen. Der alte T.... hatte keine Ahnung von der Bedeutung des Wortes, er wußte nur, daß die Boeren einem zahmen Affen gewöhnlich den Namen „Adonis" geben.

Die vier Bergrohre auf Feldlafetten waren ebenfalls in einem heiteren Zustand. Züge und Verschluß waren total beschädigt. Man hätte sie höchstens noch für Fahrübungen gebrauchen können, wenn solche bei uns überhaupt Mode gewesen wären. Bei diesen Dingern war beim Schießen die Bedienung in weit größerer Gefahr als das Ziel. Die Chance, mit ihnen zu treffen, war etwa 1 zu 500. Beim direkten Zielen hatte man überhaupt keine. Der einzige Weg war, dem Zufall zu vertrauen. Man zielte auf einen beliebigen Punkt in der Nähe des Ziels, fünfzig Schritt rechts oder links davon ab, darüber oder darunter, ganz egal, das Ziel traf man doch nicht; dann nahm man eine zwanzig Schritt lange Leine, kroch hinter die Felsen, wenn solche da waren, vertraute der Vorsehung und brannte los. Dann sah man erst nach den eigenen Bedienungsmannschaften, dankte Gott, wenn sie noch alle heile Knochen hatten, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß vielleicht ein Kaffer zufällig so dumm gewesen war, gerade auf demselben Platz zu sitzen, wo die Granate einschlug. Ich bin nie zu 500 Schuß gekommen, habe deshalb auch nie eine Chance zu treffen erwartet.

Die drei Bergkanonen mit Kruppverschluß, von denen man nicht wußte, aus welcher Fabrik sie kamen (sicher war, daß Krupp solchen Schund nicht machte), wären allenfalls brauchbar gewesen, wenn die Munition gepaßt hätte. Der Bleimantel der Granate stand jedoch vorn zu weit vor und trennte sich beim Schuß durch den heftigen Ruck, den das Eindringen in die Züge des Laufs verursachte, von der eisernen Granate, die dann auf kurze Entfernung vor dem Geschütz niederfiel.

Ich ließ später die Granaten in die Drehbank nehmen und den Bleimantel etwas abdrehen. Es ging dann einigermaßen, und die Geschütze konnten wenigstens benutzt werden.

Die englischen Vorderlader-Feldgeschütze waren für den Kaffernkrieg noch brauchbar.

Beim Übernehmen des Magazins sah ich sofort, daß mir Arbeit genug bevorstand, bis ich in das Chaos einigermaßen Ordnung gebracht haben würde. Bücher waren so gut wie keine vorhanden, nicht einmal die Bezeichnung der Munition stand auf den Kisten, und alles lag bunt durcheinander.

Als ich mir gerade überlegte, wo ich zuerst beginnen sollte, um Ordnung zu schaffen, trat in das Magazin ein Sergeant, der einige Mannschaften an einem der Geschütze hatte exerzieren lassen, und brachte eine Kruppsche Granate (altes System mit Vorstecker) herein, die er als Exerziergranate benutzt hatte. Der Zünder war nicht abgeschraubt. Ich nahm sie ihm aus der Hand und setzte sie auf ein Gerüst, bemerkte dabei jedoch, daß ich Pulverkörner in der Hand hatte, die aus dem Loche für den Vorstecker herausgefallen waren. Als ich den Zünder, der glücklicherweise beschädigt war, und die Verschlußschraube abgeschraubt und den Zündkolben herausgenommen hatte, fand ich, daß die Granate vollständig mit Pulver gefüllt war! Also mit einer scharfen Granate wurde exerziert. Das war ja recht heiter!

Die Ordonnanz, die bisher im Magazin gearbeitet resp. die Zeit totgeschlagen hatte, erzählte mir, daß jeder von den Offizieren und

Sergeanten, der gerade etwas nötig habe, in das Magazin komme und sich nehme, was er wünsche. Rechenschaft wurde nicht abgelegt, und wer den geholten Gegenstand wiederbringen wollte, konnte dies tun, wenn nicht, dann war's auch gut!

Ich ging sofort zum Administrateur und bat um Abstellung dieser Zustände, da ich unmöglich die Verantwortung über ein Munitions- und Waffenmagazin behalten könne, zu dem jeder freien Zutritt habe. Der Administrateur antwortete mir:

„Tun Sie alles, was Sie für gut finden, und wenn Sie spezielle Anordnungen getroffen haben wollen, sagen Sie es mir, damit ich diese in den Tagesbefehl setzen kann."

Von nun ab behielt ich den Schlüssel zum Magazin in meinem Zimmer, und niemand hatte mehr Zutritt in dasselbe, außer in meiner Gegenwart.

Das Artilleriekorps bestand damals aus einem Kommandanten, einem Administrateur mit Kapitänsrang, einem Oberleutnant, drei Unterleutnants, einem Quartier- und Zahlmeister, einem Musikmeister und 120 Mann einschließlich der Unteroffiziere.

Die Begriffe über den Dienst waren die gemütlichsten, die man sich denken kann, und hätte nicht hie und da etwas Exerzieren am unbespannten Geschütz stattgefunden, so hätte man gar nicht bemerkt, daß die Truppe eine Artillerietruppe war.

Allerdings bot sich wenig Zeit und Gelegenheit, dem Artilleriedienst die nötige Sorgfalt zu widmen, denn die Mannschaften wurden fortwährend zu allen möglichen anderen Diensten verwendet, wozu man sonst eine Artillerietruppe gerade nicht benutzt. Vielfach war es Eskorte- und Gendarmeriedienst oder um Botschaften zu besorgen, und wie oft ist es nicht vorgekommen, daß nach allen Richtungen Patrouillen ausgesandt werden mußten, wenn einem Volksratsmitglied einmal die Ochsen oder Maulesel weggelaufen waren.

Der Kommandant kümmerte sich nicht um den Dienst, und der Administrateur war nur beim Morgenrapport zugegen, den

er persönlich abhielt, den übrigen Teil des Tages war er in der Stadt.

Die Diensteinteilung war ein für allemal geregelt, wohl mehr aus Gewohnheit, und niemand hielt es für nötig, eine Veränderung eintreten zu lassen.

Morgens um 5 Uhr war Reveille, danach Füttern der Pferde, auch stand Pferdeputzen auf dem Tagesbefehl.

Von 6—7 im Sommer und 7—8 im Winter sollte Kavallerieexerzieren stattfinden. Es geschah jedoch nur, wenn der Leutnant vom Tagesdienst Lust dazu hatte. Im Winter hatte derselbe sie jedoch selten; es war so schön im Bett, warum in dem kalten Morgen herumjagen?

Kam der Leutnant nicht, dann kam auch der Sergeant vom Tage nicht und schickte den Korporal; dieser rekelte dann mit einigen Leuten im Stall herum, bis es 7 resp. 8 Uhr war, worauf man frühstücken ging.

Eine Stunde später war Morgenrapport. Dieser Zweig des Dienstes war der einzige, der wirklich etwas Militärisches an sich hatte.

Der Sergeant vom Tage ging des Morgens nach Reveilleblasen die Stuben ab, schrieb jeden auf, der eine Meldung, ein Gesuch oder eine Beschwerde anzubringen hatte, und brachte die Leute zum Rapport nach dem Bureau, wo der Kapitän und die Leutnants versammelt waren.

Hier mußte jeder seine Sache persönlich vorbringen. Strafen wurden verhängt oder die Gesuche und Beschwerden besprochen. Sämtliche Unteroffiziere mußten zugegen sein. Nach dem Rapport meldete sich der betreffende Offizier, der an der Reihe zum Übernehmen des Tagesdienstes war, sein Vorgänger meldete sich ab, der Dienst wurde bestimmt und die Parole ausgegeben. Der Offizier vom Tagesdienst durfte die Kaserne nicht verlassen, die anderen Herren waren dienstfrei bis zu dem Tage, an dem sie ihrerseits den Tagesdienst übernahmen.

Nach dem Rapport war Pferdeinspektion. Der Offizier vom Tage ging an der Reihe der Pferde entlang, und der Sergeant meldete, ob die sämtlichen Pferde anwesend resp. wieviele dienstlich abwesend waren. Dann sah der Offizier oberflächlich nach, ob sie geputzt waren, d. h. ob nicht eine dicke Straßenschmutzkruste auf ihnen saß oder ob sie nicht in einem Morast gesteckt hatten. Dies war den Tieren allerdings nicht anzusehen, im Gegenteil, alle waren hübsch blank und glänzten in der Sonne. Trotzdem waren sie nicht geputzt, die Kerls hatten sie nur während des Rapportes rasch mit frischem Pferdedung abgerieben. Dann wurden die Tiere von einem Mann als Pferdewache auf die Weide getrieben, wo sie bis zum Abend blieben.

Das war ja recht hübsch! Daß aber ein preußischer Soldat, der den eigentlichen Militärdienst kennt, Gewissensbisse bekommen muß, wenn er für solche Arbeit seine Gage empfangen würde, wird mir wohl jeder glauben.

Ich merkte sofort, welche Unannehmlichkeiten sich mir bieten würden, denn ich war fest entschlossen, den Dienst ernster zu nehmen. Biegen oder brechen! aber diese Bummelei wollte ich wenigstens nicht mitmachen. Nur hieß es vorsichtig sein und nicht wie neue Besen anfangs scharf kehren und bald nachlassen, sondern: immer hübsch langsam voran.

Eine große Hilfe hatte ich an Kapitän Zboril. Als ich ihn nach einigen Tagen, wo ich wieder Tagesdienst hatte, bat, am Nachmittag Instruktion anzusetzen, sagte er mir:

„Machen Sie ganz, was Sie wollen; Sie können jedesmal für den Tag, an dem Sie in Dienst sind, selbst den Dienst einschreiben.“

Das tat ich denn auch.

Pünktlich bei der Reveille stand ich auf und ging in die Mannschaftszimmer, um mich persönlich zu überzeugen, daß die Leute aufstanden. Dann ließ ich antreten und marschierte nach den Ställen, wo ich das Putzen überwachte.

Da aber nicht einmal die Unteroffiziere eine Idee von Pferdepflege hatten, ließ ich gleich am ersten Nachmittage alle Unteroffiziere und Mannschaften antreten, ließ mein Pferd aus dem Stall holen, schnallte den Säbel ab, zog meinen Rock aus und putzte ihnen das Pferd vor, aber nach deutscher Weise. Als ich damit fertig war, die Hufe hübsch ausgekratzt, die Augen und Nüstern ausgewaschen hatte, ließ ich die Pferde fangen, die gerade von der Weide kamen, ließ jeden seinen Striegel und Bürste holen, auch für die Unteroffiziere, und dann wurde eine gute Stunde Pferde geputzt.

„So!" sagte ich, als die Leute fertig waren, „so werden die Pferde jetzt immer geputzt!"

Beim Antreten zum Dienst ließ ich jedesmal die Namen der sämtlichen Mannschaften verlesen und holte mir aus allen Ecken und Enden die Drückeberger herbei. Eines hatte ich mir von Anfang an vorgenommen, als ich das laxe Wesen durchschaut hatte: nur im Notfalle Leute zur Bestrafung zu melden. Da die Leute, wenige wirklich schlechte Subjekte ausgenommen, meist willig waren, fiel es mir auch nicht schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß die Regierung für die hohe Löhnung auch etwas von uns verlange. Die Hauptsache war: man mußte nur zeigen, daß man selbst den Dienst ernst nahm und sich nicht davon drückte.

Ich fand bald heraus, daß den Leuten das Kavallerieexerzieren viel Freude machte. Jedoch standen nie mehr als fünfzig oder sechzig Pferde zur Disposition, denn fortwährend waren Leute abkommandiert. Die Einteilung konnte also stets nur zu einem Gliede erfolgen.

Die Mannschaften waren meist junge Boeren, also gute Reiter; jedoch ließ bei den meisten der Sitz viel zu wünschen übrig. Dagegen war leider nichts zu machen. Ein Europäer, der einem Boeren etwas vom Reiten lehren will, wird ja von diesem nur mitleidig belächelt werden.

Es ist zu begreifen, daß ich mir mit meinen Ansichten über den Dienst viele Feinde machte. Viele sahen in mir einen Streber, der

sich einschmeicheln wollte. Ich bedauerte es, ließ mich jedoch von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen.

Gleich in den ersten Wochen nach meinem Eintritt in das Korps wurde einer der Offiziere abkommandiert, der andere erhielt einen längeren Urlaub; so war ich der einzige diensttuende Offizier und konnte mir die kommenden Wochen recht zu nutze machen.

Der Artilleriedienst beschränkte sich allerdings nur auf Exerzieren am unbespannten Geschütz und auf Instruktion; denn obwohl neue deutsche Geschirre zum Bespannen von vier Feldgeschützen vorhanden waren, waren sie noch nie gebraucht worden, und Pferde zur Bespannung waren überhaupt nicht vorhanden. Dem Etat nach war nur für jeden Mann und Unteroffizier ein Reitpferd vorhanden.

Eines Tages waren beim Besuch des Präsidenten in Johannesburg Unruhen ausgebrochen. Der Pöbel hatte den Präsidenten insultiert und die Transvaalflagge vor seiner Wohnung heruntergerissen.

Vom Bureau des Generals kam Befehl nach dem Artillerielager, sofort eine Batterie in Bereitschaft zu setzen.

Der Administrateur gab diesen Befehl an den Ersten Offizier weiter, der inzwischen von seinem Kommando zurückgekehrt war. Dieser suchte von den Reitpferden der Leute diejenigen aus, die ihm am geeignetsten schienen, ließ die Geschirre und Fahrsättel auflegen, ohne sie weiter anzupassen, ließ einspannen, die Mannschaften, die als Fahrer fungieren sollten, von diesem Dienst aber keinen Schimmer hatten, aufsitzen und kommandierte: Batterie vorwärts — Marsch!

Natürlich war ein kolossales Durcheinander die Folge. Die Pferde, an das Rasseln der Ketten und an die Kummetgeschirre nicht gewöhnt, stiegen oder schlugen aus, und es kostete Mühe, in den Wirrwarr wieder Ordnung zu bringen.

Zum zweiten Male: Batterie Marsch! — und natürlich wieder dieselbe Geschichte.

Ich muß bekennen, daß ich und mein deutscher Kamerad, der gerade bei mir stand, die Frechheit hatten, über diese sonderbare

Methode, Pferde zum Geschützziehen einzuüben, zu lachen. Als der Herr dies sah, wurde er wütend, riß einen Wischer vom Geschütz und schlug die armen Tiere über die Köpfe. Nun geriet natürlich alles noch mehr durcheinander, nicht allein die Pferde, sondern auch die Fahrer.

Aufgeregt ging er zum General und verlangte die Einfuhr europäischer Pferde, die afrikanischen taugten nach seiner Meinung nicht für diese Arbeit. Der General lachte ihn natürlich ebenso aus wie wir.

Dreizehntes Kapitel.

Expedition nach dem Limpopo.

Im August 1887 schickte die Transvaalregierung einen Abgesandten namens Grobelaar nach Matabeleland zum König Lobengula. Derselbe wurde jedoch auf seinem Wege dorthin von Leuten Kamas, des Oberhauptes eines unter britischem Protektorate stehenden Betschuanastammes, überfallen und erhielt einen Schuß in den Oberschenkel, welcher Verletzung er nach etwa einer Woche erlag.

Die transvaalische Regierung beschwerte sich bei der englischen über den verräterischen Überfall, und diese schlug vor, eine gemeinsame Kommission einzusetzen, um den Fall zu untersuchen.

Präsident Krüger nahm den Vorschlag an. General Joubert und Kommandant Pretorius wurden zu Mitgliedern der Kommission ernannt.

Als Ort der Zusammenkunft war eine Stelle am Limpopo bestimmt.

Die Führung über die vierzig Mann starke Eskorte, welche die Kommission begleiten sollte, wollte der Administrateur selbst übernehmen. Der Erste Offizier und einer der Unterleutnants waren wieder zum Wegebau kommandiert; der deutsche Kamerad war mit einigen Mannschaften zeitweilig in Vryheid stationiert, da die Neue Republik während des Winters an Transvaal angeschlossen worden war. So war ich der einzige übrige Offizier und sollte daher in Pretoria zurückbleiben.

Den Befehl zum Ausrüsten der Truppe hatte ich erhalten, und da der Quartiermeister die Sorge für die Verpflegung übernahm, war Zeit genug vorhanden, zum nächsten Morgen alles zum Abmarsch bereit zu halten.

Vollständig neue Wagen standen in den Schuppen. Kommandant Pretorius hatte mir mitgeteilt, daß er selbst für die Zugtiere sorgen wolle. Ich brauchte also nur die besten der Mannschaften und Pferde auszusuchen, Munition, Zelte und den Proviant aufzuladen.

Am Abend hielt ich Appell ab, überzeugte mich, daß auch die Mannschaften alles in Ordnung hatten, und ging darauf zum Administrateur, um ihm zu melden, daß die Truppe zum Abmarsch bereit sei. Kapitän Zboril befahl mir darauf, mich beim General nach der Stunde des Abmarsches zu erkundigen.

Ich traf den General in seiner Wohnung.

„Nun, ist alles bereit?“ fragte er mich.

„Zu Befehl!“ erwiderte ich, „ich bin gekommen, um die Zeit des Abmarsches zu erfahren.“

„Morgen früh um 7 Uhr!“ sagte der General. „Hier, nehmen Sie dieses Packet und behalten Sie es in Verwahrung, bis wir zum Limpopo kommen, dann geben Sie es mir!“

„Verzeihen Sie, General!“ erwiderte ich, „ich gehe nicht mit, sondern habe Befehl, in der Garnison zurückzubleiben, sämtliche Offiziere außer mir sind dienstlich abwesend.“

Der General sah mich an, warf einige Zeilen auf ein Stück Papier und gab es mir mit den Worten:

„Lesen Sie das und geben Sie es Kapitän Zboril!“

Ich las: „Leutnant Schiel geht unter allen Umständen mit.“

Sofort ging ich zum Administrateur zurück, der den Befehl las und sagte:

„Gut, dann rufen wir eben einen der anderen Herren zurück. Sie können dann auch das Kommando über die Eskorte übernehmen.“

Am anderen Morgen stand ich mit der Eskorte von 40 Mann vor dem Hause des Generals. Ich ritt einen starken Fuchs, von dem ich sicher war, daß er mich gut tragen würde, denn er war an Strapazen gewöhnt. Ich brauchte also kein Handpferd mitzunehmen. Der General fuhr in seinem gewöhnlichen Reisewagen, in dem er auch schlief. Der Kommandant und der Administrateur fuhren in dem großen Spider des Kommandanten, der so eingerichtet war, daß man die Sitze herausnehmen und das Zeltdach rund herum schließen konnte. Der Wagen des Generals war mit acht Mauleseln, der Spider des Kommandanten mit vier Pferden bespannt.

Die beiden Wagen, die die Sachen der Mannschaften, Proviant und einige Munition enthielten, hatte ich, da sie mit Ochsen bespannt waren, schon am Abend vorher vorausgeschickt. Es waren große Zeltwagen, für je zwanzig Mann eingerichtet. Innen enthielt der Wagen an jeder Seite fünf verschließbare Kisten. Die Proviantkisten wurden in die Mitte geladen, hinten befand sich ein kleiner abgetrennter Raum mit zwei Kisten, der für den Offizier bestimmt war. Wasserbehälter waren außen an den Seiten angebracht.

Das Zeltlaken war so eingerichtet, daß es über den ganzen Wagen ging; außerdem war es so groß, daß es nach jeder Seite hin noch ein großes Zelt bildete, das Abends heruntergelassen und Morgens wieder aufgerollt wurde.

Wir hatten außerdem noch ein großes, innen grün ausgeschlagenes Markisenzelt mitgenommen und vier größere Mannschaftszelte.

Kommandant Pretorius hatte fürsorglich dem Landdrost von Waterberg telegraphiert, eine Fracht Mais als Pferdefutter nach dem Limpopo zu schicken.

Das Wetter war wundervoll. Wir befanden uns noch in der trockenen Jahreszeit, und da ich wußte, daß wir auf der ganzen Tour fast nur durch Buschfeld kommen würden und meist durch unbewohnte Gegenden, freute ich mich schon auf die Jagd in Gesellschaft des Kommandanten Pretorius.

Eben hatten wir Pretoria verlassen, als mich der Kommandant zu seinem Wagen rief und mir sagte:

„Sie fahren von jetzt ab mit in meinem Wagen, dann halten Sie Ihr Pferd hübsch frisch, und wir können später öfters vom Wege abreiten und jagen.“

Dieser liebenswürdigen Aufforderung leistete ich natürlich gern Folge.

Die Reise verlief äußerst angenehm, und ich lernte jetzt erst den Kommandanten und meinen Häuptling näher kennen, da ich in der Garnison außerdienstlich mit den Herren wenig in Berührung kam.

Diese Reise wurde der Anfang zu einem wirklich herzlichen, kameradschaftlichen Verhältnis zwischen uns drei; sie war eine der angenehmsten und interessantesten, die ich in Afrika gemacht habe.

Da Kapitän Zboril mir die Aufsicht über die Eskorte ganz überließ, hatte ich auch genug zu tun.

Die Ausspann- und Halteplätze bestimmte Kommandant Pretorius, der die Gegend und die Wasserstellen genau kannte.

Am sechsten Tage verließen wir die große, nach Pietersburg führende Straße und schlugen den Weg ein, der zum Kaffernhäuptling Mapelo führt.

Die Station des dort wohnenden Berliner Missionars war die letzte Wohnung von Weißen, an der wir vorbeikamen. Von jetzt ab mußten wir teils alten Jagdwegen folgen, teils in nördlicher Richtung durch das Buschfeld ziehen.

Gewöhnlich wurde am Morgen mit Tagesanbruch aufgesattelt und eingespannt und bis zur Frühstückszeit gefahren. Dann wurde gerastet und danach wiederum bis kurz vor Sonnenuntergang gefahren, worauf das Lager für die Nacht bereitet wurde. Die Etappen richteten sich jedoch ganz nach den Wasserstationen, und verschiedene Male mußten wir den ganzen Tag über fahren, nur um zum Wasser zu gelangen.

Da das Wetter schön und mild war, schlugen wir des Abends keine Zelte auf, außer an Sonntagen, an denen der General nie fahren ließ.

Am Abend saßen wir gewöhnlich am Lagerfeuer beisammen und plauderten, auch der General war dann immer bei uns.

Eines Abends, als wir gerade unser Mahl einnahmen, ließ eine Hyäne ihr widerliches Geheul huuh—u— ertönen. Sie schien das Fleisch einer von einem Artilleristen erlegten Antilope gerochen zu haben, denn sie umschlich fortwährend das Lager und machte sich durch ihre Töne bemerkbar.

Kommandant Pretorius stand auf, nahm sein Gewehr, ging an die Umzäunung des Lagers, und sobald das Geheul wieder anfing, schoß er in der Dunkelheit nach der Richtung, aus welcher der Ton kam, der auch sofort kurz abbrach.

Am nächsten Morgen kam einer der Artilleristen und erzählte dem Kommandanten, dieser habe die Hyäne mitten ins Maul geschossen, sie liege keine fünfzig Schritt vom Lager. Wir gingen hin und fanden die Aussage des Mannes bestätigt. Die Kugel hatte das Tier in das beim Heulen weit offene Maul getroffen und war durchs Genick wieder herausgetreten. Ein wirklich merkwürdiger Zufall!

Wild trafen wir, trotzdem der Kommandant und ich öfters von unserer Richtung abritten, nicht so häufig, als wir gedacht hatten, kaum genügend, um Fleisch für die Mannschaften zu erhalten. Hier und da ein Kudu oder einige Blauwildebeester war alles, was wir sahen.

Eines Morgens waren der Kommandant und ich wieder dem Wagen vorausgeritten und hatten bei einer kleinen „Pan" (Pfanne, d. h. Vertiefung, wo sich das Wasser ansammelt) abgesattelt, um die Wagen zu erwarten.

Ich lag bei den Sätteln und bemerkte, wie der Kommandant in einiger Entfernung hin und her ging, etwas am Boden beobachtete und dann von einer Stelle hohen Grases aus eine Strecke abzuschreiten schien.

„Schiel, kommen Sie einmal her!“ rief er mir zu.

„Sehen Sie einmal hier“, sagte er, auf den Boden deutend, „hier hat heute Morgen gerade, ehe wir kamen, ein Löwe einen Springbock gefangen. Hier ist die Spur des Bockes, hier kam er langsam nach dem Wasser zu, hier hat er noch an den Kräutern geweidet, als der Löwe dort aus dem hohen Grase heraussprang. Der Bock ist nicht weiter als zehn Schritt weit gekommen, während der Löwe mit nur drei Sprüngen eine Entfernung von dreiundneunzig Schritt zurücklegte und ihn einholte, denn hier, genau zehn Schritt von der Stelle, wo Sie an der Spur sehen können, daß der Bock kurz herum gesprungen ist, liegt sein Blut!“

Nun ging der Kommandant mit mir in der Richtung nach der Stelle hohen Grases und zeigte mir unterwegs die deutlichen, tief eingeprägten Sprungspuren in dem feuchten Sande und auch in dem Grase die Stelle, von wo aus der Löwe den Bock belauscht hatte und wo er abgesprungen war. Man kann sich hieraus ein Bild machen, welche Kraft ein Löwe haben muß, um bei einer Entfernung von dreiundneunzig Schritt beim Springen nur zweimal aufzusetzen, und das mit einer solchen Schnelligkeit, daß der Springbock, der doch auch ein flinkes Tier ist, nur eine Distanz von zehn Schritt zurücklegen konnte.

Ich bewunderte auch den Scharfsinn des Kommandanten. Ich sollte hierzu übrigens noch häufig genug Gelegenheit bekommen.

Am Abend desselben Tages, als wir mitten im Buschfeld ausgespannt hatten, kam ein Boer mit einem zehnjährigen Knaben zu unserem Lager. Er war ein Freistaater und befand sich auf der Jagd. Im Buschfelde unbekannt, hatte er sich von seinem Wagen verirrt und war mit seinem Knaben schon drei Tage lang in der Wildnis herumgelaufen. Am zweiten Tage war er an eine Wasserlache gekommen, dort hatten sie getrunken, dann das Pulver in ein Halstuch geschüttet und das Pulverhorn mit Wasser gefüllt, dieses aber auch schon längst verbraucht. Die Nächte hatten sie wegen der Löwen auf

Bäumen zugebracht, wobei der Boer den Knaben mit seinem Gürtel und dem Gewehrriemen festband, damit er im Schlaf nicht herunterfiele. Zum Tode ermattet hatten sie sich an dem Nachmittage wieder etwas ausgeruht, als sie plötzlich in der Ferne das Weiße unserer Zeltwagen durch die Bäume schimmern sahen, worauf sie in der Richtung, in der sie die Wagen gesehen hatten, gingen und der Spur derselben folgten. Oft hatte der Alte den ermatteten Knaben auf der Schulter tragen müssen. Beide blieben die Nacht über bei uns, und am anderen Morgen gab ihnen der Kommandant außer einem genügenden Vorrat Lebensmittel zwei Artilleristen mit, die das Buschfeld kannten. Diese holten uns erst wieder ein, als wir schon am Limpopo, am Orte unserer Bestimmung, angelangt waren.

Sie hatten den Wagen des Boeren schnell gefunden, als derselbe ihnen mitteilte, von wo er hergekommen war. Der Mann hatte alle Lust zum Jagen im Buschfelde verloren und machte sich sofort auf den Heimweg.

Am Mittag des zwölften Tages erreichten wir den Limpopo und folgten dem am Fluß entlang führenden Jagdwege bis zu der Drift, die Grobelaar auf seinem Weg nach Matabeleland durchschritten hatte und die seit jener Zeit den Namen Grobelaars Drift führt.

Dies war die Stelle, wo die Kommission zusammentreten sollte.

Die Engländer waren noch nicht angekommen, jedoch trafen wir einige Kaffern von Kama, die vorausgeschickt waren, uns mitzuteilen, daß die englischen Mitglieder der Kommission in etwa drei Tagen eintreffen würden.

Die Begleiter Grobelaars, von denen ebenfalls mehrere verwundet waren, hatten an einer Quelle etwa eine Stunde Reitens vom Fluße entfernt ein kleines Lager errichtet, wo sie die Ankunft des Generals erwarteten.

An einer schönen Stelle des mit großen Bäumen bewachsenen Ufers schlugen wir das Lager auf. Der Fluß ist dort sehr breit

und teilt sich in mehrere Arme, so daß er einige kleine ebenfalls bewaldete Inseln bildet.

Die Transvaalregierung hatte vor mehreren Monaten zum Gebrauche von Jägern und Reisenden während der Regenzeit, in der der Fluß anschwoll, eine kleine Fähre nach dieser Stelle geschickt. Wir fanden sie mit einer Kette an einen Baum angebunden in gutem Zustande.

Mit Jagen, Fischen und Fahrten auf dem Fluß vertrieben wir uns die Zeit. Der Fluß schien, nach den Spuren auf den Sandbänken zu urteilen, viele Krokodile zu enthalten; trotzdem konnten wir nie eines dieser widerlichen Tiere zum Schuß bekommen.

Kapitän Zboril hatte in Pretoria einen starken eisernen Haken von der Dicke eines kleinen Fingers machen lassen. Er war wie ein Angelhaken geformt, oder vielmehr wie drei aneinander befestigte Angelhaken, denn er hatte drei Spitzen.

Gleich am Abend des zweiten Tages banden wir diesen Haken mit einem Stück Fleisch an eine Wagenkette und fuhren nach einem schmalen Flußarm, wo wir die Kette an einem dicht am Ufer stehenden Baum befestigten und den Haken ins Wasser warfen. Wir hatten dort viele Krokodilspuren im Sande bemerkt.

Am anderen Morgen früh fuhren wir wieder nach der Stelle und fanden die Haken ganz verbogen, das Fleisch war weg. Sicher hatte ein Krokodil den Köder gepackt und den Haken zusammengebissen. Das Fleisch war wohl während der Nacht von den Fischen abgefressen worden.

An Fischen fingen wir meist nur eine Sorte, den Barber, einen häßlichen, widerlich aussehenden Fisch mit flachem, breitem Kopf. Einige dieser Tiere waren so groß, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Eines Morgens angelte ich hart am Ufer an einer ziemlich steil abfallenden Stelle. Ein großer Fisch mußte den Köder gepackt haben. Als ich ihn einziehen wollte, rutschte ich auf dem glatten Uferschlamm aus und plumpste ins Wasser, das hier sehr tief war.

So schnell wie damals bin ich noch nie aus dem Wasser gekommen, trotzdem mein Bursche, der neben mir stand, Mühe hatte, mir an dem glatten Ufer herauszuhelfen. Er hatte schnell meine Angel gefaßt, und so gelang es uns nachher, den Fisch herauszuziehen. Es war ein großer Barber. Ich dachte im Wasser, daß mich jeden Augenblick ein Krokodil am Bein fassen würde.

Unangenehm war am Limpopo eine große schwarze Ameisenart, die ich in keinem Teile Afrikas wieder gesehen habe. Wenn man ein derartiges Tier berührte, gab es eine Flüssigkeit von sich, die einen so widerlichen penetranten Geruch verbreitete, daß einem ordentlich die Nase davon schmerzte.

Am dritten Tage kam die englische Kommission an. Sie bestand aus Sir Sidney Shepherd und dem Major (jetzt Oberst) Gould Adams von der Betschuanaland-Polizei.

Auch der Betschuanahäuptling Kama war mit einer Anzahl seiner Begleiter gekommen; sein Ratgeber, ein englischer Missionar, war ebenfalls bei ihm.

Der General stimmte zu, daß die Verhandlungen auf der anderen Seite des Flusses geführt werden sollten. So fuhren wir jeden Morgen über den Fluß.

Die Untersuchung dauerte etwa acht Tage. Ich erinnere mich der Einzelheiten des Falles nicht mehr genau und will nur anführen, daß die englische Regierung Kama verurteilte, der Witwe Grobelaars ein Jahresgehalt von 300 Pfund zu bezahlen, deren geregelte Auszahlung sie garantierte.

Unsere Lebensmittel waren mittlerweile recht knapp geworden. Zum Glück kam nach einigen Tagen die Fracht Mais an, die der Landdrost von Waterberg vorausgeschickt hatte. Der Boer, der sie fuhr, kannte die Gegend nicht und hatte einen großen Umweg gemacht, während wir direkt durch das Buschfeld gefahren waren.

Unser Brot, Zwieback und Mehl waren ganz aufgezehrt. So lebten wir denn von Fleisch, Fischen und gekochten Maiskörnern.

Eines Tages fanden einige Artilleristen, die nach dem Fluß gegangen waren, um zu fischen, in einem Loche zwischen den Wurzeln eines großen wilden Feigenbaumes zwei junge Boas von etwa 12 bis 14 Fuß Länge. Sie brachten sie lebend nach dem Wagen und nahmen sie mit nach Pretoria, wo sie sie an einen herumziehenden Zirkus für fünf Pfund verkauften.

Die Rückreise nach Pretoria bot wenig Abwechselung. Wir fuhren so eilig wie möglich und langten auch ohne Unterbrechung der Reise am zehnten Tage wieder in Pretoria an.

Eben nach der Garnison zurückgekehrt, wurde ich der früher erwähnten Kommission beigegeben, die für Dinizulu ein Gebiet im Lydenburger Distrikt aussuchen sollte, und reiste direkt nach Vryheid, um von dort Dinizulu aufzusuchen. Den Mißerfolg der Kommission habe ich bereits geschildert.

Einige Wochen später nahm mein deutscher Kamerad, Leutnant v. K...., den Abschied und bald auch der Erste Offizier. Zu meinem Erstaunen teilte mir der Administrateur kurz darauf mit, daß ich zum Oberleutnant ernannt sei.

So erfreulich mir diese Beförderung war, so war es mir doch höchst unangenehm, einen Kameraden übersprungen zu haben. Denn daß nun ein gespanntes Verhältnis zwischen uns entstehen würde, ließ sich voraussehen. Der General hatte bei der Regierung meine Beförderung vorgeschlagen, und der Präsident hatte sie gleich genehmigt.

Als bald darauf der Administrateur einen längeren Urlaub nahm, beauftragte er mich, die vier Kruppgeschütze zu einer reitenden Batterie zu formieren und sie auch im Fahrdienst auszubilden.

Ich reichte bei der Regierung ein Gesuch ein und bat um die nötigen Pferde, für die Geschütze sowohl als für die Munitionswagen. Mein Gesuch wurde jedoch rundweg abgelehnt.

Als ich mein Heil noch einmal versuchen wollte und dem Präsidenten die Notwendigkeit vorstellte, daß eine reitende Batterie doch auch Pferde für die Bespannung haben müsse, sagte er mir kurz:

„Ach, wozu soll ich jetzt Geld ausgeben für Pferde und sie im Frieden unnötig im Stall Futter fressen lassen. Wenn Krieg ausbricht, dann werden Ihnen meine Afrikaner in Zeit von einer halben Stunde so viele Pferde bringen, als Sie nur haben wollen."

Man hatte damals bei der Regierung eigene Begriffe über Artillerie.

Da ich einmal meinen Auftrag hatte, wollte ich ihn auch, so gut es eben ging, ausführen, auch auf die Gefahr hin, daß sich etwaige Volksratsmitglieder ihre Maulesel und Ochsen selbst suchen mußten. Ich suchte die 24 geeignetsten Pferde für die Geschütze aus, sowie die nötigen Bedienungsmannschaften und Fahrer und machte mich flink ans Werk.

In kurzer Zeit waren die Pferde an die Geschirre gewöhnt und zogen auch gut. Da Unteroffiziere und Mannschaften Freude an dem schönen Artilleriedienst hatten und mir die Ausbildung in jeder Hinsicht erleichterten, ging sie gut vorwärts. So konnte ich in verhältnismäßig kurzer Zeit dem General die Batterie vorexerzieren.

Allerdings fehlte zu einer vollkommenen Ausbildung noch manches. Schießübungen konnten wegen des schlechten Geschützmaterials nicht gehalten werden, und außerdem bewilligte der General keine Munition dazu. Er sah die Notwendigkeit hierzu nicht ein und war der Meinung: wenn der erste Schuß nicht sitzt, wird so lange geschossen, bis einer sitzt; warum denn hastig sein, wir haben ja Zeit genug, und außerdem lernt jeder Boer in einer halben Stunde mit einer Kanone zu schießen.

„In Kaffernkriegen kann das gehen, General", erwiderte ich ihm, „wie aber, wenn wir einmal gegen eine englische Batterie zu kämpfen haben?"

„Ach was", war die Antwort, „wer spricht von Krieg mit den Engländern?!"

Vierzehntes Kapitel.

Meine Ernennung zum Eingeborenenkommissar.

Eines Morgens im August 1888 wurde ich durchs Telephon zum General gerufen. Ich traf ihn in seinem Bureau, wo er mir eröffnete, daß der Eingeborenenkommissar in den Spelonken seinen Abschied habe einreichen müssen und der Uitvoerende Raad beschlossen habe, mir die Stelle zu übertragen. Auch er, der General, wünsche dies. Ich müsse mich jedoch darauf gefaßt machen, daß ich in den Spelonken auf viele Schwierigkeiten stoßen würde.

Wie der General mir schilderte, sollten in dem Distrikt verschiedene große Eingeborenenstämme wohnen, die sich der Oberherrschaft der Regierung noch nicht gebeugt hätten. Unter den kleinen Stämmen kämen fortwährend Reibereien und Fehden vor. Der frühere Kommissar habe einen großen Anhang unter den Kaffern sowohl als unter den Boeren. Er sei zugleich Oberhaupt des Maquambastammes, den sein verstorbener Vater, ein Portugiese, vor Jahren aus dem portugiesischen Gebiet nach Zoutpansberg gebracht habe. Nach dem Tode des Alten sei der Sohn Oberhaupt geworden, und später habe die Regierung ihn mit Rücksicht auf seinen großen Einfluß unter den Kaffern zum Eingeborenenkommissar ernannt.

Wegen schlechter finanzieller Administration und weil die ungeregelten Zustände unter den Eingeborenen immer ärger wurden, sei er

gezwungen worden, um seine Entlassung einzukommen, sei aber Oberhaupt der Maquambas geblieben.

Der General riet mir dringend, ehe ich die Stelle annähme, erst persönlich nach den Spelonken zu gehen und mir alles genau anzusehen, um mich zu überzeugen, ob ich mich der Aufgabe gewachsen fühle. Ich erwiderte dem General, daß dies wohl nicht nötig sei. Wenn er mich nach Zoutpansberg schicke, ginge ich eben hin; ich hielte mich jeder Aufgabe gewachsen, die mir die Regierung gebe. Der General blieb jedoch bei seiner Meinung.

Auf meine Frage:

„Hat der frühere Kommissar schon jemand zu seinem Nachfolger vorgeschlagen?" erhielt ich die Antwort:

„Ja, seinen Sekretär. Es ist jedoch nicht daran zu denken, daß dieser angestellt wird; auch will die Regierung einen unabhängigen Mann anstellen, der keine Verwandtschaft in Zoutpansberg hat."

„Wieviele Leute aus Zoutpansberg haben sich um die Stelle beworben?" fragte ich weiter.

„Eine ganze Anzahl!" war die Antwort.

„Wollen Sie so gut sein, General", sagte ich nun, „und einmal nachsehen lassen, wieviele Gerichtssachen im letzten Jahre von dem Kommissar behandelt worden sind?"

„Wir haben seit Jahren nicht eine einzige gemeldet erhalten", sagte Herr St..., der Sekretär des Generals, „ganz sicher bin ich, daß es drei Jahre her ist, seitdem die letzte verzeichnet war. Die Listen kommen jeden Monat «blank» zurück."

„Gut, General", sagte ich, „niemand soll mir erzählen wollen, daß in einem Distrikt, wo Tausende von Eingeborenen wohnen, keine Gerichtssachen vorkommen. Es ist also ein Beweis, daß der Kommissar sie alle in seiner Eigenschaft als Kaffernoberhaupt und nicht als Kommissar der Regierung behandelt hat. Daß er das nicht umsonst tut, ist sicher. Ich will Ihnen ganz genau sagen, wie sich die Sachen gestalten werden, und brauche deshalb nicht erst nach den Spelonken zu gehen.

„Der frühere Kommissar wird wütend sein, nicht allein, daß er entlassen ist, sondern daß man sein Faktotum nicht anstellt, was, wenn es geschähe, heißen würde, daß die Verhältnisse genau dieselben bleiben. Das Oberhaupt der Maquambas wird, wenn ich angestellt werde, sein Bestes tun, seinen Einfluß bei den Kaffern zu behalten und zu verhindern, daß ich Einfluß bekomme.

„Ebenso werde ich diejenigen Bürger des Distriktes gegen mich haben, die selbst hofften, als Kommissar angestellt zu werden. Es wird ein Tau mit drei Enden sein: an einem Ende zieht der frühere Kommissar als Oberhaupt der Maquambas, am anderen die ganze Rotte enttäuschter Bewerber und am dritten ich. Gut, ziehen wir! Wir wollen sehen, wer der Stärkste ist!“

„Schiel!“ erwiderte der General, „seien Sie nicht zu voreilig! Ich rate Ihnen, gehen Sie erst selbst nach den Spelonken und sehen Sie sich die Verhältnisse an Ort und Stelle an. Wenn Sie erst einmal dort sind, ist an ein Versetztwerden nicht zu denken, dann müssen Sie «durch»!“

„Sie werden doch nicht denken, General, daß ich mich feig zurückziehe, nun nachdem Sie mir erzählt haben, welche Schwierigkeiten sich mir in den Weg stellen werden?“

„Sicherlich nicht! Ich will aber nicht haben, daß mir etwa später Vorwürfe gemacht werden. Ich wünsche deshalb, daß Sie erst nach den Spelonken gehen, alles untersuchen und mir schriftlichen Rapport erstatten. Sie reisen im Dienst, und ich schicke Sie, damit Sie als mein Vertreter zugleich die Bücher revidieren.“

Der General gab sofort Befehl, damit mir nicht allein die nötigen schriftlichen Instruktionen für den früheren Kommissar und dessen Sekretär gegeben würden, sondern auch eine Ordre an den Landdrost und den Eingeborenenkommissar Kapitän Dahl, bei dessen Wohnung ich auf dem Wege nach den Spelonken vorbei mußte.

Am nächsten Morgen reiste ich mit der Postkutsche nach Pietersburg ab.

Es war eine langweilige, beschwerliche Fahrt durch das Buschfeld. Zum Glück hatte ich angenehme Reisegesellschaft. In der Nacht kamen wir in Smitsdorp, einem kleinen Dorfe bei Pietersburg, an.

Smitsdorp war damals gerade im Entstehen begriffen und der Sitz eines Minenkommissars für die neu entdeckten Goldfelder bei Marabastad.

Am nächsten Tage traf ich bei Kapitän Dahl ein, der mich freundlich empfing. Er hatte sich ein neues Haus gebaut, das er gegen etwaige Kaffernüberfälle mit Mauern und Türmen befestigt hatte. Es sieht von weitem aus wie eine alte Ritterburg, d. h. wenn die Engländer es jetzt nicht auch niedergebrannt haben.

Der gesprächige, lebhafte Herr, ein Däne, der seine Stelle schon während der englischen Okkupation innegehabt hatte, klagte viel über die Intriguen einiger einflußreicher Boeren in seinem Distrikt, die alles täten, ihm das Leben sauer zu machen und ihm sein Amt zu verleiden. Dies von einem Eingeborenenkommissar zu hören, war mir nichts Neues.

Wie hatte mein früherer Chef, der alte Kommandant Ferreira, obwohl selbst ein Boer, und dazu noch einer der edelsten, nicht unter ähnlichen Intriguen zu leiden gehabt, welche die einflußreichen Boeren, die die Stelle selbst gern für sich haben wollten, ihm beständig in den Weg legten! Wie oft hatten solche Leute nicht Eingeborenenangelegenheiten in Privatbriefen an Mitglieder der Regierung entstellt, und wie mancher Bürger war nicht aufgebracht, wenn Kommandant Ferreira in Gerichtssachen ein Urteil zu Gunsten eines Kaffern gegen einen Boeren erließ, wenn er es nach Pflicht und Gewissen tun mußte!

Einmal hatte einer jener Widersacher eine Bittschrift, die gegen Kommandant Ferreira gerichtet war, an die Regierung aufgesetzt und sie unter den Boeren des Distrikts verbreitet. Viele derselben hatten sie unterzeichnet; es ist ja nicht schwer, den gewöhnlichen Boeren zum Unterzeichnen einer Bittschrift zu bewegen, da er selten liest, was

darin steht. Die Hauptklage, die die Schrift enthielt, war, daß der Kommandant Partei für die Kaffern gegen die Bürger nehme.

Die Regierung schickte, wie sie es in solchen Fällen immer tat, Kommandant Ferreira die Bittschrift zu, mit dem Vermerk: „Voor Uw rapport s. v. pl.“ (Bitte um ihren Bericht).

Kommandant Ferreira schrieb darunter: „Sicher! Ich nehme auch für die Kaffern Partei, wenn sie im Recht sind, und werde das immer tun!“

Damit war die Sache erledigt.

Dies ist nur ein Beispiel von hunderten, und wohl jeder Eingeborenenkommissar kann solche Fälle erzählen.

Kapitän Dahl versah mich mit Pferden, und am Abend des folgenden Tages kam ich in den Spelonken an. Ich war entzückt über die schöne, fruchtbare, von Kaffern dicht bewohnte Gegend, die die Boeren wegen der vielen Hügel und Berge die Spelonken nennen.

Die Nacht schlief ich bei einem Engländer C . . ., der dort einen Kaufmannsladen und eine schön bebaute Farm besitzt. Am nächsten Morgen ritt ich nach dem etwa zwei Stunden entfernten Hause des früheren Kommissars und Oberhauptes der Maquambas.

Ich traf ihn zu Hause. Er war ein großer stattlicher Mann mit angenehmen Gesichtszügen. Auch sein Sekretär war anwesend.

Da ich in Uniform war, überraschte mein Erscheinen die Herren etwas, vor allem aber, als ich, meine Instruktion überreichend, erklärte, daß ich das Bureau zu inspizieren hätte, und um die Schlüssel bat.

Die Inspektion bewies, daß meine Annahme richtig war und daß der Kommissar sich berechtigt geglaubt hatte, Gerichtssachen als Oberhaupt der Maquambas verhandeln zu können, worüber die Regierung anderer Meinung war. Ich überzeugte mich aber noch des weiteren, daß ich diesem Manne gewachsen war, wenn er wirklich beabsichtigte, sich mir später in den Weg zu stellen.

Auf der Rückreise schlief ich bei einem in der Nähe von Kapitän Dahl wohnenden Deutschen, Herrn Stuhardt, der mehrere Jahre in

den Spelonken gewohnt hatte. Mit ihm saß ich am Abend lange beisammen und erhielt von ihm einen genauen Einblick in die Eingeborenenangelegenheiten in den Spelonken. Er hatte dort mitten unter den Eingeborenen einen Laden mit Kafferwaren gehabt und kannte die Verhältnisse genau.

Herr Stuhardt, ein sehr gebildeter Mann, dem ich auch mitteilte, daß ich den Posten annehmen würde, erzählte, daß in den Spelonken verhältnismäßig wenig Weiße wohnten. Früher war die Gegend dicht bewohnt, als aber das Bawendaoberhaupt Magato die Boeren von dem in den Bergen liegenden Dorfe Schoemannsdaal vertrieben hatte, seien die meisten Boeren aus den Spelonken weggezogen und nur wenige später zurückgekehrt.

Nach Herrn Stuhardts Schilderungen konnte ich nicht anders als annehmen, daß die Regierung über die Eingeborenenangelegenheiten mit Absicht falsch informiert wurde, da es sonst nicht möglich war, daß sie die dort herrschenden Unregelmäßigkeiten so lange zuließ.

Am nächsten Tage lernte ich in Pietersburg den damaligen Landdrost kennen. Es war ein alter Boer, der schon lange in Zoutpansberg wohnte, aber wenig im Distrikt herumkam und sich meist in Marabastad aufhielt, einem kleinen, etwa eine Stunde Reitens von Pietersburg entfernten Dörfchen, das vor der Anlage von Pietersburg das Distriktsdorf gewesen war.

Der Landdrost schien mir ein sehr ängstlicher alter Herr zu sein, der der Meinung war, daß der frühere Kommissar in den Spelonken unter den Eingeborenen einen unbegrenzten Einfluß besitze, so daß „wenn er nur den Finger hebe", ein allgemeiner Kaffernaufstand in Zoutpansberg die Folge sein würde.

Als ich dies hörte, war mir auch die gewisse ängstliche Vorsicht des Generals erklärlich. Sicher hatte die Regierung solchen Unsinn zur Genüge hören müssen, und derartige Berichte hatten auf den General, dessen Haupteigenschaft Vorsicht ohnehin schon war, Eindruck gemacht.

Am selben Tage machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, der mir auch später treulich zur Seite stand und dessen Unterstützung ich viel Erfolg zu danken habe. Es war der bei den Eingeborenen in hohem Ansehen stehende Superintendent Knothe der Berliner Missionsgesellschaft.

Superintendent Knothe wohnte schon jahrelang in Zoutpansberg auf dem Holzbuschgebirge und kannte auch die Eingeborenenverhältnisse in den Spelonken genau, da dort vier große Berliner Missionsstationen liegen, die mit zu seiner Superintendentur gehören.

Als ich ihm mitteilte, daß die Regierung mich zum Nachfolger des Kommissars ausersehen habe, und meine Meinung über die Angelegenheiten in den Spelonken aussprach, sagte er mir ungefähr folgendes:

„Sie können sicher sein, daß Sie in dem früheren Kommissar einen heftigen Gegner haben werden. Die Kaffern selbst werden sich im Anfang Ihnen gegenüber vollständig passiv verhalten. Sehen sie dann, daß Sie stärker sind als Ihre Gegenpartei, dann werden sie Ihnen haufenweise zuströmen. Ihr Vorgänger war nur ein weißer Kaffernhäuptling, aber nie Regierungsbeamter. Er ist in den Spelonken geboren und unter den Maquambas, die großen Respekt vor seinem Vater hatten, aufgewachsen. Um Einfluß bei den Unterhäuptlingen zu behalten, regiert er die Kaffern ganz auf Kaffernweise, unterstützt stets die Unterhäuptlinge beim Aussaugen der Kaffern und behandelt die vielfach vorkommenden Streitigkeiten und Prozesse mit Hilfe der Zauberer, da er dadurch beträchtliche Einnahmen hat.

„Sie werden außerdem noch viele Schwierigkeiten haben, sowohl von den Unterhäuptlingen und Zauberern, als auch von denjenigen Boeren, die als Bewerber für die Stelle auftraten. Zum Glück wohnen nicht viele derselben in Ihrem Distrikt. Die Kaffern selbst werden Ihnen gar keine Schwierigkeiten bereiten; die freuen sich im Gegenteil, wenn das allgemeine Raubsystem aufhört. Jedoch wird man probieren, die Kaffern von Ihnen fernzuhalten und gegen Sie aufzuhetzen; denn

wenn einmal bekannt wird, daß bei dem «Kantoor» von dem Kommissar Streitigkeiten nach dem Landesgesetz geschlichtet werden, verlieren das Oberhaupt, die Unterhäuptlinge und die Zauberer ihre Haupteinnahmequelle. Von den Missionaren, den deutschen wie den schweizerischen, werden Sie jede Unterstützung erfahren, denn alle sehnen sich nach geregelten Zuständen."

Genau so wie der erfahrene Mann mir voraussagte, kam es auch. Als ich Herrn Superintendent Knothe bat, mir seine Meinung über den Landdrost zu sagen, antwortete er, daß er ihn für einen biederen, aber sehr ängstlichen alten Herrn halte, dem nur daran gelegen sei, jede Unruhe im Distrikt zu vermeiden. Er beeinflusse auch beständig die Regierung dahin, lieber einige Unregelmäßigkeiten unter den Kaffern zu übersehen, als durch Verursachen von Unruhen die Entwickelung der aufstrebenden Goldfelder in den südlichen Niederungen des Distrikts zu hemmen.

Nach Pretoria zurückgekehrt, reichte ich meinen schriftlichen Rapport ein und erklärte mich zur Annahme der Stelle bereit.

Zu meiner Freude traf ich in meiner Wohnung (meine Familie war einige Wochen vorher nach Pretoria gekommen) meinen Bruder Max, der, damals 18 Jahre alt, aus Deutschland gekommen war, während ich mich in Zoutpansberg befand.

Nichts war ihm erwünschter als die Aussicht auf das unzweifelhaft mit manchen Abenteuern verbundene Leben unter den Eingeborenen, und sofort erbot er sich, bei mir zu bleiben und mich nach den Spelonken zu begleiten.

Aus den folgenden Unterredungen, die ich mit dem General hatte, ersah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Man hatte der Regierung aus Zoutpansberg stets über die Gefahr eines bevorstehenden Kaffernaufstandes berichtet. Namentlich über Magato waren die wunderbarsten Märchen nach Pretoria gelangt, und es schien, als ob die Regierung diesem Häuptling weit mehr Feindseligkeiten zutraute, als er jemals zu tun beabsichtigte und dazu im stande war. Denn der

General teilte mir seine Absicht mit, in der Nähe Magatos ein Fort zu bauen, es mit Artilleristen zu besetzen und dadurch einen Einfall in die Spelonken zu verhindern. Ferner stellte mir der General in Aussicht, daß er persönlich nach den Spelonken kommen werde, um mich den Eingeborenenhäuptlingen vorzustellen und mich in mein Amt einzuführen. Zugleich wollte er die Stelle für das Fort aussuchen.

Nach wenigen Tagen erhielt ich meinen Abschied mit dem Hauptmannsrang aus dem aktiven Dienst der Artillerie, in deren Reserve ich dem Gesetz nach verblieb. Ich schaffte einen neuen Ochsenwagen an, da ich meine Wagen und Ochsen beim Eintritt in die Artillerie verkauft hatte. Bald waren wir mit Sack und Pack auf dem „Treck" nach dem Norden.

Allerdings bestanden Sack und Pack aus nicht viel. Möbel konnten wir keine mitnehmen, denn der Wagen war mit Geschirr, Kleidern, Proviant, Betten und allen möglichen Siebensachen bis oben unter das Zelt so voll geladen, daß meine Frau mit den Kindern eben nur noch jedes ein Plätzchen zum Sitzen hatten. Außen am Wagen war ein Pflug befestigt; auch mit Gartengerät hatte ich mich gut versehen.

Max und ich ritten neben dem Wagen her.

Außer meinen beiden Reitpferden, die ich bei der Artillerie ritt, hatte ich noch zwei starke, „gut gesalzene" Pferde gekauft, welche die in den Niederungen vorkommende Pferdeseuche gehabt und überstanden hatten.

Mit Jagdgewehren und Munition war ich gut versehen. Der General war so liebenswürdig gewesen, Befehl zu geben, daß ich, da ich im Dienst bleibe, meine ganze Ausrüstung, Sattel, Zaum, Revolver, Säbel, Fernglas usw. behalten dürfe und gab mir noch ein sehr schönes Gewehr (Westly Richards Sporting Rifle) aus der Sammlung der Probegewehre, die ihm immer von den verschiedenen Gewehrfabriken geschickt wurden.

Auch Max war gut ausgerüstet. Kapitän Zboril hatte schnell Zuneigung zu ihm gefaßt und schenkte ihm nicht allein ein sehr schönes

Martini-Henry-Gewehr, sondern auch einen ganz neuen Sattel mit Packtaschen, einen Zaum und einen Revolver.

Der Direktor einer Landkompanie hatte mir gegen geringe Pacht eine seiner Farmen in den Spelonken zur Verfügung gestellt, auf der ein geräumiges, allerdings schon im Verfall begriffenes Haus stand. Ich konnte die Farm bebauen, so lange ich wollte, und brauchte nur das Haus etwas auszubessern.

Auf der Farm standen eine Menge großer Apfelsinen- und anderer Obstbäume. Es war dem Besitzer hauptsächlich der Bäume wegen darum zu tun, daß die Farm bewohnt würde, damit Grasfeuer und Vieh keinen Schaden anrichteten, oder die Kaffern die Bäume abhauen konnten. In den Tropen verfällt ein unbewohntes Haus bei weitem rascher als in Europa.

Das Detachement Artilleristen, das die Besatzung für das zu bauende Fort bilden sollte, zog zu gleicher Zeit mit mir ab. So hatte ich nicht allein Hilfe, sondern auch an dem befehlführenden Offizier einen angenehmen Gesellschafter. Derselbe, ein Leutnant Comployer, war kurz vorher eingestellt und früher österreichischer Artillerieoffizier gewesen.

Er blieb jedoch nicht lange im Dienst. Als er aus den Spelonken zurückkam, nahm er die Übungen mit der bespannten Batterie wieder auf. Unglücklicherweise hatte er eines Tages die Idee, mit derselben im Galopp einen Graben nehmen zu wollen. Dieses schneidige Manöver konnten unsere guten alten Transvaalkanonen nicht vertragen. Ein halbes Dutzend Räder krachten zusammen, mehrere Mannschaften verstauchten sich Arme und Beine, einer hatte ein paar Rippen gebrochen, ein Pferd das Genick, und der arme Comployer wurde für verrückt erklärt.

Graben nehmen mit einer Batterie, wo hat man so etwas hier in Transvaal je gehört? Und noch dazu im Galopp! In Transvaal, in der guten alten Zeit, wo doch Zeit stets im Überfluß vorhanden war, um den Graben erst gehörig zuzuwerfen!

Der Präsident war wütend und befahl die augenblickliche Entlassung des schneidigen Leutnants. Leute mit solchen Galopp-Reformideen waren hier nicht am Platze.

Comployer siedelte sich später im Matabeleland an und wurde dort, wie so viele Ansiedler, während des Aufstandes getötet, nachdem er zuvor fünf seiner Angreifer mit einer Eisenstange erschlagen hatte.

Nach den Erfahrungen Comployers wurden die Übungen mit der bespannten Batterie jahrelang eingestellt.

Die meisten der jungen Afrikaner, die damals als Leutnants angestellt wurden, waren nie Militärs gewesen und hatten wohl auch nicht besonders Lust, Räder und Rippen zu brechen und dann fortgejagt zu werden. —

Da wir schönes Wetter hatten, war die Reise wohl beschwerlich, aber nicht gerade unangenehm. Beschwerlich allerdings nur für meine Frau; denn die Mühe und Arbeit mit den kleinen Kindern müssen ja die armen Frauen allein tragen; dabei können die Männer wenig helfen oder vielmehr sie tun es aus Egoismus nicht.

Unser Adolf war damals sieben Jahre alt, Toni sechs, die anderen beiden Jungen waren noch klein, unser Töchterchen etwa 18 Monate alt. Adolf und Toni ritten schon ausgezeichnet und saßen auf dem nackten Rücken des Pferdes noch fester als im Sattel.

Auf der Farm fingen sie sich die großen Kälber und kletterten auf dieselben; je toller diese dann herumsprangen, desto größer war die Freude. So lernten sie das Reiten schnell.

Gleich nach unserer Abreise aus Pretoria hatten wir einen recht empfindlichen Schaden. Eines der Reitpferde hatte sich über Nacht losgerissen und war am anderen Tage trotz alles Suchens nicht zu finden. Am folgenden Morgen fanden wir es in einem Kaffernkraal. Es war in einem Feld zu einem Haufen Maiskolben gekommen und hatte sich an dem frischen Mais überfressen. Die Kaffern fanden es und brachten es nach ihrem Kraal, wo sie es festhielten,

um von dem Eigentümer Schadenersatz zu fordern. Das Tier war schon so geschwollen, daß keine Medizin mehr half, es starb noch in der Nacht. Es war hart, bei diesem großen Verlust obendrein Schadenersatz für den Mais bezahlen zu müssen.

Der Wagen war schwer beladen, und oftmals konnten die Ochsen an steilen Stellen nicht mehr weiter. Die Artilleristen ließen uns dann nie im Stich. Ein Dutzend flinker Jungens faßte in die Räder, und so kamen wir über alle Schwierigkeiten hinweg.

Wie man es in Afrika bei Reisen mit dem Ochsenwagen gewöhnlich tut, fuhren auch wir wegen der bei Tage herrschenden Hitze häufig in der Nacht, namentlich während des Mondscheines.

So waren wir auch eines Tages gegen Abend von der Berliner Missionsstation in Waterberg abgefahren. Der Weg ging durch tiefen Sand. Unser Wagen fuhr hinter den Artilleriewagen, mein Bruder und ich waren dem Wagen etwas vorausgeritten und plauderten mit dem Artillerieleutnant.

Als wir ziemlich spät in der Nacht zum Wasser kamen, wo wir ausspannen und übernachten wollten, suchte ich eine geeignete Stelle für unseren Wagen aus. Als dieser ankam, fand ich meine Frau, die durch die Anstrengungen der Reise und durch die Hitze des Tags übermüdet war, die Kinder und die Kindermädchen alle in tiefem Schlaf.

Durch das Halten des Wagens erwachte meine Frau, weckte die Kindermädchen und schickte sich an, die Betten vom Wagen zu reichen, denn Max, die ältesten Knaben und ich schliefen immer unter dem Wagen auf der Erde.

„Wo ist denn Mariechen?“ (unser kleines Töchterchen) fragte auf einmal meine Frau.

„Ich weiß es nicht“, sagte ich, „noch keines der Kinder ist vom Wagen gekommen.“

Auch die Kaffernmädchen glaubten, daß das Kind auf dem Wagen sein müsse.

„Um Himmelswillen! Das Kind ist, während wir alle schliefen, vom Wagen gefallen!“ rief plötzlich meine Frau.

Ich fühlte, wie es mir eiskalt über den ganzen Körper lief.

Eines der am Baume stehenden Pferde losbinden, den Halfterriemen durchs Maul ziehen und mich auf den bloßen Rücken schwingen, war das Werk von weniger als einer Sekunde, und in wilder Karriere sprengte ich, immer im Grase neben den Wegen haltend, zurück.

Ich hatte schon mancher Gefahr ins Auge gesehen und oft von „Todesangst“ gehört und gelesen. Schlimmer als die entsetzliche Angst, die ich während dieses tollen Rittes ausstand, kann Todesangst nicht sein.

Endlich, nachdem mein Pferd etwa 1500 Schritt weit mehr geflogen als gelaufen war, sah ich im Mondschein dicht vor mir einen dunkeln Punkt mitten im Wege liegen. Mit einem Ruck riß ich das Pferd an und ehe es noch stand, war ich am Boden. Richtig! Da lag das Kind auf dem weichen Sand und schlief; wenige Schritte davon lag eine Decke.

Wie glücklich war die Kleine doch gefallen, daß sie nicht einmal gegen die Remme des Wagens geschlagen war oder sich sonst wie verletzt hatte!

Tränen der Freude und der Dankbarkeit traten mir in die Augen, daß der liebe Gott das Kind so behütet hatte. Wirklich, ich glaube es, daß die Engel unschuldige Kindlein beschirmen!

Ich hing mir die Kleine, die sanft weiter schlief, huckepack auf den Rücken, band sie mit der Decke fest, schwang mich aufs Pferd und ritt zurück. Glücklicherweise hatte ich unter den Pferden gerade meinen besten Paßgänger erwischt, der sanft und ruhig ging.

Nachdem ich wenige Schritte geritten war, sprengten schon Leutnant Comployer und eine Anzahl Artilleristen heran, bald darauf kamen auch Max, Artilleristen und Kaffern von dem Wagen angelaufen; alles war in Aufruhr geraten. Schnell ließ der Leutnant einen



Mein wiedergefundenes Töchterchen.

Artilleristen in Karriere zurückreiten, um meiner Frau, die ja Minuten der entsetzlichsten Angst durchlebte, mitzuteilen, daß das Kind gefunden sei, ruhig schlafe und nicht den geringsten Schaden davon getragen habe.

Durch das Rütteln des Wagens beim Fahren waren die Betten gerutscht, das Kind hatte sich gerollt, alle schliefen, und so war die Kleine unbemerkt hinabgeglitten.

Meine arme Frau aber war mehrere Tage ganz krank von dem Schrecken.

Noch einmal habe ich erlebt, daß kleine Kinder auf wunderbare Weise vor großer Gefahr bewahrt wurden.

Als ich in späteren Jahren Kommandant des Forts in Johannesburg war, ritt ich eine Zeitlang einen schönen, etwa 17 Hand hohen Fuchshengst. Das Tier war sehr feurig und dabei hart im Maul.

Eines Tages kam ich gerade vom Van=Brandis=Square, um nach dem Fort zu reiten, als das Tier plötzlich vor irgend etwas erschrak und mit mir durchging. In sausender Karriere ging es auf die Pretoria=Brücke los, deren eine Hälfte versperrt war, weil der Asphalt ausgebessert wurde. Alle Mühe, das scheue Tier zu halten, war vergeblich.

Gerade raste das Pferd auf die Brücke, als auf der anderen Seite quer vorbei ein Dienstmädchen kam und ein Korbwägelchen vor sich her schob, in dem einander gegenüber zwei Kinder saßen. Als sie das Pferd angerast kommen sah, eilte sie erschreckt zurück, ließ aber das Wägelchen mitten im Wege stehen, der wegen der Reparaturen so schmal war, daß ein Wagen eben passieren konnte und der durch das querstehende Wägelchen ganz versperrt wurde. Nur links war ein schmaler, erhöhter Bretterfußsteig.

Mich erfaßte Todesangst für die Kleinen, denn zum Ausweichen war nicht der geringste Raum, und ich hatte alle Gewalt über das große, starke Tier verloren. Wenn das Pferd gegen das Wägelchen

rannte, zerschellten die Kleinen durch die furchtbare Gewalt des Anpralls auf dem Pflaster — —

Aber nur wenige Schritte vor dem Wägelchen hob sich der Hengst hoch und setzte mit einem mächtigen Sprunge über dasselbe hinweg. Nun lag die schöne breite Wilhelmstraße vor mir, die zu dieser Stunde des Nachmittags nicht belebt ist. „Lauf' wohin du willst" dachte ich jetzt, mich im Sattel umdrehend, um zu sehen, ob das Pferd nicht etwa mit den Hinterhufen das Wägelchen berührt hatte, aber es stand unversehrt.

Oben am Hospital angekommen, drehte das Pferd rechts ab und lief gerade aus, anstatt wieder links nach dem Fort zu wenden. In einer angenehmen Lage befand ich mich gerade nicht, denn unten bei dem Ecksteinschen Hause war die Straße zu Ende, und ein Stacheldrahtzaun, an dessen anderer Seite sich ein breiter, asphaltierter Graben befand, ging querüber. Zum Unglück riß mir auch noch der linke Steigbügelriemen.

Bei der letzten Querstraße vor dem Ecksteinschen Besitztume angekommen, riß ich mit aller Gewalt den Kopf des Tieres nach links herum; das Pferd nahm die Biegung, glitt auf dem begossenen Pflaster, jedoch ohne zu fallen, und raste nun die Straße hinauf. Meine Arme waren so lahm, daß ich sie kaum noch fühlte. Versuche zum Einhalten waren vergeblich, denn da der Steigbügelriemen gerissen war, hatte ich keinen Halt mehr, um die Arme zu unterstützen.

Ich wußte jedoch, daß am oberen Ende der eingeschlagenen Straße ein unbebauter Hügel mit großen Felsen vor mir lag, und beschränkte mich darauf, das Pferd in gerader Richtung zu halten. Es gelang. Das Tier verlor bei dem steilen Hügel und den großen Steinen rasch den Atem, und ich konnte es zum Stehen bringen.

Nachdem ich einige Minuten geruht hatte, um meine Kräfte wieder zu gewinnen, stieg ich von neuem auf und ritt nach dem nahen Fort.

Hier gab ich das Pferd einem Burschen, holte mir rasch eine andere Mütze, denn die ich sonst trug, hatte ich bei dem tollen Ritt verloren, sprang in eine gerade vorüberfahrende Droschke und fuhr nach der Brücke zurück, um mich bei einer dort wohnenden Familie, deren Damen ich beim Vorbeijagen unter der Veranda des Hauses bemerkt hatte, zu erkundigen, ob die Kinderchen keinen Schaden gelitten hatten.

Zu meiner Freude war nicht das geringste passiert. Die Hinterhufe des Pferdes hatten weder das Wägelchen noch eines der Kinder gestreift, sondern der Hengst war hoch darüber hinweg gesprungen. Die Kinder saßen, als die Damen und das Dienstmädchen, nachdem es sich wieder von seinem Schreck erholt hatte, zu ihnen eilten, vergnügt lachend im Wägelchen.

Da General Lukas Meyer den Hengst schon immer gern haben wollte, trat ich ihm denselben ab, so leid es mir tat, mich von ihm zu trennen. Ich wollte eine Wiederholung einer derartigen Straßenszene durchaus vermeiden. Wie ich höre, hat der General ihn während des Krieges mit Vorliebe geritten.

Fünfzehntes Kapitel.

Ankunft in den Spelonken.

In Pietersburg holten uns General Joubert und Kommandant Pretorius, die ebenfalls auf dem Wege nach den Spelonken waren, ein. Da der General noch verschiedene Versammlungen unter den Bürgern abhielt, fuhr ich voraus, und ohne weiteren Unfall langten wir nach einer Reihe von Tagen an unserem neuen Bestimmungsort an.

Das Haus der Farm, die ich von Herrn M. . . gepachtet hatte, war sehr baufällig. Als ich die Tür öffnete, war das erste, was ich sah, eine große, dicke Schlange, die mitten im Vorplatz lag und gerade im Begriff war, eine Ratte zu verschlucken, deren Hinterteil noch zu sehen war. Mit einem Stocke tötete ich sie.

Das Haus war mit Stroh gedeckt; es hatte einen größeren Vorplatz von etwa 20×18 Fuß, zwei kleine Kammern von 10×6 Fuß, zwei Zimmer von 20×9 Fuß und eine kleine niedrige Küche.

Der Fußboden war von Lehm, und dicht auf den Mauern erhob sich das Dach. Eine Decke über dem Zimmer zwischen Dach und Mauern war nicht vorhanden. Vor dem Hause stand überall hohes Gras herum. Es war selbstverständlich nicht daran zu denken, daß ich mit meiner Familie in den alten Kasten ziehen konnte, ehe derselbe gründlich gereinigt und einigermaßen repariert war. Deshalb ließ ich den Wagen auf einem freien Platz vor dem Hause ausspannen,

schlug das Zelt auf, und so richteten wir uns, so gut es gehen wollte, vorläufig häuslich ein.

Während mein Bruder und ich das Zelt aufschlugen, war ein älterer Kaffer angekommen, der Holländisch sprach. Er sagte mir, daß er ein kleiner Induna sei und in dem etwa 300 Schritt vom Hause entfernten Kraal wohne.

Ich erklärte ihm, daß ich auf der Farm wohnen würde und vom Besitzer Herrn M . . . die freie Verfügung über diese und die darauf wohnenden Kaffern erhalten hätte. Der Alte, Boy war sein Name, fragte mich, ob ich der neue Eingeborenenkommissar sei; sie hätten bereits gehört, daß dieser im Kommen sei. Als ich es bejahte, sagte er, er freue sich, daß ich gerade nach seinem „Lande“ käme, um bei ihm zu wohnen. Hierauf beschrieb er mir die Grenzen der etwa 600 Morgen großen Farm, auf der eine große Anzahl Kaffern wohnte. Die Farm zerfalle in drei „Länder“, über eines sei er der Induna, das andere stehe unter Mavambi und das dritte unter Dabban, einem Bruder Magatos.

Als er noch im Erzählen war, kamen verschiedene Maquambas an, die sich höflich grüßend auf den Boden setzten.

Ich konnte dem alten Boy ansehen, daß er ein Basuto oder Bawenda sein müsse, denn er hatte keine Löcher in den Ohrläppchen wie die Zulus, Zwasies und Maquambas haben, auch hatte er keinen Ring auf dem Kopfe.

Zunächst nahm ich von den neuen Ankömmlingen keine Notiz, denn Boy hatte sich zu ihnen gesetzt und unterhielt sich mit ihnen. Ich wußte, daß er ihnen alles erzählen würde, was er von mir gehört hatte, deshalb wollte ich ihn nicht darin stören.

Die Kaffern sprachen alle gut Zulu. Ich unterhielt mich noch eine Weile mit ihnen über gleichgültige Dinge, erkundigte mich, ob Wild in der Nähe sei, nach den Gartenfrüchten, die sie bauten usw., erwähnte aber mit keinem Wort oder durch eine Frage die Verhältnisse des Distrikts.

Ich hatte mir vorgenommen, in der ersten Zeit gar nichts anderes zu tun, als Augen und Ohren offen zu halten, nur scharf zu beobachten, so daß ich von allen, auch den geringsten Begebenheiten und Verhältnissen genau unterrichtet würde, und dann erst meinen Feldzugsplan auszudenken. Daß ich mit meinem verhältnismäßig armseligen „Treck“ (der ganze Besitz, mit dem ein Boer zieht), ohne Rindvieh und Schafe, und ohne alle Begleiter außer meinem Bruder und einigen Zulus, die meine Frau vom Zululande mitgebracht hatte, den Kaffern nicht imponieren würde, wußte ich, und eine einzige übereilte Handlung konnte mir beträchtlich schaden.

Am Abend, als es dunkel wurde, kam der alte Boy mit einigen Frauen, die Milch, Bataten, Bananen und zwei Hühner für meine Frau brachten. Boy entschuldigte sich, daß er so lange gewartet habe, bis er „Essen für die Kinder“ gebracht hätte, und daß er in der Dunkelheit käme, aber der frühere Kommissar, das Oberhaupt der Maquambas — sein Kaffernname ist „Sambane“ und so will ich ihn auch jetzt immer nennen — habe allen Kaffern streng verboten, in irgend einer Angelegenheit zu mir zu kommen, weder um uns Essen zu verkaufen noch in dienstlicher Angelegenheit. Wer dienstliche Angelegenheiten beim „Kantoor“, dem Bureau des Kommissars, habe, müsse seine Sache erst vor ihn bringen und dann werde er bestimmen, ob sie zum Kantoor zu gehen habe oder von ihm geschlichtet werden müsse. Jede Übertretung dieses Gebotes würde auf das strengste geahndet.

„Gut“, erwiderte ich Boy, „wir werden ja sehen!“, nahm mir aber fest vor, bei meinem Vorsatz zu bleiben.

Der General hatte dem früheren Kommissar befohlen, zu einem bestimmten Tage die sämtlichen Kaffern des Distrikts zusammenzurufen. Bis zu diesem Termin war noch eine Woche Zeit, und ich beschloß, bis dahin mich von der Farm nicht einen Schritt zu entfernen, niemand aufzusuchen und auch von den Kaffern nicht die geringste Notiz zu nehmen; ich wollte tun, als ob ich weder für sie, noch sie für mich auf der Welt seien.

Am nächsten Tage machten Max, meine beiden Zulus und ich uns daran, die Wasserleitung, die vom Bache nach dem Hause führte, in Ordnung zu bringen. Boy hatte freiwillig seine Frauen gebracht, um das Haus zu reinigen.

Nach einem anstrengenden Tage hatten wir das Wasser im Garten. Ich verteilte es über das Land und konnte am nächsten Morgen ein Stück Land pflügen, um Kartoffeln zu pflanzen, von denen ich einige Säcke voll zur Saat mitgebracht hatte. Da der Boden lange Zeit brach gelegen hatte und überaus fruchtbar schien, hoffte ich auch ohne Dünger eine gute Ernte zu bekommen.

Am Abend kam Boy wieder und saß lange bei mir am Feuer. Wie tags zuvor erhielt er seinen Schnaps, der ihn nicht allein zutraulich, sondern auch gesprächig machte.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch spannte ich die Ochsen vor den Pflug und hatte bis zur Frühstückszeit schon ein hübsches Stück Gartenland umgepflügt.

Nach dem Frühstück ging's ans Kartoffelpflanzen. Max, der, eben aus Frankfurt gekommen, derartige Arbeiten noch nie verrichtet hatte, hielt sich tapfer. Er sah, wie schwer der Anfang war, daß wir gar keine Lebensmittel kaufen konnten, und lachte mich aus, wenn ich ihn bedauerte.

„Je ungemütlicher es scheint, desto gemütlicher fühle ich mich“, pflegte er zu sagen.

Boys Frauen hatten das Haus so weit gereinigt, daß wir es am zweiten Tage beziehen konnten. Die Reparaturen verschob ich auf später.

Wenige Tage darauf arbeiteten Max und ich des Morgens gerade im Garten, als zwei Reiter sich vom Flusse her dem Hause näherten.

Wir arbeiteten dicht am Wege, und als die Reiter, ein Weißer und ein Kaffer, zu uns kamen, fragte der eine, ob der neue Kommissar zu Hause sei.

„Jawohl!" war meine Antwort.

„Kann man ihn schon so früh sprechen?" fragte der Herr.

„Gewiß! sprechen Sie nur immer zu", sagte ich nun Deutsch, denn ich konnte an der Aussprache des Holländischen merken, daß ich einen Landsmann vor mir hatte.

Der Herr stellte sich mir vor; es war der Missionar Reuter von der Berliner Missionsgesellschaft. Er kam gerade von der Station Tsakoma und sagte mir, daß seine Station bei dem Stamme Modjadjis, also ebenfalls in meinem Distrikt liege.

Herr Reuter blieb den ganzen Tag bei uns. Auch er schilderte uns die Eingeborenenangelegenheiten genau so, wie es bereits Herr Superintendent Knothe getan hatte. Er gab mir die Versicherung, daß ich auf die Unterstützung der Missionare rechnen könne, denn alle seien der ungeregelten Zustände herzlich müde; auch er habe unter ihnen schwer zu leiden gehabt, denn noch vor wenigen Monaten hätten die Kaffern von Modjadji die Christen einer seiner Außenstationen überfallen und die meisten Männer ermordet, ohne daß vom Kommissar zur Bestrafung der Mörder auch nur das Geringste geschehen sei.

Herr Reuter bestätigte die Aussage Boys, daß das Oberhaupt der Maquambas bei strenger Strafe verboten habe, daß die Kaffern zu mir kämen. Nicht einmal Lebensmittel dürften sie mir verkaufen, und alle Klagen und Streitigkeiten müßten erst vor ihn gebracht werden.

Ich teilte Herrn Reuter mit, daß ich mir vorgenommen hätte, bis zu meiner Einsetzung durch den General, die in einigen Tagen erfolgen solle, mein Haus nicht zu verlassen. Dann hätte ich vor, nach und nach eine Rundreise bei den sämtlichen mir unterstellten Stämmen zu machen, wobei ich auch die Missionsstationen besuchen würde. Ich würde mich jedoch in der ersten Zeit gänzlich passiv verhalten und nicht eher handelnd auftreten, bis ich die Eingeborenenzustände des Distrikts ganz genau kennen gelernt hätte. Ich hätte mir in dem Umgang mit den Eingeborenen zum Wahlspruch gemacht: Gib

nie einen Befehl, den du nicht durchsetzen kannst; hast du ihn aber einmal gegeben, dann biegen oder brechen! Wenn es den Herren Missionaren daher im Anfang scheinen würde, als ob ich untätig sei und die alten Zustände ruhig weitergehen ließe, dann bäte ich sie, dies nur so auszulegen, daß ich trotzdem wie ein Luchs auf der Lauer läge; sobald der geeignete Moment käme, spränge ich zu.



Ein Zauberer.

Ich ahnte damals noch nicht, welche treuen Freunde ich nicht allein an Herrn Reuter und an fast allen übrigen Berliner Missionaren gewinnen würde, sondern daß ich auch das Ansehen, das ich mir unter den vielen kleinen Eingeborenenstämmen meines Distrikts schnell erwarb, viel ihrer Unterstützung zu verdanken haben würde.

Auch Herr Reuter war der Meinung, daß meine Hauptwidersacher die Zauberer sein würden; es sei kaum glaublich, wie dieselben das Volk in ihrer Gewalt hielten.

Am Abend, nachdem Herr Reuter weggeritten war, saß ich mit dem alten Boy vor dem Hause unter einem Baum, als fünf Kaffern ankamen, uns begrüßten und sich einige Schritte von uns hinsetzten. Es waren Maquambas.

Einer von ihnen war nach seinen langen, bis auf die Schultern hängenden und mit roter Tonerde beschmierten Haarriegeln, sowie dem vielen an ihm herumklappernden Plunder nach zu urteilen, ein Zauberer oder Zauberdoktor (Isanusi).

„Wohin geht ihr?“ fragte ich ihn.

„Wir sind nur gekommen, um den «König» zu sehen“, erwiderte er.

Er meinte mich damit. Das Wort „König“ wird von den Kaffern häufig gebraucht. Allerdings hat es auch bei den Kaffern dieselbe Bedeutung wie in unserer Sprache, dem Weißen gegenüber wird es jedoch vielfach als Höflichkeitstitel angewandt. Für den Kommissar des Distrikts und für jeden Beamten, der Jurisdiktion über die Kaffern hat, gilt es als allgemeiner Titel. Gibt dem Kaffern ein Weißer ein Geschenk oder einen Schnaps, den er stets als das beste Geschenk würdigt, so hebt er die Hand hoch und dankt mit den Worten: „Incosi zulu ihoos schiquamba“ (= König). Ist er sehr erfreut, dann fügt er noch die Tiernamen einer ganzen Menagerie hinzu.

Nachdem ich einige weitere gleichgültige Fragen an die Ankömmlinge gerichtet hatte, fragte ich den aufgeputzten Kerl:

„Bist du ein Zauberer?“

„Ja“, war die Antwort, „ein sehr großer Zauberer!“

Unwillkürlich kam mir in den Sinn: dem Kerl mußt du einen Streich spielen.

Ich sagte einige Worte zu Max, dieser ging ins Haus und kam bald darauf mit einer Flasche Branntwein und einem Trichter zurück.

„Ist denn kein Becher da?“ fragte ich auf Holländisch Max, der in dieser Sprache schon gute Fortschritte gemacht hatte.

„Nein!“ sagte er.

Wieder sprach ich einige Worte mit den Kaffern und fragte plötzlich Boy, der schon immer mit Verlangen nach der Flasche hinschielte:

„Boy, willst du een soepie (einen Schnaps) haben?“

„Ja, bitte!“ erwiderte er.

Ich gab Max einen Wink; dieser nahm den Trichter, hielt ihn unten zu, schenkte ihn voll und ließ Boy ihn leeren. Darauf setzte ich das Gespräch fort.

Max machte sich unterdessen wieder mit dem Trichter zu schaffen, tat, als ob er ihn wieder vollschenke und austrinke.

„Aber Max, was hast du denn da für eine Flasche gebracht?“ fragte ich ihn plötzlich wieder auf Holländisch, die Flasche besehend, und mich aufs äußerste erschrocken stellend. „Das ist ja das Gift für die Wölfe!“ (Wölfe werden in Südafrika die Hyänen genannt.)

„Boy!“ rief ich, „Kerl, du hast Gift getrunken! Das müssen wir sofort wieder herausholen, sonst bist du in wenigen Minuten tot!“

Der arme Mensch! Wie erschrak er doch!

„Was? Gift??“ stammelte er.

„Gewiß! zieh' sofort deinen Rock aus, es ist keine Zeit zu verlieren!“

Im Nu hatte er den Rock ausgezogen.

„Nun schnell das Hemd!“ rief ich.

Auch dessen entledigte er sich, aufs höchste bestürzt.

„Nun bücke dich, halte aber ganz still!“

Indem ich das sagte, holte ich schnell einen Dolch aus der Brusttasche, den mir Max mit der Flasche heimlich überreicht hatte, stach ihn langsam, jedoch so, daß es die Kaffern sehen konnten, Boy in die Seite und rief Max zu:

„Ist der Trichter rein?“

„Ganz rein!“ sagte er, ihn so haltend, daß der Zauberer durchsehen mußte.

„Gib ihn dann schnell her!"

Langsam zog ich den Dolch wieder heraus und hielt den Trichter vor die Stelle, wo dann auch sogleich Branntwein auf die Erde floß.

„So, Boy!" sagte ich, mit der Hand einigemale über die Stelle reibend, „es war die höchste Zeit. Nun kannst du Rock und Hemd wieder anziehen."

Sprachlos saß der Zauberer mit seinen Begleitern da. Plötzlich sprang er auf und rannte davon, als ob ihm der Teufel auf den Fersen säße, seine Begleiter hinter ihm her. Nicht einmal ihre Stöcke nahmen sie mit.

Der Trichter und der Dolch waren die bekannten Artikel aus einem schönen großen Zauberspielkasten, den meine Knaben aus Deutschland zum Geschenk erhalten hatten. Der Trichter hatte einen doppelten Boden mit einem kleinen Luftloch unter dem Henkel, so daß, wenn dieses geschlossen war, der Luftdruck das Herauslaufen der Flüssigkeit aus dem doppelten Behälter verhinderte. Die stumpfe Klinge des Dolches ging in den Griff zurück. —

Einige Tage nach Herrn Reuters Besuch kam eine Ordonnanz vom General, die mir mitteilte, daß der General in der Nähe der etwa zweieinhalb Reitstunden entfernten Farm des schon erwähnten Engländers C... angekommen sei und dort das Fort anzulegen beabsichtige. Zugleich gab er mir ein Schreiben des Generals, in dem dieser mich zu sich befahl.

Ich ritt am nächsten Morgen zum General, der mir erzählte, daß einige der Berliner Missionare ihn in Pietersburg aufgesucht und ihm viel über die Zustände unter den Eingeborenen mitgeteilt hätten; allerdings seien diese so im Widerspruch mit den dienstlichen Berichten, die er bis jetzt immer empfangen habe, daß er nicht wisse, was er glauben solle.

Am nächsten Tage sollte bei Sambane, dem Oberhaupt der Maquambas und früheren Kommissar, die große Versammlung der sämt-

lichen Unterhäuptlinge der Maquambas und der Häuptlinge der vielen kleinen Basutostämme oder deren Vertreter, sowie meine Einführung in den Dienst durch den General stattfinden.

Ich war am Abend vorher wieder nach Hause geritten und begab mich zur festgesetzten Zeit, nur von Max begleitet, nach Sambanes Haus.

Als ich dort eintrat, war der General bereits anwesend, auch Kommandant Pretorius.

Tausende und Abertausende von Kaffern waren auf dem freien Platze vor dem Hause versammelt. Sambane hatte nicht allein die Unterhäuptlinge der Maquambas aufgerufen, sondern sämtliche Männer des Stammes.

Zweifellos machte ich auf die Kaffern keinen besonders imponierenden Eindruck, als ich mit nur einem Begleiter angeritten kam.

In der Ansprache des Generals zeigte sich wieder die seinen Offizieren so gut bekannte schlaue Vorsicht. Ich konnte sehen, daß er überzeugt war, daß Sambane eine große Macht unter den Eingeborenen besitze, dann aber wieder schienen die Berichte der Missionare dennoch Eindruck hinterlassen zu haben. Im ganzen gewann ich die Ansicht, als ob der General genau dasselbe Prinzip hätte, dem zu folgen auch ich mir vorgenommen hatte: gar nichts versprechen, gar nichts tun, sondern ruhig abwarten, wie sich die Sachen von selbst entwickeln.

Als der General geendet hatte, fragte er mich, ob auch ich die Kaffern ansprechen wolle, was ich bejahend beantwortete. Ich trat in die Mitte des Kreises und rief den Kaffern zu:

„Die Tür des Kantoors ist von jetzt ab für jedermann offen, für Arm und Reich, Groß und Klein. Wehe dem, der eines der Kinder der Regierung abhält, bei dem Kantoor Schutz und Recht zu suchen! Das ist alles, was ich euch zu sagen habe.“

Darauf verabschiedete ich mich schnell vom General, der mir noch sagte, daß er uns am nächsten Tage besuchen wolle, und rief Max.

Wir bestiegen unsere Pferde, die wir nicht einmal abgesattelt hatten, und ritten davon. Im Wegreiten bemerkte ich noch, wie Sambane ebenfalls die Kaffern ansprach, worauf diese aufsprangen und ihn unter Gebrüll und Schwingen der Stöcke dicht umgaben.

Ich war recht mißmutig und niedergeschlagen. Daß mir ein schweres Stück Arbeit bevorstand, wußte ich. Ich stand ganz allein unter den Tausenden von Kaffern. In den Jahren, die ich im Eingeborenendepartement gedient hatte, hatte ich Gelegenheit genug gehabt, den General genau kennen zu lernen. Ich wußte, wie ängstlich er stets befürchtete, daß Unruhen unter den Eingeborenen entstehen könnten, und daß er deshalb manchmal die Eingeborenenkommissare abhielt, energisch zu handeln, wo doch oft gerade durch energisches Einschreiten sofort Ruhe und Ordnung hergestellt worden wäre.

An der Zulugrenze war es genau so gewesen; dort hatten ähnliche Zustände und Wirren geherrscht. Wenn mein alter Chef, Kommandant Ferreira, Unregelmäßigkeiten rapportierte und Vorschläge zum energischen Einschreiten gemacht hatte, vergingen wegen der damals noch mangelhaften Postverbindung oft Wochen, bis aus Pretoria die Antwort zurückkam. Und wenn dieselbe endlich eintraf, dann zeugte sie von einer Ängstlichkeit und Unentschlossenheit, daß wir nie wußten, war es „ja" oder „nein". Der Schluß der Antwort des Generals auf derartige Vorschläge war stets: „geen botsing mag gebeuren" (keine Unruhen dürfen entstehen).

Schließlich fragte Kommandant Ferreira gar nicht mehr an, handelte nach eigenem Ermessen und berichtete nur die Tatsachen.

Zum Kuckuck! dachte ich schließlich; was würde der alte Ferreira sagen, wenn er dich jetzt sähe, wenn du wie ein altes Weib den Kopf hängen läßt? Würde er nicht sagen: Ist das die Schule, die ich dir gab? Haben wir nicht bei den Zulus Ordnung geschafft, und dir ist bange vor den Kaffern in Zoutpansberg, dem elenden Lumpengesindel, die von den Zulus als weniger wie Hunde betrachtet werden? Geh! schäme dich!

Es ist wahr, sagte ich in Gedanken schließlich zu mir; denke an die Geschichte mit den Zwasies als Räuber Matevan, denke an den Tag, als einer der Zuluhäuptlinge unseres Distrikts, den der alte Ferreira annektieren wollte, sich widersetzte, uns und unser kleines Häuflein Polizei mit seinen Kriegern umzingelt hatte und bereit war, zum Angriff gegen uns vorzugehen, wie da der alte Hüne unbewaffnet in den Haufen der Zulus sprang, den Häuptling bei der Kehle packte, ihn würgte, daß ihm die Augen aus dem Kopf traten, und ihm dann schnell die Handschellen anlegte.

„Die Waffen nieder!“ brüllte er den Kaffern zu, nach dem Gewehr greifend, und rasselnd fielen die Assegaie und Schilde auf den Boden.

„Setzt euch!“, und ohne zu zucken, setzten sie sich auf die Erde.

Dies alles kam mir in Erinnerung. Hatte der General nicht immer nobel an uns gehandelt, wenn ihm unseren Dienst betreffende Angelegenheiten von anderer Seite und durch Neider entstellt berichtet wurden? Hatte er uns nicht stets derartige Berichte zugesandt und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen? Konnte ich sagen, daß er uns jemals im Stich gelassen hätte? Nein, sicher nicht!! Wenn er vorsichtig war, so hatte dies auch sein Gutes, und oft schon hatte seine Vorsicht erreicht, daß sich Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen ganz von selbst regelten, wo es erst den Anschein gehabt hatte, daß ein gewaltsames Eingreifen erforderlich sei.

Alles dies ging mir durch den Kopf und gab mir frischen Mut.

Am anderen Tage kamen General und Frau Joubert zum Besuch und blieben den ganzen Tag bei uns.

Meine Frau sah dem Besuche mit Bangen entgegen, denn alles, was wir vorsetzen konnten, waren Erbswurstsuppe, trockenes Brot und einige gebratene wilde Tauben, von denen sich eine Menge in den Obstbäumen der Farm aufhielten. Max hatte am Morgen rasch noch einige geschossen.

„Was denken Sie, Schiel?“ fragte mich der General im Laufe

unseres Gesprächs. „Sie haben eine schwere Aufgabe, werden Sie sie bewältigen können?"

„Ja, General, ohne Zweifel!" war meine Antwort; „wenn Sie mir die Zusage geben, von niemand Berichte über Kaffernsachen annehmen zu wollen, ohne auch meine Ansicht oder Auslegung der betreffenden Angelegenheit zu hören, dann bin ich des Erfolges sicher!"

„Sie wissen, daß ich dies nie tue", war die Antwort des Generals, „und Sie können versichert sein, daß ich es auch in Zukunft nicht tun werde."

„Nun, dann gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie hier bald eine Veränderung sehen sollen."

Am nächsten Tage trat der General die Rückreise nach Pretoria an.

Ich machte an einem der folgenden Tage dem Missionar auf der schweizerischen Missionsstation Elim einen Besuch. Der Missionar war so freundlich, mir von der Station Valdezia, deren Missionar, Herr B., schon seit Wochen auf einer Reise nach Delagoabai begriffen war, sechs stramme Maquambas zu geben, die ich als Polizisten anstellte.

Zugleich empfahl er mir, den Sohn eines seit mehr als zwanzig Jahren in den Spelonken wohnenden Engländers, Herrn Grieve, als Dolmetscher anzustellen, da der junge Mann in den Spelonken geboren sei und die Eingeborenensprachen vorzüglich spreche.

Ich ritt selbst zu Herrn Grieve und fand in seinem Sohne einen bescheidenen, wohlerzogenen Menschen von etwa siebzehn Jahren, der auch sofort bereit war, die ihm angebotene Stelle als Dolmetscher anzunehmen.

Boy, der jetzt fast den ganzen Tag über bei uns war, brachte mir täglich Wunderdinge von Gerüchten. Meine Zulujungens, die viel auf den benachbarten Kraalen herumgingen, hätten überall erzählt, daß ich bei Cetewayo und Dinizulu ein „großes Tier" gewesen sei, daß ich große Herden Vieh besäße, die alle noch ankämen. Sie

logen den Maquambas, die sie immer mit offenem Munde anhörten, das Blaue vom Himmel herunter. Der Zauberer sei durch die Geschichte mit dem Branntwein und dem Trichter so erschrocken gewesen, daß er entsetzt geflohen sei, und er habe auf allen Kraalen ausposaunt, ich sei der größte Zauberer, dem er noch je begegnet sei, denn er habe deutlich gesehen, wie ich Boy ein großes Messer zwischen die Rippen steckte und wie anstatt Blut Branntwein aus der Wunde gelaufen sei. Nachher sei Boy wieder frisch und gesund gewesen. Andere Kaffern hatten beim Weitererzählen noch die wunderlichsten Entstellungen dazu gemacht.

Bald nach der Abreise des Generals befahl ich Mavambi und Boy, ihre sämtlichen Kaffern zusammenzurufen.

Ich erklärte ihnen, daß ich die Farm von dem Eigentümer gepachtet hätte und daß sie deshalb für mich gegen Bezahlung arbeiten müßten, wozu sie sich auch bereit erklärten.

Von jedem der beiden Indunas ließ ich eine große, geräumige Hütte bauen, die eine für die Polizei, eine zweite als Kantoor.

Dann grub ich eine lange Bambusstange als Flaggenstange ein und wartete auf die erste Gerichtssache.

Obwohl oft Kaffern kamen, selbst Unterhäuptlinge, um mich zu sehen, so geschah dies doch mehr aus Neugierde als in der Absicht, Angelegenheiten vor mich zu bringen. Ich unterhielt mich mit allen, informierte mich jeden Tag genauer über die Eingeborenenangelegenheiten, und bald merkte ich, daß es unter den Kaffern eine Menge Unzufriedener gab, die ihre Streitigkeiten und Klagen gern vor das Kantoor bringen wollten, sich aber noch nicht recht getrauten.

Eine Einrichtung war es hauptsächlich, die bei den kleinen Stämmen allgemein in Gebrauch getreten war und an der auch Sambane festhielt.

Wenn ein Kaffer aus den Gold- oder Diamantfeldern von der Arbeit zurückkam, mußte er an seinen Induna eine Abgabe von 1 Pfund entrichten, von welchem Betrag Sambane einen Teil erhielt. Dies verursachte große Unzufriedenheit.

Ein eigentümliches System von Schuldeneintreibung war unter den verschiedenen Stämmen eingerissen.

Wenn ein Kaffer eines kleinen Stammes von einem Angehörigen eines anderen Stammes eine Schuld zu fordern hatte und sie nicht bezahlt erhielt, ging er mit einigen Anhängern auf den großen Weg und wartete dort, bis Kaffern von dem Stamme, zu welchem sein Schuldner gehörte, von der Arbeit zurückkamen, die er dann überfiel und ausplünderte. Dann sagte er zu ihnen: „Gehet zu dem und dem von eurem Stamme, der schuldet mir Geld, und laßt es euch auszahlen!“

Daß dies mit der Zeit in Wegelagerei ausgeartet war, läßt sich denken.

Sechzehntes Kapitel.

Aberglaube bei den Eingeborenen.

Geradezu in Erstaunen setzte mich der unter den Bawendas und Maquambas herrschende Aberglaube. Die Zulus sind auch abergläubisch und haben ebenfalls ihre Zauberdoktoren, aber gegen die Stämme in Zoutpansberg sind sie in dieser Hinsicht die reinen Waisenknaben.

Ich will hier ein Beispiel anführen, das sowohl ein Bild von der Gewalt der Zauberer gibt, als auch von dem in den Spelonken bisher gebräuchlichen Gerichtsverfahren.

In einem Kraale wird ein Kind krank und stirbt. In den Augen der Kaffern ist das Kind verzaubert, etwas anderes ist nicht möglich. Der Vater geht mit einigen Verwandten zu seinem Induna, meldet den Vorfall und bittet, daß er ihn zum Oberhäuptling, dem früheren Kommissar, bringen möge. Diese Bitte muß von einem Geldgeschenk für den Induna begleitet sein.

Beim Oberhäuptling angekommen (wohlverstanden hörte ihn dieser, wie er ja selbst sagte, nicht in seiner Eigenschaft als Regierungsbeamter, sondern als Oberhaupt der Maquambas an) legt der Kaffer, ehe er sein Anliegen vorbringt, ein Goldstück auf den Boden, das für das Oberhaupt bestimmt ist.

„Das ist mein Mund", sagt er, damit andeutend, daß er eine Klage vorzubringen wünsche.

Nun erzählt er den Verlust seines Kindes und bittet um die Erlaubnis, zu einem Zauberdoktor gehen zu dürfen, um die Hexe oder den Hexer, der das Kind verhext hat, ausfindig zu machen.

Die Erlaubnis wird erteilt, und die Kaffern begeben sich zu einem der Zauberdoktoren. Im stillen überlegt sich der Kaffer, wer wohl das Kind behext haben könne, läßt alle seine etwaigen persönlichen Feinde im Geiste vorbeimarschieren und bleibt schließlich bei einem halten. Merkwürdigerweise ist es immer ein solcher, der eben von der Arbeit gekommen ist, also etwas Geld hat, oder einer, der Schafe, Ziegen oder Kühe besitzt. Einem armen Teufel wird die Fähigkeit zu hexen gar nicht zugetraut; es würde sich auch nicht lohnen. Nehmen wir an, es ist der Kaffer K., der in dem Ländchen des Induna S. wohnt.

Die Gesellschaft kommt beim Kraal des Zauberdoktors an und trifft diesen zu Hause. Der Zauberdoktor bringt sein Plunderbündel, öffnet es und holt eine Menge alter Rückenknochen von verschiedenen Tieren heraus. Man setzt sich in einem Halbkreise um den Zauberer auf die Erde. Dieser wirft die Knochen wie Würfel vor sich hin.

„Ihr kommt", sagt er, „weil euch eine Ziege weggelaufen ist!"

„N'gy ya vuma" (ich will) oder „n'gisua" (ich höre), sagen die Kaffern leise.

„Ein Schaf ist weg!"

„Isua!" (abgekürzt: ich höre) ist die leise Antwort.

„Eine Kuh ist krank!"

„Isua!" ertönt es jedesmal leise von den Kaffern.

„Eine Frau ist krank?" fragt der Zauberer.

„Isua!", etwas lauter ist die Antwort.

„Ein Kind ist krank!"

„Isua!" erklingt es laut.

„Ein Kind ist tot!"

„Isua! Isua! Isua!" wird nun gebrüllt unter Klapsen von Daumen und Zeigefinger.

„Es ist gezaubert!“ fährt der kluge Hallunke fort, denn das ist ja natürlich.

„Isua! Isua! Isua!“ brüllt der Chorus.

„Eine Frau hat es gezaubert!“

„Isua!“, leise — eine Frau hat ja nichts zum Bezahlen.

„Ein Knabe!“

„Isua!“ etwas lauter.

„Ein Mann!“

„Isua! Isua! Isua!“

„Ein Magatist!“

„Isua!“ leise.

„Ein Iquamba (d. h. ein Mann vom Stamme der Maquambas)!“

„Isua! Isua! Isua!“

„Er wohnt beim Induna A.“

„Isua!“ leise.

„Bei B.“

„Isua!“ leise.

„Bei C.“

„Isua!“ etwas lauter.

So rät der Zauberer die sämtlichen Gebiete der kleinen Häuptlinge durch. Je näher er dem Induna S. kommt, desto lauter wird „Isua“ gebrüllt, bis man bei S., unter dem der zu Beschuldigende steht, angekommen ist.

Nun rät der Zauberdoktor, der selbstverständlich eine große Ortskenntnis besitzt, bis er den Kraal hat und schließlich bei der Hütte des Mannes, der das Kind tot gehext haben soll, stehen bleibt.

Der Doktor erhält ein Geschenk, und vergnügt geht die ganze Gesellschaft wieder zum Oberhäuptling zurück, denn die Erlaubnis, zum Zauberdoktor zu gehen, schließt die Zusage, den Beschuldigten vorladen zu wollen, in sich. Kapital schlägt das Oberhaupt immer heraus, wie die Sache auch ablaufen mag. Man wird gleich sehen wie.

Der Beschuldigte wird vorgeladen, bestreitet aber seine Schuld ganz entschieden.

Nun bestimmt das Oberhaupt, daß beide Parteien zu der nächst hohen Hokuspokusinstanz gehen sollen: zum Giftbecher.

Man geht wieder zu einem Zauberdoktor, der als gutes Giftbecherorakel bekannt ist. Der Kläger steckt diesem Gauner Nr. 2 heimlich ein Geldgeschenk zu, der Beklagte ebenfalls.

Man versammelt sich in der Hütte des Zauberers, der inzwischen das Mondogift bereitet. Worin es besteht, habe ich nie ausfinden können. Es muß aber eine fettige oder ölige Substanz sein. Der Zauberdoktor reicht es in einem Topf mit Bier, den er sowohl dem Kläger als auch dem Beklagten unter allerhand Beschwörungen vor den Mund hält, dabei in dem Halbdunkel der Hütte jedoch den Topf so dreht, daß die fettige, zusammenhaltende Masse auf einer Seite schwimmt und derjenige, dem er diese Seite hinhält, das Gift trinken muß. Das ist aber immer der, der ihm am wenigsten geschenkt hat.

Der arme Teufel wird von dem Gift so berauscht, daß er umfällt. Er strampelt mit den Beinen, der Schaum tritt ihm aus dem Mund, und bald liegt er wie tot da.

Hat der Beschuldigte das Gift erwischt, dann ist er endgültig verurteilt und muß 15—20 Pfund Sterling für das Behexen des verstorbenen Kindes bezahlen, von welcher Summe das Oberhaupt ein Drittel, oft auch die Hälfte einsteckt. Das übrigbleibende Geld erhält der Kläger, muß aber natürlich dem Induna etwas abgeben.

Hat aber der Kläger das Gift geschluckt, dann ist der Beschuldigte frei, verklagt nun aber sofort den Kläger beim Oberhaupte, daß er ihn fälschlich beschuldigt habe. Dann muß der Kläger seinerseits 15—20 Pfund bezahlen, in welchem Falle das Oberhaupt aber sicher drei Viertel des Betrages für sich behält. Es bleibt ja für die verletzte „Ehre" des Kaffern noch immer genug übrig.

Man sieht daraus, daß wir Weißen den Kaffern an Blödsinn nichts voraus haben, denn auch bei uns in Deutschland gibt es

unter der Landbevölkerung noch Hunderte, die fest ans „Behexen“ glauben. —

Nach Verlauf von etwa zwei Monaten war ich genügend in die Verhältnisse eingeweiht und ich beschloß, handelnd aufzutreten.

In der Nähe der Missionsstation Valdezia hatte ein Kaffer einen anderen wegen irgend einer Lappalie bei Sambane, dem Maquamba-oberhaupte, verklagt, und dieser hatte wie gewöhnlich die Parteien an den Zauberer gewiesen.

Der Verklagte, der au einem dem Missionar B. gehörenden Grundstück wohnte, folgte Herrn B.'s Befehl und ging nicht zum Zauberer, der natürlich ein Urteil zu gunsten des Anklägers sprach.

Sambane, über die Widerspenstigkeit des Kaffern erbost, schickte mit dem Kläger Kaffern nach dem Kraale des Verklagten und ließ ihm sein Rindvieh und seine Ziegen abnehmen. Von hier aus ging die Gesellschaft nach dem Kraale des Klägers, schlachtete dort einige der abgenommenen Ziegen und machte Anstalten, die Nacht über auf dem Kraale zu bleiben, von wo sie am anderen Morgen mit der Beute zu Sambane gehen wollten.

Die Kaffern vom Kraale des Beschuldigten hatten sich zu dem Missionar geflüchtet, und dieser schickte sie zu mir.

Obgleich es schon dunkel war, als sie bei mir eintrafen, rief ich sofort meine Polizisten zusammen und ritt mit ihnen, von Max und meinem Dolmetscher begleitet, nach dem Kraal, wo die Leute Sambanes sich mit der Beute aufhielten. Mein Weg führte mich bei dem Missionar B. vorbei. Ich nahm mir von hier noch einige Leute mit, umzingelte den Kraal und nahm die ganze Gesellschaft gefangen.

Die Missetäter wurden verurteilt und mußten einige Monate in Ketten am Wege arbeiten.

Sambane konnte nicht bewiesen werden, daß er den Befehl zum Plündern des Kraales gegeben hatte.

Auf die Eingeborenen jedoch war dieses Ereignis von gewaltigem Einfluß. Erst dachten sie allgemein, Sambane würde mit einem

Impie gegen das Kantoor marschieren und seine Leute mit Gewalt befreien. Als aber nichts derartiges geschah, Sambane selbst fast täglich zum Kantoor befohlen wurde und er es nicht wagte, die Kaffern, die ohne seine Einwilligung ihre Klagen zum Kantoor brachten, zu bestrafen, war die Furcht vor ihm schnell verschwunden; um so mehr, da einige Kaffern, die der Vorladung, auf dem Kantoor zu erscheinen, nicht Folge leisteten, streng bestraft wurden.

Die Klagen und Prozesse beim Kantoor mehrten sich jetzt täglich, denn hier wurden alle zugesprochenen Beträge ohne weiteren Abzug ausgezahlt. Kein Kaffer brachte mehr seine Angelegenheiten vor das Oberhaupt, weil dessen Urteil in Streitfällen doch unausgeführt blieb, wenn der Verurteilte sich ihm nicht freiwillig unterwarf.

Wohl kein Kaffernstamm ist so prozeßsüchtig wie die Maquambas oder Knobneusen, „Knopfnasen", wie die Boeren sie meistens nennen. Früher war es bei dem Stamme Gebrauch, auf dem Rücken der Nase und in deren Verlängerung auf der Stirn kleine Einschnitte in die Haut anzubringen, die mit einer Art Medizin bestrichen wurden. Hierdurch entstanden erbsengroße Hautauswüchse oder Knöpfe, die das ganze Leben über blieben. Diese Sitte ist jedoch ganz abgekommen, und man findet diese eigenartige Tätowierung nur noch bei ganz alten Leuten.

Die meisten Prozesse entstehen aus dem „Lobola", dem Verhandeln der Mädchen in die Ehe. Während der Zulu und Zwasie für seine Töchter ebenfalls einen Preis oder „Morgengabe" beansprucht, tut er dies nie vorher, ehe das Mädchen wirklich verheiratet ist. Anders der Iquamba, der Mann aus dem Maquambastamme.

Es kommt oft vor, daß man in den Spelonken einen Kaffern mit einem kleinen Mädchen, das er zum Kauf ausbietet, im Lande herumziehen sieht. Findet sich ein Liebhaber, der Kapital hat, das er anzulegen wünscht, und er kommt mit dem Vater des Kindes überein, dann bezahlt er den abgemachten Preis, und das Kind ist nun nach Kaffergesetz seine Frau. Der Vater nimmt die Kleine

wieder mit nach Hause, und sie bleibt bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Jahre bei den Eltern, worauf der Mann sie zu sich nimmt.

Dies geschieht aber lange nicht in allen Fällen; denn oft wählt sich das Mädchen, wenn es erwachsen ist, nach eigenem Gutdünken ihren Liebhaber und geht mit diesem durch. Der enttäuschte Gemahl oder Eigentümer des Mädchens verlangt dann von dem Vater sein Heiratsgut zurück; hierbei kommt es meist zur Klage.

Während das Heiratsgut bei Zulus und Zwasies ausschließlich in Rindvieh besteht, nimmt der Iquamba auch Geld und andere Gegenstände in Kauf. Die Maquambas sind unter sämtlichen Negerstämmen Südafrikas diejenigen, die sich am meisten mit Handel abgeben. Sie hausieren mit allem, was irgend wie zu verkaufen ist. In früheren Jahren galt bei ihnen als Zahlungsmittel die Feldhacke, die sie selbst schmieden. Auch das Eisen gewinnen sie selbst. Der gewöhnliche Preis für ein Mädchen war in früheren Jahren 100—150 Hacken. Mummelgreise mußten selbstverständlich bedeutend höhere Preise bezahlen, wenn sie nach einer jungen hübschen Frau Verlangen hatten.

Anstatt Hacken wird auch Vieh in Zahlung genommen. Eine Kuh galt 30 Hacken, ein junger Ochse 12 und eine Ziege 2 Hacken. Eine Kuh mit Färsenkalb zählte für zwei Kühe. Später trat an Stelle der Hacken auch Geld. Die Hacke wurde dann zu 5 Schilling gerechnet.

Wenn ein Kaffer für ein kleines Mädchen mehrere Ziegen, einige Kühe und den Rest in Hacken bezahlt hatte und es kam später zum Prozeß, dann forderte er nicht allein den Kaufpreis, sondern auch alle Kälber und Kälberkälber, Zickel und Zickelzickel zurück. Wie kompliziert dann oft die Prozesse durch die zum Feststellen dieser Nachkommenschaft nötigen Beweisaufnahmen wurden, läßt sich leicht denken.

Der Kläger gibt stets viel mehr an, als wirklich vorhanden ist, und der Beklagte sucht soviel wie möglich wegzustecken. Auch alle

Geschenke, die der Mann seiner Braut und seinen Schwiegereltern gemacht hat, müssen zurückgegeben werden.

Stirbt von dem für die Frau bezahlten Vieh ein Kopf, so hat der Schwiegersohn Ersatz zu leisten. Der Vater der Frau ist aber verpflichtet, das Fleisch und das Fell des toten Tieres zu dem Schwiegersohn zu bringen, da kein Kaffer ein krepiertes Stück Vieh verderben läßt; er ißt es auf, sogar die Eingeweide.

Ich habe auch bei den Zulus öfter gesehen, daß sie das Fleisch eines eingegangenen Tieres, das über und über mit Würmern bedeckt war, ein wenig abschüttelten und dann mit den noch daran hängenden Würmern zum Kochen in den Topf warfen.

Auf Äußerungen des Ekels von meiner Seite erwiderten sie ruhig: „Ihr Weißen eßt ja auch Käse, der riecht ebenso wie das Fleisch."

Große Zuluhäuptlinge essen verdorbenes Fleisch nicht, oder doch nur selten. Der König aß nicht einmal das Fleisch von Schafen oder Ziegen, sondern nur von geschlachtetem Hornvieh und Wild. Schweinefleisch, Hühner und Fische ißt der Zulu nicht. Der Iquamba ißt dagegen alles, was nur irgend genießbar ist.

Bekommt ein Iquambamädchen nach ihrer Verheiratung keine Kinder, so hat der Mann das Recht, sie zu ihren Eltern zurückzuschicken. Der Vater muß dann die Morgengabe zurückgeben.

Die Transvaalregierung erkennt ebenso wie die englische in ihren Kolonien das „Lobola" der Frauen an, und die alten Kafferngebräuche und -gesetze müssen respektiert werden, solange sie nicht im Widerspruch gegen die allgemeinen Grundlagen der Zivilisation sind. Obwohl man sonst die Vielweiberei nicht in diese Rubrik rechnet, wird sie doch bei den Eingeborenen noch zugelassen, weil keine der Regierungen den Eingeborenen gegenüber stark genug ist, sie abzuschaffen, da ein Versuch in dieser Richtung die sämtlichen Eingeborenenstämme Südafrikas zum erbitterten Kampf gegen die Weißen vereinigen würde.

Bei der stets wachsenden Zahl der Prozesse war es ein Glück, daß die Regierung schon lange ein Gebot erlassen hatte, daß keine

Zivilklagen von Kaffern gegen Kaffern behandelt werden dürften, die vor das Jahr 1881 zurückdatierten.

Bei dem den Kaffern angeborenen Hang zum Lügen ist es oft recht schwer, einer Sache wirklich auf den Grund zu kommen.

Ich will ein Beispiel geben.

Ein Kaffer verklagt einen anderen wegen einer Schuld. Bei der Verhandlung stellt sich heraus, daß weder der Kläger, noch der Verklagte etwas mit der Sache zu tun haben, sondern daß die Väter oder die Großväter der Betreffenden die Geschäftstransaktion miteinander gehabt haben.

Oder: A. verklagt B., daß er B.'s Tochter als kleines Mädchen gelobolat habe. Diese sei jedoch nie zu ihm gekommen und nun mit einem anderen Manne verheiratet. Er fordere daher das bezahlte Heiratsgut zurück.

Nach endlosem Fragen und Untersuchen stellt sich heraus, daß nicht A. B.'s Tochter heiraten wollte, sondern der Großvater von A. eine Tochter von dem Groß- oder Urgroßvater B.'s.

Auf die Frage:

„Warum machst du denn eine falsche Aussage?"

sagt A. ruhig:

„Der Großvater bin ja ich", und meint damit, daß er sein Erbe sei.

Man kann wohl annehmen, daß unter hundert Aussagen von Kaffern höchstens drei in jedem Wort mit der Wahrheit übereinstimmen. Obwohl man mit der Zeit sich den nötigen Scharfblick aneignet, um die Wahrheit herauszufinden, bleibt es doch oft schwierig, in eine verwickelte Heiratssache klares Licht zu bekommen.

Ich will ein anderes Beispiel geben.

A. kommt mit einer Klage, daß B. ihm das Geld für sechs Kühe schulde, die der B. von ihm gekauft habe. Er beschwört, daß seine Aussage in jeder Hinsicht richtig sei.

In der Verhandlung stellt sich heraus, daß B. mit der Tochter von A.'s Bruder verheiratet ist. Dieser Bruder ist tot, und da er keinen

Sohn hat, ist A. der Erbe. Von dem Heiratsgut ist eine Kuh gestorben, die der B. nachzuzahlen hat. Auf die Frage, wie er dazu komme, anzugeben, daß B. sechs Kühe von ihm gekauft habe, erwidert A:

„Ich hätte eigentlich noch viel mehr verlangen müssen, denn die Kuh ist schon sieben Jahre tot. Ich rechne nur die Kälber, die die Kuh in dieser Zeit hätte bekommen müssen. Die Kälber der Kälber habe ich gar nicht einmal gerechnet.“

Einige Prozesse nahmen wegen derartiger unklarer Angaben unverhältnismäßig lange Zeit in Anspruch. Ich traf daher die Einrichtung, daß stets eine Anzahl Indunas auf dem Kantoor bei den Verhandlungen zugegen sein mußten, die, wenn die Sache durch verdeckte und unklare Erklärungen der Zeugen allzu erschwert wurde, das Recht hatten, Fragen an die Zeugen zu stellen, wodurch die Verhandlungen sehr gefördert wurden. Die Indunas wurden wöchentlich abgelöst.

Eine bedeutende Einnahmequelle für das Oberhaupt und die Unterhäuptlinge war auch durch die Unsittlichkeit der Maquambas entstanden. Reichere alte Kaffern, die mehrere Frauen hatten, zwangen die jüngeren derselben oft, junge Kaffern, die gerade von den Gold- oder Diamantfeldern zurückkamen, zur Unsittlichkeit zu verleiten, worauf der Ehemann den betreffenden jungen Kaffer beim Oberhaupte verklagte, das den Beschuldigten 8—10 Pfund Sterling Strafe bezahlen ließ. Von dem Gelde behielt das Oberhaupt die eine Hälfte, die andere Hälfte bekam der Ehemann.

Auch vor mich kamen im Anfang viele derartige Klagen. Da ich jedoch stets beiden Teilen, dem jungen Mann sowohl wie der betreffenden Frau, eine Geldstrafe von zwei Pfund auferlegte, die selbstverständlich wie alle Geldstrafen und Gerichtskosten der Staatskasse verfielen, hörte dieser Unfug bald auf.

Man sieht aus dem Eheleben der Maquambas, mit welcher Schlauheit sie in jeder Beziehung auf ihren Vorteil bedacht sind.

Hat der Iquamba eine Frau, dann muß sie ihn ernähren. Sobald sie eine Tochter erhält und diese etwas herangewachsen ist, so verschachert der Vater sie, um eine zweite Frau kaufen zu können. Je mehr Frauen er hat, desto mehr wächst sein Wohlstand an, teils durch ihre Arbeit, teils durch ihre Kinder. —

Da die Kaffern bald sahen, daß es für sie viel vorteilhafter war, direkt mit dem Kommissar zu verkehren, fingen sie auch an, von den Unterhäuptlingen abzufallen. Denn jede Erpressung wurde aufs strengste bestraft, und kein Eingeborener durfte irgend wie darin beschränkt werden, sich direkt beim Kantoor Schutz und Recht zu suchen.

Um nicht ihre Kaffern zu verlieren, fiel eine Menge Unterhäuptlinge von Sambane ab, und da dieser sich auf diese Weise aller Einnahmen beraubt sah, verließ er die Spelonken und zog mit seiner Familie nach einem anderen Teile Zoutpansbergs. Etwa ein Jahr danach starb er.

Ich hielt es als Kommissar bei den verschiedenen Eingeborenenstämmen immer für das Beste, darauf hinzuwirken, die großen Häuptlinge mit der Zeit gänzlich abzuschaffen, da diese durch ihre heidnische Herrschaft doch nur der Zivilisation entgegen arbeiteten.

Fälle von Auflehnung gegen die Regierung und von Fehden verschiedener Stämme untereinander sind immer die Schuld der Häuptlinge.

Der Kommissar kann einen großen Distrikt viel leichter allein mit Hilfe der Unterhäuptlinge regieren und die Ordnung aufrecht erhalten, da diese immer auf einander eifersüchtig sind und hierdurch etwaige Unregelmäßigkeiten eines Einzelnen dem Kommissar bald zu Ohren kommen.

Die Kaffern selbst gewöhnen sich leicht an eine derartige Regelung, da sie dadurch von all den vielen und häufig vorkommenden Erpressungen durch die Häuptlinge geschützt sind und nur die gesetzlichen Abgaben an die Regierung entrichten müssen.

Aus diesem Grunde stellte ich der Regierung nach Sambanes Tod vor, keinen neuen Häuptling über die Maquambas einzusetzen. Dem Bruder des verstorbenen Oberhauptes gelang es jedoch, den Landdrost von Pietersburg, den alten M., zu bewegen, der Regierung die Notwendigkeit eines neuen Häuptlings bei den Maquambas vorzustellen. Seine Berichte sprachen eine der meinigen gerade entgegengesetzte Ansicht aus, und als die Regierung sie mir zuschickte, fand ich zu meinem Erstaunen, daß der Landdrost die Regierung zu überzeugen suchte, daß, wenn nicht der Bruder des früheren Oberhauptes zum Häuptling eingesetzt würde, unter den Maquambas ein allgemeiner Aufstand ausbrechen könne.

Dieser Unsinn war mir doch zu arg. Sofort telegraphierte ich an die Regierung, daß sie den Kaffern freie Wahl lassen solle, damit diese selbst entschieden, ob sie entweder den Bruder Sambanes zum Oberhaupte wünschten oder ob sie ein besonderes Oberhaupt abgeschafft und den Eingeborenenkommissar zugleich als Oberhaupt ex officio haben wollten.

Die Regierung nahm meinen Vorschlag an, und ich rief zu einem bestimmten Tage die sämtlichen 84 Unterhäuptlinge der Maquambas zur Wahl auf.

Alle ohne Ausnahme erschienen. Auch Sambanes Bruder war mit einer Anzahl seiner Freunde zu der Versammlung gekommen.

Von den 84 Unterhäuptlingen wählten nur 14 Sambanes Bruder, und 70 beschlossen, sich direkt unter den Kommissar zu stellen. Einige sagten ganz offen, daß, wenn sie Sambanes Bruder wählten, ihre sämtlichen Kaffern von ihnen abfallen würden.

Der Bruder des verstorbenen Oberhauptes gab sich jedoch mit dem Ausfall der Wahl nicht zufrieden und protestierte bei der Regierung gegen sie mit der Behauptung, daß ich die Eingeborenen beeinflußt hätte.

Ich hielt es nicht für der Mühe wert, mich auf diese Beschuldigung zu verteidigen, sondern schlug der Regierung vor, General Joubert zu senden, damit dieser eine zweite Wahl abhalte.

Dies geschah. Der General kam und hielt eine zweite große Versammlung sämtlicher Unterhäuptlinge ab. Die Wiederholung der Wahl hatte dasselbe Resultat wie die erste; 14 Unterhäuptlinge wählten Sambanes Bruder und 70 ersuchten den General, daß der Kommissar zu gleicher Zeit Oberhaupt der Maquambas sein solle.

Der General betonte darauf in seiner Ansprache, daß er absolut nichts dagegen hätte, wenn die 14 Unterhäuptlinge den Bruder des verstorbenen Sambane als ihr Oberhaupt anerkennen wollten; er mache sie jedoch darauf aufmerksam, daß kein Kaffer an dem freien Zugang zum Kantoor gehindert werden dürfe. Ferner erklärte er ihnen, daß ein Häuptling in einer Streitsache als Schiedsrichter auftreten könne, sein Ausspruch aber nur dann Wert habe, wenn beide Parteien sich demselben freiwillig unterwürfen. Gesetzeskraft habe er jedoch nicht, diese besitze allein das Urteil des Kommissars.

Sambanes Bruder verzichtete nach dieser zweiten Wahl auf jede weiteren Ansprüche und zog nach seinem alten Wohnsitz im Holzbuschgebirge zurück.

Die Zeit bis zu Neujahr wurde durch die vielen Prozesse so in Anspruch genommen, daß es mir nicht möglich war, eine Rundreise bei den verschiedenen Stämmen zu machen. Auch trat die Fieberzeit ein, während welcher eine Reise in die Niederungen für Weiße, die in Zoutpansberg noch nicht akklimatisiert sind, ohnehin von Gefahr ist.

Mit Neujahr fing alljährlich das Einfordern der Hüttensteuern an, das etwa im Juli beendet wird. Jeder Eingeborene hat an die Regierung eine Abgabe von zehn Schilling für jede bewohnte Hütte zu bezahlen.

Ich betrieb das Einfordern immer derart, daß ich die Polizisten, die ich später auf fünfzig vermehrt hatte, zu den betreffenden Unterhäuptlingen sandte, die dann mit ihnen zusammen in ihrem Revier herumgingen und die Hütten auf den Kraalen zählten. Die Polizisten notierten sich die Zahl der Hütten durch Einschnitte auf einem Stock.

An einem bestimmten Tage fand ich mich im Revier des Unterhäuptlings ein, schlug ein Zelt auf, und die Kaffern kamen mit dem Unterhäuptling und dem Polizisten, um die Abgaben zu entrichten.

Jeder erhielt seine Quittung, die er im folgenden Jahre wieder vorzuzeigen hatte. Brannte einmal eine Hütte ab oder die Quittung kam abhanden, dann konnte der Kaffer von dem Konterfolio des Quittungsbuches eine Abschrift erhalten.

Im ersten Jahre kam es mehrfach vor, daß Kaffern in Übereinstimmung mit dem bestochenen Polizisten eine geringere Anzahl Hütten angaben, als sie besaßen. Als sie aber merkten, daß ich bei meinen Kreuz- und Querritten durch den Distrikt mir immer die Quittungen vorzeigen ließ und die Hütten selbst nachzählte, unterließen sie dies bald, hauptsächlich weil außer dem Besitzer der verheimlichten Hütte auch noch der Polizist und der Unterhäuptling bestraft wurden.

Bei diesen Reisen zum Einfordern der Taxe wurden zugleich auch Grenzstreitigkeiten unter den Unterhäuptlingen geschlichtet und Prozesse verhandelt. Die vielen kleinen, im Distrikt wohnenden Matatesenstämme hatten bei weitem nicht den Hang zum Prozessieren wie die Maquambas. Das Verhältnis war in Prozeßsachen etwa 1 : 10.

Überhaupt leben die Matatesen von den Maquambas streng abgeschieden, obgleich ihre Kraale oft nahe beisammen sind. Sie verachten die Maquambas. Aber gerade diese gegenseitige Antipathie erleichterte mir wieder sehr die Aufsicht, da eine scharfe gegenseitige Überwachung die Folge war.

Siebzehntes Kapitel.

Der Stamm des Häuptlings Magato.

Der mir unterstellte Distrikt wurde durch den Levubufluß in zwei Teile geteilt. Nördlich von diesem Flusse zieht sich das große Gebirge der Zoutpansberge hin, so genannt nach einer großen, am Gebirge liegenden „Zoutpan“ (Salzpfanne oder Lache), in der reichliches und schönes Salz gewonnen wird.

Das Gebiet zwischen dem linken Levubuufer und dem Limpopo wird von drei großen und etwa einem halben Dutzend kleiner Bawendastämme bewohnt; der größte ist der Stamm von Magato, der zweite der von Schewas, der dritte der von Parfuri.

Zwischen diesen Bawendas wohnt wieder eine ziemliche Anzahl Maquambas, die, um sich der Hüttensteuer in den Spelonken zu entziehen, nach diesem Gebiet auswanderten und sich den Bawendahäuptlingen unterwarfen.

Die Ebene vor dem Gebirge ist sehr fruchtbar, ebenso das Gebirge selbst. Die Wasserverhältnisse sind jedoch nicht so günstig wie z. B. auf dem Ingomogebirge im Zululande. Ebenso wie auf diesem erheben sich auch auf den Zoutpansbergen die herrlichsten Urwälder mit wertvollem Holz.

Im Jahre 1847 war der erste Zug Boerenemigranten unter Potgieter nach Zoutpansberg vorgedrungen.

Sie hatten sich in der schönen, fruchtbaren Ebene am Fuße des

Gebirges angesiedelt und die Stadt Schoemannsdaal angelegt, die eine Zeitlang der Haupthandelsplatz für Elfenbein war.

Da Magato jedoch die Besitznahme des Landes durch die Boeren nie anerkannte und den Ansiedlern beständig durch Überfälle und Viehdiebstähle das Leben sauer machte, beschloß Paul Krüger, der damals Kommandant-General war, im Jahre 1868 diesen Teil des Landes vorläufig wieder aufzugeben und die Ansiedler zurückzuziehen.

Magato betrachtete dies als einen Sieg über die Boeren und widersetzte sich auch in Zukunft jeder Autorität, die die Transvaalregierung über ihn geltend machen wollte. Als Zeichen, daß er mit den Weißen in Freundschaft zu leben wünsche, wenn sie ihn nur in dem von ihm beanspruchten Gebiete zufrieden ließen, schickte er der Regierung jedes Jahr eine kleine Geldsumme an Stelle der Abgabe; „eine Prise Schnupftabak für Paul Krüger" nannte er es.

Die Regierung, die nach der Entdeckung der Goldfelder alle Unruhen mit Eingeborenen vermeiden wollte, hielt es vorläufig nicht für zweckmäßig, Magato mit Gewalt zu unterwerfen, und aus diesem Grunde ließ sie auch den Stämmen von Schewas und Parfuri freien Lauf. War erst Magato unterworfen, dann würden die Übrigen sich von selbst unterwerfen, dachte man.

Selbstverständlich war ich aufs höchste gespannt, den gefürchteten Häuptling kennen zu lernen, und so beschloß ich eines Tages, als ich gerade in der Nähe des Dornrivier, eines Nebenflusses des Levubu, der mit diesem die Grenze des von Magato beanspruchten Gebietes bildet, die Hüttensteuer einforderte, ihn zu besuchen. Max und mein Dolmetscher Willy Grieve begleiteten mich.

Ich wußte, daß Magato ein großer Pferdeliebhaber war. Er besaß eine schöne, große Herde von Pferden, die auf den Bergen gut gedeihen. Auch viele seiner Kaffern waren gut beritten. Da ich noch einen ganz neuen Paradezaum von schwarzem Leder mit Silberbeschlag hatte, nahm ich ihn als Begrüßungsgeschenk mit. Unser Weg führte uns an mehreren Ruinen von Boerenfarmhäusern vorbei, bei denen

noch Pfirsich- und Apfelsinenbäume standen. Nach etwa zweistündigem Ritt durch die Ebene erreichten wir den Fuß des Gebirges, auf dem wir schon aus der Ferne das Wellblechdach von Magatos Haus sehen konnten.

Am Fuße des Berges sattelten wir ab, teils um die Pferde ein halbes Stündchen grasen zu lassen, teils weil ich wußte, daß sofort nach unserer Ankunft beim Kraal der Kraalherr einen Boten vorausgeschickt hatte, um Magato auf unser Kommen vorzubereiten, und dem Boten wollte ich einen Vorsprung geben.

Auf dem Kamme des hohen Berges, auf welchem Magatos Kraal liegt, erstreckt sich eine hohe Felswand, unter der sich ein dichter Wald hinzieht. Am Ende des Waldes liegt zwischen hohen Felsblöcken der Kraal.

Die Eingänge waren dicht verbarrikadiert, und in den Zwischenräumen zwischen den Felsen verhinderte undurchdringliches Dornengestrüpp den Zugang.

Am Eingange des Kraals saßen mehrere Kaffern, die uns zu erwarten schienen, denn sie kamen sofort auf uns zu und halfen uns beim Absatteln der Pferde.

Darauf führte einer der Kaffern uns durch das Gewirr von Gäßchen zwischen den Felsen hindurch nach einem von hohen Palisaden umzäunten Kraal. An der einen Seite erhob sich eine Felswand, auf der oben das Haus von Magato stand.

Als wir in die Palisadenumzäunung traten, sahen wir auf einem freien Platze eine Anzahl Kaffern im Halbkreise auf dem Boden hocken. In der Mitte des Kreises saß ein kurzer stämmiger Kaffer, in gelben Nanking gekleidet. Bei unserem Eintritt stand er auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, die nach dem Hause führende Treppe hinauf.

Erst war ich über dieses Benehmen ein wenig erstaunt, denn keiner der auf dem Boden sitzenden Kaffern bewegte sich oder sagte ein Wort.

Als ich aber nach einigen Minuten den Kaffer in einem neuen schwarzen Anzuge und weißem Hemd zurückkommen sah, war es mir klar, daß sein Benehmen nur ein Ausdruck der Höflichkeit sein sollte.

Der Kaffer war Magato.

Er trat auf mich zu und reichte mir die Rechte, mit der Linken den Hut lüftend.

Ich erwiderte den Gruß genau auf dieselbe Weise.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten lud er uns ein, ihm in sein Haus zu folgen.

Dasselbe sah aus der Ferne viel größer aus, als es wirklich war. Es war jedoch reinlich und innen und außen mit Kalk geweißt.

Was das Mobiliar betrifft, glich das Zimmer einer einfachen Bauernstube; auffallend war nur eine sehr große Schwarzwälder Kuckucksuhr mit schönen Schnitzereien.

Ich fand in Magato einen ruhigen, gesetzten Mann. Aus seinem Gespräch ging deutlich hervor, daß er ein für einen Kaffer außerordentlich starkes Begriffsvermögen besaß. Sein sorgfältiges Abwägen eines jeden Wortes und seine vorsichtigen Antworten zeugten von großer Schlauheit.

Wir beide betrachteten einander wohl mit dem gleichen Gedanken: was wirst du in der Zukunft sein, Freund oder Feind? Werde ich in unserem Kampfe unterliegen oder du?

Da mein erster Besuch lediglich ein Höflichkeitsbeweis sein sollte, sprach ich über dienstliche und politische Angelegenheiten gar nicht.

Ich ließ ihm mein Geschenk, den Zaum und eine Decke für seine Lieblingsfrau, überreichen, und bald traten wir die Rückreise an.

Nach einigen Tagen machte mir Mpesu, Magatos Sohn, im Namen seines Vaters mit einigen Indunas einen Gegenbesuch. Magato ließ sich entschuldigen, daß er nicht selbst komme, er sei aber alt und kränklich, während ich jung und kräftig sei.

Als Zeichen, daß er mit mir Freundschaft halten wolle, schicke er mir ein Pferd.

Als ich mit Mpesu vor das Haus trat, um das Geschenk in Empfang zu nehmen, war ich erstaunt über das tadellos hübsche Tier, das er mir übergab. Eine kleine, aber überaus kräftige und feurige Basutostute, etwa 14 Hand hoch, vier Jahre alt, mit eisernen Fesseln und von einer Zeichnung, wie ich sie noch nie zuvor an einem Pferde gesehen hatte. Es war eine Art Apfelschimmel, jedoch waren die Ringe mit gelber Farbe untermischt.

Der Kopf war klein und hatte Ähnlichkeit mit dem eines Arabers; die Augen waren voll Feuer, und an dem ganzen Wuchs war auch nicht das Geringste auszusetzen.

Mpesu erzählte anscheinend treuherzig, daß die Stute das schönste Pferd sei, das sein Vater besitze. Sie lasse sich aber nicht reiten und werfe jeden ab.

Sie hätten alles mit ihr versucht, aber jeder fliege herunter. Schließlich habe Magato, um sie durch ein schweres Gewicht zu zähmen, zwei Kaffern zugleich aufsteigen lassen, aber beide seien sofort wie ein Sack zur Erde gekommen. Sie sei seitdem frei auf der Weide gelaufen, und jetzt habe Magato befohlen, sie mir als Geschenk zu bringen.

„Dann soll ich mir wohl den Hals brechen?" fragte ich den Kaffer.

„Ja, mein Vater hat auch gesagt, daß das wohl möglich ist."

Ich mußte innerlich lachen über den frommen Wunsch. Trotzdem sah ich aber an der ganzen Affäre, daß Magato doch ein überaus schlauer Bursche war: er hatte mit dem Senden des Pferdes und der seinen Botschaftern gegebenen Instruktion keine andere Absicht, als mich auf die Probe zu stellen. Ich war also moralisch gezwungen, vor den Augen der Kaffern das Pferd zu besteigen, denn die Annahme durfte ich nicht verweigern, dies wäre eine offene Feindschaftserklärung gewesen. Bestieg ich das Pferd nicht, dann galt ich in ihren Augen für feige, wurde ich aber abgeworfen, dann war ich eben kein Reiter, also auch kein Jäger und dann selbstredend kein Içau, kein Krieger.

Die Eingeborenen sind den Weißen gegenüber scharfe Beobachter, und eine Blöße durfte ich mir nicht geben.

Da dicht beim Hause zu viele Bäume standen, bat ich Max, das Pferd zu satteln, ihm eine leichte Doppeltrense anzusetzen und es dann wenige Schritte unterhalb des Hauses auf ein freies Feld zu führen. Ich trug zufällig Reitbeinkleider von weichem deutschem Hirschleder, mit denen man bekanntlich einen festeren Sitz hat als mit solchen von glattem Zeug.

Als ich an die Stute herantrat, merkte ich sofort, daß sie durchaus nicht bösartig, sondern nur verdorben war.

Beim Versuch aufzusteigen wurde sie unruhig. Ich bat Max, sie zu halten und, sobald ich „los!“ sagen würde, sie loszulassen.

Sobald ich den Sattel berührte, rief ich „los!“, dem Tier die Zügel vollständig freigebend. Sie ging im Galopp das Feld entlang, langsam zog ich den Zaum an. Plötzlich steckte sie den Kopf weg, schlug hinten aus und sprang kurz herum. Aber gerade dies hatte ich erwartet und, schwapp! hatte sie den Sjambock, die große Reitpeitsche aus einem langen Streifen harter Nashorn- oder Nilpferdhaut, zwischen den Ohren. Darauf bockte sie noch ein paarmal. Als sie jedoch sah, daß sie nach jedem Sprung einen kräftigen Hieb bekam, ging sie erst im Galopp wieder in der Richtung nach dem Hause zurück und fiel bald in einen schlanken Trab. Sie hatte nun auch den Zaum angenommen und folgte ihm willig. Ich ritt sie noch etwa eine Viertelstunde im Kreise und brachte sie dann in den Stall, wo ich sie selbst fütterte und putzte.

Durch meine Fragen erhielt ich von Mpefu meine Vermutung bestätigt: die Kaffern hatten das Tier stets mit einer scharfen Kandare gezäumt, diese beim Aufsteigen straff gehalten und dem weichmäuligen Tiere keinen Spielraum gegeben. Es war dann naturgemäß gestiegen, und der Reiter war dabei heruntergefallen.

Einmal gewöhnt, den Reiter beim Aufsteigen abzuwerfen, setzte das Tier seine Unart fort, da es durch jeden neuen Reiter in

derselben bestärkt wurde. Trotzdem die Matatesen in Zoutpansberg viele Pferde haben, findet man unter ihnen doch keine guten Reiter; sie reichen in dieser Hinsicht nicht entfernt an ihre Landsleute im Basutolande.

Ich nannte die Stute Fanny und habe sie jahrelang geritten. Sie war von außergewöhnlicher Ausdauer und Anhänglichkeit. Sie und mein Rappe, den ich während der Zuluunruhen geritten habe und der leider kurz vor der Abreise nach Pretoria eingegangen war, waren die besten von allen Pferden, die ich in Afrika unter mir gehabt habe.

Ende Januar erhielt ich vom General ein Telegramm, in dem er mir befahl, sofort persönlich zu Magato zu gehen, dort eine genaue Zählung der Hütten und der Kaffern vorzunehmen und außerdem Magato mitzuteilen, daß bis zum ersten März nicht allein die laufende, sondern auch die rückständige Hüttensteuer bezahlt sein müsse.

Die Ausführung eines solchen Befehls war in einem so kurzen Zeitraum unmöglich, denn das Gebiet Magatos war etwa 80 englische Meilen lang und ebenso breit.

Ich wußte auch genau, daß Magato weder die Aufnahme des Zensus zulassen, noch die Abgaben bezahlen würde; er hatte dies jedes Jahr verweigert, warum sollte er jetzt anderer Meinung geworden sein, da ja noch nichts geschehen war, um ihn von der Stärke der Regierung zu überzeugen?

Über das kleine Fort mit 20 Mann Besatzung, das der General außerhalb seines Gebietes angelegt hatte, lachte er nur.

Der General hatte wohl beim Geben dieses Befehls die Absicht gehabt, im kommenden Winter Magato mit Gewalt zu unterwerfen. Ich befürchtete jedoch, daß diese Absicht aus dem einen oder anderen Grunde unausgeführt bleiben und daß es dann überhaupt unmöglich würde, bei Magato etwas zu erreichen.

Nichts bestärkt den Kaffer mehr in Widerspenstigkeit als das Nichtausführen von Drohungen oder das Nichtdurchsetzen eines einmal gegebenen Befehls.

Ich stellte dem General meine Bedenken vor und bat, die Zensusaufnahme und das Einfordern der Hüttensteuer noch bis zum Winter (Anfang Juni) zu verschieben, da Magato sich dem Befehl doch nicht unterwerfen würde und die Regierung während der ungesunden Zeit ohnehin nicht im stande sei, gewaltsame Maßregeln zu treffen.

Der General wünschte aber die Ausführung des Befehls, telegraphierte jedoch dabei das bekannte: „geen botsing mag gebeuren".

Wiederum begab ich mich mit Max und Willy Grieve auf den Weg.

Magato war die Zuvorkommenheit selbst.

„Ich will alles tun, was die Regierung wünscht. Da ist das Land, gehe und zähle die Hütten, niemand wird dich hindern", sagte der schlaue Patron.

„Magato", erwiderte ich, „die Zeit hierzu ist zu kurz. Zum 1. März will der General den Zensus haben. Der einzige Weg dies zu erreichen ist, sämtliche Kraalherren aufzurufen und jedem Kaffern zu sagen, daß er die Hüttensteuer für 9 Jahre, vier Pfund zehn Schilling pro Hütte, mitzubringen hat. So lautet der Befehl der Regierung!"

Lautes, höhnisches Gelächter erhob sich auf meine Worte unter den im Kreise herumsitzenden Indunas. Sofort gebot Magato Stille.

„Gewiß!" sagte er, „du bist der Incosi, der „König" des Landes und was du sagst, soll geschehen. Ich werde sämtliche Kraalherren aufrufen, du brauchst nur zu sagen, wann du kommen willst, um sie zu sprechen."

„Ich denke, zwei Wochen ist Zeit genug für deine Boten, die Leute aufzurufen."

„Gut. Heute über zwei Wochen sollen sie hier sein."

Hiermit trennten wir uns.

Am verabredeten Tage stellte ich mich pünktlich wieder bei Magato ein.

Eine große Anzahl Kaffern war auf einem freien Platze unterhalb des Kraales versammelt, und Magato, der mit mir in den Kreis trat, forderte mich nun unter vielen höflichen Redensarten auf, den Kaffern mitzuteilen, was ich ihnen zu sagen wünsche.

„Aber haben denn deine Boten ihnen nicht deutlich gemacht, weshalb die Kaffern aufgerufen werden?“ fragte ich.

„Du bist der Mund der Regierung, du bist der Incosi, nicht ich!“ erwiderte er höflich.

Der Haufen Kaffern schnatterte wie eine Herde Gänse, und schon lange hatte ich gemerkt, daß man mich nur zum Narren haben wollte.

Mein Befehl vom General war jedoch einmal da und mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ihn so gut wie möglich auszuführen.

Ich bat Magato, die einzelnen Indunas mit ihren Kaffern in Gruppen beieinander sitzen zu lassen, erklärte ihnen, als dies unter unendlichem Geschnatter und Gelache geschehen war, den Befehl der Regierung und teilte ihnen mit, daß ich jeden Kraalherrn einzeln aufrufen würde, und daß er dann die Zahl der auf seinem Kraal wohnenden Männer, Frauen und Kinder anzugeben habe.

Magato bat, zuletzt aufgerufen zu werden.

Der erste Kaffer trat vor.

„Wie heißt du?“ war meine Frage.

„Kamatolo.“

„Wieviel Hütten sind auf deinem Kraal?“

„Hundert!“

„Wieviel Männer wohnen darauf?“

„Hundert!“

„Wieviel Frauen?“

„Hundert!“

„Wieviel Kinder?“

„Hundert!“

„Hast du das Geld für die Hüttentaxe mitgebracht?"

„Ja!"

„Gib es!"

Der Kaffer gibt — einen Schilling.

„Du gibst mir einen Schilling, wo du nach dem Gesetz 450 Pfund zu zahlen hast?"

Der Kaffer grinst mich an: „Das ist alles, was ich habe!"

Der zweite kommt vor.

„Wie heißt du?"

„Kleinboy!"

„Wieviel Hütten sind auf deinem Kraal?"

„Hundert!"

„Wieviel Männer?"

„Hundert, hundert, hundert" ist stets dieselbe Antwort auf meine Frage.

Er gibt einen Sixpence.

Der Dritte, Vierte, Zehnte, alle haben nur eine Antwort: „Hundert, hundert."

Mit Mühe konnte ich meinen Zorn verbeißen.

„Ich sehe", sagte ich zu Magato, „du willst mit mir spielen und denkst, ich bin ein Kind! Ich gehe jetzt selbst nach den Kraalen, um die Hütten zu zählen!"

Am nächsten Morgen ritt ich mit meinem Begleiter nach dem nächsten Kraal.

Einige Kaffern saßen am Eingang desselben und spielten ein bei den Bawendas beliebtes Spiel, eine Art Dame, zu dem sie sich kleine Löcher in die Erde machen und welches sie mit Kieselsteinen spielen.

Die Leute nahmen nicht die geringste Notiz von uns und erst, als ich einen Polizisten zu ihnen schickte, kam ein Kaffer und hockte auf den Boden nieder, meine Anrede erwartend.

„Wo ist der Umnumusane, der Kraalälteste?" fragte ich.

„Er ist weg!"

„Wohin?"

„Dort über die Berge!"

„Gehe hin und rufe mir den Ältesten, der nach ihm kommt!"

„Der ist auch weggegangen, mit dem Umnumusane!"

„Rufe dann irgend einen der Alten vom Kraal!"

„Es ist kein Mann im Kraale, die Männer sind alle weg!"

„Aber ihr seid doch Männer, die ihr da spielt?"

„Ja. Wir gehören aber nicht zu dem Kraal!"

„Wer seid ihr denn?"

„Wir kommen von dem Lande Tsaolo!"

„Wo sind denn die Frauen?"

„Die sind ebenfalls weg!"

„Aber da kommen doch Frauen!" sagte ich, auf eine Anzahl Weiber deutend, die eben Wasser zum Kraal holten.

„Die gehören nicht hierher, die kommen von Parfuri!"

Mir blieb nichts anderes übrig als wegzureiten.

Beim nächsten Kraal fand genau dieselbe Szene statt, ebenso beim dritten.

Selbstverständlich gab ich nun die Komödie auf, bei der ich mich nur lächerlich machte.

Ich schickte einen genauen Rapport an die Regierung in der Hoffnung, daß diese nun energisch auftreten würde. Aber nichts dergleichen geschah, und einen Monat später teilte mir der General mit, daß er zu einer Reise nach Europa und Amerika ein Jahr Urlaub genommen habe.

Selbstverständlich war jetzt mit Magato nichts mehr anzufangen, und ich behandelte ihn von nun an so, als ob er gar nicht zu meinem Gebiete gehörte.

Magato erneuerte seine Einfälle in das Gebiet von Schewas, dieser beraubte wieder den schwächeren Parfuri und dieser wieder irgend einen der kleineren Stämme. In jedem Winter lagen sich

einige der Stämme nördlich vom Levubufluß gegenseitig in den Haaren.

Diese Streitigkeiten hatten für den übrigen Teil des Distrikts gar keine Bedeutung. Die Regierung verhielt sich ihnen gegenüber ganz passiv, und sie hatten insofern auch ihr Gutes, als, während sie stattfanden, von den Stämmen keine anderen Ungezogenheiten begangen werden konnten. Ich gab mich zufrieden mit dem Gedanken: ihre Zeit wird schon kommen, sobald es der Regierung paßt.

Achtzehntes Kapitel.

Die sagenhafte Herrscherin Modjadji.

Der alte Boy war inzwischen Hauptinduna geworden und war beständig beim Kantoor oder begleitete mich auf meinen Touren. Ein alter Induna von Sambane, Njedueni, einer der bedeutendsten des Stammes, zeigte solches Interesse an den Prozeßverhandlungen, daß er fast täglich beim Kantoor war und sich nur selten einmal auf längere Zeit nach dem Kraal begab. Bei Beratungen zeichnete er sich meist durch hartnäckige, aber oft sehr gesunde Opposition aus, so daß ich ihm scherzend den Namen Eugen Richter gab, auf den er sehr stolz war, als er erfuhr, nach wem er genannt wurde. Da der Zulu und der Iquamba in seiner Sprache kein R hat und das Wort Eugen etwas Ähnlichkeit mit dem Iquamba-Gruß „Abuschän" (abgekürzt: auschän) hat, wurde von den Kaffern aus Eugen Richter „Auschän Lischa" gemacht. Dieser Name wurde für den Alten bald allgemein.

In dem größeren, auf dem rechten Levubuufer liegenden Teile des Distrikts ging alles seinen geregelten Gang. Die Eingeborenen bezahlten willig ihre Steuern, und größere Übertretungen kamen nicht vor. Nur der große, im Süden des Distrikts wohnende Stamm von Modjadji, bei dem Missionar Reuter wohnte, benahm sich, als ob er völlig selbständig sei und mit der Regierung überhaupt nichts zu tun hätte.

Wohl bei keinem Negerstamme Südafrikas wurden die Eingeborenen mit ähnlichen Schwindeleien im Zaume gehalten, als dies bei Modjadjis Volk der Fall war.

Modjadji war ein sagenhaftes altes Weib, wohl an 100 Jahre alt. Niemand außer ihrer Bedienung und den regierenden Indunas durfte sie sehen, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen zu erblinden. Sie sollte vier Brüste besitzen, alle Sprachen der Welt sprechen und eine große Zauberin sein.

Als Regenmacherin besaß sie allerdings unter allen Eingeborenenstämmen südlich vom Zambesi einen „Weltruf", und sogar Cetewayo und Umbandeni hatten früher bei großer Dürre reiche Geschenke zu ihr geschickt, um um Regen zu bitten.

Auch Mosila und die Banjaihäuptlinge nördlich von Transvaal erkannten sie als den besten „Regenmacher" an.

Die eigentlichen Regenten des Landes waren vier bis sechs Indunas, einer immer ein größerer Halunke als der andere. Sie haben eine Menge Menschen heimlich ermorden lassen, wenn sie damit irgend einen dunkeln Zweck erreichen wollten.

Infolge der vielen Geschenke, die für das Regenmachen einkamen, führten sie ein Wohlleben, und da das Volk stets eine bedeutende Anzahl Mädchen zur Bedienung zu Modjadji schicken mußte, fanden auf dem Kraal Orgien statt, die jeder Beschreibung spotteten.

Das Volk hielten sie durch unglaubliche Geheimnistuerei verdummt und unterwürfig. Wer sich gegen sie auflehnte, wurde nach Modjadjis Hauptkraal befohlen und ward nie mehr gesehen; er wurde heimlich erdrosselt und seine Leiche eingescharrt.

Der Regenmacher-Hokuspokus ist ähnlich wie alle derartigen Schwindeleien bei den Kaffern. Die Zauberer sind phantastisch aufgeputzt; sie machen die tollsten Sprünge, die albernsten Grimassen unter Grunzen und Brüllen. Wie wild tanzen sie im Kreise herum und arbeiten sich dabei in eine Ekstase, bis ihnen der Schaum aus dem Munde tritt und sie umfallen. Bei Modjadji tanzt man zum

Regenmachen um eine große Kaffernpauke, die mit einem Menschenfell überzogen ist. Sie wird in die Sonne gestellt und wenn das Fett auf dem Felle schmilzt, dann kommt Regen, bleibt es aber trocken, dann kommt Dürre, es kann aber auch umgekehrt sein; ich habe so viele dieser Zaubergeschichten wieder vergessen und wünsche nur, daß Missionar Reuter einmal eine Geschichte und Beschreibung dieses Stammes veröffentlicht, die zweifellos viel Interessantes bieten wird.

Herr Reuter war im Anfange seiner Tätigkeit im Modjadjiland nicht auf Rosen gebettet, und sein Los war kein beneidenswertes.

Die Häuptlinge versuchten ihr Bestes, um ihn zu vertreiben, da sie befürchteten, daß seine Lehre ihrem Schwindelsystem großen Abbruch tun könnte, und sie zu vermeiden suchten, daß ihr Tun und Treiben bekannt würde. Sie machten dem Missionar daher auf alle mögliche Weise das Leben sauer. Als sie ihr Vorhaben, ihn hierdurch zu vertreiben, nicht erreichten, Herr Reuter im Gegenteil in seiner Missionsarbeit immer mehr Erfolge aufzuweisen hatte und seine Station immer mehr emporblühte, überfielen sie, wie bereits geschildert, eine seiner Außenstationen und ermordeten den größten Teil der Christen.

Die Methode, die der Missionar bei der Bekehrungsarbeit der Eingeborenen anwendet, kann man auf den ersten Blick an dem Zustand der Häuser und Gärten der Makolwas, der Bekehrten, erkennen. Sind die Häuser schmutzig und unordentlich, sind keine Obstbäume angepflanzt, so kann man sicher sein, daß auf der Station viel gebetet, aber wenig gearbeitet wird.

Sind aber die Häuser ordentlich gebaut, hübsch sauber geweißt, befinden sich bei ihnen Anpflanzungen von Obst- oder Nutzbäumen und ein kleiner, hübsch angelegter Garten, so kann man sicher sein, daß der Missionar seine Lehrmethode nach dem Spruche Luthers einrichtet: Bete, als ob alles Arbeiten nichts hilft, und arbeite, als ob alles Beten nichts hilft.

Die Kaffern auf den Stationen, wo dies geschieht, sind aber stets die glücklichsten.

Ich habe in Afrika schon viele Missionsstationen gesehen, aber keine, wo bessere Ordnung, größere Sauberkeit und mehr Zufriedenheit unter den Eingeborenen herrschte, als auf Herrn Reuters Station Medingen bei Modjadji. Man kann in jeder Hinsicht beobachten, daß der Kaffer dort auch für das praktische Leben erzogen wird.

Missionar Reuter ist ein genauer Kenner des Kaffercharakters, und vor ihm kann keiner sein wahres Antlitz hinter der Maske von Scheinheiligkeit verbergen.

Ihm liegt nicht daran, seinen Oberen lange Listen „Bekehrter“ einzusenden; aber die Eingeborenen, die fest in seine Gemeinde aufgenommen werden, haben eine scharfe Probezeit überstanden, und auf sie kann er sich in jeder Hinsicht verlassen.

Herr Reuter, ein alter Gardedragoner von Mars la Tour, geht ganz in seiner Arbeit auf und sieht sich reichlich belohnt durch den schönen Erfolg.

Seine Makolwas hängen an ihm mit einer wirklich aufrichtigen Verehrung, wie ich sie bei Kaffern nie für möglich gehalten hätte.

Jeder derselben hat ein nettes Häuschen, das er innen und außen immer hübsch geweißt zu halten hat. Vor dem Hause ist ein Blumengärtchen und hinter ihm ein Garten mit Obstbäumen, Kaffeebäumen und Tabak.

Herr Reuter erlaubt seinen Kaffern nicht, um Arbeit nach den Goldfeldern zu gehen, weil das Leben dort mit seinen Lastern keinen guten Einfluß auf sie hat. Dafür pflegt er sehr den Tabak- und Kaffeebau, und seine Makolwas haben bald eingesehen, daß sie dabei mehr erübrigen als mit der Arbeit auf den Goldfeldern, wo allerdings der Verdienst größer ist, das Geld aber auch um so schneller durch die Finger rutscht.

Die Station Medingen ist sehr schön angelegt. Bemerkenswert

ist, daß Herr Reuter alles, Anlage und Verbesserungen, ohne Geldunterstützung und nur mit seinen Kaffern ausgeführt hat.

Als die erste Kirche der Station sich für die schnell wachsende Gemeinde als zu klein erwies, wurde Herrn Reuter in Deutschland eine beträchtliche Summe für den Bau einer größeren Kirche zur Verfügung gestellt.

Er weigerte sich jedoch, die Summe anzunehmen, und schrieb: Wenn meine Kaffern eine neue Kirche haben müssen, dann sollen sie sich diese selbst bauen.

Ein wirklich bemerkenswerter Fall, daß ein Missionar die Annahme einer Geldsumme ablehnt!

Jetzt ist auf Medingen schon die dritte Kirche gebaut.

Man zweifelt in Europa vielfach an dem praktischen Wert der Missionsarbeit bei den Kaffern, jedoch mit Unrecht.

Wenn sich in dieser Hinsicht ein Erfolg der Missionsarbeit nicht zeigt, ist dies ganz allein die Schuld des betreffenden Missionars, weil er dann sein Augenmerk nur auf den religiösen Unterricht der Eingeborenen richtet, seinen Beruf als Zivilisator jedoch vernachlässigt. Die richtige Missionsarbeit, die das labora dem ora gleichstellt, ist ein Segen für das Land, nicht allein für die Eingeborenen, sondern auch für die weißen Ansiedler.

Den wahren Charakter des Kaffern lernt der Missionar nicht in der Kirche kennen, sondern bei der Arbeit und im praktischen Leben. Der Missionar, der auf seiner Station streng auf fleißige Arbeit hält, ist ein viel besserer Kenner des Kafferncharakters als der, der nur die Sonntagsgesichter seiner Makolwas sieht und dem der schlaue Kaffer ein X für ein U vormacht.

Daher kommt es auch, daß die Missionare und Kaffern von denjenigen Stationen, auf welchen fleißig gearbeitet wird, auch bei der weißen Bevölkerung immer geachtet und beliebt sind, während auf der anderen Seite wieder die Abneigung, ich darf sagen, der Haß der Boeren und Ansiedler gegen die Stationen,

auf denen allerhand schwarzes Gesindel faul herumlungert, wohlberechtigt ist. —

Im September des Jahres 1890 mußte ich wegen einer dienstlichen Angelegenheit nach Pretoria reisen. Auf dem Rückweg empfing mich in Pietersburg an der Poststation der Landdrost Münnik, der seit einigen Monaten nach dem Tode von Landdrost Marais dieses Amt bekleidete. Er erzählte mir, daß ihm am Tage zuvor Boeren die Nachricht gebracht hätten, daß Modjadjis Stamm die Station Medingen zu überfallen und die Christen zu ermorden beabsichtige.

Ich eilte auf diese Nachricht ohne Aufenthalt nach den Spelonken zurück und fand dort Boten von Missionar Reuter vor, der mir in einem Schreiben nicht allein grobe Übertretungen der Indunas von Magato gegen die Stationskaffern mitteilte, sondern auch, daß er laut vertrauenswerter Nachricht befürchte, daß Modjadjis Leute die Station zu überfallen gedächten.

Einige Kaffern, die von den Indunas ermordet werden sollten, waren nach der Missionsstation geflohen. Herr Reuter bat dringend um Hilfe.

Modjadji hatte schon einmal einen Überfall auf eine Station gewagt und eine Anzahl Männer ermordet; es war also durchaus wahrscheinlich, daß sie auch diesmal ihre Absicht ausführen würde, jedenfalls durfte die Station nicht ohne Hilfe gelassen werden.

Sofort schickte ich Boten zu den mir zunächst wohnenden Unterhäuptlingen der Maquambas mit dem Befehl, augenblicklich alle waffenfähigen Männer ihrer Reviere aufzurufen und am Abend des folgenden Tages bei dem von meiner Wohnung sieben Reitstunden entfernten Kudusrivier zusammenzukommen.

Ich selbst machte mich, begleitet von Max, meinem Dolmetscher und den Polizisten, sofort auf den Weg und traf gegen Morgen bei dem Kaffernstore (Kaufladen) eines Deutschen bei Kudusrivier ein.

Bald nach unserer Ankunft kam ein Bote von Herrn Reuter an, der auf dem Wege zu mir war und nicht wußte, daß er mich am

Kudusrivier treffen würde. Herr Reuter spornte zur Eile an, da das ganze Kriegsvolk von Modjadji versammelt sei und sich bei der Station fortwährend bewaffnete Trupps zeigten.

Ich ließ Herrn Reuter durch seinen Boten mitteilen, daß ich noch in der Nacht bei ihm sein würde.

Kurz vor uns waren schon mehrere Unterhäuptlinge mit ihren Mannschaften am Kudusrivier angelangt, und im Laufe des Nachmittags erschienen fortwährend neue Scharen. Gegen Abend waren bereits über 1000 Mann versammelt.

Es war eine bunte Schar. Alle waren nach Zuluart mit Assegaien und Schilden bewaffnet, fast jeder trug außerdem ein altes Gewehr, einige sogar Bogen und Giftpfeile.

Selbst eine Kavallerietruppe konnte ich formieren. Nicht nur die meisten Indunas waren beritten, sondern auch einige Kaffern. Die Berittenen trugen alle Gewehre, Hinterlader der verschiedensten Modelle.

Der Kudusrivier läuft durch eine weite Buschfeldebene. Vom Flusse aus ist es noch etwa zwei Stunden bis zu dem Gebirge, auf dem der Stamm von Modjadji wohnt und wo auch die Station Medingen liegt.

Ich beabsichtigte an Ort und Stelle zu untersuchen, was Modjadjis Kaffern eigentlich vorhatten. Deshalb beschloß ich, das Impie der Maquambas vorläufig zurückzulassen und erst mit Max, Willy Grieve, den Polizisten und den berittenen Leuten zur Station zu reiten.

Einer der Unterhäuptlinge erhielt den Befehl, sobald sämtliche Mannschaften angekommen seien, alles zum Aufbruch bereitzuhalten und sobald er den Befehl hierzu bekommen würde, nach der Missionsstation zu marschieren.

Herr Reuter hatte sich auf einen Überfall gut vorbereitet. Die sämtlichen Frauen und Kinder waren in der Kirche untergebracht, die Männer waren rund um die Station postiert. Jeder hatte bei seinem

Posten einen kleinen Schützengraben aufgeworfen, und ohne Furcht erwarteten sie den Überfall, ja, sie brannten vor Begierde auf denselben. Sie hätten zu gern den Tod ihrer ermordeten Kameraden gerächt.

Ich schickte am Morgen einen Polizisten zu Mobjabjis Kraal mit dem Befehl an die Indunas, vor mir zu erscheinen und ihre Impies augenblicklich nach Hause zurückzusenden.

Sie weigerten sich, diesem Befehle Gehör zu geben, und auch eine zweite Aufforderung blieb erfolglos.

Es war also bewiesen, daß die Befürchtung Herrn Reuters nicht grundlos war und daß die Kaffern gegen die Station etwas im Schilde führten.

Ich schrieb einen genauen Rapport an die Regierung, den ich mit einem reitenden Boten zur nächsten Telegraphenstation Hänertsburg sandte, und bat um Instruktionen. Zugleich teilte ich der Regierung mit, daß weitere Unruhen nicht zu befürchten seien, sondern diese sich allein auf den Stamm von Mobjabji beschränkten, den im Schach zu halten ich vollkommen stark genug sei. Um etwaige Vorwürfe zu vermeiden und um sicher zu gehen, bat ich den stellvertretenden Chef des Eingeborenenwesens, Kommandant Pretorius, persönlich nach Station Medingen zu kommen, die Untersuchung vorzunehmen und weiteres zu bestimmen.

Zugleich schickte ich Befehl zu dem am Kudusrivier zurückgebliebenen Unterhäuptling, mit den sämtlichen Maquambas zur Station zu kommen.

Noch im Laufe des Tages trafen diese ein, und gegen Abend waren etwa 3000 Mann versammelt.

Die Nachricht von dem Aufbruch hatte sich unter den Maquambas wie ein Lauffeuer verbreitet. Keiner der Indunas wollte zurückbleiben, und auch in den nächsten Tagen trafen immer noch weitere Scharen ein, so daß ich Boten nach den Spelonken senden mußte, um weiteren Zuzug vorläufig zu verhindern; denn ich wußte ja nicht, wie ich diese großen Massen verpflegen sollte.

Am dritten Tage traf Leutnant du Toit, der kommandierende Offizier der auf dem Holzbuschgebirge stationierten reitenden Polizei, mit seiner etwa 25 Mann starken Truppe ein.

Er hatte von der Regierung Befehl erhalten, sich mir zur Verfügung zu stellen, und brachte mir auch ein Telegramm, worin mir Kommandant Pretorius mitteilte, daß er am Morgen desselben Tages abreisen würde. Bis zu seiner Ankunft sollte ich keine weiteren Schritte unternehmen, jedoch jeder Feindseligkeit von Modjadjis Kaffern, wenn es sein müsse, mit Gewalt entgegentreten.

Ich postierte Wachttrupps auf den umliegenden Höhen und wartete die Ankunft meines Chefs ab.

In der Nähe der Station lagen einige große Bawendakraale. In ihnen wohnten die Haupträdelsführer des früheren Überfalls von Kaschames Station und auch die Mörder der Christen.

Die sämtlichen Einwohner dieser Kraale hatten sich nach der Hauptstadt Modjadjis geflüchtet. Die Männer waren gerade diejenigen, die auch an den jetzigen Wirren die meiste Schuld gehabt hatten.

In den Kraalen war Mais und Kaffernkorn in genügendem Maße vorhanden, so daß für die Verpflegung des Maquambaheeres Anordnungen getroffen werden konnten.

Nach einigen Tagen traf Kommandant Pretorius ein und ließ die Indunas von Modjadjis Hauptkraaal rufen, um mit der Untersuchung beginnen zu können. Dieselben weigerten sich wiederum zu erscheinen und ließen Kommandant Pretorius sagen, daß sie mit den Weißen nichts zu tun haben wollten. Sie zeigten sich in jeder Hinsicht so widerspenstig, daß Kommandant Pretorius sich gezwungen sah, der Regierung vorzustellen, die Kaffern mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen.

Er wollte jedoch, ehe er zu strengen Maßregeln überging, noch einmal versuchen, ob es ihm nicht gelinge, die Kaffern eines Besseren zu belehren. Er beauftragte mich deshalb, zu den drei größten

Unterhäuptlingen zu reiten und sie zu ermahnen, mit ihrem Volk die Waffen niederzulegen.

Der erste der Unterhäuptlinge wohnte nicht weit von der Station in einem großen, stark verschanzten Kraal. Zwischen dem Berg, auf dem die Station liegt, und dem, auf dem sich der Kraal befand, erstreckt sich ein tiefes Tal. Wir konnten von der Station aus die wilden Kriegstänze der Bawendas beobachten und sahen täglich bewaffnete Trupps bei dem Kraal aus- und eingehen.

Von Leutnant du Toit, drei reitenden Polizisten, Max, Willy Grieve und zweien meiner Unterhäuptlinge begleitet, ritt ich am anderen Morgen den nach dem Kraale führenden Fußweg hinauf. Aber als wir gerade in einem dichten, unterhalb des Kraales liegenden Busch ritten, erhielten wir heftiges Feuer, das uns zur Umkehr zwang.

Ich sandte einen Reiter mit der nötigen Meldung zu Kommandant Pretorius zurück, und nun begaben wir uns auf den Weg zu dem nächsten Unterhäuptling Mapieta, der südlich vom Gebirge etwa drei Stunden Reitens entfernt in einem großen Wald wohnte.

Etwa tausend Schritt von Mapietas Wald entfernt sattelten wir ab, und ich schickte einen der Unterhäuptlinge, Piet Ramakoeb, der bei mir während der Jahre, die ich Eingeborenenkommissar war, den Adjutantendienst verrichtete, allein nach dem Kraal, um meine Botschaft an Mapieta zu überbringen.

Mapieta schickte die Antwort zurück: Wenn ich ihm etwas zu sagen hätte, solle ich zu Modjadji schicken, er nehme Befehle nur von Modjadji an.

Am Nachmittage des zweiten Tages waren wir an dem der Station entgegengesetzten Ende des Gebirges angelangt, wo ein anderer Unterhäuptling Modjadjis wohnte. Da auch dieser eine ähnliche Antwort wie Mapieta sandte, war es mir deutlich, daß weitere Bemühungen erfolglos bleiben würden. Ich beschloß deshalb zur Station zurückzureiten.

Sämtliche in den Niederungen wohnenden Bawendas von Modjadji waren ins Gebirge geflohen, nur die unter Modjadji stehenden Maquambas waren auf ihren Kraalen geblieben. Sie versprachen auch, sich ruhig zu verhalten und einem etwaigen Aufruf sofort Folge zu leisten.

Nachdem wir eine nördliche Richtung eingeschlagen hatten, um unseren Rückweg auf der anderen Seite des Gebirges zu nehmen, sahen wir kurz vor Sonnenuntergang plötzlich in einiger Entfernung zwischen den Bäumen des Buschfeldes einen größeren Trupp Kaffern, die in der Richtung nach dem Gebirge zu marschierten. Sie hatten uns dem Anschein nach nicht bemerkt. Schnell waren meine Begleiter verteilt, und im Galopp ging es auf die Gesellschaft los, um festzustellen, wer sie seien, und um sie, wenn zu Modjadjis Volk gehörend, gefangen zu nehmen.

Es waren etwa 40 Mann, die außer ihren Waffen alle schwere Bündel auf dem Kopfe trugen.

Als sie uns gewahrten, warfen sie ihre schweren Bündel zur Erde und suchten zu entfliehen. Es gelang uns, etwa 35 zusammenzutreiben, fünf waren entkommen.

Die Lasten, die alle nahe beieinander am Boden lagen, bestanden in 20 großen Korbflaschen portugiesischen Kaffernbranntweins, jede etwa 40 Liter enthaltend, aus fünf Bündeln Blei und 15 Bündeln portugiesischen Pulvers.

Die Kaffern gehörten zu Modjadji und waren nach dem portugiesischen Gebiet geschickt, um Munition und Branntwein zu kaufen. Alles war selbstverständlich geschmuggelt.

Ich ließ die Pulverbündel auf einen Haufen legen, die Kaffern das Blei und die Korbflaschen wieder aufpacken und beauftragte Leutnant du Toit, die ganze Gesellschaft als Gefangene mitzunehmen.

Als der Trupp sich entfernt hatte, steckte ich unterhalb des Pulverhaufens das Gras in Brand und ritt davon. Bald erfolgte auch die Explosion.

Wir ritten die ganze Nacht hindurch. Am anderen Morgen stattete ich Kommandant Pretorius meinen Rapport ab.

Da Modjadjis Kaffern ohne Veranlassung auf uns gefeuert hatten, sandte Kommandant Pretorius ein Ultimatum zur Hauptstadt und befahl den Häuptlingen, bis spätestens zum Abend des nächsten Tages vor ihm zu erscheinen, widrigenfalls er Befehl geben würde, mit Gewalt gegen sie vorzugehen.

Da meine Unterhäuptlinge mich fortwährend baten, den konfiszierten Branntwein unter sie zu verteilen, ich aber Exzesse befürchtete, ließ ich sämtliche Flaschen vor der Station ausgießen.

Am Abend wollte ich den alten Boy sprechen, um noch einige Befehle betreffs der Wache zu geben.

Ich begab mich nach einem kleinen, dicht bei der Station liegenden Gehölz, wo die Polizisten und eine Anzahl der Indunas ihr Lager errichtet hatten.

In dem Gehölz angekommen, sah ich sie alle um ein Feuer sitzen, auf dem ein riesiger Kafferntopf stand, aus welchem Boy eben ein Getränk schöpfte, das er kostete.

„Was habt ihr denn da auf dem Feuer?“ fragte ich Boy.

„Nguhla“ (Essen), sagte er.

Zufällig sah ich nach dem offenen Topf hin und bemerkte, daß in demselben eine schlammige Brühe kochte.

Die Indunas lachten verlegen.

„Was ist denn das für ein Teufelsgebräu?“ fragte ich nun, in Boy dringend.

„Ach Herr!“ sagte er, „sei nicht böse. Es ist doch schade, den schönen Branntwein so wegzuschütten. Wir haben die Erde ausgegraben und wollen versuchen, noch etwas Branntwein herauszukochen!“

Die Kerls haben die Brühe wirklich bis auf den letzten Tropfen getrunken, bekneipt ist jedoch keiner davon geworden. Jedenfalls eine neue Methode, Punsch zu brauen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kampf gegen Modjadji.

Das Ultimatum von Kommandant Pretorius blieb unbeachtet. Er beschloß deshalb nach Pretoria zurückzugehen, um der Regierung Rapport über die Angelegenheit abzustatten. Zugleich gab er mir den schriftlichen Befehl, am nächsten Morgen von sämtlichen Kraalen Modjadjis, im Gebirge sowohl als in der Ebene, das Vieh sowie die Vorräte an Lebensmitteln zu nehmen und Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Ich dürfe mich jedoch Modjadjis Hauptstadt nicht weiter als bis auf eine Entfernung von einer englischen Meile nähern.

Es war natürlich vorauszusehen, daß die Kaffern ihr Vieh und ihre Kraale verteidigen würden und daß jede Abteilung, klein oder groß, die sich den von Modjadjis Volk besetzten Bergen näherte, Feuer erhalten würde.

Noch während der Anwesenheit von Kommandant Pretorius hatte ich die sämtlichen Maquambas unter die Waffen gerufen und hatte nun eine kleine Armee von etwa 7000 Mann beisammen, dazu kam noch Leutnant du Toit mit 25 Mann reitender Polizisten, alles junge Boeren.

Kommandant Pretorius reiste am Abend ab.

Durch das Gebiet von Modjadji ziehen sich von Osten nach Westen zwei parallel laufende Gebirgszüge, zwischen denen sich ein schmales Tal erstreckt. Die Berge sind teilweise, an den Wasser=

läufen entlang, mit dichtem Wald bedeckt. In diesen Wäldern hatten sich die Kaffern an verschiedenen Stellen verschanzt. Der größte dieser Wälder ist der Dadjawald, der am Südhang des nördlichen Gebirgszuges liegt, gerade vis-a-vis der zwischen beiden Gebirgszügen liegenden Hauptstadt von Modjadji. Der Wald heißt bei den Boeren Toverbosch, der „Zauberwald“, weil in ihm der große Zauberkraal liegt, in welchem der Zauber- und Regenmacher-Hokuspokus stattfindet.

In diesem Walde lag die Hauptmacht Modjadjis; auch hatten die Kaffern hier das meiste Vieh in Sicherheit gebracht. Ich beabsichtigte, an diesem Orte mit der Ausführung des mir gegebenen Befehls anzufangen.

Schon am Abend vorher hatte ich meine Unterhäuptlinge zusammengerufen, sie in drei Abteilungen verteilt und ihnen die Dispositionen für den Angriff auf den Dadjawald mitgeteilt.

Die erste Abteilung sollte um 12 Uhr in der Nacht aufbrechen und in der Buschfeldebene am Fuße des Gebirges entlang nach einem Wasserlaufe marschieren, etwa eine halbe englische Meile am Dadjawalde vorbei.

Am Fuße des Berges ist in der Nähe dieses Laufes der Busch sehr dicht, so daß sich die Abteilung in demselben gut verbergen konnte. Diese Abteilung sollte den Wald von Osten angreifen. Induna Hlasomsuane befehligte sie.

Die zweite Abteilung sollte ebenfalls um 12 Uhr aufbrechen, auf dem Kamm des Gebirges entlang marschieren und den Wald von Westen angreifen. Sie wurde von Induna Mavambi befehligt.

Ich selbst wollte mit der Hauptmacht um 1 Uhr aufbrechen, ebenfalls in der Ebene nördlich vom Gebirge entlang marschieren, um so den Wald von oben, von Norden anzugreifen.

Das Vorgehen meiner Truppen sollte das Zeichen zum allgemeinen Angriff sein.

Die größte Ruhe auf dem Marsch wurde befohlen. Anzünden von Feuer am Bestimmungsort war selbstverständlich verboten.

Zur festgesetzten Zeit brachen alle Abteilungen auf. Nach einem etwa dreistündigen Marsche waren wir am Fuße des Berges angelangt, an dessen entgegengesetztem Abhang sich der Zauberwald erstreckt. Nach einer weiteren Stunde war der Berg erklommen, und mit Tagesanbruch schickte ich eine kleine Anzahl Polizisten gegen den Wald vor mit dem Auftrag, die Kaffern zur Übergabe aufzufordern und ihnen zu gleicher Zeit mitzuteilen, daß ich beauftragt sei, das Vieh in Beschlag zu nehmen.

Bei etwa aus dem Walde fallenden Schüssen sollten die Polizisten sofort umkehren, und die Schüsse sollten zugleich das Zeichen zum Angriff sein.

Die Polizisten hatten sich dem Walde auf etwa 100 Schritt genähert, als sie auch schon Feuer aus demselben erhielten, und sofort stürmte meine Kolonne in langer Linie gegen den Wald vor. Auch Mavambis Posten mußten gut aufgepaßt haben, denn von seiner Seite ertönte ebenfalls heftiges Feuer, und von Osten kam jetzt auch Hlasomsuanes Abteilung aus dem Gebüsch.

Leutnant du Toit war mit seiner Abteilung bei mir geblieben. Da wir das Gefecht im Walde nicht verfolgen konnten, gingen auch wir in der Richtung nach dem Zauberkraal vor. Das Feuer zog sich ebenfalls von allen Seiten nach demselben hin, ein Zeichen, daß die Bawendas zurückgingen.

Nach Verlauf von einer Stunde kamen wir an einen Abhang und sahen unter uns den Zauberkraal in hellen Flammen stehen. Gegen Mittag war der Wald von den Bawendas gesäubert, und meine Indunas verlangten stürmisch, sofort die nahe Hauptstadt angreifen zu dürfen.

So gern ich selbst dies getan hätte, so war es doch gegen meine Instruktion. Ich ließ daher alle Abteilungen nach einem kleinen Koppie (Felshügel) am Ende der Bergkette zusammenziehen.

Etwa 800 Stück Rindvieh und eine Menge Schafe und Ziegen waren in unsere Hände gefallen.

Unsere Verluste betrugen acht Maquambas tot und etwa 30 verwundet. Von Mobjabjis Leuten waren etwas über 30 gefallen. Zwei der Verwundeten, die von Giftpfeilen getroffen waren, starben noch im Laufe des Tages.

Die Bawendas und Maquambas bereiten das Pfeilgift aus einer Mischung von Pflanzengift und Schlangengift und sie fügen, wie mir einmal ein alter Medizinmann mitteilte, der Mischung auch Leichengift bei.

Die Substanz wird um den eisernen Hals des Pfeiles geschmiert und hat, trocken geworden, das Aussehen von grauem Hutfilz.

Die Buschmannspfeile sind viel gefährlicher als die Bawenda- und Maquambapfeile, weil bei ihnen das Gift nicht um den Hals des Pfeiles sitzt, sondern sich auf einem kleinen dreieckigen Blechblättchen befindet, das der Buschmann in die Spitze des aus hartem Holze verfertigten Pfeiles einkerbt. Sobald der Pfeil aus der Wunde gezogen wird, bleibt das Blech mit dem Gift darin zurück.

Wenn der Bawendapfeil auf einen Knochen trifft, so daß er nicht eindringen kann, kommt das Gift nicht mit der Wunde in Berührung, während sich das Giftblättchen des Buschmannpfeils auch beim geringsten Ritz in der Haut ablöst und stecken bleibt.

Auf einer späteren Expedition erhielt einer meiner Kaffern beim Erstürmen eines Kraales in meiner unmittelbaren Nähe einen Pfeil durch den Arm, der bis zum Rohr eingedrungen war. Einer seiner Kameraden riß den eisernen Hals mit der Spitze ab und zog ihn ganz durch. Darauf saugten zwei Kaffern an jeder Öffnung der Wunde, und ein anderer hielt einen eisernen Ladestock in die Glut einer brennenden Hütte. In wenigen Minuten war der Ladestock glühend, den die Kaffern nun durch die Pfeilwunde steckten, wo sie ihn einige Sekunden ließen. Es war eine Gewaltkur, aber was war zu machen? Der Kaffer ist wieder hergestellt worden.

Auf dem Koppie, bei dem die Abteilungen zusammenkamen, befand sich ein Bawendakraal, dessen Bewohner in die Berge geflohen

waren. Der Kraal war, wie alle Bawendakraale, gut verschanzt und lag oben auf der Spitze des Koppies.

Ich hatte den Maquambas ihre Lagerstellen so angewiesen, daß bei einem Überfall wir Weißen, Leutnant du Toit mit seinen Mannschaften, Max, Willy und ich nebst den Polizisten, die alle mit Hinterladern bewaffnet waren, das Koppie allein zu verteidigen hatten; wir waren also vor den Kugeln unserer Kaffern sicher.

Bei allen Expeditionen, in denen ich Maquambascharen mitgeführt habe, war die Gefahr, von den eigenen Leuten tot geschossen zu werden, viel größer als die, von einem feindlichen Geschoß getroffen zu werden. Während die Bawendas bei der Verteidigung ihrer Stellung ruhig und bedächtig und nur dann feuern, wenn sie ihres Schusses sicher zu sein glauben, eröffnen die Maquambas vor dem Ansturm ein blindes Heckenfeuer. Sie beabsichtigen, mit ihren Kugeln erst das zu stürmende Gehölz oder den Kraal zu säubern.

Wir richteten uns in dem Kraal so gut es ging ein. In den Hütten fanden wir verschiedene Töpfe und eine Menge Bohnen, wir litten daher keinen Mangel. Fleisch war genug vorhanden.

In der Nacht entstand bei einem der Maquambalager Alarm. Mehrere Schüsse wurden abgefeuert, und ein gewaltiger Lärm ertönte. Bald wurde es jedoch wieder ruhig.

Am anderen Morgen erfuhren wir, daß die Wachen nicht gut aufgepaßt hatten und daß es einigen von Modjadjis Leuten gelungen war, in das Lager zu schleichen, wo sie zwei Mann getötet und mehrere verwundet hatten. Hierauf waren sie schnell wieder verschwunden.

Um abzuwarten, welchen Effekt dieses Gefecht auf Modjadji haben würde, beschloß ich, wieder nach der Station zurückzuziehen. Ich schickte das erbeutete Vieh nach den Spelonken, damit es den Feind nicht zu nächtlichen Überfällen reizen sollte.

Gerade waren wir wieder in Medingen angekommen, als heftiger Regen eintrat. Mehrere Tage goß es in Strömen, so daß es unmöglich war, irgend welche Operationen zu unternehmen.

Nur ein kleiner Teil der Maquambas konnte in den bei der Station liegenden verlassenen Bawendakraalen untergebracht werden. Die Übrigen bauten sich in den vielen kleinen Wäldern notdürftige Hütten. Trotz des Regens hielten sie treulich aus, aber alle waren fest überzeugt, daß Modjadji den Regen nur gemacht habe, um uns zu vertreiben.

Da Modjadji noch immer keine Miene machte, sich zu unterwerfen, unternahm Leutnant du Toit noch einige Expeditionen nach der anderen Seite des Gebirges und brachte auch von dort eine beträchtliche Anzahl Vieh zurück.

Als nach etwa einer Woche der Regen nachließ, schickte ich einige von Herrn Reuters Makolwas mit mehreren Wagen nach der Ebene, um aus einem großen Bawendakraal Mais anzufahren. Die Wagen mußten hart am Fuße eines der Station gegenüberliegenden Berges vorbei, auf dem der stark befestigte Kraal von Schischueni, eines Unterhäuptlings von Modjadji, lag.

Schischueni hatte am Morgen die Wagen vorbeifahren sehen und legte sich nun mit seinen Leuten in den Hinterhalt.

Am Nachmittag saßen Herr Reuter und ich nicht weit vom Hause und beobachteten die unten im Tale näherkommenden Wagen, als plötzlich in der Nähe derselben Schüsse fielen. In weniger als fünf Minuten war die ganze Station alarmiert.

Schnell schickte ich zu den Indunas Boy und Mavambi, die mit ihren Leuten etwa 100 Schritte entfernt in einem Kraale lagerten. Auch Leutnant du Toit kam, als er die Schüsse hörte, mit seinen Leuten angelaufen, und wie der Wind eilten wir den Berg hinunter, den bedrängten Makolwas zu Hilfe.

Diese wehrten sich tapfer.

Die übrigen Leute der Station waren gar nicht zu halten, bot sich doch jetzt die lang ersehnte Gelegenheit, Rache für Kaschames Tod zu nehmen. Lange ehe wir im Tale anlangten, waren sie bei den Wagen und unterhielten ein solch erfolgreiches Feuer, daß Modjadjis

Leute sich schleunigst nach dem Kraal von Scheschueni zurückziehen mußten.

Mittlerweile waren Boys und Mavambis Leute ebenfalls zu uns gestoßen. Ihnen hatten sich Kaffern von den übrigen Indunas angeschlossen, und hinter uns sahen wir noch immer neue Scharen den Berg heruntereilen.

Nach der alten Regel: schmiede das Eisen, solange es heiß ist, wollte ich die Gelegenheit benutzen, und da wir nun einmal ausgerückt waren, gedachte ich auch einige andere hinter Scheschueni liegende Kraale einzunehmen, in denen sich ebenfalls Abteilungen von Modjadjis Leuten aufhielten.

Herrn Reuters Kaffern hatten die Schanzen von Scheschueni schon erstürmt, und hoch schlugen die Flammen des brennenden Kraals gen Himmel. Bald hatten wir den sich vom Scheschueniberge nach Osten erstreckenden Bergrücken, auf dem die Kraale lagen, erreicht. Wir gingen auch sofort zum Angriff über.

Die Bawendas feuerten heftig, aber viel zu hoch, sie waren jedoch gut gedeckt, und nur die Rauchwölkchen am Rande des Waldes verrieten ihre Stellung.

Bei dem ersten Kraale angekommen, schickte ich mich eben an, die Palisaden des Eingangs umzureißen, als plötzlich Max neben mir laut rief:

„Adolf, gib acht!“

Im selben Moment knallte rechts neben mir aus dem etwa 50 Schritt entfernt liegenden zweiten Kraal ein Schuß, dann noch einer. Ich erhielt einen heftigen Schlag in den Rücken und fiel vornüber in die zu beiden Seiten des Eingangs stehende Kaktushecke.

Ich wußte zuerst gar nicht, wie mir geschehen war. Mein rechtes Ohr brummte, als ob das Trommelfell geplatzt sei, im Rücken hatte ich ein Gefühl, wie wenn das Rückgrat gebrochen wäre, und Gesicht und Hände brannten von den Kaktusdornen wie Feuer.

Da das Liegen im Kaktus gerade nicht zu den angenehmen

Positionen gehört, raffte ich mich schnell wieder auf und hörte nun, was vorgefallen war. Als ich die Pfähle am Eingang des Kraales umriß, sprang links von mir an der anderen Seite des Zauns, ohne daß ich ihn bemerkte, ein Bawenda auf und streckte mir sein Gewehr fast in die Seite. Max, der einige Schritte links hinter mir war, sah ihn aufspringen; daher sein Warnungsruf. Gerade als der Bawenda sein Gewehr anlegte und ich mich nach Max umdrehte, schoß ein etwa einen Schritt rechts von mir gehender junger Boer von Leutnant du Toits Leuten dem Kaffern mitten durch den Kopf.

Im nämlichen Augenblick fiel aus dem benachbarten Kraale ein Schuß und traf mich gerade in den Rücken auf das umgehängte Patronenband.

Anstatt einer Kugel hatte der Kaffer einen mit Blei umgossenen Stein geladen, und das Projektil muß, wie es bei Kaffernkugeln so oft vorkommt, nicht in den Lauf gepaßt haben. Die ziemlich heftige Blutung rührte nur von einigen Bleisplittern her.

Bald hatten wir die beiden Kraale eingenommen. Die Bawendas flüchteten in den auf der anderen Seite liegenden Wald.

Die Sonne war bereits untergegangen, und da ein schweres Gewitter heraufzog, gingen wir zurück.

Unten im Tale angekommen, meldete mir der Induna Mavambi, daß einer seiner Leute verwundet sei und daß ihn die übrigen trotz allen Suchens nicht finden könnten.

Ich schickte sofort eine starke Abteilung nach den Kraalen zurück, aber auch ihre Bemühungen, den Verwundeten zu finden, blieben erfolglos.

Am anderen Tage saßen Leutnant du Toit und ich, wie wir täglich taten, auf einem kleinen Koppie in der Nähe der Station und beobachteten die Kaffern von Modjadji auf dem uns gegenüberliegenden Berge.

Es schien dort etwas Besonderes los zu sein, denn ein großer Tanz fand statt.



Zaubertanz der Bulus.

Die Tänze der Bawendas und der Matatesen sind grundverschieden von denen der Zulus, Zwasies und Maquambas.

Die Kriegstänze der letztgenannten Stämme habe ich schon geschildert.

Die Friedens- oder Freudentänze der Maquambas können wohl kaum ein Tanz im engeren Sinne des Worts genannt werden.

Männer und Frauen bilden einen Halbkreis. Auf der einen Seite stehen die Männer und Jünglinge, auf der anderen Seite die Frauen und Mädchen. Alle sind schön geschmückt und mit bunten Lappen und Perlenschnüren behangen.
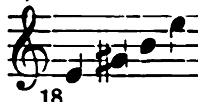
Der Vortänzer oder Vorsänger stimmt ein Lied an, in das die anderen mit verschiedener Begleitung einfallen.

Die Männer begleiten den Gesang mit gleichmäßigem Stampfen der Füße und Schwingen der Stöcke, die Weiber mit Stampfen und Händeklatschen. Das Tempo des Gesanges wird immer schneller, das Stampfen immer wilder. Je mehr dabei die Augen verdreht und Grimassen geschnitten werden, für desto schöner gilt es.

Die Bawendas und Matatesen dagegen tanzen im eigentlichen Sinne des Wortes.

Auf einem freien Platze in der Nähe des Kraales sitzen die jungen Mädchen auf der Erde. Eines derselben schlägt eine auf der Erde stehende Pauke von der Form unserer Kesselpauken. Der Kessel ist aus Holz verfertigt und mit einem gegerbten Fell überzogen.

Vier bis sechs der übrigen Mädchen schlagen jede mit den flachen Händen ebenfalls aus Holz verfertigte, mit gegerbtem Fell überzogene Trommeln von länglicher Form, die sie mit den Beinen festhalten. Der Takt ist $^4/_8$, wobei die Pauke 1, die Trommeln 2, 3, 4 schlagen.

Von den Männern und größeren Knaben hat jeder eine Flöte aus Schilfrohr. Die verschiedenen Flöten, deren jede nur einen Ton von sich gibt, sind genau abgestimmt auf 

In diesen vier Tönen besteht auch die ganze Musik. Jeder der Tänzer weiß genau, wann er seinen Ton zu blasen hat.

Die große Pauke fängt an. Zuerst fallen die Trommeln, dann die Flöten ein, und schließlich springt die ganze Gesellschaft mit genau vorgeschriebenen Schritten und Bewegungen im Kreise um die Mädchen mit den Trommeln herum.

Die Bewegungen und Schritte sind sehr verwickelt, und es dauert eine ganze Weile, bis eine bestimmte Bewegung sich wiederholt.

Hier und da tritt eine Frau des Häuptlings, des Unterhäuptlings oder des Umnumusanes des betreffenden Kraales in den Kreis. Dann hören die Männer mit Tanzen auf, erweitern den Kreis und setzen sich auf den Boden nieder, wobei die Musik jedoch gleichmäßig weitergeht. Die Frau führt hierauf, oft sehr graziös, einen Solotanz auf.

Es war in den Spelonken Gebrauch geworden, daß jeder Unterhäuptling der Matatesen sowohl als der Maquambas einmal im Jahre nach der Maisernte zu mir zum Tanzen kam. Er brachte dann seine sämtlichen Männer nebst ihren Weibern und Kindern mit. Die Frauen und Mädchen trugen Bier, und ich mußte für jeden Induna ein Stück Rindvieh schlachten, dessen Größe von der Zahl seiner Leute abhing.

Bei kleineren Indunas, die nicht viel Volk hatten, richtete ich es so ein, daß mehrere zusammenkamen. Da öfters Indunas der Bawendas und Maquambas zugleich kamen, kann man sich vorstellen, welch grauenhafter Spektakel bei uns herrschte. —

Am Nachmittag sollten wir die Ursache des Lärms und des Freudentanzes auf dem Bawendakraal erfahren.

Einer von Mobjadjis Kaffern war aus dem Kraale entflohen und kam, um bei Missionar Reuter Schutz zu suchen.

Er erzählte, daß Mobjadjis Leute den verwundeten Iquamba von Mavambi gefunden und ihn geschlachtet hätten. Sie seien jetzt gerade damit beschäftigt, Medizin zu trinken.

Die Bawendas schlachten gefangene Feinde häufig, nicht damit das Fleisch im engeren Sinne als Nahrung dienen soll, sondern sie verzehren es mehr als Zaubermedizin, um sich Mut zu machen. Fleischteile werden in kleine Stückchen geschnitten und zusammen mit dem ebenfalls in Stücke zerlegten Fleisch eines geschlachteten Rindes verzehrt.

Ich habe bereits erzählt, daß die Zulus im Kriege niemals Feinde martern; sie töten vielmehr alles, was ihnen unter die Hände kommt.

Anders die Bawendas, die eine teuflische Lust am Martern haben. Der Häuptling Parsuri im Norden meines Gebietes nimmt mit Vorliebe eigenhändig die grausamsten Martern an gefangenen Feinden vor, ebenso Schewas.

Bei den früheren Kämpfen der Boeren mit Magatos Stamm haben die Bawendas zwei verwundeten Boeren, die in ihre Hände fielen, bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen, und ein Unterhäuptling Magatos, Lemondo, trug zu meiner Zeit noch eine Mütze, die aus dem Skalp und dem Bartfell eines der Boeren namens Fourie verfertigt war.

Modjadji hatte nach den beiden schweren Schlägen doch wohl eingesehen, daß weiterer Widerstand ihr nur zum Schaden gereiche. Sie schickte mir einen großen Elefantenzahn und bat um Frieden.

Da ich Kommandant Pretorius in wenigen Tagen zurück erwartete, stellte ich die Feindseligkeiten vorläufig ein, behielt jedoch die Maquambas noch alle unter den Waffen.

Nach einigen Tagen traf Kommandant Pretorius ein. Er hatte nicht allein ein Detachement Artillerie mitgebracht, sondern auch eine Abteilung von 200 Boeren, die der Kommandant von Zoutpansberg aufgerufen hatte, und schlug sein Lager unmittelbar bei der Hauptstadt auf.

Kommandant Pretorius wies Modjadjis Indunas kurz ab, als sie zu ihm kamen, und verlangte, Modjadji selbst zu sehen.

Alles Sträuben und alle Entschuldigungen, die die Indunas vorbrachten, halfen nichts; der Kommandant blieb fest. So brachten die Kaffern denn nach einigen Tagen auf einer Bahre ein kleines, wohl an hundert Jahre altes Weib angeschleppt. Sie war ganz in Decken gehüllt, und nur ihr Gesicht war frei.

Einer von Herrn Reuters Makolwas, der sie kannte, erklärte, daß es Modjadji sei.

Den Gesichtszügen nach, die einmal schön gewesen sein müssen, war es kein Negerweib, sondern sie schien eher ein Mischling zu sein. Sie sprach kein Wort und blieb auf alle Anreden stumm. Die Indunas sagten selbst, daß es das erste Mal sei, daß sie einen Weißen zu Gesicht bekomme.

Kommandant Pretorius ermahnte die Unterhäuptlinge, Ruhe und Frieden zu halten und sich den Gesetzen zu unterwerfen, was sie auch versprachen. Der Kommandant glaubte den Stamm durch die empfangenen Schläge genügend bestraft und gab Befehl, die Maquambas sowohl als auch das Bürgerkommando zu entlassen. Dies geschah am anderen Morgen. Am selben Abend jedoch brannten Modjadjis Leute in der Nähe der Missionsstation einen Kraal nieder, der einem Kaffern gehörte, welcher immer treu zu Herrn Reuter hielt. Es schien also mit den Versprechungen nicht ernst gemeint zu sein. Ich teilte den Fall der Regierung mit. Er wurde aber vorläufig a conto gesetzt.

Zwanzigstes Kapitel.

Meine Farm Roßbach.

Im Anfang des Jahres 1892 kaufte ich mehrere am oberen Laufe des Letaba gelegene Farmen, deren einer ich den Namen Roßbach gab.

Aus einem an dem Südosthange der Spelonkenberge liegenden Walde läuft ein kleiner Bach, dessen Quelle fast am Kamme des Berges liegt. Hier beschloß ich mein Haus zu bauen.

Auf den Farmen wohnten ziemlich viele Kaffern; ich rechnete daher darauf, an Arbeitsleuten keinen Mangel zu haben. Bald war in der Nähe der Quelle ein kleines Plateau von Bäumen und Busch befreit. Ich pflanzte Bananen und andere Obstbäume und nach Verlauf der Regenzeit konnte ich mit dem Formen der Ziegel beginnen. Allerdings kostete es Mühe, die Kaffern hierzu erst anzulernen; aber bald hatte ich einige so weit, daß sie die Arbeit allein verrichten konnten.

Um selbst beständig bei der Arbeit sein zu können, ließ ich von den Kaffern einige große Hütten bauen, von denen ich eine für das Kantoor und eine zweite für die Polizisten bestimmte. In eine andere zog ich selbst, und schon im März wurde das Kantoor ganz nach Roßbach verlegt.

Im Mai konnte mit dem Bau des Hauses und des Pferdestalles begonnen werden, und gegen Weihnachten konnten wir das Wohnhaus beziehen.

Gleich nach unserer Ankunft in den Spelonken hatte meine Frau eine beträchtliche Anzahl Apfelsinenkerne gesät und die Bäumchen später veredelt, so daß wir schon, ehe wir das neue Haus bezogen, eine Menge schön gewachsener Apfelsinenbäumchen verpflanzen konnten.

Da der fette Waldboden ungemein fruchtbar war, wuchs alles prächtig, und im nächsten Jahre ernteten wir bereits die ersten Bananen.

Der große Wald nahe beim Hause zeigte die üppigste tropische Vegetation. Überall zwischen den Bäumen wuchsen wilde Bananen, wilde Dattelpalmen, und an den Bäumen rankten dichte Schlinggewächse empor. Bemerkenswert waren die schönen verschiedenartigen Farnkräuter.

An einer Stelle im Walde befand sich eine schöne wilde Felsenpartie mit mehreren Höhlen. Sie schienen früher einmal Kaffern bei ihren vielen Fehden zum Zufluchtsort gedient zu haben, denn es standen noch an verschiedenen Stellen alte Schanzmauern

Unser Hauslehrer, Herr Gädeke, legte mit Hilfe der Kaffern im Walde Wege an, so daß wir bald einen großen Naturpark hatten. Die Wege wurden dann den Kaffern der umliegenden Kraale zugeteilt, die sie von Unkraut rein zu halten hatten.

An Wild ist der Wald sehr reich, hauptsächlich an Buschböcken. Seitdem wir das Wild dadurch schonen, daß wir gar keine Ricken schießen, haben sich die Buschböcke sehr vermehrt. Auch einige Wildschweine halten sich noch im Walde auf.

Selbstverständlich bietet ein alter afrikanischer Wald mit seinem dichten Unterholz einen guten Schlupfwinkel für allerhand Raubzeug.

Sehr lästig machte sich der kleine Muishond, eine Art Stinktier, das öfters unter den Hühnern beträchtlichen Schaden anrichtet.

Auch die Zibetkatze kam häufig vor, jedoch hielt sich dieselbe meist vom Hause entfernt, weil sie die Hunde fürchtet.

Größeren Schaden richteten hin und wieder Leoparden an, indem sie Kälber und Ziegen fingen. Trotz aller Mühe, die wir uns gaben, ist es uns noch nie gelungen, eines dieser gefährlichen Tiere zu Schuß

zu bekommen, da sie sich bei Tage immer zwischen den Felsen und im dichtesten Gebüsch versteckt halten.

Am lästigsten von allen Bewohnern des Waldes waren die vielen kleinen Affen, die großen Schaden taten.

Sonntags mußte tagsüber beständig ein Kaffer bei der Bananen- und Kaffeepflanzung Wache halten und auf einem leeren Paraffinblech Spektakel machen, um die Affen fernzuhalten; denn diese entwickelten beim Stehlen der Früchte eine unglaubliche Schlauheit und Behendigkeit.



Meine Farm Roßbach.

Im Anfang konnten wir einige dieser naschhaften Tiere mit Schrot schießen. Bald postierten sie jedoch Wachen in den umliegenden hohen Bäumen, und mit Schrot war ihnen nun nicht mehr beizukommen. Nur manchmal noch gelang es einem der Knaben, einen Affen mit der Kugel zu erlegen.

Einmal machten wir, um Sonntags keine Kaffern zum Aufpassen

verwenden zu müssen, eine Puppe, der wir einen alten Cylinderhut aufsetzten und ein Kafferngewehr an den Armen befestigten.

Einige Tage danach ging ich einen oberhalb der Bananenanlage führenden Fußweg entlang und sah einen Affen auf der Puppe sitzen und — sich die Flöhe kratzen.

Auch in den Kaffeebäumen richteten diese Tiere, wenn keine Menschen in der Nähe waren, großen Schaden an, da sie die süße, vor der Reife einer Kirsche ähnliche Frucht sehr lieben.

Die Buschböcke hatten eine große Vorliebe für junges Gemüse, und öfter mußte Nächte hintereinander ich oder einer der Knaben auf dem Anstand liegen, um den betreffenden Bock, der die jungen Bohnen oder Gemüsepflänzchen besuchte, zu erlegen.

Hier und da stellten die Knaben mit Erfolg ein Gewehr als Falle an die Stelle, wo ein Bock aus dem Busch zu treten gewohnt war.

Eines Morgens fiel in aller Frühe ein Schuß. Toni eilte sofort nach dem Walde und freute sich schon, den Bock, der in der letzten Zeit das Gemüse abfraß, nach Hause bringen zu können. Als er in dem Garten, an dessen Rande er das Gewehr aufgestellt hatte, die Stelle erreichte, kam ihm einer unserer besten Arbeitskaffern blutend entgegen. Derselbe war früh Morgens in den Wald gegangen, um nach seinen Raubtierfallen zu sehen, und war, da er von dem Stellen des Gewehrs nichts wußte, gerade auf dem Wildpfade aus dem Wald getreten.

Es war ein Glück, daß die Kugel nur durch das Fleisch des Oberschenkels gegangen war. Bei guter Pflege heilte die Wunde auch schnell.

Toni, der das Gewehr immer Abends stellte und Morgens wieder wegnahm, hatte das Aufstellen der Falle den Kaffern nicht mitgeteilt, weil er befürchtete, sie würden bei Nacht das Gewehr stehlen.

Am Nachmittage vor Weihnachten 1892 waren wir, Herr Gädeke, die Knaben und ich, alle in den Wald gegangen, um einen Christbaum

auszusuchen, als auf einem am Talrand des Waldes liegenden Kraal lauter Lärm und Geschrei ertönte.

Bald kam auch ein Kaffer angelaufen, der uns mitteilte, daß auf dem Kraal in einer Hütte, die die Kaffern als Ziegenstall benutzten, eine große Boa liege. Wir ergriffen sofort die Gewehre und liefen, so rasch wir konnten, den Berg hinunter nach dem Kraal zu. Dort angekommen, fanden wir, daß die Kaffern die Schlange bereits getötet hatten, aber auch ein kleiner Kaffernknabe von etwa sechs Jahren lag tot auf der Erde.

Der Ziegenstall bestand nur aus im Kreise in die Erde gesteckten Pfählen, über die ein Strohdach gebreitet war. Die Pfähle waren etwa 3—4 Zoll voneinander entfernt, der Raum dazwischen war offen.

Die Kaffern erzählten uns, sie hätten vom Eingang des Stalles aus mit einer Stange nach der Schlange gestochen, worauf dieselbe emporschnellte und auf sie losgekommen sei.

Erschreckt seien sie zur Seite gesprungen; der Knabe jedoch, der hinter ihnen gestanden habe, um zuzusehen, habe nicht schnell genug ausweichen können. Die Schlange sei auf ihn gestürzt und habe ihren Kopf mit aller Wucht auf den Kopf des Knaben geschlagen, der sofort tot zu Boden gestürzt sei. Darauf hätten die Männer die Schlange mit Stöcken getötet.

Ich fand den Schädel des Knaben tatsächlich eingeschlagen; eine offene Wunde war aber auf dem Kopfe nicht zu sehen. Es schien mir sehr unwahrscheinlich, daß der Schädelbruch von der Schlange herrührte. Ich nahm vielmehr an, daß die Schlange aufgerichtet entfliehen wollte und daß die Kaffern, so wie sie aus dem Stall kam, mit ihren Stöcken blindlings darauf losschlugen, wobei sie den Knaben trafen, der im Wege stand.

Trotzdem auf den Farmen viele Kaffern wohnten, hielt es doch immer sehr schwer, genügend Arbeiter zu bekommen. Die Eingeborenen bezahlen lieber eine bestimmte Pacht für ihre Wohnstelle und das

Ackerland und gehen zur Arbeit nach den Goldfeldern, als daß sie für den Grundeigentümer arbeiten.

Auf den Goldfeldern erhalten die Arbeitskaffern nicht nur höhere Löhne, sondern es bieten sich ihnen dort viele anderweitige Gelegenheiten zum Geldverdienen.

Früher wurde auf den Diamantfeldern der unerlaubte Handel mit gestohlenen Diamanten nur mit Hilfe der Kaffern betrieben, und es ist unglaublich, welche Schlauheit namentlich die Maquambas beim Stehlen der Diamanten an den Tag legten.

Viele Kaffern sind durch Diamantendiebstahl und durch den Handel mit gestohlenen Steinen in kurzer Zeit wohlhabend geworden.

Einmal wollte ich einen bei Roßbach wohnenden Jquamba, der noch nie für mich gearbeitet hatte, sondern sich immer auf den Goldfeldern aufhielt, mit seinem ganzen Anhang von der Farm jagen.

Er bot mir eine Pachtsumme für seine sehr fruchtbaren Gärten und bat, ob er nicht wohnen bleiben dürfe.

Ich erwiderte ihm, daß mir nicht sowohl an seinem Gelde als an seiner und seiner Söhne Arbeitskraft gelegen sei.

„Ja“, sagte er, „ich würde auch gern bei dir arbeiten, aber ich verdiene auf den Goldfeldern viel mehr, als du bezahlst!“

„Wieviel verdienst du denn im Monat?“ war meine Frage.

„Ich bin Aufpasser in einem Compound, dem umzäunten Raume bei einer Goldmine, in dem sich die Wohnungen der Arbeiter befinden. Dort erhalte ich 4 Pfund Sterling im Monat, daneben verdiene ich noch viel Geld mit Branntweinhandel (der nach dem Gesetz streng verboten ist). Oft gelingt es mir auch, einem betrunkenen Kaffern sein Geld abzunehmen!“

„Was ist denn das höchste, was du auf den Goldfeldern verdienst?“

„Über 30 Pfund habe ich im Monat noch nicht verdient“, sagte der Biedermann, „aber auch nie unter fünfzehn.“

Dagegen soll der Landwirt aufkommen!

Wenn man zu der Arbeiternot noch Heuschrecken, Dürre, Rost und wer weiß was alles rechnet, worunter die Landwirtschaft in Südafrika leidet, dann ist es kein Wunder, daß wir afrikanischen Agrarier das „Stöhnen“ ebenso gut verstehen wie unsere deutschen Kollegen. —

Unter den in der Nähe der portugiesischen Grenze wohnenden Stämmen forderte ich die Hüttensteuer in den Wintermonaten ein und ging dann meist mit meinen Knaben auf mehrere Wochen ins portugiesische Gebiet zur Jagd.

In den ersten Jahren meiner Tätigkeit als Eingeborenenkommissar in den Spelonken war das Wild dort noch sehr zahlreich. Später hat aber die Rinderpest unter den verschiedenen Antilopenarten große Verwüstungen angerichtet.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wieder bei der Artillerie.

Im Jahre 1893 trat ich zum Zweck militärischer Studien eine Reise nach Deutschland an. Se. Majestät der Kaiser hatte auf Verwendung der transvaalischen Regierung die Gnade, meine Zulassung zu verschiedenen militärischen Instituten zu gestatten.

Da aber im Anfang 1894 der Administrateur der Artillerie seinen Abschied nahm, wurde ich, ehe ich meine Studien beenden konnte, plötzlich zurückgerufen, um die vakante Stelle zu übernehmen.

Mit der Annahme der Stelle wäre mir nicht allein die Gelegenheit genommen gewesen, meine Farmwirtschaft auf Roßbach persönlich zu leiten, sondern ich hätte mich außerdem, was das Gehalt betrifft, verschlechtert. Deshalb bat ich den General nach meiner Rückkehr aus Deutschland, von dieser Ernennung abzusehen.

Der General willfahrte meiner Bitte, wünschte jedoch, daß ich den Vorsitz einer Kommission übernehme, welche die verschiedenen Kandidaten, die sich für die Stelle als Administrateur der Artillerie gemeldet hatten, prüfen sollte.

Es waren deren drei, alle geborene Transvaaler. Einer war erster Leutnant bei der Artillerie, die beiden anderen waren Söhne einflußreicher transvaalischer Boerenfamilien. Sie waren etliche Jahre in Holland auf der Schule gewesen, hatten als Volontäre einige Übungen in der holländischen Armee mitgemacht und waren erst vor

kurzem nach Transvaal zurückgekehrt. Der Vater des einen, W....., war Mitglied des Uitvoerenden Raads, der des anderen, E....., Eingeborenenkommissar des Distrikts Lydenburg.

Nachdem der Rapport der Prüfungskommission eingereicht war, wurde E.... als Oberleutnant, W........ als Unterleutnant in die Artillerie eingestellt, und die Regierung wünschte nach meinem Rücktritt, daß E......, der damals 21 Jahre alt war, die Stelle eines Administrateurs übernehmen sollte.

Der General sah jedoch ein, daß es nicht gut ging, einem jungen Herrn, der eben aus der Schule kam, sogleich die Administration des Artilleriekorps zu übergeben, das dem Staat jährlich eine immerhin ganz bedeutende Summe kostete, wohl fünfmal so viel als die schwächere, aber viel besser ausgerüstete Freistaatartillerie, die von dem schneidigen Major Albrecht ausgebildet worden war.

Allerdings hinderte in Pretoria der mannigfaltige anderweitige Dienst, zu dem das Artilleriekorps fortwährend benutzt wurde, die erforderliche militärische und namentlich artilleristische Ausbildung.

Wenige Tage nach der Prüfung bekam ich vom General ein Schreiben, in dem ich gefragt wurde, ob ich nicht die Administration der Artillerie auf sechs Monate übernehmen wolle, um zugleich die neu eingetretenen Offiziere mit allen Branchen des Dienstes bekannt zu machen. Die Regierung gab mir zu gleicher Zeit freie Hand, die Vertretung in meinem Distrikte als Eingeborenenkommissar nach Gutdünken zu regeln, und wünschte nur, über diese Regelung einen Rapport zu erhalten.

Ich leistete der Aufforderung des Generals Folge und übernahm die Administration.

Leider war aber zu einer kräftigen Reorganisation absolut keine Gelegenheit, denn wenige Wochen nach meinem Wiedereintritt in die Artillerie bekam ich Befehl, alles in Bereitschaft zu setzen, um jeden Augenblick nach dem Distrikt Zoutpansberg abmarschieren zu können,

wo ein Eingeborenenstamm sich nicht unterwerfen wollte und zur Raison gebracht werden mußte.

Ein Mobilmachungsbefehl an das Artilleriekorps ist selbstverständlich für alle Mitglieder stets eine Freudenbotschaft. Was gibt es auch Herrlicheres, als nach dem langweiligen, eintönigen Garnisonleben in unserem prächtigen afrikanischen Winter die Abenteuer, Aufregungen und Gefahren eines Kaffernfeldzugs durchleben zu können! Frei und ungebunden in der herrlichen Natur, ohne jeden Zwang, mit einem so ausgezeichneten Schlag Leute wie unsere jungen Boerenartilleristen und mit einem so liebenswürdigen Kameraden, wie der alte Henning Pretorius war, der stets fröhlich, gut gelaunt und ein ausgezeichneter Erzähler war und uns unvergeßliche Abende am Wachtfeuer bereitet hat, werde ich solche Expeditionen zu den glücklichsten meines Lebens rechnen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob dieser Hang, diese Lust zu Abenteuern nicht mit unseren Anschauungen über moderne Zivilisation in Widerspruch stehen, und ich bin auch überzeugt, daß mancher, der diese Blätter liest, ein solches Vergnügen an Abenteuern für roh und mittelalterlich hält. Ich kann aber nicht helfen, bis jetzt ist mir nie der Wunsch gekommen, meine Anschauungen hierüber zu ändern. Gewiß ist, daß wer einmal das aufregende Leben eines Feldzuges gegen Kaffern mit durchgemacht hat, immer wieder danach zurück verlangt und nicht zu Hause bleiben wird, wenn er von einer neuen Expedition hört.

Selbst ein leidenschaftlicher Jäger, habe ich oft die Jagd, die man doch den schönsten Sport nennt, mit dem Gefecht verglichen. Welch ein Unterschied aber zwischen der Jagd und dem offenen, freien Kampf!

Wenn ich mit meinem Jagdhunde Rebhühner, Hasen oder kleine Böcke aufjage, das Tier flüchtet in Todesangst und ich knalle ihm eine Ladung Schrot auf den Pelz, ich, der ich in jeder Beziehung der Überlegenere und Stärkere bin, so ist die einzige Genugtuung, die ich

fühle, die Aussicht auf den Braten. Ich kann mich aber, namentlich wenn das Tier nur verwundet ist, öfters eines Gefühls nicht erwehren, das absolut nicht sportmäßig ist. Oft ist es Mitleid, oft aber, wenn das geängstigte Tier von hinten angeschossen ist, ist es nicht weit von Scham.

Oder ist es wirklich edler Sport, wenn ich auf schnellem Pferde ein Stück Wild hetze, bis seine Kraft erlahmt und es zusammenbricht, und ich gebe ihm dann den Gnadenschuß, oder wenn ich abwarte, bis sich mir die Gelegenheit bietet, es auf der Flucht von hinten niederzustrecken?

Ich kann nie den Eindruck vergessen, den ich erhielt, als ich einmal eine Giraffe jagte. Ich war am Limpopo auf eine Herde von fünf Stück gestoßen; sie hatten mich nicht bemerkt. Ich feuerte auf eines derselben, traf aber zu tief, um es zu Fall zu bringen. Die Herde flüchtete in langem Galopp, ich hinterher. Das verwundete Tier drehte aus, aber mein schnelles Pferd hatte es bald eingeholt. Ehe ich der Giraffe vom Pferde aus unmittelbarer Nähe den zweiten Schuß, der sie zu Fall brachte, geben konnte, stieß sie in der Todesangst einen klagenden Schrei aus, der mir durch und durch ging und den ich nie vergessen werde. Nach dem Falle lag sie so, daß sie den langen Hals mit dem Kopf hochhielt, und sah mich unter Stöhnen aus den schönen klugen Augen so sprechend und vorwurfsvoll an, daß ich mich lange nicht entschließen konnte, sie ganz zu töten. Ich freute mich über das Fleisch und über das schöne Fell, das für mindestens 300 Mark Peitschen gab; aber ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich dasselbe freudige Sportgefühl empfunden hätte, das mich belebt, wenn ich auf schnellem Pferde bei der Schnitzeljagd spielend die Hindernisse nehme.

Ein wieviel schönerer Sport ist doch der Kampf, wenn die Zulus angestürmt kamen, die Gewehre wegwarfen und uns mit der blanken Waffe entgegensprangen, die Augen verdreht wie der Teufel! Sie dann niederzuknallen, das war Sport, das war ein unbeschreib-

liches aufregendes prickelndes Gefühl! Sie hatten dieselben Chancen wie wir, sie waren uns an Zahl meist überlegen und es war im offenen Kampf, Mann gegen Mann, keiner dem anderen etwas nachgebend: ja, das ist Sport!

Mein schönster Tag im Leben ist Elandslaagte!

Zum ersten Male die Gelegenheit zum offenen, freien Kampf mit den Engländern. Nicht wie in früheren Gefechten das notwendige, aber unsportmäßige Knallen hinter sicherer Deckung. Wie der Wind auf guten Pferden an der Spitze tapferer Jungens an der englischen Batterie vorbei, abgesprungen und zu Fuß den Gordons entgegen, um sie aufzuhalten und den Rückzug der Kameraden zu decken; auch das war Sport.

„Schön ist's halt doch" waren die letzten Worte meines Adjutanten, des Grafen Zeppelin, der neben mir fiel, und „schön war's halt doch" sagen auch jetzt in der Gefangenschaft die braven Jungens, die sich wieder von ihren Wunden erholt haben.

Wir waren fast alle niedergeschossen, aber der Zweck war erreicht: wir hatten die Gordons aufgehalten, und mancher der Unserigen fand noch Zeit zu entkommen. „Und schön war's doch" wird auch jeder der Gordons und Imperial Light Horse sagen, die über unser kleines Häuflein wegstiegen, als wir alle zusammengeschossen am Boden lagen. — —

Am 20. April 1894 ging ich nach Johannesburg, um die fehlenden Pferde zu kaufen. Man war dort etwas aufgeregt, da das Gerücht verbreitet war, daß ich Befehl hätte, Geld, Pferde und Leute zu requirieren. Dies war aber nicht der Fall; die Pferde wurden bar bezahlt, und obgleich dem ganzen Lande für den kommenden Feldzug die gebräuchlichen und gesetzlichen Kommandoabgaben auferlegt waren, bezahlte Johannesburg zu dieser Expedition nicht einen Pfennig und stellte keinen Mann. Ob das Verhalten der Regierung, Johannesburg in dieser Ausnahmestellung zu lassen, ratsam und diplomatisch war, darüber will ich mir kein Urteil erlauben. Jedenfalls

war es eine Schwäche, und Schwächen, die Regierungen ihren Gegnern im eigenen Lande zeigen, haben sich auf die Dauer noch nie als vorteilhaft erwiesen.

Die Expedition sollte gegen den Häuptling Mallaboch und sein Volk gehen, das in den Blaubergen, einem isolierten Gebirge im nördlichen Teil des Distriktes Zoutpansberg, wohnt. Sie gehörten zu dem Bezirke des Kommissars Vorster, welcher Bezirk an den meinigen grenzte. Vertrauend auf seine wilden Berge erkannte Mallaboch die Oberherrschaft Transvaals nicht an, weigerte sich, Abgaben zu bezahlen, und überfiel, wenn er dazu Lust hatte, was sehr häufig vorkam, seine schwächeren Nachbarn, um ihnen Weiber und Vieh abzunehmen. Die so Geschädigten kamen dann stets zetermordio schreiend zum Eingeborenenkommissar klagen, vergassen dabei aber, daß sie genau dasselbe Spiel spielten mit Potentätchen, die schwächer waren als sie selbst.

Am 25. April bekam ich Befehl auszurücken, und alles war so weit bereit bis auf eine der wichtigsten Angelegenheiten: wir hatten keinen Arzt. Bei vielen Transvaalinstitutionen, aber bei keiner so sehr wie bei der Artillerie, war das Sprichwort zutreffend: „Pfennigwitz und Talernarrheit!" Aus falsch angebrachten Sparsamkeitsrücksichten hatte die Regierung beim Korps keinen Arzt fest angestellt, sondern der Distriktsarzt von Pretoria war zu gleicher Zeit Arzt bei der Artillerie. Er konnte natürlich bei einer Expedition des Korps seinen Distrikt nicht verlassen; auch hatte er nicht die geringste Lust, seine Privatpraxis auf längere Zeit zu vernachlässigen. Ich bat den General um einen Arzt, mein Gesuch wurde aber als unnötig rundweg abgeschlagen.

General Joubert war selbst ein großer Medizinmann vor dem Herrn, er wußte für jede Pein und Qual des Körpers ein Mittelchen und schrieb außer den gewöhnlichen, harmlosen holländischen Hausapotheke-Medizinen Teer, Petroleum, Terpentin, Leinöl, sogar Ziegenmist, innerlich und äußerlich gebraucht, große Heilkraft zu.

Ich kannte diese Kraftkuren der Boeren aus eigener Erfahrung. Ich weiß zwar keinen Fall, daß General Joubert das letztgenannte Mittel innerlich verschrieben hätte, wohl aber verschiedentlich äußerlich. Dagegen hatte mir eine alte Boerentante dasselbe einst bei starker Dysenterie auch innerlich als Tee verabreichen wollen! Ich zog jedoch das Übel dem Tee vor.

Betreffs der Arztfrage war ich anderer Meinung als der General und sagte ihm höflich, aber entschieden, daß ich nicht eher ausrücken würde, als bis ich einen qualifizierten Arzt mitbekäme; ich sei für das Leben und die Gesundheit der Leute verantwortlich, und nicht er; wir gingen in einen Feldzug, und Verwundungen und Krankheiten könnten nicht allein vorkommen, sondern wären sogar sicher zu erwarten. Das half, und ich bekam nicht allein einen Arzt, sondern auch die Vollmacht, alles anzuschaffen, was für ihn und ein Hospital nötig war. Der Staatssekretär hatte einen Dr. Mater empfohlen. So konnten wir denn am 27. April ausrücken.

An Geschützen wurde mitgenommen:

die lange $8\frac{1}{2}$ cm-Kruppkanone, bespannt mit 8 Pferden,
eine der englischen 6 Pfd.-Whitworthkanonen,
eine der alten Kruppkanonen,

jede der beiden letzteren mit 6 Pferden bespannt.

Um in Büsche und Klüfte zu schießen, war die letztere Klasse allenfalls noch zu gebrauchen. Wo es auf das Treffen eines bestimmten Zieles nicht ankam, und wenn der Wald, der beschossen werden sollte, nicht gar zu klein war, konnte man noch hoffen, daß die Granaten in denselben einschlagen würden.

Es bot sich damit zugleich eine gute Gelegenheit, die zu diesen Geschützen noch vorhandene Munition zu verknallen. Denn solange noch etwas von derselben da war, hätte die Regierung doch nie die Erlaubnis zum Ausrangieren dieses gefährlichen Materials gegeben.

Ferner wurden

zwei der Kruppschen Berggeschütze,
ein kleines Gruson-Berggeschütz
und eine Martini-Henry-Maxim-Kanone

mitgenommen, die vor noch nicht langer Zeit angeschafft worden waren. Alle Leute waren beritten, und an Munition und Proviant war reichlich Vorrat. Das Pferdematerial war ausgezeichnet.

Bei allen derartigen Expeditionen war die Regierung äußerst freigebig und hat nie mit Geld gegeizt, so daß wir nicht allein mit dem Nötigen versehen waren, sondern auch vielfach Delikatessen erhielten, die wir im gewöhnlichen Leben nicht jeden Tag genießen konnten.

Bei dieser Expedition stellte sich wieder einmal heraus, wie wenig wir unser eigenes Land kannten und wie sehr bei einer solchen Kampagne Zeit und Geld verschwendet wird, wenn man sich nicht vorher genau über das Terrain informiert, in welchem die Operationen stattfinden sollen.

Wir wußten jahrelang vorher, daß wir die beiden größten und widerspenstigsten Häuptlinge Zoutpansbergs, Mallaboch und Magato, nur mit Waffengewalt unterwerfen konnten und daß Expeditionen gegen diese Stämme unausbleiblich waren; wir hätten also wohl Zeit gehabt, uns genügend zu orientieren.

Wie oft habe ich nicht General Joubert gebeten, bevor wir solche Expeditionen unternähmen, einige dazu befähigte Offiziere nach dem Norden zu senden, sie als Händler in den von den betreffenden Stämmen bewohnten Gegenden umherreisen und dabei genaue Terrainaufnahmen machen zu lassen. Dann könnten in Pretoria die Kommandanten zu den ersten Kriegsberatungen zusammenkommen und dort schon jedem Einzelnen seine Position zum Zernieren der Gebirge und der feindlichen Schlupfwinkel angewiesen werden.

Wieviel Zeit und Geld wär nicht gespart worden! Aber General Joubert, der wie alle anderen Boerenkommandanten ein Mißtrauen, ja eine Abneigung gegen jede militärische Neuerung hatte, hatte

in dieser Beziehung für meine Vorstellungen nur stets ein mitleidiges Lächeln.

Einmal, als wir über diesen Punkt eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung hatten, schnitt der General jeden weiteren Einwand mit den Worten ab:

„Schiel, Sie kommen mir immer mit Ihren europäischen militärischen Ideen. Ich habe bei Majuba keine Karten gehabt, bei Niabel keine, und Gott hat mir stets den Sieg gegeben, und wird mir bei Mallaboch und Magato auch wieder helfen, ohne Karten!“

Dagegen konnte ich natürlich nichts einwenden.

So zogen wir denn glücklich und fidel nach den Blaubergen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil nur wenige sie anders kannten als aus blauer Ferne. Wir hatten keine Ahnung, wie es zwischen den Bergen aussah, wo wir Position nehmen sollten, wo das Hauptlager errichtet werden mußte, ja wir wußten nicht einmal, wo Mallaboch steckte und wo wir für unsere Tiere Wasser finden würden. Einige Zoutpansberger Boeren hatten uns die möglichsten und unmöglichsten Abenteuer erzählt, die sie im Gebirge erlebt haben wollten, meist Jägerlatein und ebenso blau wie die Berge selbst. Kommissar Vorster wußte auch wenig von ihnen, da er zu Mallaboch meist seine Kaffernpolizisten geschickt hatte.

Bei einer Expedition oder einem Kriege gehört der Auszug der Truppen immer zu einem der schönsten Abschnitte. Manches schöne Auge, das sonst nur kalte Blicke hat, schaut einen dann freundlicher an, und wieder andere, die auch sonst lieb und herzlich lächeln, werden feucht und verraten damit, daß das „auf Wiedersehen“ gut gemeint ist.

Das viele Abschiedtrinken hat eine begeisterte Stimmung hervorgebracht; man träumt von Heldentaten und Abenteuern, denkt nicht an die Hiebe, die man eventuell bekommen, an das Kriegspech, das einem zustoßen kann und das oft so manches schön gebaute Luftschloß umwirft. Jeder schaut freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft und

denkt vielleicht auch schon, wie schön der Einmarsch nach dem Kriege sein wird, wenn dieselben lieben Augen einem beim Willkommen freundlich entgegenblitzen.

Wir schlugen den direkten Weg durch Waterberg ein und drehten bei Makapanspoort in nordwestlicher Richtung ab. Der General war uns über Pietersburg schon vorausgeeilt. Die Reise durch das Buschfeld zwischen Makapanspoort und Blauberg war, wie gewöhnlich unsere derartigen Touren, angenehm und interessant. Wir hatten das Glück, ziemlich viel Wild zu treffen, und schlenderten in kurzen Etappen gemütlich weiter. Eile hatten wir absolut keine; die Bürgerkommandos waren noch weit hinter uns, und wir wußten, daß der General doch keine Operationen beginnen würde, ehe dieselben vollzählig an Ort und Stelle wären.

Zwei Tagereisen vor Blauberg kam eine Bürgerpatrouille vom General uns entgegen, mit dem Befehl für mich, so schnell wie möglich vorauszueilen und zu ihm zu kommen. Als ich fragte, ob ich ein Geschütz mitbringen solle, wurde mir eröffnet, daß der General ausdrücklich „nein" gesagt habe, ich solle allein kommen. Ich ahnte schon weshalb und hatte mich auch nicht getäuscht.

Ich fand den General in einem kleinen Lager einer Anzahl Zoutpansberger Boeren, die Kommissar Vorster dort bereits versammelt hatte. Er war gerade nicht bester Laune und hatte einen arg geschwollenen Kopf; eine giftige Spinne hatte ihn ins Ohr gebissen. Der General eröffnete mir, er habe gedacht, daß Kommissar Vorster oder andere Zoutpansberger Bürger die Berge genau kennen würden; es scheine aber, daß dies nicht der Fall sei und daß niemand so genügend über das Terrain informiert sei, als zum Beraten der Operationspläne erforderlich war. Ich solle daher eine sorgfältige Rekognoszierung der Gegend vornehmen, genaue Terrainaufnahmen machen und ihm dann die Krokis einreichen. Also doch! Endlich hatte der General eingesehen, daß meine früheren Vorstellungen doch nicht zu verachten waren.

Ich nahm mir, um nachher im Kriegsrat nicht allein zu stehen, den Feldkornett Snymann von Zoutpansberg mit, einen tüchtigen Jäger, mit dem zusammen ich schon manches Stück Wild erlegt hatte. Wie alle ältern Boeren und Jäger hatte auch er eine außergewöhnlich scharf ausgeprägte Orientierungsgabe und wußte sich stets, auch im dichtesten Buschfeld, augenblicklich zurechtzufinden.

Eine mühsame beschwerliche Arbeit war es, im unbekannten Buschfeld zwischen aufrührerischen Kaffern das ganze Gebirge abzureiten. Es stellte sich jedoch heraus, daß unsere späteren Operationen dadurch erleichtert wurden, daß die Kaffernkraale meist alle unter den Bergen in der Ebene lagen und diejenigen im Gebirge auf dem Kamme der ersten Bergkette, so daß eine Zernierung des furchtbar felsigen, dicht mit Busch bewachsenen Gebirges nicht nötig war, da man voraussetzen konnte, daß ein von Osten eingreifendes Kommando alle Kaffern nach dem Hauptkraale treiben würde. Von den Kaffern in der Ebene war anzunehmen, daß sie sich so wie so schon nach den Schlupfwinkeln in der Nähe des Hauptkraals zurückziehen würden. Dieser selbst lag oben im Gebirge in einer weiten, mehr talförmigen Schlucht, unter einer hohen langen Felswand, in der sich Hunderte von Höhlen und großen Rissen befanden. Vom Kraal war aus der Ferne wenig zu sehen, da die Hütten alle zwischen großen Felsblöcken lagen.

Mitten durch die Schlucht, nördlich vom Kraal und der Felswand, floß ein kleiner Bach, das einzige Wasser für die Kaffern. Vom Fuße der Felswand nach dem Bache zu fiel das Terrain ab und war mit unzähligen Felsblöcken wie besät, zwischen denen überall Busch und dichtes Gestrüpp wuchs. Östlich vom Hauptkraal erstreckte sich die Felswand weiter, jedoch war von da ab das Terrain zwischen ihr und dem Bach bedeckt von hohem dichten Wald, mit dichtem Untergestrüpp, der etwa 200 Meter unterhalb der Quelle des Baches sich nach Norden erstreckte und die Quelle mit umfaßte. Nördlich vom Bach war das Terrain offener; es gab nur wenige Felsen, das Gebüsch war nicht so dicht, und auch die Böschung nach dem Bache

zu nicht so steil. Einen besseren Schlupfwinkel hätten die Kaffern nicht finden können, wir aber auch kein schwierigeres Terrain für den Buschkrieg.

Die einzige Möglichkeit, Mallaboch in die Hände zu bekommen, ohne zu große Verluste zu erleiden, war, alle Kaffern nach dem Hauptkraal und in die Felsenschlupfwinkel zu treiben, sie dort einzuschließen und vom Wasser abzusperren, um sie dann auszudürsten. An ein Stürmen der Positionen war nicht zu denken, da uns dies zuviel Menschenleben gekostet haben würde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Buschkriege.

Zwischen der Fechtweise der Zulus und der der Bergbasutos des nördlichen Transvaal besteht ein ganz bedeutender Unterschied. Der Bergbasuto oder Bawenda baut seine Kraale am liebsten in den unzugänglichsten Gebirgen oder auf felsigen Koppies, und es kommt ihm nicht darauf an, wenn er auch mit seinen Weibern einige Meilen weit laufen muß, um die Felder zu bebauen. Den Kraal verschanzt er noch mit Mauern aus aufeinandergepackten Steinen; der Eingang wird Nachts verrammelt. Da die Kraale außerdem mit dichtem Dorngestrüpp umwachsen sind, wäre es ganz unmöglich, sich bei Nacht in einen derselben einzuschleichen. Die Hunde würden sofort anschlagen und die Männer augenblicklich auf jede nahende Gefahr aufmerksam machen. Es wäre nicht möglich, ohne Geräusch die vielen Pfähle beim Eingang zu entfernen, der so eng ist, daß ein Mann sich durchzwängen muß, ebenso wenig wäre es möglich, durch die Dornen durchzukriechen, denn die Kaffern würden sofort auf das geringste Geräusch hin feuern.

Der Bergmagatist oder -basuto hält im Kriege nichts vom großen Massenangriff. Erwartet er, angegriffen zu werden, dann legt er sich mit seinen Anhängern bei den Stellen, wo es dem Feinde allenfalls möglich wäre, durchzukommen, in den Hinterhalt, aber stets auf eine gewisse Entfernung vom Kraal, so daß er sich dorthin zurück-

ziehen kann. Er feuert nicht eher, als bis der Gegner unmittelbar bei ihm ist, und verschwindet, sobald er den Schuß abgegeben hat, hinter Felsen oder im Gebüsch. Die Pfade sind so eng, daß niemals zwei Personen nebeneinander, sondern nur hintereinander gehen können; er trifft also oft zwei Angreifer mit einer Kugel und hat durch die bei den Angreifern entstandene Verwirrung stets vollauf Zeit, sich nach einem anderen Hinterhalt zurückzuziehen, wo er dasselbe Spiel wiederholt. Bei dieser Taktik blieben die Bergmagatisten den herumziehenden räuberischen Stämmen gegenüber stets im Vorteil und schlugen diese, die Zwasies, Zulus, Mosilas und Maquambas, fast immer zurück. Sogar die Boeren konnten früher wegen Mangel an Geschützen verschiedenen Magatistenstämmen nichts anhaben.

Ich habe in den verschiedenen Kämpfen gegen Bergmagatisten manchen meiner besten Leute sowohl durch Gewehrschüsse als durch Giftpfeile verloren, aber nie hat einer der Getroffenen den Feind gesehen, der auf ihn geschossen hat.

Die Gefahr kennend, die diese Verteidigungsweise für den Angreifer mit sich bringt, greifen die Magatistenstämme auch nie die Positionen und Kraale ihrer Gegner an, wenn sie untereinander in Fehde liegen. Sie begnügen sich, die Gelegenheit abzupassen, dem Feinde Vieh wegzunehmen, wenn es auf die Weide getrieben und nicht genug bewacht wird, oder ein paar Weiber aus dem Hinterhalt zu töten, wenn sie sich von ihrem Kraal zu weit weg wagen. Deshalb dauert auch so ein „Krieg“ zwischen zwei Bergmagatistenstämmen monatelang, oft die ganze trockene Jahreszeit hindurch. Ich glaube nicht, daß wir während der Zeit, in welcher ich Kommissar war, im nordöstlichen Teil von Zoutpansberg einen Winter ohne eine dieser Fehden hatten. Niemand geriet darüber in Harnisch, und unangenehm war es außer für die beraubte Partei höchstens für die Missionare, nicht einmal für die Händler. Im Jahre 1893 hatten die Potentätchen Maquarela und Tengwe den ganzen Winter hindurch „Krieg“. Die beiderseitige Verlustliste lautete: von Maquarelas Volk war ein altes

Weib im Felde totgeschlagen, von Tengwes Armee war ein Kaffer aus dem Hinterhalt erschossen, der ganz friedlich nach dem Lande Tsaolo gehen wollte, um sich dort eine Frau zu suchen. In diesem Kriege war es auch, daß ich zum ersten Male einer großen „Feldschlacht" zwischen zwei Magatistenhaufen zusah. Es wird wohl die einzige sein, die zwischen diesen kleinen Stämmen je geschlagen worden ist. Der Distrikt Zoutpansberg hatte beinahe so viele kleine Ländchen und Kaffernstämmchen, als im achtzehnten Jahrhundert das Heilige Deutsche Reich Fürstentümchen hatte.

Einst mußte ich nach dem Ländchen eines dieser vielen Potentaten, um eine Erbstreitigkeit zu schlichten, da die Söhne desselben gerade im Begriff standen, sich zu prügeln.

Mein Bruder Max, mein Dolmetscher Willy Grieve und mein Hauptinduna Boy begleiteten mich. Außerdem hatte ich noch meinen „Adjutanten" Piet bei mir, derselbe, der 1897 auf der Ausstellung in Berlin war, und etwa 30 Kaffernpolizisten, teils zu Fuß, teils beritten. Beritten! aber wie? Wir Weiße und Piet zu Pferde, etwa fünf oder sechs der Kaffern auf Eseln, ebenso viele auf Reitochsen.

Als wir noch ungefähr 20 Meilen von unserem Bestimmungsort entfernt waren und nichts ahnend gemütlich plaudernd unseres Weges ritten, hörten wir auf einmal in einiger Entfernung von uns Schüsse. Es war wieder einen Augenblick still, dann erfolgte ein ganzes Heckenfeuer.

Das Land war ebenes Buschfeld, aus dem sich hier und da ein Steinkoppie erhob. Weit und breit wohnten keine Kaffern. Weiße konnten es nicht sein, wie an dem untrüglichen Knall des schlechten portugiesischen Kaffernpulvers zu hören war, es war also nichts anders als eine Kaffernprügelei.

Vorsichtshalber ließ ich meine ganze Kolonne halten und ritt mit meinem Bruder, Willy Grieve und Piet voraus, um zu rekognoszieren. Bald sahen wir auch auf zwei Koppies, die rechts und links vom Wege etwa 500 Meter voneinander entfernt lagen,



Eine possierliche Attacke.

in dieser Beziehung für meine Vorstellungen nur stets ein mitleidiges Lächeln.

Einmal, als wir über diesen Punkt eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung hatten, schnitt der General jeden weiteren Einwand mit den Worten ab:

„Schiel, Sie kommen mir immer mit Ihren europäischen militärischen Ideen. Ich habe bei Majuba keine Karten gehabt, bei Niabel keine, und Gott hat mir stets den Sieg gegeben, und wird mir bei Mallaboch und Magato auch wieder helfen, ohne Karten!“

Dagegen konnte ich natürlich nichts einwenden.

So zogen wir denn glücklich und fidel nach den Blaubergen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil nur wenige sie anders kannten als aus blauer Ferne. Wir hatten keine Ahnung, wie es zwischen den Bergen aussah, wo wir Position nehmen sollten, wo das Hauptlager errichtet werden mußte, ja wir wußten nicht einmal, wo Mallaboch steckte und wo wir für unsere Tiere Wasser finden würden. Einige Zoutpansberger Boeren hatten uns die möglichsten und unmöglichsten Abenteuer erzählt, die sie im Gebirge erlebt haben wollten, meist Jägerlatein und ebenso blau wie die Berge selbst. Kommissar Vorster wußte auch wenig von ihnen, da er zu Mallaboch meist seine Kaffernpolizisten geschickt hatte.

Bei einer Expedition oder einem Kriege gehört der Auszug der Truppen immer zu einem der schönsten Abschnitte. Manches schöne Auge, das sonst nur kalte Blicke hat, schaut einen dann freundlicher an, und wieder andere, die auch sonst lieb und herzlich lächeln, werden feucht und verraten damit, daß das „auf Wiedersehen“ gut gemeint ist.

Das viele Abschiedtrinken hat eine begeisterte Stimmung hervorgebracht; man träumt von Heldentaten und Abenteuern, denkt nicht an die Hiebe, die man eventuell bekommen, an das Kriegspech, das einem zustoßen kann und das oft so manches schön gebaute Luftschloß umwirft. Jeder schaut freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft und

denkt vielleicht auch schon, wie schön der Einmarsch nach dem Kriege sein wird, wenn dieselben lieben Augen einem beim Willkommen freundlich entgegenblitzen.

Wir schlugen den direkten Weg durch Waterberg ein und drehten bei Makapanspoort in nordwestlicher Richtung ab. Der General war uns über Pietersburg schon vorausgeeilt. Die Reise durch das Buschfeld zwischen Makapanspoort und Blauberg war, wie gewöhnlich unsere derartigen Touren, angenehm und interessant. Wir hatten das Glück, ziemlich viel Wild zu treffen, und schlenderten in kurzen Etappen gemütlich weiter. Eile hatten wir absolut keine; die Bürgerkommandos waren noch weit hinter uns, und wir wußten, daß der General doch keine Operationen beginnen würde, ehe dieselben vollzählig an Ort und Stelle wären.

Zwei Tagereisen vor Blauberg kam eine Bürgerpatrouille vom General uns entgegen, mit dem Befehl für mich, so schnell wie möglich vorauszueilen und zu ihm zu kommen. Als ich fragte, ob ich ein Geschütz mitbringen solle, wurde mir eröffnet, daß der General ausdrücklich „nein“ gesagt habe, ich solle allein kommen. Ich ahnte schon weshalb und hatte mich auch nicht getäuscht.

Ich fand den General in einem kleinen Lager einer Anzahl Zoutpansberger Boeren, die Kommissar Vorster dort bereits versammelt hatte. Er war gerade nicht bester Laune und hatte einen arg geschwollenen Kopf; eine giftige Spinne hatte ihn ins Ohr gebissen. Der General eröffnete mir, er habe gedacht, daß Kommissar Vorster oder andere Zoutpansberger Bürger die Berge genau kennen würden; es scheine aber, daß dies nicht der Fall sei und daß niemand so genügend über das Terrain informiert sei, als zum Beraten der Operationspläne erforderlich war. Ich solle daher eine sorgfältige Rekognoszierung der Gegend vornehmen, genaue Terrainaufnahmen machen und ihm dann die Krokis einreichen. Also doch! Endlich hatte der General eingesehen, daß meine früheren Vorstellungen doch nicht zu verachten waren.

Ich nahm mir, um nachher im Kriegsrat nicht allein zu stehen, den Feldkornett Snymann von Zoutpansberg mit, einen tüchtigen Jäger, mit dem zusammen ich schon manches Stück Wild erlegt hatte. Wie alle ältern Boeren und Jäger hatte auch er eine außergewöhnlich scharf ausgeprägte Orientierungsgabe und wußte sich stets, auch im dichtesten Buschfeld, augenblicklich zurechtzufinden.

Eine mühsame beschwerliche Arbeit war es, im unbekannten Buschfeld zwischen aufrührerischen Kaffern das ganze Gebirge abzureiten. Es stellte sich jedoch heraus, daß unsere späteren Operationen dadurch erleichtert wurden, daß die Kaffernkraale meist alle unter den Bergen in der Ebene lagen und diejenigen im Gebirge auf dem Kamme der ersten Bergkette, so daß eine Zernierung des furchtbar felsigen, dicht mit Busch bewachsenen Gebirges nicht nötig war, da man voraussetzen konnte, daß ein von Osten eingreifendes Kommando alle Kaffern nach dem Hauptkraale treiben würde. Von den Kaffern in der Ebene war anzunehmen, daß sie sich so wie so schon nach den Schlupfwinkeln in der Nähe des Hauptkraals zurückziehen würden. Dieser selbst lag oben im Gebirge in einer weiten, mehr talförmigen Schlucht, unter einer hohen langen Felswand, in der sich Hunderte von Höhlen und großen Rissen befanden. Vom Kraal war aus der Ferne wenig zu sehen, da die Hütten alle zwischen großen Felsblöcken lagen.

Mitten durch die Schlucht, nördlich vom Kraal und der Felswand, floß ein kleiner Bach, das einzige Wasser für die Kaffern. Vom Fuße der Felswand nach dem Bache zu fiel das Terrain ab und war mit unzähligen Felsblöcken wie besät, zwischen denen überall Busch und dichtes Gestrüpp wuchs. Östlich vom Hauptkraal erstreckte sich die Felswand weiter, jedoch war von da ab das Terrain zwischen ihr und dem Bach bedeckt von hohem dichten Wald, mit dichtem Untergestrüpp, der etwa 200 Meter unterhalb der Quelle des Baches sich nach Norden erstreckte und die Quelle mit umfaßte. Nördlich vom Bach war das Terrain offener; es gab nur wenige Felsen, das Gebüsch war nicht so dicht, und auch die Böschung nach dem Bache

zu nicht so steil. Einen besseren Schlupfwinkel hätten die Kaffern nicht finden können, wir aber auch kein schwierigeres Terrain für den Buschkrieg.

Die einzige Möglichkeit, Mallaboch in die Hände zu bekommen, ohne zu große Verluste zu erleiden, war, alle Kaffern nach dem Hauptkraal und in die Felsenschlupfwinkel zu treiben, sie dort einzuschließen und vom Wasser abzusperren, um sie dann auszudürsten. An ein Stürmen der Positionen war nicht zu denken, da uns dies zuviel Menschenleben gekostet haben würde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Buschkriege.

Zwischen der Fechtweise der Zulus und der der Bergbasutos des nördlichen Transvaal besteht ein ganz bedeutender Unterschied. Der Bergbasuto oder Bawenda baut seine Kraale am liebsten in den unzugänglichsten Gebirgen oder auf felsigen Koppies, und es kommt ihm nicht darauf an, wenn er auch mit seinen Weibern einige Meilen weit laufen muß, um die Felder zu bebauen. Den Kraal verschanzt er noch mit Mauern aus aufeinandergepackten Steinen; der Eingang wird Nachts verrammelt. Da die Kraale außerdem mit dichtem Dorngestrüpp umwachsen sind, wäre es ganz unmöglich, sich bei Nacht in einen derselben einzuschleichen. Die Hunde würden sofort anschlagen und die Männer augenblicklich auf jede nahende Gefahr aufmerksam machen. Es wäre nicht möglich, ohne Geräusch die vielen Pfähle beim Eingang zu entfernen, der so eng ist, daß ein Mann sich durchzwängen muß, ebenso wenig wäre es möglich, durch die Dornen durchzukriechen, denn die Kaffern würden sofort auf das geringste Geräusch hin feuern.

Der Bergmagatist oder -basuto hält im Kriege nichts vom großen Massenangriff. Erwartet er, angegriffen zu werden, dann legt er sich mit seinen Anhängern bei den Stellen, wo es dem Feinde allenfalls möglich wäre, durchzukommen, in den Hinterhalt, aber stets auf eine gewisse Entfernung vom Kraal, so daß er sich dorthin zurück-

ziehen kann. Er feuert nicht eher, als bis der Gegner unmittelbar bei ihm ist, und verschwindet, sobald er den Schuß abgegeben hat, hinter Felsen oder im Gebüsch. Die Pfade sind so eng, daß niemals zwei Personen nebeneinander, sondern nur hintereinander gehen können; er trifft also oft zwei Angreifer mit einer Kugel und hat durch die bei den Angreifern entstandene Verwirrung stets vollauf Zeit, sich nach einem anderen Hinterhalt zurückzuziehen, wo er dasselbe Spiel wiederholt. Bei dieser Taktik blieben die Bergmagatisten den herumziehenden räuberischen Stämmen gegenüber stets im Vorteil und schlugen diese, die Zwasies, Zulus, Mosilas und Maquambas, fast immer zurück. Sogar die Boeren konnten früher wegen Mangel an Geschützen verschiedenen Magatistenstämmen nichts anhaben.

Ich habe in den verschiedenen Kämpfen gegen Bergmagatisten manchen meiner besten Leute sowohl durch Gewehrschüsse als durch Giftpfeile verloren, aber nie hat einer der Getroffenen den Feind gesehen, der auf ihn geschossen hat.

Die Gefahr kennend, die diese Verteidigungsweise für den Angreifer mit sich bringt, greifen die Magatistenstämme auch nie die Positionen und Kraale ihrer Gegner an, wenn sie untereinander in Fehde liegen. Sie begnügen sich, die Gelegenheit abzupassen, dem Feinde Vieh wegzunehmen, wenn es auf die Weide getrieben und nicht genug bewacht wird, oder ein paar Weiber aus dem Hinterhalt zu töten, wenn sie sich von ihrem Kraal zu weit weg wagen. Deshalb dauert auch so ein „Krieg" zwischen zwei Bergmagatistenstämmen monatelang, oft die ganze trockene Jahreszeit hindurch. Ich glaube nicht, daß wir während der Zeit, in welcher ich Kommissar war, im nordöstlichen Teil von Zoutpansberg einen Winter ohne eine dieser Fehden hatten. Niemand geriet darüber in Harnisch, und unangenehm war es außer für die beraubte Partei höchstens für die Missionare, nicht einmal für die Händler. Im Jahre 1893 hatten die Potentätchen Maquarela und Tengwe den ganzen Winter hindurch „Krieg". Die beiderseitige Verlustliste lautete: von Maquarelas Volk war ein altes

Weib im Felde totgeschlagen, von Tengwes Armee war ein Kaffer aus dem Hinterhalt erschossen, der ganz friedlich nach dem Lande Tsaolo gehen wollte, um sich dort eine Frau zu suchen. In diesem Kriege war es auch, daß ich zum ersten Male einer großen „Feldschlacht“ zwischen zwei Magatistenhaufen zusah. Es wird wohl die einzige sein, die zwischen diesen kleinen Stämmen je geschlagen worden ist. Der Distrikt Zoutpansberg hatte beinahe so viele kleine Ländchen und Kaffernstämmchen, als im achtzehnten Jahrhundert das Heilige Deutsche Reich Fürstentümchen hatte.

Einst mußte ich nach dem Ländchen eines dieser vielen Potentaten, um eine Erbstreitigkeit zu schlichten, da die Söhne desselben gerade im Begriff standen, sich zu prügeln.

Mein Bruder Max, mein Dolmetscher Willy Grieve und mein Hauptinduna Boy begleiteten mich. Außerdem hatte ich noch meinen „Adjutanten“ Piet bei mir, derselbe, der 1897 auf der Ausstellung in Berlin war, und etwa 30 Kaffernpolizisten, teils zu Fuß, teils beritten. Beritten! aber wie? Wir Weiße und Piet zu Pferde, etwa fünf oder sechs der Kaffern auf Eseln, ebenso viele auf Reitochsen.

Als wir noch ungefähr 20 Meilen von unserem Bestimmungsort entfernt waren und nichts ahnend gemütlich plaudernd unseres Weges ritten, hörten wir auf einmal in einiger Entfernung von uns Schüsse. Es war wieder einen Augenblick still, dann erfolgte ein ganzes Heckenfeuer.

Das Land war ebenes Buschfeld, aus dem sich hier und da ein Steinkoppie erhob. Weit und breit wohnten keine Kaffern. Weiße konnten es nicht sein, wie an dem untrüglichen Knall des schlechten portugiesischen Kaffernpulvers zu hören war, es war also nichts anders als eine Kaffernprügelei.

Vorsichtshalber ließ ich meine ganze Kolonne halten und ritt mit meinem Bruder, Willy Grieve und Piet voraus, um zu rekognoszieren. Bald sahen wir auch auf zwei Koppies, die rechts und links vom Wege etwa 500 Meter voneinander entfernt lagen,



Eine possierliche Attacke.

eine ganze Anzahl Kaffern sitzen. Sie hatten uns nicht bemerkt. Wir stiegen ab, ließen Piet bei den Pferden und schlichen uns nach einem kleinen Koppie links vom Wege, das uns eine freie Aussicht bot. Wir waren nun zwischen den beiden Koppies, auf denen die Kaffern saßen, ungefähr 400 Schritt von jedem derselben entfernt.

Unsere Geduld wurde nicht auf eine allzulange Probe gestellt. Auf dem einen Koppie stand ein Kaffer auf und rief mit weithin schallender Stimme nach dem anderen Koppie hinüber:

„Eure Mütter sind Schweine!"

Als Antwort kam zurück:

„Eure Mütter sind große Schweine mit Hundeohren!"

Und nun entstand ein Hin- und Herschimpfen, ein Geschrei und ein Spektakel, daß wir fest überzeugt waren, die ganze Bande sei verrückt geworden.

Auf einmal fing das Geknalle wieder an, und die eine Partei, die sich wohl am meisten in eine künstliche Wut hineingebrüllt hatte, ging zum „Sturm" über, das heißt, sie kam schießend und brüllend vom Koppie herunter auf den Feind los, der aber das Kommen gar nicht erst abwartete, sondern schreiend und scheltend davonlief.

Wir hatten genug gesehen, und außerdem war jetzt die schönste Gelegenheit, gerade am Weg mit der Gesellschaft zusammen zu treffen. Leise schlichen wir uns zu den Pferden zurück, und gerade als wir auffaßen, kam meine ganze Kavallerie an, der das Warten zu langweilig geworden war und die auch gern sehen wollte, was eigentlich los war. Nun ging es im Galopp vor, gerade auf die Kaffern los, die uns infolge ihres Gebrülls nicht eher gewahr wurden, als bis wir ganz dicht bei ihnen waren.

Eine possierlichere Attacke ist wohl noch nie geritten worden. Vorneweg wir zu Pferde, hinter mir der alte Boy zu Esel mit seinem riesigen Federbusch auf dem alten Cylinderhut, schreiend und mit den Beinen strampelnd, um sein Reittier im Galopp zu halten, dazwischen Ochsen, die ihre Reiter abgeworfen hatten und laut brüllend

nach dem unter den Bauch gerutschten Sattel schlugen, dann die ganze Eselbrigade, bei der Reiter und Tiere gleich ohrenzerreißenden Spektakel machten, kurz, es war ein Höllenlärm.

An und für sich ist es in diesen unbewohnten und abgelegenen Gegenden schon ein Ereignis, einen Weißen zu Pferde zu sehen, aber dazu noch eine solche Reiterei, das war zuviel für die harmlosen Krieger. Die alten Knarren wegwerfen und ausreißen, war natürlich eins, wir hinterher. Hiebe hat es noch genug geregnet, trotzdem wir uns vor Lachen kaum im Sattel halten konnten. Die Polizisten hoben nachher noch ein Dutzend der alten Gewehre auf, die die Kaffern auf der Flucht in ihrer Todesangst weggeworfen hatten.

Am anderen Tage schickte Maquarela Boten mit einem Schlachtochsen und bat um Verzeihung, daß seine „Kinder“ mich auf dem Wege belästigt hätten.

Ich verzeihe es ihm gern; der Spaß war zu hübsch, und der Ochse kam meiner „Lützows wilden verwegenen Jagd“ gerade zupaß.

Wie ich bereits angeführt habe, verhielt sich die Regierung diesen Fehden in den abgelegenen Gegenden gegenüber vollkommen ruhig. Sie nahm mit Recht gar keine Notiz davon und betrachtete sie, wie etwa ein vernünftiger Schullehrer eine Prügelei ungezogener Schulbuben in den Freistunden ansieht.

Bei unseren Kriegen gegen die größeren Stämme Mallaboch, Magato und Magoeba verlief die Sache jedoch nicht so harmlos, da wir uns in der Offensive befanden und die Positionen angreifen und einnehmen mußten. Die Kaffern konnten aus den Büschen stets alles ganz genau beobachten, was bei den verschiedenen kleinen Forts, in denen unsere Posten stationiert waren, vorging, und wußten immer, wenn Mannschaften nach dem Hauptlager oder auf Patrouille gingen.

Oft schlichen dann ein oder zwei Kaffern voraus und legten sich an einer Stelle, wo der Fußweg durch Wald oder dichtes Gebüsch

führte, in den Hinterhalt. Gewöhnlich wählten sie Stellen, wo der Weg eine Biegung machte. Dort warteten sie das Kommen der nichts ahnenden Leute ab und schossen den zuletzt gehenden Mann in den Rücken. Ehe der andere sich vom ersten Schrecken erholte, waren sie längst wieder verschwunden.

Doch wieder zurück zum Krieg mit Mallaboch!

General Joubert sah wohl ein, nachdem er über die Terrainbeschaffenheit informiert war, daß doch eine ganz bedeutende Macht dazu gehörte, die Kaffern zusammenzutreiben und in ihre Schlupfwinkel einzuschließen, eine viel größere, als er erwartet hatte. Er hatte nur die Distrikte Zoutpansberg, Waterberg und Pretoria aufrufen lassen; nun schickte er die Aufrufungsordre auch an die Bürger der Distrikte Middelburg, Rustenburg und Zeerust. Natürlich gingen Wochen verloren, bis diese ankamen.

Sehr gute Dienste hat während der Blauberg-Expedition die neu organisierte Feldtelegraphenabteilung geleistet, die von einem Holländer, Leutnant Paff, ausgebildet war. Trotz der Schwierigkeiten, mit denen derselbe in Pretoria zu kämpfen hatte, um genügende Geldmittel zur Verfügung zu erhalten, gelang es ihm doch in verhältnismäßig kurzer Zeit, eine allerdings kleine Truppe in jeder Branche des Telegraphen-, Heliographen- und Signaldienstes für das Feld ganz brauchbar zu machen. Es war für uns eine bedeutende Erleichterung, daß wir im Mallabochkriege zum ersten Male nicht allein alle Forts miteinander verbinden konnten, sondern daß auch jedes Fort in Kommunikation mit dem Hauptlager stand.

Später, nach dem Jameson-Einfall, nachdem der General die guten Dienste der Feldtelegraphenabteilung kennen gelernt hatte, wurde dieselbe bedeutend vermehrt und mit den besten und neuesten Instrumenten ausgestattet.

Mallaboch blieb allen Vorstellungen gegenüber taub, und auch dem Missionar Sonntag, der unter Mallabochs Stamm lebte, gelang es nicht, die Kaffern zu bewegen, sich zu unterwerfen.

Mallaboch ließ dem General wissen, die Berge seien sein Land; er habe niemand etwas zu leide getan und wolle nichts von uns haben, wir möchten deshalb auch ihn in Ruhe lassen.

Nachdem die Kommandantschaften Rustenburg, Zeerust und Middelburg angekommen waren, wurde der Hauptoperationsplan festgestellt.

Abteilungen der verschiedenen Kommandantschaften sollten rund um die Berge postiert werden, an einem bestimmten Tage sollten sie gegen den Hauptkraal vorrücken und alle Kaffern nach demselben treiben, dann sollten sie auf den wichtigsten Positionen rund um den Hauptkraal Feldbefestigungen errichten und alle Ausgänge aus den Schlupfwinkeln gut verlegen.

Kommissar Vorster, der zugleich Kommandant des Distrikts Zoutpansberg war, sollte von Norden angreifen, Kommandant Potgieter mit dem Waterberg-Kommando von Osten und Kommandant Erasmus mit der Kommandantschaft Pretoria von Süden. Die drei Berggeschütze wurden so verteilt, daß jedem der Kommandos eines beigegeben wurde.

Am 30. Juni mit Tagesanbruch gingen alle Detachements vor.

Das Terrain war ungemein schwierig; überall steile Berge, besät mit Felsblöcken und bewachsen mit dichtem Gebüsch, das eine freie Aussicht unmöglich machte. Das Vordringen war deshalb mit den größten Schwierigkeiten verknüpft und ging nur sehr langsam von statten.

Die Kaffern müssen von unserer Absicht bereits vorher Wind bekommen haben. Nur eine kleine Anzahl war zurückgeblieben, aber diese wehrte sich tapfer und benutzte jeden Felsen und jedes Gebüsch als Deckung beim Feuern und um sich beim Rückzuge unsichtbar zu machen. Selten, daß man einen sah; nur die Rauchwölkchen der Schüsse ließen ungefähr schließen, wo der Feind war; es war deshalb unmöglich, ihm ernsten Schaden zuzufügen.

Verschiedene Boeren sowohl als auch Leute unserer schwarzen Hilfstruppen wurden verwundet, einige der letzteren getötet.

Weit kamen wir am ersten Tage nicht; es wurden deshalb am Abend Forts errichtet, Mauern aus aufeinandergepackten Steinen mit Öffnungen zum Schießen, und in jedes eine starke Wache postiert. Die anderen Teile der Kommandos kehrten nach dem Lager zurück.

Wie bei allen unseren Kaffernkriegen ging es auch bei diesem urgemütlich zu. Nichts wurde übereilt, eher das Gegenteil. Wir hatten ja vollauf Zeit; wer keine hatte, nahm sich welche, und nach diesem anstrengenden Tage war es nur natürlich, daß einige Zeit Ruhe eintreten mußte.

Etwa zwei Wochen, nachdem die Feindseligkeiten begonnen hatten, wollte Feldkornett Grobler von Waterberg seine Position weiter vorschieben, weil sein Fort auf einem nicht gerade günstigen Punkte stand. Er ging deshalb mit etwa 40 Mann vom Waterberg-Kommando in der Richtung nach dem Hauptkraal vor. Leutnant E.... von der Artillerie begleitete ihn mit einem Sergeanten und fünf Mann mit einer Bergkanone. An Munition hatten sie mit sich sechs Kartätschen, zwölf Granaten und ebenso viele Schrapnells.

Bald erhielt die Truppe Feuer, und Feldkornett Grobler zog sich zurück, etwas eiliger, als bei der kleinen Anzahl Kaffern nötig gewesen wäre, und ohne sich weiter um das Geschütz zu kümmern, gegen das die Kaffern nun feuernd und stets Deckung nehmend vorgingen. Der Leutnant, ein trotz seiner Jugend sehr korpulenter Herr, durchglüht von edler Vaterlandsliebe und bestrebt, dem Staate so lange als möglich sein kostbares Leben zu erhalten, lief davon, dem lieben Gott vertrauend, daß er die Bedienungsmannschaften und das Geschütz unter seine Obhut nehmen würde.

Die Leute wußten nun auch nicht, was sie machen sollten; als sie den Leutnant laufen sahen, folgten sie ihm. Der Sergeant hatte noch die Geistesgegenwart, den Verschluß aus dem Geschütz zu nehmen, das den Kaffern nebst der vollen Kiste Munition in die Hände fiel.

Als der tapfere Leutnant mit der Hiobsbotschaft atemlos und mehr tot als lebendig bei den Waterbergern ankam, ging sofort der

Boer Jan Celliers mit noch einem Manne zurück, und diese fanden auch bald den Sergeanten, der sich ihnen fluchend und schimpfend über eine so heillose Wirtschaft anschloß. Celliers fand die Kaffern um das Geschütz versammelt; er zählte sie, es waren zwölf, etwa hundert Schritt davon zählte er weitere fünf, die die Munitionskiste trugen. Es war anzunehmen, daß sämtliche Kaffern sich nach diesem Sieg um das Geschütz versammelt hatten, um es zu besehen, daß aber überhaupt nicht mehr in der Nähe waren als diese siebzehn.

Celliers, ein alter Jäger, und sein Begleiter schlichen sich so nahe wie möglich heran und feuerten ziemlich zugleich, und drei Kaffern lagen am Boden. Noch einige Schüsse auf den verblüfften Feind, der nie geglaubt hatte, daß unsere Leute wieder zurückkommen würden, und weitere zwei fielen, worauf die Kaffern wie die Spreu im Winde auseinanderstoben. Leider hatte der Sergeant in der Aufregung vergessen, die Aufmerksamkeit Celliers auf die Patronenkiste zu lenken; dieser sah wohl, daß das vordere Häuflein Kaffern etwas trug, wußte aber nicht, was es war. So gelang es den Kaffern, die Munition nach Mallaboch zu bringen.

Das Pulver der Kartuschen kam den Kaffern gut zu statten, die Granaten aber jagten ihnen einen heillosen Schreck ein, wie mir Mallaboch später im Gefängnis zu Pretoria einmal erzählte.

Die alten Kruppschen Granaten waren mit einem Bleimantel versehen; diesen wollten die Kaffern abschmelzen, um aus dem Blei Gewehrkugeln zu gießen. Die Granaten waren natürlich gefüllt und zum Gebrauch bereit. Es wurde ein großes Feuer angemacht, ein großer eiserner Topf darauf gesetzt und mehrere Granaten hineingelegt. Es dauerte auch nicht lange, da ein furchtbarer Krach, und fünf Kaffern, sowie auch ein armes Weib, das gerade Holz aufs Feuer legte, waren in Stücke zerrissen. Mallaboch ließ dann, um weiteres Unglück zu verhüten, die sämtlichen Granaten und Kartätschen ins Wasser werfen, ebenso die Schrapnells. Er hatte natürlich keine Ahnung, daß die Kartätschen nur Blechbüchsen waren, die eine schöne Anzahl fertiger

Gewehrkugeln enthielten, sonst würde er sie sicher benutzt haben, denn das Blei wurde ihm später so knapp, daß die Kaffern Eisenstücke und Steine in die Kugelformen legten und sie mit Blei umgossen. Wenn mit ihnen geschossen wurde, konnte man sie deutlich an dem eigentümlichen Geräusch von vollen Bleikugeln unterscheiden; namentlich Eisenstücke ohne Bleimantel heulten ganz sonderbar durch die Luft.

Ich war, als diese unangenehme Kanonenaffäre stattfand, gerade dienstlich auf einige Tage in Fort Hendrina in den Spelonken, wo wir eine kleine Artilleriebesatzung hatten, abwesend. Nach meiner Rückkehr ins Hauptlager verhörte ich den Sergeanten und einige andere Zeugen und hielt es als Administrateur der Artillerie für meine Pflicht, sofort auf eine kriegsgerichtliche Untersuchung zu bringen. Diese wurde aber stets hinausgeschoben. Später war die Meinung über den Vorfall mehr abgekühlt, und man hielt das Verlassen eines Geschützes nicht für so ernst, um so viel Federlesens daraus zu machen, da ja die Kanone wieder zurückgenommen war. Daß dem Feinde eine immerhin beträchtliche Menge Munition in die Hände gefallen war, wurde gern übersehen.

Als ich jedoch nach unserer Rückkehr nach Pretoria darauf bestand, daß die Sache untersucht werden müsse, da die Zeitungen sich ihrer angenommen hatten und sie scharf kritisierten, wurde endlich, allerdings erst, nachdem ich mein Amt als Eingeborenenkommissar wieder übernommen hatte, ein Kriegsgericht eingesetzt. Das Kriegsgericht ließ Leutnant E...... mit einer scharfen Verwarnung davonkommen.

Für mich hatte jedoch die Angelegenheit die größten Anfeindungen und Unannehmlichkeiten zur Folge, weil ich es gewagt hatte, wegen einer solchen „Bagatelle" einen jungen „Landszoon" (Sohn des Landes) vor ein Kriegsgericht zu bringen.

E...... und mehrere geborene Afrikaner bei der Artillerie nährten einen unbändigen Ausländerhaß, und als E...... dank seiner einflußreichen Protektion schon nach wenigen Jahren Major geworden war, machte diese Clique Ausländern den Eintritt in das

Offizierkorps der Artillerie nicht allein unmöglich, sondern sie verbitterte auch den noch darin vorhandenen das Leben dermaßen, daß fast alle den Abschied nahmen.

Unser Vorgehen gegen Positionen von Bergmagatisten war wohl nicht schneidig-militärisch, dagegen aber äußerst vorsichtig und, sagen wir, diplomatisch.

Bei allen Expeditionen gegen aufrührerische Kaffernstämme wurde immer eine größere Anzahl „makker", zahmer, d. h. friedlicher, unterworfener Kaffern aufgerufen. Diese wurden nicht allein als Träger benutzt, sondern sie mußten auch, nachdem die Büsche und Klüfte erst tüchtig mit Granaten beschossen waren, zuerst in dieselben hinein und sie vom Feind säubern. Es waren dies „ehrenvolle Aufträge", die ja immer mit der meisten Gefahr verbunden sind.

Die Bürger gönnten ihnen die Ehre gern, sie bekamen sie nachher doch nicht. Ich habe wenigstens noch nie gelesen, daß einer der vielen „Kriegskorrespondenten" erwähnt hätte, daß die Kaffern auch etwas getan haben, und für die Bürger war das Verfahren, die Kaffern zuerst in die Büsche eindringen zu lassen, viel sicherer.

Im Mallabochfeldzuge haben die Kaffern, die Kommandant Potgieter, der Eingeborenenkommissar von Waterberg, bei sich hatte, von uns allen am meisten getan. Wir Artilleristen haben ziemlich wenig gefochten und doch standen wir wieder in der ersten Reihe derjenigen Bürger, die wirklich etwas geleistet haben.

Nachdem wir uns einige Wochen recht ausgeruht und herausgefüttert hatten, gab der General Befehl, die Forts weiter vorzuschieben. Etwa 300 Kaffern zogen die $8^1/_2$ cm-Kruppkanone unter kolossalen Schwierigkeiten auf den Berg, und ich postierte sie bei dem Fort des Kommandanten Malan von Rustenburg.

Wir hatten dabei ein Scharmützelchen, wobei wir nichts als die Rauchwolken der gegen uns gefeuerten Schüsse sahen, und verloren einen Bürger tot und mehrere Verwundete. Die feindlichen Kaffern hatten auf einem Berg, etwa 300 Meter von uns entfernt, Stellung

genommen und schossen ziemlich genau aus den Büschen, namentlich wenn sie kleine Abteilungen von uns beisammen sahen.

Sie beherrschten vollständig die Position, in die ich das Geschütz bringen wollte. Da der große Klumpen Kaffern, der das schwere Geschütz zog, ein gutes Zielobjekt geboten hätte, ließ ich erst eine Art Schutzwall von Zweigen aufwerfen, hinter dem wir ungesehen Stellung nehmen konnten. Einige Schrapnells säuberten den Berg sofort.

Wie ich früher schon erwähnt habe, waren wir bei der Artillerie in der guten alten Zeit gewohnt, zu allem benutzt zu werden. Daß man aber von mir erwarten würde, daß ich dazu da sei, dem alten Malan, dem Schwager des Präsidenten, die Zeit zu vertreiben, ging mir denn doch etwas über den Horizont. Alle Augenblicke kam Malan:

„Kapitän, sehen Sie dort in den Felsen die kleine Schlucht mit den dichten Büschen?“

„Ja, ich sehe sie!“

„Dort hat gestern einer meiner Leute Rauch aufsteigen sehen, werfen Sie doch einmal eine Granate hinein, da sind sicher Kaffern!“

Mit dem Fernglas war keine Spur zu sehen, weder von Kaffern noch von Rauch. Gut, um dem alten Herrn den Gefallen zu tun, feuerte ich den Schuß ab und amüsierte mich selbst über die kindliche Freude, die das Platzen der Granate den Leutchen bereitete und ihnen jedesmal den Ausruf entlockte:

„Daar is hij, allemachtig, e mooi schoot!“ (da ist er, alle Wetter ein schöner Schuß!)

Da aber die Geschichte zu oft wiederholt wurde, gab ich dem alten Herrn zu verstehen, daß die Granaten etwas zu kostbar seien, um nur zum Zeitvertreib verknallt zu werden.

„Was wollen Sie denn dann hier mit Ihrer Kanone“, fragte er ganz entrüstet, „wenn Sie nicht schießen wollen?“

Gut, ich packte auf und baute 300 Schritt weiter vorn mein eigenes Fort, wo ich auch mit einer kleinen Abteilung Artilleristen bis zur Übergabe Mallabochs allein blieb.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Proben unserer Taktik.

Bei jedem Fort war ein Berggeschütz und eine Heliographenstation; das Fort der Kommandantschaft Pretoria auf dem Berge, das allen anderen Forts sichtbar war, war außerdem mit dem Hauptlager durch Heliograph verbunden.

Es begann ein anstrengender, mühsamer Dienst. An Aushungern der Kaffern war nicht zu denken, da sie eine reiche Ernte gehabt und alle ihre Vorräte in die Höhlen geschafft hatten.

Sie mußten also nicht allein vom Wasser abgesperrt werden, was wegen der vielen Felsen und Büsche sehr schwierig war, sondern wir mußten ihnen auch alle Ausgänge und Fußwege verlegen und scharf bewachen, so daß nicht an anderen Stellen Wasser geholt oder eingeschmuggelt werden konnte.

Das Aus- und Einschleichen fürchteten die Kaffern sehr, da eine ziemliche Anzahl durch unsere Posten erschossen wurde. Dafür fügten sie aber auch uns wieder beträchtlichen Schaden zu, indem sie sich bei den Wegen, die von den Forts nach dem Hauptlager führten, in den Hinterhalt legten und unsere Leute wegknallten, wenn sie zum Lager gingen, um Proviant zu holen.

Hauptsächlich tat dies, wie wir später hörten, eine Anzahl Kaffern, die sich in Schlupfwinkeln in unserem Rücken versteckt hatten.

Dieser nächtliche Hinterhalt hat etwas eigentümlich Prickelndes

und Aufregendes. Einmal hatte einer meiner Kaffern (ich hatte eine ganze Anzahl aus meinem Distrikt kommen lassen) irgendwie herausgefunden, daß Kaffern vom Häuptling Kiewit, einem kleinen Chief östlich von Blauberg, der insgeheim mit Mallaboch verkehrte, in der folgenden Nacht verschiedene Trägerlasten Pulver bis unterhalb des Berges bringen würden und Mallaboch in derselben Nacht schicken wolle, um das Pulver zu holen.

Da es von größter Wichtigkeit war, die Zufuhr des Pulvers zu verhindern, die Sache aber äußerst vorsichtig ausgeführt werden mußte, beschloß ich, sie selbst in die Hand zu nehmen, und legte mich mit meinem besten Unteroffizier bei einem Fußweg, den die Kaffern kommen mußten, in Hinterhalt.

Die Nacht war sternhell, aber ohne Mondlicht; jeder Kaffer wäre, trotz der Büsche, auf zehn Schritt zu erkennen gewesen. Es war nicht anzunehmen, daß die Kaffern Hunde mitbringen würden, da diese ihnen durch Anschlagen leicht zum Verräter hätten werden können.

Das geringste Geräusch, Flüstern oder Husten hätte uns verraten.

Man kann sich die Spannung denken, in der man sich befindet, wenn man so einen Feind erwartet, der wie eine Schlange angeschlichen kommt, dessen Annäherung kein Laut verrät und den das geringste Geräusch von unserer Seite aufmerksam gemacht hätte.

Meine Absicht war, die Kaffern vorbeigehen zu lassen, um das Pulver zu holen und sie, wenn sie zurückkommen würden, anzufallen, um auch das Pulver in die Hände zu bekommen. Es war vorauszusehen, daß sie auf dem Rückweg nicht allein durch die Anstrengung des Tragens nicht im stande sein würden, ihre Sinne und Nerven so zu gebrauchen als auf dem Hinweg ohne die Lasten, sondern daß sie sowieso sorgloser sein würden, weil sie vorher den Pfad offen und unbewacht gefunden hatten.

Es mochte etwa elf Uhr in der Nacht sein. Wir hatten schon seit acht gelegen, da auf einmal sah ich dicht vor mir, höchstens zehn Schritt entfernt, eine Gestalt wie eine Katze schleichen, das Gewehr

schußfertig vorhaltend, dann noch eine, eine dritte, vierte und fünfte. Mit angehaltenem Atem lagen wir; jeder konnte das Herz pochen hören. Noch lange lagen wir, ohne zu sprechen, dann berieten wir, was zu tun sei. Ich hatte mich oberhalb des Fußwegs an eine Stelle gelegt, wo derselbe eine scharfe Biegung machte, so daß ich beim Feuern die Chance haben würde, mehrere zu treffen, genau dasselbe Manöver, mit dem die Kaffern unsere Leute wegschossen.

Es war nicht anzunehmen, daß alle Kaffern mit Lasten zurückkommen würden, ich hatte zwei mit Gewehren gezählt und drei ohne. Die letzteren waren zur Deckung und zum Schutz mitgegeben. Ich postierte den Unteroffizier so, daß er den einen Schenkel des Winkels bestrich, den der Pfad machte, ich übernahm den anderen; ich würde zuerst auf die beiden Bewaffneten feuern, sobald sie um die Ecke kämen, und er hätte auf die Träger zu feuern, unmittelbar nach meinem Schuß. Dann solle jeder sofort noch fünf Schüsse so schnell als möglich in der Richtung abfeuern, in der die Kaffern flüchten würden, um die Träger zu veranlassen, die Lasten wegzuwerfen.

Es muß gegen Morgen gewesen sein, als wir die Kaffern zurückkommen sahen. Schon hatte ich die Hoffnung auf das Gelingen des Planes aufgegeben und geglaubt, die Kaffern hätten einen anderen Rückweg gewählt.

Meine erste Vermutung war richtig gewesen.

Wieder kam der erste mit dem Gewehr schußbereit unhörbar näher; plötzlich stand er still. Er mußte das Geräusch gehört haben, das der Unteroffizier verursachte, wohl durch das Zurechtlegen des Arms zum Feuern, denn wir lagen beide auf dem Boden.

Hinter dem ersten Kaffern erschien der zweite — da knallte mein Schuß durch die stille Nacht und sofort auch der des Unteroffiziers. Wir hörten eilige Schritte und das Brechen der Zweige in den Büschen und feuerten wie verabredet in der Richtung des Geräusches.

Der erste Kaffer war tot, er war mitten durch die Brust geschossen.

Der zweite lebte noch. Wir warteten, bis es hell wurde, dann gingen wir ans Suchen und fanden auch drei Lasten im Gebüsch liegen, ganz nahe am Wege. Als wir den Blutspuren folgten, fanden wir den dritten Kaffern mit einem Schuß oberhalb der Magenhöhle, und Blutspuren in der Richtung nach dem Hauptkraal zeigten uns, daß mindestens noch einer getroffen sein mußte. Die drei Lasten enthielten portugiesisches Kaffernpulver, einige Zündhütchen und Blei.

Ich freute mich, daß der Plan gelungen war, und wir den Kaffern gezeigt hatten, daß wir auf der Hut waren. Aber dennoch hätte ich lieber gesehen, ein anderer hätte den Schuß gefeuert, der offene freie Kampf ist doch ganz etwas anderes. So ist aber der Buschkrieg; wie du mir, so ich dir!

Am anderen Tage bekam ich vom General per Heliograph den Befehl:

„Schießen Sie den Hauptkraal in Brand!"

Bei Kaffernhütten, die alle aus dünnen Pfählen erbaut und mit Gras gedeckt sind und bei denen die Granaten durchschlagen, ohne zu explodieren, ist dies leichter gesagt als getan.

Ich hatte zufälligerweise etwas Paraffin und Schwefel mitgebracht, ersteres zum Geschützputzen, letzteres als Pferdemedizin. Wir hatten allerdings alte Brandgranaten, aber das Zeug taugte nichts mehr, und die Füllung wollte nicht zünden. Irgend etwas mußte jedoch ausgefunden werden. So machte ich denn eine Mischung aus dem Zündstoff der Brandgranaten und Schwefel, drehte aus dieser Pillen in der Größe einer dicken Erbse und wickelte sie in Läppchen, die ich aus meinem Flanellhemde riß und zunächst mit Paraffin tränkte. Dann gab ich den Granaten dreiviertel Füllung Pulver, das andere Viertel Pillen, vertraute meinem guten Glück und knallte los.

Oben auf dem Berge standen der General und einige Boerenkommandanten, die meine Schüsse genau beobachteten und jedenfalls auch scharf kritisierten. Ich zielte auf eine der Hütten, die dicht an der Felswand lag, in der Höhe des Daches, hoffend, daß wenn die

Granate an der Felswand explodierte, meine Pillenläppchen zünden und etliche derselben auf die dicht stehenden Hütten fallen würden.

Fortuna war mir wieder einmal hold, meine Pillenidee war gar nicht so schlecht. Die erste Granate flog mitten durchs Dach. Ich konnte mit meinem Glas das Dachgras herumfliegen sehen, sie explodierte fein. Die zweite war etwas tief; sie flog vor der Hütte gegen einen großen Stein und krepierte ebenfalls. Die dritte ging wieder durch das Dach. Gerade als ich zum Feuern des vierten Schusses das Geschütz gerichtet hatte, rief der Unteroffizier, der am Teleskop saß:

„Kapitän, es steigt Rauch auf!"

Richtig, auf zwei Hütten war ein kleines blaues Wölkchen zu sehen, nun auch auf einer dritten, die Wölkchen wurden größer und größer, und schon schlugen auch die Flammen auf.

Auf einmal entstand oben auf dem Berg beim General ein heftiges Gewehrfeuer, das aber schnell wieder verstummte. Wie ich später hörte, war eine Anzahl Kaffern aus den Höhlen gekommen, um das Feuer zu löschen. Unsere Leute hatten sie bemerkt und ihnen einen warmen Empfang bereitet, der sie schnell wieder in ihre Schlupfwinkel zurückjagte. Das Feuer brannte herrlich, und am Abend lag das ganze Nest in Asche.

Einige Tage darauf mußte ich behufs Regelung verschiedener Angelegenheiten nach dem Hauptlager gehen.

Als ich dort ankam, fand ich vor meinem Zelt im Artillerielager zwei Feuerspritzen stehen. Ich besah mir die alten Dinger, die mir so bekannt schienen, und sah zu meinem Erstaunen, daß es die beiden einzigen Spritzen der Pretoria-Feuerwehr waren. Keiner unserer Artilleristen wußte, woher sie kamen, nur daß sie am Nachmittag mit der Postkutsche angekommen waren, die einmal in der Woche von Pretoria über Pietersburg nach dem Lager fuhr.

Ich ging zum General, dessen Lager etwa 50 Schritt von dem unseren entfernt lag, um zu fragen, was ich mit den Feuerspritzen machen solle, oder ob dieselben etwa für den Doktor bestimmt seien.

Der General lachte und fragte mich, nach zwei hoch beladenen Wagen zeigend, die in der Nähe ausgespannt standen:

„Wissen Sie, was dort auf den Wagen ist?"

Ich verneinte.

„Petroleum und Schwefel, die die Regierung in Pietersburg aufgekauft hat und uns schickt!"

Nun ging mir ein Licht auf, und ich war sprachlos! Ich hatte im Transvaaldienst schon manches Heitere erlebt, aber dies setzte doch allen Schildbürgerstreichen die Krone auf!

Es fiel mir ein Gespräch ein, das der alte Kommandant Malan einige Wochen vorher des Abends am Wachtfeuer mit einigen Bauern gehabt hatte und dem ich zuhörte.

„Wenn wir Paraffin und Schwefel hätten", sagte der alte Herr, „dann könnten wir den Busch bei der Hauptstadt in Brand stecken. Wir könnten das Paraffin in die Höhlen laufen lassen, Schwefel darauf streuen und puff, puff, wird der Herr die Heiden verbrennen, wie er Sodom und Gomorrha verbrannt hat. Wir könnten dann seine Güte und Allmacht loben und hätten nicht nötig, hier im Felde zu liegen und uns totschießen zu lassen!"

Sicher hatte er darauf die halbe Nacht über diesen guten Plan nachgegrübelt, vielleicht in der anderen Hälfte davon geträumt und den Plan am anderen Morgen als Traum seinem Schwager dem Präsidenten geschrieben. Daraufhin waren die Feuerspritzen, Petroleum und Schwefel geschickt worden.

Schade, daß er nicht auch um die Trompete von Jericho geschrieben hatte, das wäre noch bedeutend einfacher gewesen.

Fast alle Boeren sind überzeugt, daß Träume eine gewisse Bedeutung haben, und auch Präsident Krüger glaubt, daß ihm Gott durch Träume den Weg weist, den er einzuschlagen hat.

Der General, der stets jeden Befehl der Regierung genau ausführte und auch diesen, so verrückt er war, auszuführen gedachte, damit nicht etwa seine Gegner oder gar die Regierung selbst

ihm den Vorwurf machen könnten, daß Feuer und Schwefel den Krieg viel schneller beendet hätten als Aushungern und Ausdursten, wollte haben, daß ich die Sodom-und-Gomorrha-Komödie aufführen sollte.

Ich weigerte mich aber rundweg, zu solchem Blödsinn die Hand zu bieten oder die Artilleristen dazu verwenden zu lassen.

Im stillen freuten wir uns alle auf den Spaß.

Mit großer Mühe wurden die Spritzen, Schwefel und Petroleum auf den Berg gebracht, Kaffern waren ja in genügender Anzahl vorhanden. Kommandant Pretorius und ich setzten uns auf ein Koppie, von wo aus wir alles genau überblicken konnten.

Die Absicht war, oben von der Felswand aus den Wald mittels der Feuerspritzen mit Petroleum zu bespritzen und ihn dann in Brand zu stecken. Wie der Schwefel gebraucht werden sollte, war uns nicht recht klar.

Erst wurde oben auf dem Berg mit einem kleinen Gebüsch Sodom-und-Gomorrha-Probe abgehalten, die ganz gut ablief. Da zwischen dem Gebüsch eine Menge trockenes, ziemlich hohes Gras stand und die Büsche von Petroleum trieften, brannte das Feuer vergnügt, und bald war der ganze Busch zerstört.

Nun kam die Hauptvorstellung.

Die Spritzen wurden oben auf den Rand der Felswand gebracht, Paraffin hinein geschüttet, und nun ging's los.

Auf einmal — bang — ein Schuß, und einer der Kaffernpompiers lag am Boden.

Jeder lief, was er laufen konnte, und da standen die Spritzen, keiner wollte mehr nahe heran.

Glücklicherweise hatte der Leutnant aus dem Fort vis-a-vis den Spaß mit angesehen und auch bemerkt, wo der Schuß herkam. Er warf ein paar Granaten nach der Stelle, einige Boerenschützen eröffneten Schnellfeuer auf den Wald, und so konnten einige etwas Beherztere vorgehen, um den unglücklichen Pompier, der sicher tot war, herauszuholen.

Als sie zu den Spritzen kamen, sprang derselbe jedoch auf und hielt sich beide Hände jammernd und lamentierend auf die Stelle, auf der er gewöhnlich sitzt. Der Ärmste hatte eine Kugel gerade durch die Rundung dieses Körperteils bekommen und hatte nun neben der Unbequemlichkeit, einige Wochen nicht sitzen zu können, auch noch den Spott. Als der Schuß fiel und zu gleicher Zeit auch er, war er in eine kleine Vertiefung gefallen und lag da vorläufig ganz gut. Er mag wohl auf die Feuerspritzenidee weidlich geschimpft haben.

Die anderen Pompiers hatten sich inzwischen wieder ermannt, und da jetzt überall Schützen im Hinterhalt lagen und die Granaten voraussichtlich den Busch gesäubert hatten, konnte die unterbrochene Vorstellung wieder weitergehen. Der Wald hatte nur grünes Holz, ebenso waren das Gestrüpp und der ganze Untergrund feucht. Wie vorauszusehen war, kam der Strahl aus den alten Spritzen nicht einmal über die ersten Bäume hinweg, und als man endlich zwei oder drei Bäume so naß gegossen hatte, daß sie trieften, hatte noch niemand an die Frage gedacht: Wer steckt denn nun die Geschichte in Brand?

Dazu hatte kein Mensch Lust. Denn unten in der Felswand saßen die Kaffern und wenn diese schon die Pompiers so unbarmherzig anschossen, wie viel mehr würden sie das mit den Sodom-und-Gomorrha-Engeln tun, die hinunterklettern würden, um den Wald in Brand zu stecken.

Da das Werfen von Feuerbränden auch nichts half, war alle Mühe umsonst gewesen, und wir gingen, die einen vergnügt, die anderen verstimmt, wieder nach Hause.

Die Petroleumkisten liegen noch oben auf dem Berg. Schade, daß die alten Spritzen nicht auch dort geblieben sind; für das Geld, das der Transport mit der Postkutsche hin und her kostete, hätten die Pretorianer wohl bald neue kaufen können.

So hatte die Sodom-und-Gomorrha-Vorstellung kläglich mit einem Fiasko geendet.

Das Liegen um die Felswand wurde nachgerade langweilig. Die Kaffern hatten uns bereits eine ganze Anzahl Leute weggepfeffert; es mußte also wieder ein neuer Plan ausgedacht werden, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Eines Tages ließ der General den Kommandanten Pretorius und mich in sein Zelt rufen. Er wollte mit uns die Möglichkeit besprechen, ob die Felswand bei dem Hauptkraal nicht vielleicht mit Dynamit gesprengt werden könne.

Sowohl Kommandant Pretorius als auch ich waren der Meinung, daß dazu ein tiefer Vertikalschacht nötig sei, von dem aus wieder ein Horizontalschacht in der Richtung des Hauptkraals gehen müsse, dessen Herstellung bei dem felsigen Boden Wochen lang dauern würde, viel länger als das Aushungern und namentlich das Ausdursten. Ein einfacher senkrechter Schacht in weichem Grunde würde weiter nichts bezwecken als eine Explosion, die nur die Füllung des Schachtes in die Luft schleudert.

„Ach was", sagte einer der Feldkornetts, „Dynamit schlägt nach unten, und wenn wir ein Loch machen, das gar nicht so tief zu sein braucht, und füllen es mit Dynamit, so wirkt das nicht wie gewöhnliches Pulver nach oben, sondern nach unten und —"

„schlägt auf der anderen Seite der Erde wieder heraus", unterbrach ihn der alte Henning.

„Das weiß ich nicht", sagte treuherzig der Feldkornett, „aber ich kann auch mit Dynamit arbeiten. Ich habe auf meiner Farm eine Wasserleitung gegraben, über 800 Schritt lang, und dabei habe ich viel Dynamit gebraucht, um Steine zu sprengen!"

Als der General sah, daß wir zu keiner Einigung kommen konnten, telegraphierte er nach Pretoria und bat, daß man ihm sofort aus der Dynamitfabrik einen Ingenieur senden möge, der wohl das Richtige treffen würde.

Einige Tage darauf kamen auch zwei Herren, die der Direktor der Dynamitfabrik geschickt hatte, und der General bat uns Artillerie-

offiziere, die Herren bei uns einzulogieren. Wir taten es gern, um so mehr, da sie eine ganze Anzahl Kisten voll der allerfeinsten Delikatessen mitgebracht hatten, zu unser aller Schrecken sogar — Limburger Käse.

Ich ging mit den Herren auf den Berg, um ihnen die Positionen zu zeigen, damit sie ihre Berechnungen genau machen könnten. Weder Kommandant Pretorius noch ich hatten ihnen von unseren Berechnungen Andeutung gemacht.

Sie berechneten den Schacht auf etwa 500 Fuß Tiefe und die Dauer der Arbeitszeit auf drei Monate, also beides bedeutend höher als wir. Dementsprechend war auch die Quantität Dynamit.

Als die Herren ihre Zeichnungen angefertigt hatten, berief der General wieder einen kleinen Kriegsrat, um den Vorschlag zu besprechen. Dieser wurde rundweg abgelehnt und beschlossen, daß wir das Dynamitexperiment auf eigene Faust ausführen würden.

Die Ingenieure schimpften natürlich gehörig, daß man sie so zum Narren gehabt und sie die beschwerliche Postreise für nichts und wieder nichts habe unternehmen lassen.

Das Dynamit war aber einmal da, mußte also auch verknallt werden. Es meldeten sich einige Freiwillige, die im weichen Boden hinter der Felswand von Kaffern ein etwa 40 Fuß tiefes Loch graben ließen. Es wurde halb mit Dynamit gefüllt und wieder mit Erde und losen Steinen zugeworfen.

Der General schickte mir schriftlichen Befehl, unmittelbar nachdem die Explosion stattgefunden habe, mit den Artilleristen meines Forts und einer Anzahl Bürger unter Feldkornett Rensburg in den Wald zu gehen, zwischen den zu erwartenden Trümmern unter der Felswand ein Fort aufzuwerfen und dann einen breiten Weg durch den Wald zu hauen bis zum Bach.

Mir wollte die ganze Geschichte nicht recht einleuchten, aber der Befehl war einmal da und mußte ausgeführt werden. Vielleicht gab es wieder einen neuen Spaß!

General Joubert hatte die Gewohnheit, wenn er mir einen mündlichen Befehl gab, mir stets zu gestatten, Einwendungen zu machen, wenn ich solche für nötig hielt. Wenn diese militärische Angelegenheiten betrafen und begründet waren, nahm er sie meist an, ebenso auch in anderen Angelegenheiten. War meine Ansicht nicht die richtige, dann überzeugte er mich stets in der liebenswürdigsten Weise und war dann ein Lehrmeister, von dessen Erfahrung und guter Einsicht man nicht allein gern lernte, sondern dem man auch zugeben mußte, daß er durch die freundliche Art und Weise, wie er seine Lehren gab, bei der anderen Partei stets ein Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit erweckte. Gab er aber einen schriftlichen Befehl, dann war das erste, was man daraus lesen konnte: „Maul halten!“ Im anderen Falle gestattete er nicht allein jedem seiner Offiziere, seine Meinung auszusprechen, sondern er erwartete dies auch. Wahrscheinlich wird auch der Sprengvorschlag, ebenso wie die Feuerspritzenidee von Pretoria aus geschickt worden sein, und der General wollte auch hier wieder eventuellen Vorwürfen entgehen, die ihm sicher gemacht worden wären, hätte er ihn nicht ausgeführt.

Das Zeichen zur Explosion sollte durch ein Trompetensignal gegeben werden.

Ich weiß nicht mehr, wieviel Tage es dauerte, bis das Loch gegraben, mit Dynamit gefüllt und wieder zugestampft war.

Am Nachmittag des bestimmten Tages etwa um 3 Uhr ertönte das Signal. Ein furchtbarer Krach erfolgte, eine himmelhohe Staubwolke und die Felswand — stand noch genau so, wie sie gestanden hatte und auch heute noch steht.

Dem Befehl gemäß stürzten wir uns sofort in den Wald, erreichten, ohne angezapft zu werden, die Felswand und bauten vor einer kleinen Höhle eine Schutzmauer. In der Höhle waren eben noch Kaffern gewesen, am Boden lagen einige Decken und eine alte Knarre, und ein Feuerchen brannte, worauf auch noch ein Topf stand.

Was die Kaffern wohl gedacht haben, als der furchtbare Knall über ihnen ertönte, sicher: die ganze Welt fällt ein?

Oben auf dem Berg kamen jetzt der General und einige Feldkornetts zum Vorschein, um sich die Verwüstung, die nicht da war, anzusehen.

Ich rief ihm zu, er möchte doch so freundlich sein und Kommandant Malan nach dem Rustenburger Fort heliographieren, um mir Hilfe zu schicken und soviel Beile, als zu haben wären; der Wald sei dicht und ich müsse auf beiden Seiten der zu hauenden Lichtung Posten ausstellen, damit wir nicht beschlichen würden, ich müßte deshalb mindestens noch 50 Mann Arbeiter haben. Der General tat es auch sofort, und eine Stunde später kamen die 50 Mann an.

Wir hatten ungefähr eine halbe Stunde gearbeitet, auf einmal „bang“ ein Schuß, „bang“ noch einer, dann war es wieder still.

Ich ging zu den Posten, um zu sehen, was los war, und fand einen meiner besten Leute mit zerschossenem Arm. Er hatte keine Ahnung, woher der Schuß gekommen war, und konnte nur ungenau die Richtung angeben, sein Nebenmann wußte auch nicht mehr. Eine Schleichpatrouille ging vor; auch sie wurde aus dem Gebüsch angeschossen; einer der Bürger, Townsend, erhielt einen Schuß in den Fuß.

Mit Mühe konnten wir mit der Arbeit vorgehen, da die Posten verdoppelt werden mußten, und als ich später die Arbeit einen Augenblick verließ, um die Posten zu revidieren, fand ich nach meiner Rückkehr die Rustenburger in aller Stille abgezogen; die Geschichte war ihnen zu brenzlich geworden.

Glücklicherweise bekamen wir den Weg noch vor Abend fertig.

Als wir aus der Lisière traten, um nach dem Fort zu gehen, erhielten wir von der rechten Seite heftiges Feuer. Wir mußten über ein ungefähr 100 Meter breites offenes Feld, aber die Kaffern schossen schlecht.

Es gelang mir, dort einen Mallabocher, der gerade im Anschlag lag und sich nicht genug gedeckt hatte, mitten zwischen die Augen zu

[illegible]. Am anderen Tage fanden wir ihn noch ebenso im Kriegslager liegen als wie in dem Augenblick, in welchem er den Schuß bekommen hatte.

So war also die Dummheit ebenso [illegible] als wie das Hineinkommen mit Feuer und Schwert, und in [illegible] [illegible] wir, was die [illegible] in Kriegszeiten nun noch [illegible] werden würden.

Dem General wurde die Geschichte nachgerade auch zu langweilig. Er hatte wohl schon lange eingesehen, daß der einzige Weg, die Kaffern zur Übergabe zu zwingen, der war, den Kaffern so eng wie möglich zu [illegible] und das Wasser zu benehmen, und erteilte die dazu nötigen Befehle.

Wäre dies schon vor Wochen geschehen, wieviel Geld und Zeit hätten wir gespart! Wir hätten dann allerdings nicht soviel Spaß gehabt.

Ein Kommando unserer schwarzen Hilfstruppen mußte den Busch von Osten nach Westen abtreiben bis zur Lichtung, die wir geschlagen hatten, zugleich mußten sie alle Höhlen und Felsspalten in der Felswand an dieser Strecke entlang absuchen und die feindlichen Kaffern herausholen.

Natürlich war dies wieder der „ehrenvolle Auftrag“. Oberhalb der Lichtung wurde eine Anzahl Schützen postiert, die das „Wild“, das die Hilfstruppen antrieben, sobald es durch die Lichtung kam, empfingen. Ich mit den Artilleristen nahm die Quelle in Besitz und richtete mich dort häuslich ein.

Wir bauten bei derselben ein kleines Fort und hieben rund um dasselbe den Busch ab, so daß sich dem Wasser nichts mehr nähern konnte.

Die beste Arbeit machte Kommandant Malan; gerade seinen Einrichtungen ist es zu danken, daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit unsere Absicht erreichten und Mallaboch zur Übergabe zwangen.

Er ließ das ganze linke Ufer des Baches von Bäumen und

Büschen frei machen und am rechten Ufer entlang eine Art Schutzmauer oder Hecke aufwerfen, hinter der sich seine Posten hin- und herbewegen konnten, ohne gesehen zu werden, dabei aber das Wasser dennoch genau beobachten konnten. Diesen Vorsichtsmaßregeln war es zu verdanken, daß wir bis zum Ende der Expedition nur verhältnismäßig geringe Verluste hatten.

Ein junger Boer, der einen Schuß in den Magen bekam, hatte es seiner eigenen Sorglosigkeit zuzuschreiben, denn er war unterhalb der Schutzwand nach dem Bache gegangen, um sich zu waschen, wobei er sein Gewehr weglegte und natürlich während des Waschens die nötige Aufmerksamkeit außer acht ließ.

Der arme Junge tat mir leid, er war höchstens 14 Jahre alt. Er weinte bitterlich, daß er seine Mutter nicht mehr sehen könne, ehe er sterben müsse.

Auch jetzt in diesem Kriege kann ich mich des Mitleids nicht erwehren, wenn ich die vielen Knaben sehe, die sich unter den Kriegsgefangenen befinden, und ich denke dabei stets mit banger Sorge an meine Jungen, die jetzt auch im Kriege sind, Gott weiß wo?

Aber so ist es: wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. In Deutschland sind 1870 auch viele Jungen von Haus weggelaufen, um mit den Truppen ins Feld zu ziehen; unsere Jungen in Afrika tun dasselbe, was kann man auch anders erwarten? Der Unterschied ist nur der, daß 1870 die Bengel meist zurückgeschickt wurden und gehörig das Leder versohlt bekamen. Hier läßt man ihnen mehr freien Willen.

Es ist nicht abzustreiten, daß das Feldleben in seiner Weise für den afrikanischen Knaben eine gute Schule ist; es macht ihn selbständig und gewöhnt ihn beizeiten an Gefahren und Entbehrungen. Wenn aber einem solchen Kinde etwas zustößt, dann fühlt man viel mehr Mitleid mit ihm als mit einem Erwachsenen und regt sich oftmals, noch ehe ihm wirklich etwas zugestoßen ist, bedeutend mehr auf als eigentlich nötig ist.

Und einer von Kommandant [illegible] Leuten wurde erschossen, ebenfalls durch seine Schuld. Er hatte sich bis auf einige hundert Schritt der Festung genähert, um Beobachtungen zu machen, und als er sie [illegible] gefunden hatte, machte er ein Zeichen unter dem [illegible] an, um die Feinde herauszutreiben. [illegible] [illegible], [illegible] sich ein [illegible] heran und schoß ihn in den Rücken, so daß er mit dem Kopf gerade ins Feuer fiel. Wir fanden am anderen Tage die Leiche, das Gesicht und die Kleider waren ganz verkohlt. Es war der letzte Tote.

Unsere Bürger waren des Kampfes außerordentlich [illegible]. Eine lange Reihe meist junger Leute lag an dem Strand entlang auf Wacht[illegible] und [illegible] bei der geringsten Gelegenheit, [illegible] [illegible] ohne Veranlassung, ein lautes Geschrei, daß man glauben konnte, man wäre auf einer Treibjagd nahe bei Berlin. Wenn einer am Ende der [illegible] Schützenlinie ein Geräusch hörte, knallte er darauf los, und dann ging es [illegible] . . . . . die ganze Linie hinunter.

Ich habe nie in meinem Leben eine tolle Munitionsverschwendung gesehen als in diesem Kriege. Wir haben einmal ausgerechnet, wie viel Patronen auf jeden toten Spanier kamen. Ich weiß die Zahl nicht mehr genau, es waren aber über 800. Der General war [illegible] wütend darüber, aber was war zu machen?

Eines Tages ging ich wieder einmal nach dem Hauptlager, hauptsächlich um nach dem verwundeten [illegible] [illegible] zu sehen.

Der arme Bursche [illegible] [illegible] [illegible]; sein Arm war ganz schwarz, und er litt die fürchterlichsten Schmerzen.

Das Schlimme [illegible] ich [illegible] [illegible] zu dem Zustand [illegible] [illegible], [illegible] es erwartet hatte.

[illegible] ging ich zum Doktor und machte [illegible] [illegible].

„[illegible]“ sagte er, „ich bin machtlos. [illegible] [illegible] war die Wunde schon und gar keine Behandlung zur [illegible]. Da aber der Knochen durch die ganze [illegible] vollständig zertrümmert war.

hielt ich es für das beste, den Arm zu amputieren. Mein Rat wurde nicht befolgt. Fortwährend kamen Tante Joubert, die Frau des Generals, und Tante Vorster, die Frau des Kommissars, und quacksalberten an dem Verwundeten herum. Wenn ich die Leute, die beständig unter dem Vorwand, die Kranken zu besuchen, hier rauchend und spuckend herumlungern, hinausjagen will, werde ich als gottlos und hartherzig ausgescholten. Der General hat mir gestern gerade heraus gesagt, seine Frau verstehe vom «Doktern» viel mehr als ich! Was haben sie nun getan?! Gestern hat man auf den Rat des Generals einen Ziegenbock geschlachtet und Lottrings Arm in den warmen Magenmist gelegt, das soll den Brand ausziehen! Ich habe nicht einmal Hoffnung, daß eine Amputation überhaupt noch helfen wird!"

Ich ging sofort zum General und machte ihm ernstliche Vorstellungen, daß das Lazarett schauderhaft aussehe und es doch nicht angehe, daß Frauen darin die Oberherrschaft hätten. Ich hörte einem großen Vortrag über die medizinischen Eigenschaften des Ziegenmistes und über andere Wunderkuren zu, und hielt dem Doktor darauf noch einen allerdings kürzeren, aber viel energischeren über seine Schlappheit, sich von ein paar alten Frauen schulmeistern zu lassen.

Der arme Lottring starb leider unter den furchtbarsten Schmerzen.

Wie ein Geschenk des Himmels kam gerade zur selben Zeit ein früherer englischer Militärarzt, Dr. Lexton, ins Lager, der sich auf der Durchreise nach Matabeleland befand und einen Abstecher nach unserem Lager machte, um sich bei uns etwas umzusehen. Er blieb als Assistent da, und Dr. Mater ging bald darauf nach Pretoria zurück.

An seine Stelle kam der Distriktsarzt von Pietersburg, Dr. Hohls.

Der gute Hohls! Jetzt ist auch er tot, wie so viele der alten Freunde in dem jetzigen Kriege gegen England das Leben lassen mußten. Er starb den schönsten Tod, den ein Mensch sterben kann. Beim Ausüben seiner Pflicht, als er gerade einen Verwundeten auf

dem Schlachtfeld bei Ladysmith verband, traf ihn eine verirrte englische Kugel mitten ins Herz.

Hohls war der Sohn des bekannten Missionssuperintendenten in Natal, der ihn zum Theologen bestimmt hatte. Hierzu hatte er aber weder Lust noch Anlage. In Marburg und an verschiedenen anderen deutschen Universitäten studierte er Medizin, bestand das Staatsexamen und kam, in vielen Mensuren furchtbar zerhauen, 1890 nach Afrika zurück, wo er sich in Pietersburg niederließ und von der Regierung als Distriktsarzt angestellt wurde.

Wie manche vergnügte Stunde haben wir nicht verlebt während der Jahre, die wir zusammen in Zoutpansberg waren! Er war ein unverwüstlicher Gesellschafter, stets voll gesunden kräftigen Humors, überall beliebt, einer der wenigen glücklichen Menschen, die keine Feinde hatten.

Als Arzt war schon allein sein Umgang mit den Kranken und Verwundeten für diese mehr wert als alle Medizin. Kein Weg war ihm zu weit, keine Mühe zu groß, wenn es galt, seine Pflicht auszuüben. Für jeden Patienten hatte er ein freundliches Wort, einen gut angebrachten Spaß, bei dem er stets herzlich mitlachte, auf der einen Seite des Gesichtes allerdings nur, denn auf der anderen waren die Lachmuskeln durchgehauen. Guter alter Hohls! Werden wir je wieder einen Arzt und Kameraden bekommen, wie du einer warst? Nach seiner Ankunft im Lager machte Hohls sofort kurzen Prozeß. Er komplimentierte die beiden alten Damen und jeden, der nicht ins Lazarett gehörte, hinaus, stellte Posten vor die Eingänge und ließ niemand mehr herein, der nicht hinein gehörte oder eine Erlaubniskarte von ihm hatte. Nun ging es sofort besser. Ich hörte einmal selbst, wie er lachend zur alten Tante Vorster sagte: „Ou tante moet maar de gezonde menschen doctor en elle dann naderhand mij toe stuur, dann zal ik elle weer recht maak!“ (Alte Tante, Du kannst lieber an den gesunden Leuten herumdoktern, schicke sie nachher nur zu mir, dann mache ich sie wieder recht!)

Ein Schwerverwundeter, den Hohls noch von Dr. Mater mit übernommen hatte, war der letzte, den wir begruben. Er machte mit Hilfe Dr. Lextons noch einige Amputationen, auch dabei hatte er Glück, und seine Patienten wurden alle schnell gesund.

Es war aber auch eine Freude, jetzt in das Hospital zu kommen. Trotz der primitiven Einrichtung herrschte überall die größte Sauberkeit; Hohls sorgte für kräftiges Essen und hielt jeden unnötigen Besucher fern, so daß die Patienten die nötige Ruhe hatten. —

Bei der Position auf dem Berge hatte nachgerade alles den Anschein, als ob die Expedition dem Ende nahe. Die Wachen paßten wirklich scharf auf, daß kein feindlicher Kaffer ans Wasser kam, und verschiedene der letzteren, die den brennenden Durst nicht mehr aushalten konnten und zum Bache schlichen, wurden erschossen.

Am siebenten Tage, nachdem wir das Wasser gesperrt hatten, kam ein Trupp Weiber aus den Höhlen zu unseren Linien. Die Ärmsten sahen furchtbar aus! Abgemagert, seit Wochen nicht gewaschen, halb tot vor Durst, stürzten sie sich in den Bach und wollten gar nicht mehr mit Trinken aufhören.

Sie erzählten uns, daß die Kaffern sich keinen Tag mehr halten könnten, sie stürben sonst alle vor Durst.

Am nächsten Morgen sehen wir, daß sich von dem Hauptkraal her im Gebüsch eine lange Stange näherte, an deren Ende ein weißer Lappen befestigt war, der hoch über das Gebüsch hinausragte. Sie wurde von einem der Mallabochkaffern getragen, der mit der Botschaft kam, daß Mallaboch sich mit seinem Volke auf Gnade und Ungnade ergeben wolle. Wir möchten das Schießen einstellen; Mallaboch würde dann am Nachmittag aus seiner Höhle kommen.

Etwa um drei Uhr Nachmittags kam der lange Zug Männer, Weiber und Kinder mit ihren Habseligkeiten an. Die Männer lieferten einen Haufen alter Gewehre ab; die besseren hatten sie natürlich versteckt oder vergraben.

Das Liegen um die Felswand wurde nachgerade langweilig. Die Kaffern hatten uns bereits eine ganze Anzahl Leute weggepfeffert; es mußte also wieder ein neuer Plan ausgedacht werden, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Eines Tages ließ der General den Kommandanten Pretorius und mich in sein Zelt rufen. Er wollte mit uns die Möglichkeit besprechen, ob die Felswand bei dem Hauptkraal nicht vielleicht mit Dynamit gesprengt werden könne.

Sowohl Kommandant Pretorius als auch ich waren der Meinung, daß dazu ein tiefer Vertikalschacht nötig sei, von dem aus wieder ein Horizontalschacht in der Richtung des Hauptkraals gehen müsse, dessen Herstellung bei dem felsigen Boden Wochen lang dauern würde, viel länger als das Aushungern und namentlich das Ausdursten. Ein einfacher senkrechter Schacht in weichem Grunde würde weiter nichts bezwecken als eine Explosion, die nur die Füllung des Schachtes in die Luft schleudert.

„Ach was", sagte einer der Feldkornetts, „Dynamit schlägt nach unten, und wenn wir ein Loch machen, das gar nicht so tief zu sein braucht, und füllen es mit Dynamit, so wirkt das nicht wie gewöhnliches Pulver nach oben, sondern nach unten und —"

„schlägt auf der anderen Seite der Erde wieder heraus", unterbrach ihn der alte Henning.

„Das weiß ich nicht", sagte treuherzig der Feldkornett, „aber ich kann auch mit Dynamit arbeiten. Ich habe auf meiner Farm eine Wasserleitung gegraben, über 800 Schritt lang, und dabei habe ich viel Dynamit gebraucht, um Steine zu sprengen!"

Als der General sah, daß wir zu keiner Einigung kommen konnten, telegraphierte er nach Pretoria und bat, daß man ihm sofort aus der Dynamitfabrik einen Ingenieur senden möge, der wohl das Richtige treffen würde.

Einige Tage darauf kamen auch zwei Herren, die der Direktor der Dynamitfabrik geschickt hatte, und der General bat uns Artillerie-

offiziere, die Herren bei uns einzulogieren. Wir taten es gern, um so mehr, da sie eine ganze Anzahl Kisten voll der allerfeinsten Delikatessen mitgebracht hatten, zu unser aller Schrecken sogar — Limburger Käse.

Ich ging mit den Herren auf den Berg, um ihnen die Positionen zu zeigen, damit sie ihre Berechnungen genau machen könnten. Weder Kommandant Pretorius noch ich hatten ihnen von unseren Berechnungen Andeutung gemacht.

Sie berechneten den Schacht auf etwa 500 Fuß Tiefe und die Dauer der Arbeitszeit auf drei Monate, also beides bedeutend höher als wir. Dementsprechend war auch die Quantität Dynamit.

Als die Herren ihre Zeichnungen angefertigt hatten, berief der General wieder einen kleinen Kriegsrat, um den Vorschlag zu besprechen. Dieser wurde rundweg abgelehnt und beschlossen, daß wir das Dynamitexperiment auf eigene Faust ausführen würden.

Die Ingenieure schimpften natürlich gehörig, daß man sie so zum Narren gehabt und sie die beschwerliche Postreise für nichts und wieder nichts habe unternehmen lassen.

Das Dynamit war aber einmal da, mußte also auch verknallt werden. Es meldeten sich einige Freiwillige, die im weichen Boden hinter der Felswand von Kaffern ein etwa 40 Fuß tiefes Loch graben ließen. Es wurde halb mit Dynamit gefüllt und wieder mit Erde und losen Steinen zugeworfen.

Der General schickte mir schriftlichen Befehl, unmittelbar nachdem die Explosion stattgefunden habe, mit den Artilleristen meines Forts und einer Anzahl Bürger unter Feldkornett Rensburg in den Wald zu gehen, zwischen den zu erwartenden Trümmern unter der Felswand ein Fort aufzuwerfen und dann einen breiten Weg durch den Wald zu hauen bis zum Bach.

Mir wollte die ganze Geschichte nicht recht einleuchten, aber der Befehl war einmal da und mußte ausgeführt werden. Vielleicht gab es wieder einen neuen Spaß!

General Joubert hatte die Gewohnheit, wenn er mir einen mündlichen Befehl gab, mir stets zu gestatten, Einwendungen zu machen, wenn ich solche für nötig hielt. Wenn diese militärische Angelegenheiten betrafen und begründet waren, nahm er sie meist an, ebenso auch in anderen Angelegenheiten. War meine Ansicht nicht die richtige, dann überzeugte er mich stets in der liebenswürdigsten Weise und war dann ein Lehrmeister, von dessen Erfahrung und guter Einsicht man nicht allein gern lernte, sondern dem man auch zugeben mußte, daß er durch die freundliche Art und Weise, wie er seine Lehren gab, bei der anderen Partei stets ein Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit erweckte. Gab er aber einen schriftlichen Befehl, dann war das erste, was man daraus lesen konnte: „Maul halten!“ Im anderen Falle gestattete er nicht allein jedem seiner Offiziere, seine Meinung auszusprechen, sondern er erwartete dies auch. Wahrscheinlich wird auch der Sprengvorschlag, ebenso wie die Feuerspritzenidee von Pretoria aus geschickt worden sein, und der General wollte auch hier wieder eventuellen Vorwürfen entgehen, die ihm sicher gemacht worden wären, hätte er ihn nicht ausgeführt.

Das Zeichen zur Explosion sollte durch ein Trompetensignal gegeben werden.

Ich weiß nicht mehr, wieviel Tage es dauerte, bis das Loch gegraben, mit Dynamit gefüllt und wieder zugestampft war.

Am Nachmittag des bestimmten Tages etwa um 3 Uhr ertönte das Signal. Ein furchtbarer Krach erfolgte, eine himmelhohe Staubwolke und die Felswand — stand noch genau so, wie sie gestanden hatte und auch heute noch steht.

Dem Befehl gemäß stürzten wir uns sofort in den Wald, erreichten, ohne angezapft zu werden, die Felswand und bauten vor einer kleinen Höhle eine Schutzmauer. In der Höhle waren eben noch Kaffern gewesen, am Boden lagen einige Decken und eine alte Knarre, und ein Feuerchen brannte, worauf auch noch ein Topf stand.

Was die Kaffern wohl gedacht haben, als der furchtbare Knall über ihnen ertönte, sicher: die ganze Welt fällt ein?

Oben auf dem Berg kamen jetzt der General und einige Feldkornetts zum Vorschein, um sich die Verwüstung, die nicht da war, anzusehen.

Ich rief ihm zu, er möchte doch so freundlich sein und Kommandant Malan nach dem Rustenburger Fort heliographieren, um mir Hilfe zu schicken und soviel Beile, als zu haben wären; der Wald sei dicht und ich müsse auf beiden Seiten der zu hauenden Lichtung Posten ausstellen, damit wir nicht beschlichen würden, ich müßte deshalb mindestens noch 50 Mann Arbeiter haben. Der General tat es auch sofort, und eine Stunde später kamen die 50 Mann an.

Wir hatten ungefähr eine halbe Stunde gearbeitet, auf einmal „bang“ ein Schuß, „bang“ noch einer, dann war es wieder still.

Ich ging zu den Posten, um zu sehen, was los war, und fand einen meiner besten Leute mit zerschossenem Arm. Er hatte keine Ahnung, woher der Schuß gekommen war, und konnte nur ungenau die Richtung angeben, sein Nebenmann wußte auch nicht mehr. Eine Schleichpatrouille ging vor; auch sie wurde aus dem Gebüsch angeschossen; einer der Bürger, Townsend, erhielt einen Schuß in den Fuß.

Mit Mühe konnten wir mit der Arbeit vorgehen, da die Posten verdoppelt werden mußten, und als ich später die Arbeit einen Augenblick verließ, um die Posten zu revidieren, fand ich nach meiner Rückkehr die Rustenburger in aller Stille abgezogen; die Geschichte war ihnen zu brenzlich geworden.

Glücklicherweise bekamen wir den Weg noch vor Abend fertig.

Als wir aus der Lisière traten, um nach dem Fort zu gehen, erhielten wir von der rechten Seite heftiges Feuer. Wir mußten über ein ungefähr 100 Meter breites offenes Feld, aber die Kaffern schossen schlecht.

Es gelang mir, dort einen Mallabocher, der gerade im Anschlag lag und sich nicht genug gedeckt hatte, mitten zwischen die Augen zu

schießen. Am anderen Tage fanden wir ihn noch ebenso im Anschlage liegend als wie in dem Augenblick, in welchem er den Schuß bekommen hatte.

So war also die Dynamitidee ebenso verunglückt als wie das Ausbrennen mit Feuer und Schwefel, und mit Spannung erwarteten wir, was für Weisheitseier im Kriegsrate nun noch ausgebrütet werden würden.

Dem General wurde die Geschichte nachgerade auch zu langweilig. Er hatte wohl schon lange eingesehen, daß der einzige Weg, die Kaffern zur Übergabe zu zwingen, der war, den Kordon so eng wie möglich zu ziehen und das Wasser zu bewachen, und erteilte die dazu nötigen Befehle.

Wäre dies schon vor Wochen geschehen, wieviel Geld und Zeit hätten wir gespart! Wir hätten dann allerdings nicht soviel Spaß gehabt.

Ein Kommando unserer schwarzen Hilfstruppen mußte den Busch von Osten nach Westen abtreiben bis zur Lichtung, die wir gehauen hatten, zugleich mußten sie alle Höhlen und Felsspalten in der Felswand an dieser Strecke entlang absuchen und die feindlichen Kaffern herausholen.

Natürlich war dies wieder der „ehrenvolle Auftrag". Oberhalb der Lichtung wurde eine Anzahl Schützen postiert, die das „Wild", das die Hilfstruppen antrieben, sobald es durch die Lichtung kam, empfingen. Ich mit den Artilleristen nahm die Quelle in Besitz und richtete mich dort häuslich ein.

Wir bauten bei derselben ein kleines Fort und hieben rund um dasselbe den Busch ab, so daß sich dem Wasser nichts mehr nähern konnte.

Die beste Arbeit machte Kommandant Malan; gerade seinen Einrichtungen ist es zu danken, daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit unsere Absicht erreichten und Mallaboch zur Übergabe zwangen.

Er ließ das ganze linke Ufer des Baches von Bäumen und

Büschen frei machen und am rechten Ufer entlang eine Art Schutzmauer oder Hecke aufwerfen, hinter der sich seine Posten hin- und herbewegen konnten, ohne gesehen zu werden, dabei aber das Wasser dennoch genau beobachten konnten. Diesen Vorsichtsmaßregeln war es zu verdanken, daß wir bis zum Ende der Expedition nur verhältnismäßig geringe Verluste hatten.

Ein junger Boer, der einen Schuß in den Magen bekam, hatte es seiner eigenen Sorglosigkeit zuzuschreiben, denn er war unterhalb der Schutzwand nach dem Bache gegangen, um sich zu waschen, wobei er sein Gewehr weglegte und natürlich während des Waschens die nötige Aufmerksamkeit außer acht ließ.

Der arme Junge tat mir leid, er war höchstens 14 Jahre alt. Er weinte bitterlich, daß er seine Mutter nicht mehr sehen könne, ehe er sterben müsse.

Auch jetzt in diesem Kriege kann ich mich des Mitleids nicht erwehren, wenn ich die vielen Knaben sehe, die sich unter den Kriegsgefangenen befinden, und ich denke dabei stets mit banger Sorge an meine Jungen, die jetzt auch im Kriege sind, Gott weiß wo?

Aber so ist es: wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. In Deutschland sind 1870 auch viele Jungen von Haus weggelaufen, um mit den Truppen ins Feld zu ziehen; unsere Jungen in Afrika tun dasselbe, was kann man auch anders erwarten? Der Unterschied ist nur der, daß 1870 die Bengel meist zurückgeschickt wurden und gehörig das Leder versohlt bekamen. Hier läßt man ihnen mehr freien Willen.

Es ist nicht abzustreiten, daß das Feldleben in seiner Weise für den afrikanischen Knaben eine gute Schule ist; es macht ihn selbständig und gewöhnt ihn beizeiten an Gefahren und Entbehrungen. Wenn aber einem solchen Kinde etwas zustößt, dann fühlt man viel mehr Mitleid mit ihm als mit einem Erwachsenen und regt sich oftmals, noch ehe ihm wirklich etwas zugestoßen ist, bedeutend mehr auf als eigentlich nötig ist.

Noch einer von Kommandant Malans Leuten wurde erschossen, ebenfalls durch seine Schuld. Er hatte sich bis auf einige hundert Schritt der Felswand genähert, um Bienennester zu suchen, und als er ein solches gefunden hatte, machte er ein Feuerchen unter dem Nest an, um die Bienen herauszutreiben. Hierdurch angelockt, schlich sich ein Mallabochkaffer herbei und schoß ihn in den Rücken, so daß er mit dem Kopf gerade ins Feuer fiel. Wir fanden am anderen Tage die Leiche, das Gesicht und die Kleider waren ganz verkohlt Es war der letzte Tote.

Unsere Bürger waren des Nachts ausnahmsweise wachsam. Eine lange Reihe meist junger Leute lag an dem Bach entlang auf Nachtwache und unterhielt bei der geringsten Gelegenheit, auch oft ohne Veranlassung, ein solches Heckenfeuer, daß man glauben konnte, man wäre auf einer Treibjagd nahe bei Berlin. Wenn einer am Ende der dichten Postenkette ein Geräusch hörte, knallte er darauf los, und dann ging es rrrrr . . . . . .r die ganze Linie hinunter.

Ich habe nie in meinem Leben eine solche Munitionsverschwendung gesehen als in diesem Kriege. Wir haben einmal ausgerechnet, wieviel Patronen auf jeden toten Kaffern kamen; ich weiß die Zahl nicht mehr genau, es waren aber über 8000. Der General war oft wütend darüber, aber was war zu machen?

Eines Tages ging ich wieder einmal nach dem Hauptlager, hauptsächlich um nach dem verwundeten Artilleristen Lottring zu sehen.

Der arme Bursche sah böse aus; sein Arm war ganz schwarz, und er litt die fürchterlichsten Schmerzen.

Das Hospital fand ich absolut nicht in dem Zustand, in welchem ich es erwartet hatte.

Wütend ging ich zum Doktor und machte einen Heidenskandal.

„Kapitän“ sagte er, „ich bin machtlos. Im Anfang war die Wunde schön und gab keine Veranlassung zur Besorgnis. Da aber der Knochen durch die große Kaffernkugel vollständig zersplittert war,

hielt ich es für das beste, den Arm zu amputieren. Mein Rat wurde nicht befolgt. Fortwährend kamen Tante Joubert, die Frau des Generals, und Tante Vorster, die Frau des Kommissars, und quacksalberten an dem Verwundeten herum. Wenn ich die Leute, die beständig unter dem Vorwand, die Kranken zu besuchen, hier rauchend und spuckend herumlungern, hinausjagen will, werde ich als gottlos und hartherzig ausgescholten. Der General hat mir gestern gerade heraus gesagt, seine Frau verstehe vom «Doktern» viel mehr als ich! Was haben sie nun getan?! Gestern hat man auf den Rat des Generals einen Ziegenbock geschlachtet und Lottrings Arm in den warmen Magenmist gelegt, das soll den Brand ausziehen! Ich habe nicht einmal Hoffnung, daß eine Amputation überhaupt noch helfen wird!"

Ich ging sofort zum General und machte ihm ernstliche Vorstellungen, daß das Lazarett schauderhaft aussehe und es doch nicht angehe, daß Frauen darin die Oberherrschaft hätten. Ich hörte einem großen Vortrag über die medizinischen Eigenschaften des Ziegenmistes und über andere Wunderkuren zu, und hielt dem Doktor darauf noch einen allerdings kürzeren, aber viel energischeren über seine Schlappheit, sich von ein paar alten Frauen schulmeistern zu lassen.

Der arme Lottring starb leider unter den furchtbarsten Schmerzen.

Wie ein Geschenk des Himmels kam gerade zur selben Zeit ein früherer englischer Militärarzt, Dr. Lexton, ins Lager, der sich auf der Durchreise nach Matabeleland befand und einen Abstecher nach unserem Lager machte, um sich bei uns etwas umzusehen. Er blieb als Assistent da, und Dr. Mater ging bald darauf nach Pretoria zurück.

An seine Stelle kam der Distriktsarzt von Pietersburg, Dr. Hohls.

Der gute Hohls! Jetzt ist auch er tot, wie so viele der alten Freunde in dem jetzigen Kriege gegen England das Leben lassen mußten. Er starb den schönsten Tod, den ein Mensch sterben kann. Beim Ausüben seiner Pflicht, als er gerade einen Verwundeten auf

dem Schlachtfeld bei Ladysmith verband, traf ihn eine verirrte englische Kugel mitten ins Herz.

Hohls war der Sohn des bekannten Missionssuperintendenten in Natal, der ihn zum Theologen bestimmt hatte. Hierzu hatte er aber weder Lust noch Anlage. In Marburg und an verschiedenen anderen deutschen Universitäten studierte er Medizin, bestand das Staatsexamen und kam, in vielen Mensuren furchtbar zerhauen, 1890 nach Afrika zurück, wo er sich in Pietersburg niederließ und von der Regierung als Distriktsarzt angestellt wurde.

Wie manche vergnügte Stunde haben wir nicht verlebt während der Jahre, die wir zusammen in Zoutpansberg waren! Er war ein unverwüstlicher Gesellschafter, stets voll gesunden kräftigen Humors, überall beliebt, einer der wenigen glücklichen Menschen, die keine Feinde hatten.

Als Arzt war schon allein sein Umgang mit den Kranken und Verwundeten für diese mehr wert als alle Medizin. Kein Weg war ihm zu weit, keine Mühe zu groß, wenn es galt, seine Pflicht auszuüben. Für jeden Patienten hatte er ein freundliches Wort, einen gut angebrachten Spaß, bei dem er stets herzlich mitlachte, auf der einen Seite des Gesichtes allerdings nur, denn auf der anderen waren die Lachmuskeln durchgehauen. Guter alter Hohls! Werden wir je wieder einen Arzt und Kameraden bekommen, wie du einer warst? Nach seiner Ankunft im Lager machte Hohls sofort kurzen Prozeß. Er komplimentierte die beiden alten Damen und jeden, der nicht ins Lazarett gehörte, hinaus, stellte Posten vor die Eingänge und ließ niemand mehr herein, der nicht hinein gehörte oder eine Erlaubniskarte von ihm hatte. Nun ging es sofort besser. Ich hörte einmal selbst, wie er lachend zur alten Tante Vorster sagte: „Ou tante moet maar de gezonde menschen doctor en elle dann naderhand mij toe stuur, dann zal ik elle weer recht maak!“ (Alte Tante, Du kannst lieber an den gesunden Leuten herumdoktern, schicke sie nachher nur zu mir, dann mache ich sie wieder recht!)

Ein Schwerverwundeter, den Hohls noch von Dr. Mater mit übernommen hatte, war der letzte, den wir begruben. Er machte mit Hilfe Dr. Lextons noch einige Amputationen, auch dabei hatte er Glück, und seine Patienten wurden alle schnell gesund.

Es war aber auch eine Freude, jetzt in das Hospital zu kommen. Trotz der primitiven Einrichtung herrschte überall die größte Sauberkeit; Hohls sorgte für kräftiges Essen und hielt jeden unnötigen Besucher fern, so daß die Patienten die nötige Ruhe hatten. —

Bei der Position auf dem Berge hatte nachgerade alles den Anschein, als ob die Expedition dem Ende nahe. Die Wachen paßten wirklich scharf auf, daß kein feindlicher Kaffer ans Wasser kam, und verschiedene der letzteren, die den brennenden Durst nicht mehr aushalten konnten und zum Bache schlichen, wurden erschossen.

Am siebenten Tage, nachdem wir das Wasser gesperrt hatten, kam ein Trupp Weiber aus den Höhlen zu unseren Linien. Die Ärmsten sahen furchtbar aus! Abgemagert, seit Wochen nicht gewaschen, halb tot vor Durst, stürzten sie sich in den Bach und wollten gar nicht mehr mit Trinken aufhören.

Sie erzählten uns, daß die Kaffern sich keinen Tag mehr halten könnten, sie stürben sonst alle vor Durst.

Am nächsten Morgen sehen wir, daß sich von dem Hauptkraal her im Gebüsch eine lange Stange näherte, an deren Ende ein weißer Lappen befestigt war, der hoch über das Gebüsch hinausragte. Sie wurde von einem der Mallabochkaffern getragen, der mit der Botschaft kam, daß Mallaboch sich mit seinem Volke auf Gnade und Ungnade ergeben wolle. Wir möchten das Schießen einstellen; Mallaboch würde dann am Nachmittag aus seiner Höhle kommen.

Etwa um drei Uhr Nachmittags kam der lange Zug Männer, Weiber und Kinder mit ihren Habseligkeiten an. Die Männer lieferten einen Haufen alter Gewehre ab; die besseren hatten sie natürlich versteckt oder vergraben.

Dem Häuptling Mallaboch, einem intelligent aussehenden, gut und sauber gekleideten Kaffer von hellbrauner Farbe, war selbstverständlich die Furcht und Todesangst auf dem Gesicht abzulesen. Er glaubte, gehenkt oder erschossen zu werden, was jedoch nicht geschah. Er wurde mit seinen ersten Häuptlingen nach Pretoria gebracht und wird da noch als Staatsgefangener gehalten. Jetzt werden ihn die Engländer wohl freigelassen haben. Sein Volk, Männer, Weiber und Kinder wurde unter die Boeren verteilt, die sie mitnahmen, damit sie sich auf ihren Farmen niederlassen und als Arbeiter dienen sollten.

Ich glaube nicht, daß sich noch ein Dutzend dieser Familien unter den Farmern befindet; die meisten sind wohl weggelaufen und wieder nach Zoutpansberg zurückgekehrt. Diejenigen, die bei ihren neuen Herren geblieben sind, haben es wirklich gut und fühlen sich glücklich und zufrieden; wenn es nicht der Fall wäre, hätten sie ja auch weglaufen können.

Nach der Übergabe ging ich mit einigen Begleitern nach dem Hauptkraal, um mir die Höhlen, namentlich aber die Wirkung der Granaten zu besehen. In der größten Höhle, gerade bei dem Hause Mallabochs fanden wir die leere Munitionskiste, die Leutnant E.... so tapfer verlassen hatte, und mehrere moderne Hinterlader, dabei drei Repetiergewehre. Zwei Martini-Henry- und ein Guidesgewehr hatten den Regierungsstempel mit Nummer, ein Beweis, daß unsere eigenen Bürger diese Gewehre früher an die Kaffern verkauft hatten.

In den Höhlen sah es furchtbar aus. Ein unausstehlicher Geruch machte den Aufenthalt unerträglich. An vielen Stellen lagen Leichen, die bereits in Verwesung übergegangen waren, Überbleibsel von geschlachteten Ziegen, kurz, es war ekelhaft, und froh waren wir, als wir wieder heraus waren; froh auch, daß dieser widerliche Buschkrieg sein Ende erreicht hatte.

Kommandant Malan zog noch an demselben Tage mit den Gefangenen und seinem Kommando den Berg hinunter. Der alte

energische Herr war während der ganzen Zeit des Krieges nicht in seinem Lager gewesen und hatte stets unter freiem Himmel kampiert.

Für mich blieb noch ein schwieriges Stück Arbeit übrig; es galt, das schwere Kruppgeschütz den steilen Berg hinunterzuschaffen, ohne Weg und Steg, über Felsen und durch Büsche. Es war eine sehr viel schwerere und gefährlichere Arbeit, als es hinaufzubringen. Aber auch diese Arbeit lief glücklich ab. Ich ließ einen Baum fällen, den ich hinten am Geschütz festband, und hatte so eine einfache, aber starke Hemme. Ein paar riesige Artilleristen faßten den Deichselbaum der Protze, an diesem wieder war eine lange Kette angebunden, an der etwa 50 Kaffern zogen, und nun ging's los. Trotzdem rechts und links an Protze und Lafette Riemen angebunden waren, an denen, um das Umfallen zu verhüten, Leute festhielten, verstehe ich heute noch nicht, daß wir mit heilen Knochen und das Geschütz mit heilen Rädern unten ankam.

So hatten wir nach drei Monat erreicht, was wir nach einem bequem hätten erreichen können, hätten wir uns vorher einige Terrainkenntnis angeeignet und vor dem Ausrücken einen Operationsplan entworfen. Wir hätten dann gewußt, wieviel Truppen wir nötig hatten, und nicht soviel Zeit verschwenden brauchen, um auf Verstärkungen zu warten, und auch nicht auf unnötige Experimente. Spaßhaft war die Sache, aber trotzdem lehrreich, d. h. wenn wir Lehren hätten annehmen wollen. Sie zeigte uns einmal wieder, wie wir es nicht hätten machen sollen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Weiter im alten Schlendrian.

Nachdem die Bürgerkommandos von den Blaubergen abgerückt waren, traten auch wir unseren Rückweg an. Ich machte noch einen Abstecher nach den Spelonken und dachte nach einem Tage Aufenthalt bei meiner Familie in Pietersburg wieder mit dem Artilleriedetachement zusammenzutreffen.

Bei meiner Ankunft in Pietersburg erfuhr ich, daß General Joubert und Kommandant Pretorius nach dem südöstlichen Teile von Zoutpansberg gereist seien, wo bei einigen Eingeborenenstämmen Unruhen ausgebrochen waren.

Der General hatte in Pietersburg einen schriftlichen Befehl für mich zurückgelassen: das ganze Detachement Artillerie in Pietersburg mit Proviant zu versehen und es dem General dann nachzusenden. Ich selbst solle sofort in meinem Distrikt ein möglichst starkes Hilfskorps Eingeborener aufrufen und mit demselben nach dem Gebiet des Bawendahäuptlings Sellebul marschieren.

Aus einem Schreiben vom Kommandant Pretorius ersah ich, daß auch ein Teil der Bürgerkommandos auf ihrer Heimreise aufgehalten und nach den unruhigen Strichen geschickt seien.

Ein reitender Bote brachte sofort den Befehl nach den Spelonken zu einem allgemeinen Aufruf der Maquambas. Als Ort der Zusammenkunft bestimmte ich wiederum den Kudusrivier, da der Landstrich, in

dem die aufrührerischen Stämme wohnten, nur wenige Stunden Reitens von demselben entfernt lag.

Diese Stämme, unter den Häuptlingen Mampoer, Magoeba und Sellebul stehend, hatten sich mehrfach Übertretungen gegen weiße Ansiedler zu Schulden kommen lassen und einige derselben vertrieben. Sie gehörten zu dem dem Eingeborenenkommissar Kapitän Dahl unterstellten Gebiete, aber auch der bereits erwähnte Unterhäuptling Modjadjis, Mapieta, der hart an der Grenze meines Distrikts wohnte, hatte an den Unruhen teil genommen. Der General beschloß, dem Treiben ein für alle Mal ein Ende zu machen und die Gewalt dieser kleinen Häuptlinge zu brechen.

Als ich am sechsten Tage, nachdem ich den Aufrufungsbefehl an die Maquambas gesandt hatte, am Kudusrivier eintraf, fand ich zwischen sieben- und achttausend Mann versammelt.

Wir zogen ohne weiteren Aufenthalt nach dem Hauptlager, das der General nicht weit von Sellebuls Hauptkraal am östlichen Abhang der Houtboschberge (Holzbuschgebirge) aufgeschlagen hatte.

Die Schluchten und Abhänge dieses Gebirges sind gegen Osten überall mit ausgedehntem, schönem Urwalde bedeckt, in welchem die Magatisten oder Bawendas verschiedener kleiner Stämme mit Vorliebe ihre Kraale bauen.

Da die Klüfte und Wälder ihnen sichere Schlupfwinkel boten, hatten die kleinen Häuptlinge bis dahin immer den Gesetzen der Regierung getrotzt, hatten weder Abgaben bezahlt, noch Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten.

Fortwährend führten sie Krieg miteinander, und da die fruchtbaren, gesunden Striche des Gebirges sowohl als der daran anstoßenden Niederungen dicht von Ansiedlern bewohnt waren, hatten diese unter den Wirren schwer zu leiden.

Wenn sich, was häufig geschah, Kaffern, die der despotischen Herrschaft der Häuptlinge müde waren, auf den Farmen der Ansiedler niedergelassen hatten, wurden sie sofort von den herumstreifenden

Abteilungen der Häuptlinge überfallen und vertrieben oder ihnen das Leben so erschwert, daß ihnen der Aufenthalt bei den Weißen unmöglich gemacht wurde.

Die Ansiedler standen diesem Treiben machtlos gegenüber, und auch Kapitän Dahl konnte den Kaffern in den Wäldern und Schluchten nichts anhaben.

General Joubert hatte den Häuptlingen Magoeba, Mampoer, Sellebul und Mapieta befohlen, vor ihm zu erscheinen, damit er die gegen sie eingelaufenen Klagen untersuchen könne. Drei von ihnen hatten jedoch diesem Befehl nicht Folge geleistet, sondern dem General die Botschaft zurückgesandt: sie kennten ihn nicht und wollten auch nichts von ihm haben. Nur Mampoer unterwarf sich freiwillig. Er und sein Volk wurden aus dem Gebirge entfernt und erhielten andere Wohnstellen angewiesen.

Nach meinem Eintreffen im Lager befahl mir der General, mit den Maquambas die Hauptstadt Sellebuls einzunehmen und den Häuptling womöglich gefangen zu nehmen. Zur Unterstützung wurde mir wieder Leutnant du Toit mit seiner kleinen, 25 Mann starken reitenden Grenzpolizeitruppe beigegeben.

Sellebuls Hauptkraal lag an dem Ostabhange eines einzeln stehenden Berges mitten in einem dichten Walde.

Ich teilte die Maquambas in zwei Abteilungen, deren eine ich Kelly, dem Feldkornett meines Distrikts, unterstellte, die andere führte ich selbst.

Kommandant Pretorius ließ auf einem östlich vom Walde gelegenen Hügel das große Kruppgeschütz auffahren, während er selbst mit den übrigen Artilleristen sich am oberen Rande des Waldes postierte.

Feldkornett Kelly mit der einen Abteilung Maquambas und einer Anzahl Bürger drang von Südosten in den Wald ein, während ich von Nordosten aus vorging.

Das ganze Gefecht war weiter nichts als eine Treibjagd.

Ein paar Dutzend in den Wald geworfene Granaten müssen wohl keine bedeutende moralische Wirkung auf die Kaffern gehabt haben, denn diese wehrten sich tapfer und gingen nur langsam zurück.

Bei dem Hauptkraal kamen die beiden Maquambaabteilungen zusammen. Jetzt wurde der Wald in einer langen Linie abgetrieben. Gegen Abend war die mühsame Arbeit vollendet. Vier Maquambas waren gefallen und etwa zwanzig verwundet.

Auch vom Feinde waren mehrere getötet, unter ihnen der Häuptling Sellebul. Der Hauptkraal und die übrigen im Walde liegenden Kraale wurden zerstört.

Mapieta zeigte sich einer zweiten Aufforderung des Generals gegenüber wieder ebenso störrisch als der ersten, und so beschloß der General, auch ihm eine Lektion zu geben.

Der Wald, in dem dieser Häuptling und seine Kaffern ihre Schlupfwinkel hatten, liegt nur etwa eine Stunde Reitens von der großen Farm einer deutschen Plantagengesellschaft.

Ich wollte noch einmal Mapieta in einer persönlichen Unterredung bewegen, Vernunft anzunehmen. Der General, der aufrührerischen Kaffern immer gern Gelegenheit zur Annäherung bot und sich nur höchst ungern zu gewaltsamem Vorgehen entschloß, willigte in die von mir erbetene Frist. So begab ich mich zu der deutschen Farm, um dort zu übernachten und von dort aus Mapieta zu einer Unterredung aufzufordern.

Der Direktor der Gesellschaft, Herr Altenroxel, empfing mich auf das liebenswürdigste, und während am anderen Morgen eine Botschaft an Mapieta unterwegs war, zeigte er mir seine Anlagen und Arbeiten.

Die Gesellschaft bestand noch nicht lange, und ich war erstaunt darüber, was Herr Altenroxel mit deutschem Fleiß und deutscher Energie in der kurzen Zeit alles erreicht hatte. Eine Menge Kaffeebäume, Bananen, Apfelsinenbäume usw. waren angepflanzt, große

Strecken Landes waren urbar gemacht und teils mit Mais besät, teils mit Tabak bepflanzt.

Herr Altenroxel klagte sehr über die ungünstigen Arbeiterverhältnisse. Trotzdem er den Kaffern hohe Löhne bezahlte, konnte er keine Arbeiter bekommen. Verschiedenfach waren Kaffern mit ihren Familien von den kleinen Häuptlingen der Umgegend zu ihm gezogen und hatten sich auf seinem Grund und Boden niedergelassen; aber immer wieder waren sie von Mapieta vertrieben worden, der das Eigentumsrecht über das Land für sich beanspruchte und verlangte, daß alle dort wohnenden Kaffern sich seiner Herrschaft beugen müßten.

Dadurch, daß er die Kaffern abhielt, bei den Weißen zu arbeiten, hoffte er diese wieder aus dem Lande zu vertreiben.

Mapietas Antwort auf meine Aufforderung zu einer Unterredung war kurz und bündig:

„Ich will von dir nichts haben; willst du etwas von mir, dann komme zu mir!“

„Gut“, dachte ich, „kommt der Berg nicht zu Mohammed, dann geht Mohammed zum Berge.“

Nur von meinem Dolmetscher und meinem schwarzen Adjutanten begleitet, ritt ich nach Mapietas Kraal und ließ ihn herausrufen.

Ein Kaffer brachte mir die Antwort:

„Mapieta kommt gleich!“

Ich wartete und wartete etwa zwei Stunden lang, aber kein Mapieta kam.

Schließlich des Wartens müde, ging ich selbst in den Kraal. Ein Induna kam mir entgegen und teilte mir mit:

„Mapieta kann noch nicht kommen, er ist gerade beim Essen!“

Das war mir denn doch etwas zu stark, zeigte mir aber vollkommen die Absicht des unverschämten Potentätchens.

Ich ritt zu Herrn Altenroxel zurück, schrieb dort einen Rapport an den General, dem ich das Vergebliche weiterer Bemühungen mitteilte, und beauftragte Feldkornett Kelly, noch in derselben Nacht mit

sämtlichen Maquambas vorzurücken und den Wald von Mapieta zu umzingeln.

Gegen Morgen kamen der General und Kommandant Pretorius selbst bei dem Walde an. Ersterer befahl auch sofort den Angriff.

Der Verlauf des Gefechts war genau derselbe wie bei Sellebul.

Der Wald wurde abgetrieben, der Hauptkraal zerstört; wer von den Kaffern sich ergab, wurde gefangen genommen und wer sich zur Wehr setzte, niedergemacht. —

Ein Bürgerkommando, das der General auf dem Kamme des Holzbuschgebirges postiert hatte, hatte gegen den Häuptling Magoeba nichts ausrichten können, da dessen Kaffern sich immer in den undurchdringlichen Duivelsbosch, den Teufelswald, zurückzogen, wo sie ihre Kraale hatten.

Von Magoeba gingen jedoch gerade die Belästigungen der Ansiedler aus und er war es, der den kleineren Häuptlingen mit bösem Beispiel voranging und sie immer wieder von neuem aufstachelte.

Mittlerweile war die Regenzeit gekommen und den Bürgerkommandos, die schon seit Monaten bei Blauberg gegen Mallaboch im Felde gelegen hatten, wurde die Sache langweilig.

Da auch der General einsah, daß zum Umstellen der großen Wälder eine bedeutend größere Macht gehörte, als sich damals noch unter den Waffen befand, und daß die Nähe der ungesunden Jahreszeit ein Aufrufen von Bürgern aus den anderen Distrikten nicht zuließ, beschloß er, um den Wald herum drei Forts zu bauen und zur Bemannung derselben Freiwillige anzuwerben, von denen ein Teil beständig zu patrouillieren hätte, um die friedlichen Kaffern und die weißen Ansiedler zu beschirmen.

Das eine Fort wurde oben auf dem Kamme des Gebirges, an dessen Hang sich der Wald hinzieht, erbaut; ein zweites auf einem dem Walde im Osten gegenüberliegenden Berge und ein drittes südlich vom Walde. Jedes erhielt 50 Mann Besatzung. Zum Komman-

danten des östlich vom Walde gelegenen Forts wurde Leutnant du Toit ernannt. Nachdem die Forts aus aufeinander gepackten Steinen errichtet waren, wurden die Bürgerkommandos und die Maquambas entlassen und auch das Artilleriedetachement kehrte nach Pretoria zurück.

Da auch die sechs Monate meiner Dienstzeit bei der Artillerie abgelaufen waren, übernahm ich mein Amt als Eingeborenenkommissar wieder, welches mein Sekretär während meiner Abwesenheit verwaltet hatte.

Selbstverständlich war durch die Forts der Wald bei Magoeba nicht eingeschlossen. Die Kaffern gingen bei Nacht aus und ein und holten sich Lebensmittel, Waffen und Munition, und da einige Meilen vom Walde entfernt außerhalb der Fortlinie kein Kriegszustand herrschte, war es nicht allein für Magoebas Kaffern, sondern auch für viele der umliegenden Stämme ein recht angenehmer Sport, hie und da einmal auf „Weiße" auf dem Anstand liegen zu können.

Sie konnten vom Walde aus das Ab- und Zureiten der Freiwilligen in den Forts scharf beobachten und wußten stets genau, auf welchem Wege diese zurückkehrten, denn namentlich durch die Wälder führten nur wenige Fußpfade.

Wenn eine kleinere Patrouille ausgeritten war, legten sie sich häufig bei den Fußpfaden an den dichtesten Stellen im Walde in einen Hinterhalt, warteten, bis der letzte Mann an ihnen vorbei war, und schossen ihn dann in den Rücken, worauf sie sofort in dem undurchdringlichen Gebüsch verschwanden.

Magoeba war durch diese Taktik der Besatzung des Forts gegenüber der Stärkere, und den ganzen Sommer über wurde weiter nichts erreicht, als daß die Kaffern immer unverschämter und anmaßender wurden.

Als die Regenzeit zu Ende ging und der Winter kam, teilte mir General Joubert mit, daß er eine größere Expedition gegen Magoeba beabsichtige und dazu nicht allein die Bürger verschiedener Distrikte, sondern auch die Eingeborenen aufgerufen habe. Auch ich solle mit

meinen sämtlichen Streitkräften nach dem Gebiete Magoebas marschieren und den Wald nach Osten abschließen.

Der General mit den Bürgerkommandos und einem unter dem Eingeborenenkommissar vom Distrikt Waterberg stehenden, etwa 4000 Mann starken Detachement Eingeborener lagerte oben an dem Gebirge. Der Eingeborenenkommissar Abel Erasmus rückte vom Distrikt Lydenburg an und sperrte den Wald von Süden ab.

Etwa sechs Wochen lang lagen die Kommandos tatenlos in dem Wald herum. Magoeba, der sich für unüberwindlich hielt und den das Abziehen der Bürgerkommandos im Jahre vorher, ohne etwas zu unternehmen, in seinem Widerstand bestärkt hatte, weigerte sich, einer neuen Aufforderung, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben, zu gehorchen.

Erst glaubte der General die Kaffern aushungern zu können. Hieran war jedoch nicht zu denken, denn diese hatten während des Sommers reiche Vorräte an Lebensmitteln in ihre Schlupfwinkel geschafft, und der Wald war so ausgedehnt, daß beständig Kaffern unbemerkt zwischen den Wachen hindurch ein- und ausschleichen konnten.

Der General beschloß deshalb, die sämtlichen eingeborenen Hilfstruppen von allen Seiten in den Wald eindringen zu lassen, um so die aufrührerischen Kaffern nach Magoebas Hauptkraal zu treiben.

Der Wald, der sich von Süden nach Norden hinzieht, verengt sich an einer Stelle bedeutend, so daß diese Verengung den Wald in zwei Teile teilt, in einen kleineren am Südende und in den größeren nördlichen.

In dem kleineren Teile lag Magoebas Hauptkraal. Ich erhielt Befehl, den nördlichen Teil abzutreiben und an der Verengung den kleineren Wald von dem größeren Teil abzuschneiden.

Das Bürgerkommando des Distrikts Zoutpansberg sollte uns vom Hauptlager aus zu Hilfe kommen.

Früh Morgens brachen wir auf. Die Maquambas verteilten sich überall in den Wäldern, und Leutnant du Toit ging mit seinen

Leuten und den berittenen Maquambas direkt gegen die Verengung des Waldes vor, wo wir auch das Bürgerkommando zu treffen hofften.

Ich beabsichtigte, eine Stelle auszusuchen, auf der ich das alte Kruppgeschütz, das dem von Leutnant du Toit befehligten Fort beigegeben war, postieren könnte, um den Hauptkraal von Osten her zu beschießen.

Nur von Max und meinem schwarzen Adjutanten Piet begleitet, ritt ich am Walde entlang auf einen kleinen Hügel zu, der mir für mein Vorhaben am günstigsten schien.

An jener Stelle hat der Wald eine Menge kleinerer Ausläufer. Sie sind meist schmal und ziehen sich zwischen den vielen kleinen Bergen und Hügeln an den aus dem Walde kommenden Wasserläufen entlang.

Wir waren noch nicht lange geritten, als wir einen Bach durchschreiten mußten, an dessen Ufern ein schmaler Wald mit dichtem Untergestrüpp stand. Eben hatten wir den Bach passiert und waren wieder aus dem Wald herausgetreten, als wir im Rücken heftiges Feuer erhielten.

Sofort sprengten wir einen kleinen Hügel hinan. Aber oben angekommen, bemerkten wir auch hier einen Streifen Wald, der ebenfalls vom Feinde besetzt war, denn von hier wurde ebenfalls auf uns gefeuert. Zum Glück gingen alle Kugeln zu hoch.

Im Nu rissen wir die Pferde nach rechts und sprengten den Hügel hinan, eine ganze Horde schreiender und schießender Kaffern hinter uns her.

Zu unserem Schreck sahen wir den einzigen Ausweg durch eine hohe, dichte Kaktushecke versperrt. Schon wollte ich Max und Piet zurufen, abzuspringen, um uns so gut wie möglich zu wehren und zu versuchen, einige der Kaffern niederzuschießen und sie dadurch in die Flucht zu jagen, als ich beim Umsehen erst gewahr wurde, daß sich die auf uns eindringende Schar bei weitem in der Übermacht befand.

Unser einziger Ausweg, wollten wir nicht den Kaffern in die Hände fallen, war, die Kaktushecke zu durchbrechen.

Ich ritt meine Fanny, die kleine, feurige Basutostute, die mir der Häuptling Magato bei meinem Amtsantritt in den Spelonken geschenkt hatte.

„Mir nach!“ rief ich meinen Begleitern zu. Die Sporen eingesetzt, ging es in Karriere auf die Kaktushecke los.

Vor der Hecke angelangt schützte ich das Gesicht mit dem rechten Arm und, gerade als ob es die Gefahr hinter sich ahnte, setzte mein treues Pferd mit einem prächtigen Sprung mitten in die Hecke hinein.

Es stolperte und stöhnte laut vor Schmerz, den ihm die Stacheln bereiteten. Im Nu hatte es sich jedoch wieder aufgerafft, die Hecke durchbrochen und für die anderen Pferde einen Durchgang geöffnet, den Max und Piet sofort benutzten. Nun hatten wir freies Feld.

In Karriere sprengten wir den Hügel hinunter; die Pferde nahmen einen kleinen Bach, wir jagten auf der anderen Seite wieder hinauf und sprangen hinter einigen vereinzelt stehenden Büschen ab, um nun die Kaffern, die vor der Kaktushecke umgekehrt waren und laut schnatternd nach der Waldlisière zurückgingen, unter das Feuer zu nehmen.

Wir schossen auf nur 300 Meter Entfernung, und alle unsere Kugeln saßen. Drei Kaffern lagen am Boden, zwei dem Anschein nach tot, der dritte schien in die rechte Schulter getroffen zu sein. Er raffte sich auf und lief laut heulend in den Wald. Sein rechter Arm hing lose herunter, seine Waffen waren ihm entfallen.

Ich sandte ihm noch eine zweite Kugel nach. Da er aber gerade im Walde verschwand, konnte ich nicht sehen, ob ich getroffen hatte.

Mein Mausergewehr, das ich während des Sommers aus Deutschland bekommen hatte, hatte sich gut bewährt.

Wir machten uns sofort an die Arbeit, uns und unseren Pferden die Kaktusstacheln auszuziehen, die alle abgebrochen und in der Haut stecken geblieben waren.

Meine arme Fanny war am Hals, Schultern und Vorderbeinen gespickt wie ein Nadelkissen; aber auch ich hatte meinen Teil abbekommen. Max und Piet hatten nur wenige Stacheln an den Beinen, ebenso ihre Pferde.

Leutnant du Toit hatte unterdessen mit den Maquambas gute Arbeit verrichtet und einen Teil des großen Waldes, sowie eine Menge der Ausläufer vom Feinde gesäubert.

Auch Kommissar Potgieters Hilfstruppen aus dem Distrikt Waterberg waren nicht müßig gewesen und waren vom Kamm des Gebirges aus gegen den Hauptkraal vorgedrungen.

Die Bürgerkommandos hatten gar nichts ausgerichtet. Sie waren meist am Rande des Waldes geblieben und kamen nicht einmal zum Schuß. Nur ein Artilleriedetachement beschoß mit einer kleinen neuen Gruson-Schnellfeuerkanone erfolgreich den Hauptkraal. Wir fanden später in demselben mehrere Kaffern von Granatsplittern getötet.

Als Magoeba sich dermaßen bedrängt sah, verließ er in der Nacht seinen Hauptkraal und den Wald und floh mit einem Teile seiner Anhänger in ein etwa vier englische Meilen entferntes Gehölz, von wo aus er zu Magato zu entkommen hoffte.

Die Wachen der eingeborenen Hilfstruppen des Kommissars von Lydenburg hatten jedoch bemerkt, daß Kaffern in der Nacht in das Gehölz geflohen waren, und hatten es umzingelt. Am nächsten Morgen drangen sie darin ein und töteten Magoeba mit den meisten seiner Begleiter nach heftiger Gegenwehr und nachdem verschiedene von ihnen selbst gefallen waren. Nur wenige Feinde wurden gefangen genommen.

Um dem General zu beweisen, daß Magoeba wirklich tot sei, schnitten sie der Leiche den Kopf ab und brachten ihn nach dem Hauptlager.

Die übrigen von Magoebas Kaffern zerstreuten sich und zogen zu anderen Stämmen.

So hatten wir, um einen kleinen Kaffernhäuptling, der höchstens 250 Krieger befehligte, zu überwinden, sieben Wochen gebraucht und dazu 3000 Bürger, ein Detachement Artillerie mit mehreren Geschützen und mindestens 15000 Mann eingeborene Hilfstruppen aufgerufen, nachdem 150 Mann Freiwillige etwa sechs Monate lang in den drei Forts herumgelungert waren.

Aus der Art und Weise unserer Kriegführung in den Feldzügen gegen Eingeborene, sowie daraus, wie wir die Zeit und damit das Geld vergeudeten, aus dem Mangel an Disziplin und einheitlichem Vorgehen ist zu sehen, wie sehr eine Reorganisation unseres Heerwesens not tat.

Wie wenig wir die schöne Gelegenheit, die diese Expeditionen uns boten, benutzten, um eine gute, bei der günstigen Beschaffenheit des Landes und bei dem wirklich guten Soldatenmaterial, das der Boer liefert, unüberwindliche Armee zu schaffen, will ich später zeigen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kurze Geschichte der Transvaalboeren.

Während der Zeit, in welcher die Holländisch-Ostindische Kompanie den südlichen Teil der heutigen Kapkolonie in Besitz hatte, hat sich das Boerenvolk aus holländischen und deutschen Emigranten und aus französischen Hugenotten-Flüchtlingen gebildet.

Auf grund eines Gesetzes dieser Kompanie konnten die Vorteile des freien Erwerbs von Grund und Boden nur solchen Einwanderern gewährt werden, die der holländischen Sprache mächtig waren. Da jeder diese Vorteile genießen wollte, bemühte er sich, so schnell wie möglich Holländisch zu lernen. Dadurch bürgerten sich aber viele Sprachfehler und Fremdwörter im Holländischen ein, und es entstand das Afrikanisch-Holländische, das vom Hoch-Holländischen so verschieden ist wie etwa Plattdeutsch vom Hochdeutschen.

In der ersten Zeit der Regierung der Holländisch-Ostindischen Kompanie, in den Tagen des Gouverneurs van Riebeck, um 1650, wanderten bereits Kolonistenzüge, Trecks nennt sie der Boer, nach Norden. Diese Trecks wurden nicht unternommen, um sich vom holländischen Gouvernement loszusagen, sondern lediglich zu dem Zweck, neue Länder zu besetzen, indem man sie teils von den Eingeborenen erwarb, teils sie eroberte.

Die Boeren wußten nicht allein, daß die Regierung ihnen folgen würde, sie baten auch stets um die Ausdehnung der Herrschaft über

die von ihnen erworbenen Landstrecken. Weil das Regime der Holländisch-Ostindischen Kompanie in vieler Beziehung selbstsüchtig war, so unterstützte diese die Trecks nach Kräften, hatte sie doch so viele Vorteile davon.

Im Jahre 1815 nahm England endgültig Besitz von der Kapkolonie. Von nun ab tyrannisierten und schikanierten unfähige Gouverneure die an Freiheit gewöhnten Kolonisten auf eine Weise, die die neue Regierung nicht nur bei den Boeren, sondern auch bei den Kolonisten englischer Abkunft verhaßt machte.

Daß die Holländisch-Ostindische Kompanie stets bestrebt war, soviel Einnahmen wie möglich zu erzielen, hatte man ihr gern verziehen, denn sie schützte nicht allein den Kolonisten gegen Einfälle der Eingeborenen und gegen Viehdiebstähle, sondern sie unterstützte ihn auch in jeder Hinsicht, und der Farmer war unter ihr ein freier Mann, der den einfachen Gesetzen gehorchte und seinen Hauptwunsch, möglichst in Ruhe gelassen zu werden, erfüllt sah.

Die Engländer führten jedoch sofort zwecklose und törichte zopfige Gesetze aus Europa ein. Die bisher freie Presse wurde unterdrückt, und die kleinsten Vergehen gegen die tyrannischen englischen Beamten wurden mit den schwersten Strafen belegt.

Im Jahre 1832 verfügte England die Befreiung der Sklaven. Allerdings sollte den Kolonisten der Kapkolonie eine verhältnismäßig geringe Entschädigung gezahlt werden, doch war hiermit die eigentümliche Klausel verbunden, daß die Ansprüche in England, nicht in der Kapkolonie geprüft und dort auch ausgezahlt werden sollten.

So waren den Farmern mit einem Schlage ihre Arbeitskräfte genommen und auch die Aussicht auf Schadenersatz, denn niemand konnte nach England gehen, um dort bei dem damaligen langwierigen Gerichtsverfahren seine Ansprüche geltend zu machen. Man konnte höchstens Agenten damit betrauen; diese betrogen jedoch die Farmer in jeder Hinsicht, und nur wenige derselben kamen mit den von der englischen Regierung gezahlten Summen nach Afrika zurück.

Als im Jahre 1795 eine Okkupation der Kapkolonie durch die Franzosen befürchtet wurde, hatte die englische Regierung einen Abgesandten nach Kapstadt geschickt, der den Boeren riet, sich einer solchen Okkupation mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu widerstehen, da die Franzosen die Sklaven auf der Insel Martinique befreit und dadurch den Ruin der Insel herbeigeführt hätten. Diese Tatsache war, als die Befreiung der Sklaven durch die Engländer stattfand, allen Boeren noch gut in Erinnerung.

Ein weiterer Grund zu der immer mehr steigenden Unzufriedenheit der Boeren waren die fortwährenden Einfälle feindlicher Stämme in die östlichen Distrikte der Kolonie.

Die Kaffern ermordeten die Ansiedlerfamilien, raubten die Herden und verbrannten die Häuser. Die Regierung unternahm nicht allein keine Schritte, um diesem Unwesen zu steuern, sondern sie verbot den Kolonisten geradezu, sich selbst zu helfen und gegen die Räuber zu Felde zu ziehen, da die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft Partei für die Kaffern nahmen, was für sie am rentabelsten war. In ihren Berichten entstellten diese Herren stets die Tatsachen zu Gunsten der Kaffern.

Auf vage Beschuldigungen dieser Missionare hin wurden eine Menge Grenzfarmer gefänglich eingezogen. Sie hatten weiter nichts getan, als ihr Hab und Gut verteidigt. In einem Jahre allein kamen gegen achtzig solcher Fälle vor den Gerichtshof, wobei sich jedoch fast alle Beschuldigungen als grundlos erwiesen. Dennoch tat die Regierung nichts zum Schutze der Kolonisten gegen die räuberischen Einfälle der Kaffern, und das Leben der Grenzfarmer wurde immer unerträglicher.

Als Beweis der Intriguen der Missionare und des Einflusses, den sie in England hatten, diene, daß der während der großen Auswanderung der Kolonisten ernannte Gouverneur Sir Benjamin D'Urban abberufen wurde, weil er die schmählichen Intriguen der Missionare aufgedeckt hatte und ihrer falschen Behandlung der Eingeborenen

allein die Schuld an den fortwährenden Unruhen und räuberischen Überfällen gab.

Die Boeren nennen Sir Benjamin D'Urban den besten Gouverneur, den die Kolonie jemals gehabt hat. Er war ein menschenfreundlicher, gerechter und unparteiischer Mann, voll guter Einsicht und der redlichsten Bemühungen. Fast alle seine Vorschläge, die Behandlung der Eingeborenen betreffend, wurden später angenommen, allerdings erst lange nach seinem Abgang, also leider viel zu spät.

Was die Erbitterung der Boeren über die Befreiung der Sklaven noch steigerte, war die sofortige politische Gleichstellung der befreiten Sklaven mit den Kolonisten.

Hätte die englische Regierung eine andere Eingeborenenpolitik befolgt und die Sklavenbefreiung auf eine rücksichtsvollere Weise vorgenommen, etwa wie es später in Brasilien geschah, niemals wäre es zu dem unbändigen Hasse der Boeren gegen die Engländer gekommen, der allein in dem Verfahren der englischen Regierung seinen Ursprung hat und den die Missionare durch ihre Intriguen und ihre die Kolonisten anschwärzenden Berichte nach Europa nur noch schürten.

Die Erbitterung der Kolonisten wuchs von Jahr zu Jahr, und die Zustände wurden durch die Tyrannei der englischen Beamten immer unerträglicher. Als nun in einem der Außendistrikte eine Zusammenrottung der Kolonisten stattfand, bei der es zu Widersetzlichkeiten kam, ließ die englische Regierung eine Anzahl der angesehensten Boeren gefangen nehmen und mehrere von ihnen bei Slachtersneck aufhängen.

Durch alle diese Vorgänge war im Jahre 1836 die Unzufriedenheit der Kolonisten so gestiegen, daß ein großer Teil auszuwandern beschloß. Sie wollten weit weg von der verhaßten Tyrannei, unter der sie so bittere Erfahrungen gemacht hatten. Je weiter, desto besser, dachten sie und hatten nur das einzige Verlangen: frei zu sein und in Ruhe

gelassen zu werden. Jeder von ihnen kannte die Gefahren und Entbehrungen, denen er entgegensah, als er beschloß, Haus und Hof zu verlassen und mit Weib und Kind in die Wildnis zu ziehen, aber gern wollte man alles ertragen, wenn nur dieser eine Wunsch erfüllt würde.

Als eine Art Avantgarde und Rekognoszierungstruppe wurden zwei Auswandererzüge vorausgesandt. Es waren etwa 100 Männer, Frauen und Kinder.

Leider war dies ein unglückliches Verfahren. Viele der Pioniere starben am Fieber, andere wurden im Kampfe mit den Kaffern getötet oder kamen auf andere Weise um. Mehrere Kinder wurden von den Kaffern geraubt. Kein einziger erwachsener Mann blieb am Leben. Die beiden Züge hatten sich auf der Reise nach Norden vereinigt und waren nach entsetzlichen Leiden bis in die Gegend von Zoutpansberg gekommen. Sie verloren dort ihre letzte Habe, und nur drei Frauen, zwölf kleine Kinder, der größte Teil davon Waisen, und drei halb erwachsene Knaben retteten sich nach einer mühevollen Reise nach der Delagoabai.

Trotzdem ließen sich die Kolonisten von ihrem Vorhaben, auszuwandern, nicht abhalten. Man kann daraus ersehen, wie groß die Erbitterung war. An einen Verkauf von Haus und Hof und Ländereien war nur in wenigen Fällen zu denken, und wenn solche Fälle sich boten, geschah der Verkauf zu Schleuderpreisen.

Während der Wintermonate von 1836 wurde der große Auswandererzug organisiert und Mitte 1837 war er bereits unter Führung von Piet Retief unterwegs.

Der Zug umfaßte ungefähr 1000 Familien mit etwa 1800 Wagen und Tausenden von Pferden und Rindern.

Vor der Abreise erließ Piet Retief noch ein Manifest, in dem er die Gründe darlegte, die die Kolonisten zur Auswanderung bewogen, und auch die Absichten und Pläne, die sie verfolgten.

Das interessante Dokument lautet wie folgt:

Grahamstown, 22. Januar 1837.

1. Wir verzweifeln an dem Gelingen unserer Bemühungen, die Kolonie vor den Gefahren zu retten, die ihr durch das Aufruhr verursachende Benehmen einzelner Räuberbanden und Landstreicher drohen, die ungehindert in alle Teile der Kolonie eindringen, und wir sehen auch keine irgend wie geartete Aussicht auf Friede und Glück für unsere Kinder in einem Lande, das so durch innere Aufstände zersplittert ist.

2. Wir beklagen uns über die schweren Verluste, die wir zu erleiden gezwungen wurden durch die Emanzipation unserer Sklaven und durch die verderblichen Gesetze, welche mit Bezug darauf in Kraft traten.

3. Wir beklagen uns über die Plünderungen seitens der Kaffern und anderer farbiger Rassen, die seit Jahren an uns ausgeübt werden, besonders aber infolge der letzten Invasion der Kolonie, durch welche die Grenzdistrikte verwüstet und die meisten Einwohner ruiniert wurden.

4. Wir beklagen uns über die ungerechten Gerüchte, die über uns im Namen der Religion durch interessierte, ehrlose Personen verbreitet worden sind, deren Zeugnis trotz aller Beweise zu unseren Gunsten geglaubt wird. Wir sehen als Resultat dieser Voreingenommenheit nur den totalen Ruin unseres Landes voraus.

5. Wir sind entschlossen, wohin wir auch gehen mögen, die gerechten Grundsätze der Freiheit aufrecht zu erhalten. Aber trotzdem wir sorgen werden, daß niemand bei uns in ein Verhältnis von Sklaverei gebracht werden kann, werden wir solche Vorkehrungen treffen, daß Verbrechen verhindert werden und das nötige Verhältnis zwischen Herr und Diener erhalten bleibt.

6. Wir erklären feierlichst, daß wir dieses Land verlassen, um ein ruhigeres Leben zu führen, als es uns bis jetzt beschieden war. Wir werden keine Stämme belästigen oder sie auch nur des kleinsten Teils ihres Eigentums berauben. Wenn wir aber angegriffen werden,

werden wir uns vollkommen berechtigt halten, Person, Hab und Gut gegen jeden Feind und mit allen Kräften zu verteidigen.

7. Wir machen bekannt, daß, sobald wir eine Sammlung von Gesetzen niedergelegt haben, Kopien davon zur allgemeinen Kenntnisnahme in diese Kolonie gesandt werden sollen. Wir erklären zugleich, daß wir fest entschlossen sind, Maßregeln zu treffen, um alle Verräter, die unter uns gefunden werden, ohne Ausnahme zu bestrafen, selbst mit dem Tode.

8. Wir beabsichtigen, im Laufe unserer Reise und bei unserer Ankunft in dem Lande, in dem wir dauernd zu wohnen gedenken, allen Eingeborenenstämmen unseren Wunsch und unsere Absicht mitzuteilen, daß wir mit ihnen in Frieden und in freundschaftlichen Beziehungen zu leben gedenken.

9. Wir verlassen diese Kolonie mit der Versicherung, daß die englische Regierung nichts mehr von uns zu fordern hat, und in der Erwartung, daß sie uns erlauben wird, uns in Zukunft ohne ihre Einmischung selbst zu regieren.

10. Wir verlassen jetzt das fruchtbare Land unserer Geburt, in dem wir enorme Verluste und beständige Plackereien erlitten haben, und stehen im Begriff, in ein fremdes, gefährliches Gebiet zu ziehen. Aber wir gehen im festen Vertrauen auf einen allwissenden, gerechten und erbarmenden Gott, den wir stets fürchten und dem zu gehorchen wir uns stets demütig bestreben werden.

Im Namen aller, die die Kolonie mit mir verlassen:

Piet Retief.

So schildert der englische Schriftsteller Fitzpatrick in seinem interessanten Buche „The Transvaal from within“ die früheren Zustände in der Kapkolonie, und dabei ist dieser Herr als Teilnehmer an der sogenannten Reformbewegung von 1895 in Johannesburg, den Boeren nicht freundlich gesinnt.

Der Zug der Boeren richtete sich gegen Norden. Die Hochebenen

des heutigen Oranjefreistaats, die größtenteils unbewohnt waren, wurden okkupiert, und der Oranjefreistaat wurde gegründet. Von hier zog man nach Osten, wo man von den Zulustämmen Land gegen Vieh eintauschte und die Republik Natal gründete. Allerdings nahmen die Zulus das Vieh nur mit dem Hintergedanken, die Einwanderer, sobald sie sich da und dort niedergelassen hatten, zu ermorden und ihnen das übrige Vieh ebenfalls abzunehmen.

Man hoffte in den beiden neu gegründeten Republiken, nachdem man verschiedene heiße Kämpfe mit den Kaffern bestanden hatte, ruhig und von England unbelästigt leben zu können. Es sollte aber anders kommen. Die schwer geprüften Auswanderer sollten auch in der neuen Heimstätte keine Ruhe vor ihren verhaßten Peinigern finden. Die englische Regierung teilte den Boeren mit, sie seien englische Untertanen und wohin sie auch gingen, sei das Land, das sie erwürben, englisch.

Nachdem die Emigranten die Eingeborenen zur Ruhe gebracht hatten, kamen auch bald die englischen Truppen, um ihnen ihre kurze Freiheit wieder zu nehmen. Englische Emissäre reizten die Kaffern wieder auf.

In den Kämpfen gegen das Militär unterlagen die Emigranten bald der Übermacht.

Der Oranjefreistaat wurde von den Engländern als „die Mühe des Haltens nicht lohnend“ wieder aufgegeben, Natal aber blieb englisch.

Wieder zog ein großer Zug Boeren weiter nach Norden. Zu ihnen stießen weitere Züge Auswanderer aus der Kapkolonie.

Eine Deputation wurde zu dem Zulukönig Dingaan geschickt, um Land zu kaufen. Dingaan jedoch überfiel verräterischerweise die Boerendeputation und ermordete sie, nachdem er den Kauf abgeschlossen und den Kaufpreis eingesteckt hatte. Unter den Ermordeten war auch der tapfere Führer Piet Retief.

Die nachkommenden Emigranten vernichteten darauf in einer

heftigen Schlacht am Blutrivier die Zuluarmee fast gänzlich. Der Fluß hat von dieser Schlacht seinen Namen.

In dem von den Zulus abgetretenen Gebiete wurde die Republik Utrecht gegründet und später weiter nördlich die Republiken Lydenburg, Zoutpansberg und Mooirivier, die im Anfang der sechziger Jahre mit der Südafrikanischen Republik, oder, wie sie auch genannt wurde, mit der Transvaal-Republik vereinigt wurden.

Die Bevölkerung vermehrte sich durch weitere Zuzüge aus der Kapkolonie und durch Einwanderer aus Europa rasch. Die frühen Heiraten und der reiche Kindersegen der Boeren sind der raschen Vermehrung der Bevölkerung ohnehin günstig.

Bald nach der Okkupation des Landes am Vaalrivier hatten die Boeren einen harten Kampf mit dem Zuluhäuptling Mosilikatse zu bestehen.

Derselbe, ein Sohn des Zulukönigs Dingaan, war in früheren Jahren von seinem Vater mit einem Heere in die westlichen Gegenden des heutigen Transvaal gesandt worden, um von den dort wohnenden Matatesenstämmen Tribut einzutreiben. Mosilikatse hatte diese Stämme aus dem heutigen Distrikt Marico teils vertrieben, teils hatte er sie vernichtet und sich mit seinen Anhängern in jener Gegend festgesetzt. Von hier aus überfiel er die Farmen am Vaalrivier, ermordete eine Anzahl Ansiedler, raubte ihr Vieh, sogar einige Kinder und zerstörte die Farmen.

Ein Boerenkommando folgte den Räubern, schlug Mosilikatse bei den Magallisbergen und trieb ihn mit seinem Volk über den Limpopo. Er eroberte hierauf Gebiete südlich vom Zambesi. Sein Volk vermischte sich teilweise mit den unterjochten Stämmen, und so entstand das Matabelereich.

Mit den Zulus lebten die Boeren nach der Vertreibung und dem Tode Dingaans in Frieden. Sie hatten dessen Bruder Umpanda zum König eingesetzt, der auch, so lange er lebte, mit ihnen Freundschaft hielt.

Es läßt sich denken, daß die im Verhältnis zur Größe des Landes geringe Anzahl der Farmer sehr zerstreut wohnte. Die Republik hatte etwa einen Umfang wie Frankreich. Die Farmen lagen meilenweit voneinander entfernt, und große Strecken Regierungsland waren gänzlich unbewohnt.

Mit dem Zuerkennen von Land an Kolonisten war die Regierung sehr liberal. Wenn ein Einwanderer sich eine Wohnstelle ausgesucht und sich angebaut hatte, bekam er 3000 holländische Morgen Land um seine Wohnstelle herum. Dieses Areal wurde nicht abgemessen, sondern abgeritten und war meist ein Quadrat, von dem jede Seite eine Stunde Reitens im Schritt lang war. So kann man sich leicht denken, daß sich wohl niemand über die zu geringe Größe seiner Farm zu beklagen hatte. Unter den Reitpferden sind meist die die bequemsten, welche einen langen und schnellen Schritt gehen, und selbstverständlich gaben die Herren der Vermessungskommission, da sie den ganzen Tag über Schritt zu reiten hatten, den bequemen Pferden den Vorzug.

An großen Kaffernstämmen lebten in der neu gegründeten Transvaal-Republik außer den Zulus in den südöstlichen Distrikten noch die Zwasies im Osten, die man jedoch, da man Land genug hatte, unbehelligt ließ.

Nach der Konvention von 1881 schnitten die Engländer das Zwasieland wieder von Transvaal ab, so daß es seine Selbstständigkeit zurück erhielt. 1897 kam es dann wieder unter die Botmäßigkeit von Transvaal.

Ferner wohnte in Zoutpansberg außer einer Menge kleinerer Stämme der große Bawendastamm von Magato, der die Boeren in den sechziger Jahren zwang, diesen Teil Zoutpansbergs, der wohl der herrlichste, fruchtbarste Teil des ganzen Landes ist, wieder aufzugeben.

Als ich 1889 daselbst als Eingeborenenkommissar stationiert wurde, fand ich, wie schon erwähnt, in dem dortigen Distrikt, den die Boeren wegen seiner vielen Berge die „Spelonken“ nennen, nur

wenige weiße Familien vor, aber viele verfallene Wohnstätten und Ansiedelungen. Jetzt ist das Land wieder mehr bewohnt, und da im Jahre 1898 auch der Magatostamm unterjocht wurde, wird das Land dort wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit in wenigen Jahren zu den dicht bevölkertsten Distrikten gehören.

Der vierte große Stamm war der zu den Basutos gehörige Secucuni-Stamm im heutigen Distrikt Lydenburg. Dieser Stamm machte den Boeren viel zu schaffen. Eine im Jahre 1875 gegen ihn organisierte Expedition blieb erfolglos, da die Boeren unter sich uneinig waren und demzufolge den Krieg einstellen mußten.

Bei dieser Expedition verlor ein bei den Boeren sehr beliebter und geachteter Deutscher, Herr von Schlickmann, ein früherer deutscher Offizier, das Leben.

Der Secucuni-Stamm wurde erst 1879, nach dem Zulukriege, von den Engländern mit Hilfe der Zwasies unterworfen.

Ein anderer Basutostamm in Transvaal war der Stamm von Niabel. Da sein Gebiet in einem schwer zugänglichen Gebirge lag, kümmerte man sich vorläufig nicht um ihn. Er wurde 1883 unterjocht.

Dasselbe geschah mit dem im äußersten Norden der Republik, in den Blaubergen, wohnenden Stamm von Mallaboch, der 1894 unterworfen wurde.

Außer diesen Stämmen wohnten noch eine Menge kleiner, unabhängiger Matatesen- oder Basutostämme in Transvaal. Gegen einige derselben fanden noch kleinere Expeditionen statt, im großen ganzen waren sie den Farmern jedoch nicht gefährlich, da sie fortwährend untereinander in Fehde lagen. Die Politik des divide et impera bewährte sich auch hier.

Der Maquambastamm, ein mit den Zulus verwandter Stamm, wanderte erst nach der Gründung von Transvaal aus dem portugiesischen Gebiet ein. Er war den Boeren stets freundlich gesinnt.

Als der erste größere Zug Boeren auf dem Wege nach Zoutpansberg die Gegenden des heutigen Distrikts Waterberg durchquerte, schlugen sie an einem Fluß, dem Nyl, ihr Lager auf.

Der erste Emigrantenzug aus der Kapkolonie, der ein so trauriges Ende erlitt, war nach langer, mühevoller Reise ebenfalls an diesen Fluß gekommen und glaubte, da es der erste nach Norden fließende Fluß war, den sie antrafen, daß es der Nil sei; er behielt später diesen Namen.

Die größte Anzahl der Männer des größeren Emigrantenzuges ritt von hier nach Zoutpansberg, um die Gegend zu erkunden, und ließ das Lager mit den Frauen, Kindern und Herden unter einer schwachen Bedeckung am Nyl zurück. Die in der Nähe wohnenden Stämme von Mapela und Makapan überfielen das Lager und töteten fast alle Frauen und Kinder unter den entsetzlichsten Martern.

Zur Strafe für diesen Überfall wurden die beiden Stämme von den zurückkehrenden Boeren fast gänzlich aufgerieben. —

Der erste Präsident von Transvaal war Pretorius, nach welchem die Hauptstadt des Landes Pretoria genannt wurde. Er war ein einfacher Mann, ein ganz guter Führer in den Kafferukriegen, war aber den Anforderungen, die das neue Staatswesen an ihn stellte, durchaus nicht gewachsen. Nach Ablauf seiner Zeit wurde er nicht wieder gewählt. An seine Stelle trat Theophilus Bürgers, ein Geistlicher.

Bürgers hätte das Land wohl vorwärts gebracht, hätte er nicht die Dopperpartei, eine kirchliche Sekte der Boeren, an deren Spitze der nachmalige Präsident Krüger stand, gegen sich gehabt.

Wer die Schuld an der für das Land so verderblichen Spaltung hatte, die auch die Ursache zum finanziellen Ruin wurde, läßt sich schwer sagen. Als Bürgers zum Präsidenten gewählt wurde, jubelte ihm das ganze Land zu: um so trauriger war die heftige Feindschaft zwischen ihm und Krüger, die später die Durchführung des Secucuni-Krieges unmöglich machte.

Die Krügerpartei beschuldigte Bürgers, daß er zu rasch vorstrebe und das Land, das für seine fortschrittlichen Ideen, wie z. B. der Bau einer Eisenbahn nach Delagoabai war, noch nicht reif sei, dem finanziellen Ruin zuführe. Die Bürgerspartei warf dagegen Krüger vor, daß er nur deshalb die Pläne Bürgers' hemme und dem Präsidenten entgegenarbeite, weil er selbst gern Präsident sein möchte.

Während dieses inneren Zwistes ging das Land immer mehr zurück. Die kleineren Farmer verarmten, bares Geld kam nicht ins Land, und die Staatsschuld wuchs immer mehr an.

Im Zululand war der König Umpanda gestorben, und die Engländer hatten dessen Sohn Cetewayo zum König eingesetzt, bei dem fortwährend englische Emissäre wühlten, um ihn gegen die Boeren aufzuhetzen. Auch in Transvaal waren sie bemüht, die Unzufriedenheit der Bevölkerung nach Kräften zu schüren. In den Distriktsstädtchen und in Pretoria arbeiteten ausländische Stellenjäger einer englischen Annexion des Landes vor. Spekulanten, die sich durch letztere goldene Berge versprachen, kauften die Farmen für Schleuderpreise, um sie später unter englischer Herrschaft mit immensem Verdienst wieder verkaufen zu können. Dasselbe geschah mit den Staatsschuldnoten. Die 20-Schilling-Note war auf 2—3 Schilling in Silber gefallen.

Infolge der Vorstellungen solcher Leute kam im April 1877 Sir Theophilus Shepstone im Auftrage der englischen Regierung in das Land, um es als britisches Gebiet zu erklären. Die Boeren waren dabei um ihre Meinung überhaupt nicht gefragt worden.

Die Engländer suchen diese unrechtmäßige Annexion Transvaals damit zu rechtfertigen, daß die finanzielle Lage sie erfordert habe, denn Transvaal habe vor dem Ruin gestanden. Außerdem habe auch das feindliche Verhalten der Zulus und des Secucunistammes die Annexion nötig gemacht. Die Engländer glauben nämlich, oder geben vielmehr vor zu glauben, daß nur die Annexion die Farmer an der Zulugrenze vor Einfällen der Zulus bewahrt habe.

Das erstere mag wahr sein, denn das Land hatte eine Schuldenlast von 215000 Pfund Sterling. Das letztere ist jedoch nicht zutreffend, denn die Zulus zeigten sich durchaus nicht geneigt, nach der Annexion Transvaals der englischen Regierung alles nach Willen zu tun.

Auch Sir Theophilus Shepstone widerspricht, wohl ohne es zu wollen, dieser Behauptung in einer an den Gouverneur von Natal, Sir Henry Bulwer, gerichteten Depesche vom 29. Januar 1878, also fast ein Jahr nachdem Transvaal als britisches Gebiet erklärt worden war. Er beschwert sich darin, daß es absolut unmöglich sei, sich mit den Zulus über die Regulierung der Grenze zu einigen, und behauptet, daß jetzt Ansprüche von den Zulus erhoben würden, von denen früher niemals die Rede war, auch daß die Annexion des Landes die Lage der Grenzfarmer nicht verbessert habe, daß dieselbe im Gegenteil unter der englischen Regierung viel schlechter sei als unter der Republik.

Am Tage vor der Proklamation der Einverleibung Transvaals hatte Shepstone eine Botschaft zu Cetewayo gesandt, in der er ihm mitteilte, daß Transvaal von jetzt ab englisches Gebiet sei. Er warnte zugleich die Zulus vor jeder Überschreitung der Grenze.

Nach Shepstones Bericht soll Cetewayo geantwortet haben:

„Ich danke meinem Vater Somsöu (Shepstones Zuluname) für seine Botschaft. Ich freue mich, daß er sie gesandt hat, denn die Boeren haben mich müde gemacht („dinuisile", d. h. mich solange geärgert, bis ich es müde wurde) und ich beabsichtige, mit ihnen einmal zu fechten, nur einmal, und sie über den Vaalfluß zu treiben."

„Du siehst meine Regimenter versammelt", sagte er zum Boten, „sie sind versammelt, um mit den Boeren zu kämpfen. Nun will ich sie wieder nach Hause senden."

Oberst Dunfort schreibt in einem Bericht vom 5. Juli 1877, daß im April 1877 (also einen Monat nach der Annexion Transvaals) Cetewayo seine Armee in drei Korps an der Grenze zusammengezogen

hatte; er würde unzweifelhaft Transvaal bis zum Vaalfluß, wenn nicht gar bis Pretoria überströmt haben, wenn das Land nicht von England annektiert worden wäre.

Das großmütige England! Wie undankbar waren wir doch für diese menschenfreundliche Hilfe!

Das Merkwürdigste an der Sache ist nur, daß Cetewayo mir persönlich die Tatsachen ganz anders geschildert hat, als ich ihm später einmal Shepstones und Dunforts Bericht vorhielt.

„Somsöu lügt", sagte er. „Schon 1876 ließ er mich wissen, daß die Königin von England, um, wie Somsöu vorgab, ihre schwarzen Kinder gegen die Boeren zu beschützen, das Land der Boeren unter ihre Herrschaft nehmen wolle. Es sei möglich, daß dann die Boeren gegen die Engländer kämpfen würden, und dann sollte ich, Cetewayo, den Engländern helfen.

„Ich ließ Somsöu sagen: «wie kann ich meinem Vater gegen die Boeren helfen? Die Boeren haben Gewehre und treffen gut. Meine Krieger sind nur Weiber ohne Gewehre. Gib mir Gewehre, dann will ich tun, was mein Vater sagt.»

„Ich bekam die Gewehre und zog, nachdem die Engländer Transvaal für sich proklamiert hatten, meine Truppen an der Grenze zusammen, um noch mehr Gewehre zu bekommen, und ich bekam auch noch mehr. Ich habe nie daran gedacht, mit den Boeren zu kämpfen, denn ich lebte mit ihnen stets in Freundschaft und habe nie Streit mit ihnen gehabt. Als Somsöu sah, daß die Boeren nicht gegen die Engländer kämpfen wollten, verlangte er von mir die Gewehre zurück. Ich aber verweigerte die Zurückgabe. Somsöu schickte immer neue Boten, und meine Weigerung, die Gewehre herauszugeben, wurde der Grund, daß ein Jahr später, 1878, die Engländer mit mir Krieg anfingen."

So legte mir Cetewayo die Ursache des Zulukrieges aus.

Angenommen, die Engländer hätten auch die barbarische Absicht, die Zuluhorden in Transvaal einfallen zu lassen, nicht gehabt, so

ist doch das Manöver, die Zuluarmee an der Grenze zu versammeln, um dadurch die Boeren vom Aufstand abzuschrecken, sehr wahrscheinlich und glaubbar.

Meine persönliche Überzeugung ist, daß eine feindliche Gesinnung zwischen Cetewayo und den Boeren nicht bestanden hat. Seit Dingaans Tode, unter der langen Regierung Umpandas lebten die Boeren stets in Frieden mit den Zulus. Allerdings hatten die Engländer sofort nach Umpandas Tod versucht, ihren Einfluß bei den Zulus geltend zu machen, und sie hatten auch bei dem jungen Cetewayo noch zu Umpandas Lebzeit nicht mit Geschenken gegeizt.

Shepstone selbst war mit einer Eskorte Natal-Freiwilliger nach dem Zululande gekommen, um Cetewayo zu krönen. Dieser tat, was jeder andere Kaffer auch getan haben würde: er nahm die Geschenke, versprach alles, allerdings auf eine Weise, die jeder nach Belieben deuten konnte, und tat nachher doch, was er wollte. Die Schilderungen von Englands Macht und Weltstellung hörte er stillschweigend an und dachte sich seinen Teil dabei. Imponiert haben sie ihm jedenfalls nicht, er hatte ja noch nichts davon gesehen und gefühlt.

Anders dachte Cetewayo von den Boeren. Sie hatten die starke, bisher unbesiegte Armee Dingaans vernichtet; sie machten nie Geschenke und prahlten auch nicht mit ihrer Macht, hatten sie aber gezeigt. Deshalb fürchteten die Zulus die Boeren, wie der Kaffer überhaupt keinen anderen Respekt kennt als den, der mit Furcht gepaart ist.

Allerdings beanspruchten die Boeren einen Landstrich an der Ostgrenze Transvaals, der dicht von Zulus bewohnt war und den Cetewayo als Zulugebiet betrachtete. Die Boeren gebrauchten aber den richtigen Takt und ließen Cetewayo in diesem Grenzgebiet ganz freie Hand, da er die weißen Ansiedler in Ruhe ließ.

Nur hie und da plünderten kleine Zuluhorden in seinem oder der Unterhäuptlinge Auftrag einen Zulukraal und mordeten die männlichen Bewohner. Was sollten die Boeren dagegen tun? Solche

Einfälle mit Gewalt zu verhindern, hätte einen blutigen Krieg erfordert, durch den der englische Einfluß bei den Zulus bedeutend gestärkt worden wäre. Der Ausgang des Krieges war aber bei den englischen Intriguen und Hetzereien im Inneren des Landes und bei dem Zwist zwischen der Krügerpartei und der Regierung nicht allein zweifelhaft, sondern hätte selbst im günstigen Fall nicht die Kosten und Opfer gelohnt.

Wie bei so vielen anderen die Eingeborenen betreffenden Fragen dachten die Boeren auch hier „Alles zal recht kom" (es wird schon alles recht werden) und vertrauten, daß mit der Zeit, bei der zunehmenden Ausbreitung weißer Ansiedler, die naturgemäß auch die Ausbreitung der Zivilisation im Gefolge hatte, diese Einfälle von selbst aufhören würden.

Die Engländer dagegen wollten nach der Annexion Transvaals sofort ihre Autorität über das bestrittene Gebiet geltend machen. Außerdem verlangten sie die gelieferten Gewehre zurück. Beides gab die Ursache des 1878 ausbrechenden Zulukrieges.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Zulus trotz ihrer bewunderungswürdigen Tapferkeit und ihrer trefflichen militärischen Organisation schließlich von den Engländer überwunden wurden. Obschon im Besitz der bewußten Gewehre, vertrauten sie doch mehr auf ihre alte Taktik, die Attacke mit der blanken Waffe.

Einige englische Abteilungen haben im Zulukriege hervorragende Waffentaten vollbracht.

Eine kleine englische Abteilung hielt die Missionsstation bei Rorkes Drift am Büffelfluß gegen wiederholte Angriffe des etwa 10000 Mann starken Korps von Dabulamanzi, des Bruders des Königs. Ebenso verteidigte sich die Besatzung des Forts Dunfort wacker. Aber die militärische Ehre des Krieges gebührt unzweifelhaft den Zulus. Die Engländer haben viel mehr Schlappen und Niederlagen aufzuzeichnen als Siege.

Gleich zu Anfang des Krieges war eine starke, ins Zululand

einmarschierte englische Abteilung durch Dabulamanzi bei Isandhluana aufgerieben worden. Schrecken ergriff ganz Natal. Hätte Cetewayo es gewollt, leicht hätte er Natal überschwemmen und die weiße Bevölkerung aufreiben können; denn kaum eine Kavallerietruppe kann so schnell große Distanzen zurücklegen wie eine Zuluarmee. Außerdem hätten sich die Natalkaffern den Zulus sofort angeschlossen. Dies lag jedoch nicht in Cetewayos Absicht, er wollte nur seine Grenzen verteidigen.

Noch nach dem Eintreffen ihrer Verstärkungen erlitten die Engländer mehrere schwere Niederlagen, so bei Hlobane und am Intombifluß. Auch der Erfolg der Schlacht bei Kambula hing nur an einem Haar. Nur der Umstand, daß die Zulus durch Gewaltmärsche, bei mangelnder Nahrung, übermüdet waren, entschied nach einem Kampfe, der von früh Morgens bis spät am Nachmittag währte, die Schlacht zu Gunsten der Engländer.

Durch die Waffen allein haben die Engländer die Niederwerfung der Zulus nicht erreicht, sondern vielmehr durch die „divide et impera"-Politik und durch den englischen Sovereign.

Nach der verlorenen Schlacht von Hlobane gelang es den Engländern, Oham, einen von Cetewayos Brüdern, durch das Versprechen der Königswürde zu bewegen, mit seiner ganzen, sehr ansehnlichen Macht zu den Engländern überzugehen. Noch verschiedene andere Unterhäuptlinge konnten ebenfalls den Verlockungen nicht widerstehen und zogen ihre Truppen insgeheim von Cetewayo zurück. Als nun die englische Hauptmacht auf die Zuluhauptstadt Ulundi marschierte, stand ihr nur noch ein kleiner Teil des ursprünglichen Zuluheeres gegenüber. Cetewayo floh, nachdem seine Armee zersprengt war, nach dem Ingomowald. Sein Aufenthalt wurde jedoch verraten. Bald war der stolze Zulukönig von den Engländern gefangen genommen und wurde nach Kapstadt abgeführt.

Die Boeren hielten sich während des Zulukrieges neutral. Nur eine kleine Abteilung unter Piet Uys, der in dem Grenzdistrikt Utrecht

wohnte, trat in englische Dienste. Uys fiel, wie Seite 55 geschildert, in der Schlacht bei Hlobane.

Kehren wir zu den Engländern in Transvaal zurück.

Einige Monate nach der Annexion Transvaals durch die Engländer reisten Krüger und Dr. Jorrissen nach England, um dagegen zu protestieren. Die beiden mußten jedoch unverrichteter Dinge wieder heimkehren.

Um Krüger einzuschüchtern, hatte man ihn in London zu einer Truppenrevue eingeladen, der eine größere Gefechtsübung folgte. Viel Eindruck scheint sie auf ihn nicht gemacht zu haben. Ein englischer General fragte ihn mit triumphierender Miene:

„Nun, Herr Krüger, wie gefällt Ihnen das?"

Krüger antwortete kühl, seine Pfeife paffend: „Waarvoor so banje kruit mors!" (Wozu so viel schönes Pulver verschwenden!)

Nach der Rückkehr der Kommission schien es anfänglich, als ob die Buren sich beruhigen wollten. Durch Einlösen der Staatsschuldscheine zum vollen Werte und durch die englischen Garnisonen kam wieder Geld ins Land. Auch erwartete man, daß die Versprechen, die Shepstone bei der Übernahme des Landes gegeben hatte, erfüllt würden. Namentlich wünschten die Boeren das Beibehalten der alten Gesetze und die Gleichberechtigung ihrer Sprache mit der englischen, was Shepstone versprochen hatte. Nichts von allem geschah. Die Erbitterung über diese Treulosigkeit wurde verstärkt durch das rücksichtslose Benehmen des englischen Administrators Sir Owen Lanyon. Das die Buren verletzende Betragen dieses Herrn trägt wohl die Hauptschuld an dem späteren Kriege

Frühere Transvaalbeamte, auch die höheren, traten, ungeachtet ihres Protestes gegen die Annexion, in den Dienst der neuen Regierung. Eine Ausnahme machte General Joubert, der bei seinem Protest blieb. Er verhielt sich den Engländern gegenüber ruhig und würdig, wollte aber nichts mit ihnen zu tun haben.

Die republikanische Partei wurde durch das Verhalten Sir Owen

Lanyons von Tag zu Tag stärker. Sie sandte eine zweite Deputation nach England, die aber auch keinen Erfolg hatte. Da jedoch die englische Regierung früher den Oranjefreistaat wieder aufgegeben hatte, so hoffte man in Transvaal zuversichtlich, daß auch hier ein derartiges Ereignis eintreten könne. Dem englischen Kommissar Sir Bartle Frère, der gesandt war, um die Klagen und Beschwerden der Boeren zu untersuchen und darüber zu berichten, war das Festhalten der Boeren an dieser Hoffnung aufgefallen.

Er schrieb am 6. April 1879 an den englischen Minister Sir Michael Hicks Beach:

„Ich finde, daß für die Idee, daß das englische Gouvernement Transvaal ebenso wieder aufgeben wird wie ehemals den Oranjefreistaat, mit allem Eifer Propaganda gemacht wird. Diese Idee hat sich bei den Boeren der besseren Klassen festgesetzt und ist, so glaube ich, auch bei den uns günstig Gesinnten der Hauptgrund für ihre Weigerung, die neue Regierung aktiv zu unterstützen. Viele behaupten, was früher geschehen sei, könne wieder geschehen; sie hätten keine Garantie, daß, wenn sie heute zur englischen Regierung [illegible], sie von ihr nicht im Stich gelassen würden und dann die Rache der Unzufriedenen zu fürchten hätten, sobald die Republik wieder hergestellt sei.“

Welche [illegible] vorgesetzte Behörde [illegible] zur englischen Regierung [illegible] von den Engländern [illegible]

Daß Sir Bartle Frère [illegible] der englischen Regierung gegenüber [illegible] Brief an seine [illegible] aus Pretoria [illegible]

„Es ist [illegible] gebracht und [illegible] mehr die [illegible]

gegebenen Versprechen zu erfüllen, und daß dieser den von den Boeren gehegten Erwartungen nicht entsprach."

So schildert einer der ersten englischen Staatsmänner, wie englische Versprechen gehalten werden. Kann Treulosigkeit schärfer verurteilt werden?

Im Dezember 1880 kam es in Potchefstroom infolge ungerechter Steuereintreibungen zum offenen Bruch. Es war zugleich der Anfang der Feindseligkeiten.

Auch dieser Krieg brachte den Engländern wenig Ehre. Unsere schwachen Abteilungen blieben überall siegreich. Nur den englischen Garnisonen einzelner Distriktsdörfer, die in Feldforts lagerten, konnten die republikanischen Truppen nichts anhaben. Es muß anerkannt werden, daß diese kleinen englischen Besatzungen sich überall unter den größten Entbehrungen tapfer gehalten haben, was ihnen allerdings durch den gänzlichen Mangel an Geschützen bei den Boeren sehr erleichtert wurde.

Nach der von den Engländern wie alle anderen dieses Krieges verlorenen Schlacht bei Majuba wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, denen zufolge die englische Regierung den Boeren, allerdings unter ungerechten Einschränkungen, das Land zurückgab und die Wiederherstellung der Republik erlaubte.

Die englischen Blätter, wohlverstanden nur solche, posaunten Lobespsalmen über die englische Großmut in die Welt hinaus. Die Welt aber lachte höhnisch über diese Anmaßung, denn man wußte in militärischen Kreisen nur zu gut, daß lediglich der Zwang die Ursache dieser „Großmut" war.

Wer außerhalb Englands hätte auch an britische „Großmut" geglaubt? Denn bei näherer Untersuchung hat sich noch immer herausgestellt, daß dieses Eigenlob nur dazu diente, um das bittere „Muß" oder krämerhaften Vorteil zu verdecken.

1881 war die Kriegführung für England bedeutend schwieriger, als dies bei dem letzten Kriege der Fall war.

Die einzige Bahnlinie war in der Kapkolonie und ging nur bis Beaufort West.

Die kleine Bahnstrecke in Natal kam nicht in Betracht, sie war nur auf wenige Meilen von der Küste in Betrieb.

Die Kapregierung war außerdem in einen Krieg mit den Basutos verwickelt, in dem sie ihre militärische Unfähigkeit gezeigt hatte. Denn die Basutos blieben den Kaptruppen gegenüber beständig Sieger, so daß der Streit nur durch Einmischung der englischen Reichsregierung geschlichtet werden konnte.

Nach der Schlacht von Majuba stand der ganze Oranjefreistaat bereit, sich den Transvaalern anzuschließen. Präsident Brand hatte dem Gouverneur der Kapkolonie persönlich geschrieben, daß er nicht im stande sein würde, seine Boeren zurückzuhalten, wenn die Friedensverhandlungen scheiterten.

An einen Einmarsch englischer Truppen in Transvaal von dieser Seite aus war also nicht zu denken, eben so wenig vom Westen Transvaals aus, denn die dort an Transvaal grenzenden Gebiete standen damals noch nicht unter Englands Botmäßigkeit, und außerdem wäre ein Truppenmarsch bei den riesigen Entfernungen, durch wasserlose Strecken, ohne Bahnlinie eine Unmöglichkeit gewesen.

Der einzig mögliche Weg zu einer Invasion Transvaals führte also durch Natal.

Wohl stand bei den Friedensunterhandlungen General Wood mit 10000 Mann in Newcastle. Aber was will dies sagen: 10000 Mann englische Soldaten gegen unsere abgehärteten Jäger und Krieger aus der damaligen alten Schule, beseelt von Mut infolge der Siege, gestärkt durch das Erkennen der Notwendigkeit eines festen, unerschütterlichen Zusammenhaltens, das sich auf der Jagd und in den Kaffernkriegen so oft bewährt hatte. Einer für alle, alle für einen, war die Losung von damals, und keiner der Boeren hat Wood mit seinen 10000 Mann gefürchtet. Die Engländer in ihren weithin leuchtenden roten Röcken, mit ihren blendend weißen Helmen und eben

solchem Lederzeug, mit ihrer veralteten Taktik des Drauflosgehens in geschlossenen Kolonnen machten den Kampf so leicht.

Auch die sämtlichen Boeren Natals waren bereit, sich uns bei der ersten Nachricht vom Abbruch der Friedensunterhandlungen anzuschließen. Sie hätten mit Leichtigkeit jeder Zufuhr von Lebensmitteln in den Tugelabergen den Weg verlegt, und Wood wäre dann mit seinen 10000 Mann in Newcastle in einer Mausefalle gesessen, da England Verstärkungen nicht in genügend kurzer Zeit hätte landen können.

Ich weiß nicht, was den Präsidenten Krüger bewog, damals die beengenden Bedingungen der Pretoria-Konvention einzugehen, aber sicher ist, daß sich den Engländern zur Fortsetzung des Krieges beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten boten, und diese allein waren der Grund zur englischen Großmut.

Durch die Rückgabe des Landes haben die Engländer die Ungerechtigkeit der Annexion von 1877 bewiesen. Hätten sie die Boerenregierung wieder hergestellt, so wie sie dieselbe vor der Annexion anerkannt hatten, dann hätten sie einen Anspruch gehabt, von Großmut und Gerechtigkeit reden zu dürfen, so aber blieben diese Worte Eigenlob und eine leere Zeitungsphrase.

Den Boeren wurde ein Recht geraubt, das für die Zukunft von größter Bedeutung war, das Recht der Ausbreitung nach dem Inneren, und auch jede Möglichkeit einer Verbindung mit der Küste.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Was zum Kriege geführt hat.

Beim Niederschreiben meiner Erlebnisse während der kurzen Zeit, in der es mir vergönnt war, im Felde tätig zu sein, und während der langen Monate, in denen ich mich in der Gewalt der Engländer befand, kann ich einen Punkt nicht gut übergehen: die politische Frage, die zu dem großen Kriege geführt hat.

Was ist die Ursache des Krieges? Auf wessen Seite ist das Recht?

Ich habe mich im Transvaaldienst als Soldat sowohl, wie als Beamter stets bemüht, mich von politischen Intriguen und Machinationen fernzuhalten. Warum auch? Ich bin Soldat; was schert es mich, warum ich kämpfen muß, so lange ich kämpfen kann. Für den Grund des Kampfes werden andere verantwortlich gemacht werden. Ich habe gekämpft mit demselben guten Gewissen, mit dem auch meine Feinde gegen mich kämpften, für dasselbe arme „gute Recht“, für das auch mein Gegner streitet, welches der eine ebensowenig bei der Gegenpartei findet wie der andere.

Was heißt „Recht“ beim Casus belli? Ist es des Soldaten Pflicht, dies zu ergründen, wird er es je ergründen können? Und wenn er wirklich glaubt, es ergründet zu haben, und es sollte gegen die Sache sprechen, für die er ficht, wird er dann mit demselben

leichten Herzen den Erwartungen entsprechen können, die sein Kriegsherr in ihn setzt?

Auch unser alter Gegner Magato in Zoutpansberg, der sich mit seinem Stamm den Weißen nicht ergeben wollte, war felsenfest von seinem Rechte überzeugt, als er sich weigerte, sich der Transvaalregierung zu unterwerfen.

Ich werde nie die Worte des alten Häuptlings vergessen, mit denen er mir gegenüber einmal sein Schicksal und damit die Rechtsanschauungen der Weißen beklagte und uns in rührender Weise den Vorwurf machte, daß wir ihn mit Gewalt seines Eigentums berauben wollten:

„Ihr Weißen", sagte er, „schickt erst Missionare in unser Land; die erzählen uns viel von einem Gott, der uns alle gleich lieb hat und der die Weißen sowohl als die Schwarzen seine Kinder nennt. Wenn der Missionar uns so recht viel erzählt hat, wie gut ihr Weißen seid und daß ihr die Missionare nur aus lauter Liebe zu euren schwarzen Brüdern schickt, dann kommt ihr und nehmt uns unser Land weg.

„Dies ist das Land meiner Väter, es gehörte Ramabulane, meinem Vater, und vor ihm wieder seinem Vater, viele, viele Jahre. Da kam ein Missionar und bat, bei uns bleiben zu dürfen, und bald nachher kamen die Boeren und nahmen uns das Land weg. Wir vertrieben die Boeren und haben uns unser eigenes Land wieder zurückerobert, und nun kommt ihr wieder und wollt uns vertreiben aus dem Lande, in dem wir geboren sind, in dem wir den Weißen nie Böses zugefügt haben. Ihr seid stärker geworden als wir, aber ehe wir euch das Land lassen, werden wir für unser gutes Recht fechten!"

Daß er häufig räuberische Einfälle in das benachbarte Reich des schwächeren Häuptlings Schewas gemacht und diesem Weiber, Vieh und einen Teil seines Gebietes abgenommen hatte, daran dachte der alte Herr im Augenblick seiner Jeremiade nicht.

Ich bin fest überzeugt, Magato wurde bei der 1881 stattfindenden Grenzregulierung, die die Zugehörigkeit seines Gebietes zur Transvaalrepublik bestätigte, von den Engländern und Boeren ebensowenig um seine Meinung gefragt, als 1884 an der Kongokonferenz, auf welcher die Verteilung Afrikas unter die europäischen Mächte geschah, Vertreter der diversen afrikanischen Völker beteiligt waren.

Natürlich hielten wir in Transvaal den Besitz des Landes von Magato für unser gutes Recht, das wir mit den Waffen in der Hand zu verteidigen gesonnen waren.

Wie vorauszusehen war, so kam es auch.

Magato und nach seinem Tode sein Sohn Mpefu wollten den wiederholten Vorstellungen der Regierung kein Gehör geben und sich nicht unterwerfen. Sie glaubten mit der Zahlung eines kleinen jährlichen Tributes genug getan zu haben. Sie mußten also mit Gewalt zur Raison gebracht werden, um ihre Anschauungen über Recht aufzugeben und die unserigen anzunehmen.

Im September 1898 wurde ein starkes Bürgerkorps mit Artillerie gegen Magato gesandt.

Wir haben am Abend vor dem Angriff auf Magatos Hauptkraal reichlich Psalmen gesungen und gebetet, daß der liebe Gott uns helfen möge, unser Recht zu verteidigen, die ungehorsamen dickköpfigen Heiden zu vertreiben und ihr Land unter uns zu verteilen.

Ist da bei dem einen oder anderen während des Singens und Betens nicht manchmal der Gedanke mit unterlaufen: wie viel Vieh werden wir wohl erbeuten, oder: wenn ich doch das Stück Land mit der starken Quelle und dem schönen Wald bekommen könnte, und andere ähnlich fromme Wünsche?

Haben die Kaffern nicht auch gedacht: die elenden Weißen, die Heuchler, da haben sie uns erst Missionare geschickt mit schönen Worten und nun vertreiben sie uns mit Weib und Kind aus unserem Lande und rauben uns unser Vieh?

Napoleon hat einmal gesagt: das Recht ist bei den stärksten

Bataillonen. Da unsere Bataillone stärker waren als die Magatos, war auch das Recht auf unserer Seite.

Am Morgen nach unseren großen Vorbereitungen, bei denen wir die Hilfe desselben Gottes erfleht hatten, von dem wir den Kaffern erzählt haben, daß er auch ihr Vater sei, sind wir zum Angriff vorgegangen und haben den Heiden gezeigt, was Recht ist, so viele wie möglich totgeschossen (viele waren es zum Glück nicht), ihre Kraale niedergebrannt und sie mit Weib und Kind in die Wildnis gejagt. Das alles war Recht, unbestreitbares Recht. Selbstverständlich ist Gleiches, wenn es uns einmal trifft, himmelschreiendes Unrecht.

Mpefu irrt jetzt mit einem kleinen Häuflein Anhänger irgend wo im Maschonalande herum, wo er vollauf Gelegenheit hat, die Anschauungen der Matabele, Maschona und der englischen Chartered Company über Recht kennen zu lernen. Wer weiß, vielleicht gibt er sich später noch einmal die Mühe, philosophische Kommentare über das Rätsel des Rechts zu schreiben?

Ja, diese Kaffern- und Negerstämmeverträge und -unterwerfungen! Sind sie wohl so rein und frei von Unrecht und wissentlicher Übervorteilung, als man sie später mit allem möglichen Eclat hinstellt? Ich glaube, wir alle haben hierin einander nichts vorzuwerfen, nur sehen wir stets den Splitter im Auge des Nächsten und lügen uns vor, daß das unsere frei von Balken sei.

In der guten alten Zeit wurde ein Land einfach erobert, um es zu erobern. In unserem Zeitalter der Zivilisation bedeckt man den wahren Grund mit allerhand fadenscheinigen Mäntelchen und schlägt, nachdem man sich die „Rechtsgründe" erst so oft vorgelogen hat, bis man sie selbst glaubt, um so fester darauf los.

Es ist das alte Lied des Sieges des Starken über den Schwachen.

Man denke nur an den Basutokrieg von 1880/81, wo die Kapkolonie erst den Basutos gestattete, Gewehre in ihr Land einzuführen, und sie ihnen dann wieder mit Gewalt abnehmen wollte. Wie die Kapregierung behauptete, weil die gut bewaffneten Basutos eine

beständig drohende Gefahr an der Grenze bildeten, in Wirklichkeit aber, weil sie den Basutos ihr herrliches, fruchtbares und gesundes Land abmausen wollte. Nun, die Basutos haben sie arg auf die Finger geklopft.

Dann betrachte man unsere mit der Gründung der „Neuen Republik" verbundenen Transaktionen, die sogenannten „Erwerbungen" von Rhodes und noch viele andere „Uebereinkommen" mit Kaffernstämmen. Haben bei den meisten die Kaffern nicht genügend Grund gehabt, ebenfalls auf ihr Recht zu pochen und zu behaupten, daß sie die Übervorteilten, ja die Betrogenen seien?

Wo ist das Recht im letzten Kriege?

Die Antwort auf diese Frage wird wohl niemals endgültig gegeben werden können. Gegen jeden Punkt der einen Partei hat der Gegner eine Erwiderung; ein endloser Disput, durch den keine der beiden Parteien überzeugt wird, würde das einzige Resultat sein, wollte sich jemand eingehend und wirklich unparteiisch mit dieser Frage befassen.

Es ist viel über die Ursachen, die zum Kriege führten, geschrieben worden, und viel Tinte ist geflossen. Leute, die afrikanische Verhältnisse genau kennen, haben ihre Meinungen und Ansichten hierüber veröffentlicht. Auch solche, die sich kaum länger als einige Wochen besuchshalber in Johannesburg, Kapstadt oder Pretoria aufhielten, haben der Welt gezeigt, wie Transvaal regiert werden müsse. Andere, die in ihrem Leben noch nie eine Boerenfarm betreten haben, haben die Boeren geschildert und eine Art Halbgötter aus ihnen gemacht, und wieder andere haben in Europa hinter dem warmen Ofen hervor auf die Engländer geschimpft und gewettert, als ob sämtliche Hunnenbriefe, die während der letzten Jahre veröffentlicht worden sind, von den heiligen Aposteln geschrieben worden seien.

Warum soll da auch ich, der ich als Soldat so lange Jahre in Südafrika ein Werkzeug der Rechtsvertretung und auch der Rechtsverdrehung war und nun in der Gefangenschaft einmal dabei bin,

mir die langen Stunden mit Schreiben zu vertreiben, nicht auch meine Meinung sagen?

Gleich nach dem Friedensschluß von 1881 sagte mein verehrter alter Chef, Kommandant Joachim Ferreira, einmal zu mir:

„Sie werden sehen, wir beide werden es noch erleben, daß wir uns wieder mit den Engländern herumschießen. Diese haben mit der Pretoria-Konvention Transvaal vollständig eingeschlossen, und das läßt sich der Boer nie gefallen, er will und er muß sich ausbreiten!"

Das berechtigte Streben der Boeren, sich auszubreiten, und der Selbsterhaltungstrieb der Engländer, sind meiner Meinung nach der einzig wahre Grund des Krieges, der bei der Verschiedenheit der beiden Rassen unausbleiblich war und dessen Kommen noch durch das überaus schnelle Wachsen des Boerenelements beschleunigt wurde. Es war für beide Parteien ein Kampf um die Oberherrschaft und um das nationale Bestehen in Südafrika, die Folge früherer geschichtlicher Ereignisse, namentlich aber der ungerechten Annexion von 1877, die England nur halb wieder gutmachte, da es den Boeren nur einen Teil von dem wieder gab, was es ihnen geraubt hatte.

Es ist, wie vorhin angeführt, eine Tatsache, daß die englische Regierung durch törichte und oft auch ungerechte Behandlung der Boeren an deren Auszug aus der Kapkolonie Schuld trug und daß sie auch später durch ihr selbstsüchtiges Verfahren den Haß der Boeren gegen alles Englische nährte. Kein vornehm und unparteiisch denkender Engländer würde die Annexion von Natal und später die der Transvaalrepublik im Jahre 1877 als eine gerechte Handlung betrachten, ebensowenig wie er den Jameson-Einfall billigen wird. Ziehe man die Entstehung der Boerenbevölkerung in Betracht.

Seit der Einwanderung der ersten Ansiedler in der Kapkolonie waren sie nicht allein an ein Leben frei von jedem Zwang gewöhnt, sondern jeder Farmer war auf seinem Grund und Boden gewissermaßen ein unumschränkter Herr. Er war der Patriarch seiner

Familie, der strenge Gebieter seiner Sklaven und aller Eingeborenen, die auf seinem Besitztum lebten.

Gesetze, die den Ansiedler in seiner Freiheit beeinträchtigten, bestanden im Anfang nicht in dem Maße wie in späterer Zeit. Auch im späteren Stadium, nach der Einführung von Verordnungen, die dem Farmer=Patriarchen in seiner Macht Abbruch taten, konnte die Regierung bei der im Verhältnis zu den Eingeborenen geringen Zahl Ansiedler die Verordnungen oftmals nicht in Anwendung bringen oder eine Befolgung derselben durchsetzen.

Gegen die häufig vorkommenden Viehdiebstähle seitens der Kaffern und Buschmänner und die räuberischen Einfälle herumziehender Horden Eingeborener war die alte Kapregierung meist nicht im stande, die weitabgelegenen Farmer zu beschützen. Diese waren daher gewöhnt, sich allein oder mit Hilfe ihrer Nachbarn selbst zu helfen, Viehdiebe zu verfolgen und zu bestrafen und sich gegen herumziehende Banden feindlicher Stämme zu verteidigen.

Als die Kapkolonie englisch wurde, änderte sich die Sache. Verordnungen, die den Ansiedler in seiner früheren Freiheit beschränkten und ihn am eigenmächtigen Handeln hinderten, traten in Kraft, und dazu kam noch, daß die Regierung den oft falsch angebrachten philanthropischen Vorstellungen der Missionare eher Gehör gab als den Klagen der Ansiedler und daß diese jetzt gänzlich des Schutzes gegen Viehdiebstähle und Überfälle beraubt waren, den sie sich früher selbst hatten verschaffen können.

Der Druck, der in dieser Hinsicht von England aus auf die Gouverneure ausgeübt wurde, war durchweg parteiisch für die Missionare und ihre Schützlinge, wie schwer und unhaltbar die Lage der Ansiedler auch sein mochte.

Die Folge hiervon war die Auswanderung. Durch die Gefahren der Züge nach Norden in unbekannte Landstriche, durch die Kämpfe mit den Eingeborenen und durch die Siege über dieselben wuchs naturgemäß der Drang des Boeren, frei zu sein, und der Widerwille,

sich irgend einer Herrschaft beugen zu müssen, hauptsächlich der einer Nation, die sich in Religion, Sprache und Sitten so sehr von ihm unterscheidet.

Dieses persönliche Freiheitsgefühl war bei vielen Boeren so ausgeprägt, daß sie sich selbst später unter ihrer eigenen Regierung nicht mehr wohlfühlten, sobald sie sich durch den Fortschritt der Zivilisation mit den ihr folgenden persönlichen Einschränkungen zu sehr beengt sahen.

Einen klaren Beweis hierfür geben die vielen Trecks aus dem Oranjefreistaat und der Transvaalrepublik nach dem Jahre 1881, unter denen sich viele wohlhabende Boeren befanden, die in den Republiken ihr gutes Fortkommen hatten.

Derartige Auswanderungen hätten sich auch später öfters wiederholt, wären durch das Rhodessche Unternehmen nicht sämtliche bewohnbare Gebiete im Inneren englisch geworden.

Hierdurch war dem Boeren die Möglichkeit genommen, sich in gewohnter Weise durch das Besetzen neuer Landstriche auszubreiten, und er war auf ein gewisses Gebiet beschränkt. Auch die mit der Entdeckung der Goldfelder verbundene, rapid zunehmende Einströmung von Europäern brachte eine Menge weiterer Beengungen und Einschränkungen mit sich, durch die der Wunsch der Boeren nach nationaler und persönlicher Freiheit nur noch glühender gemacht wurde.

Allerdings hatten von Anfang an sich auch wieder viele den Einschränkungen gefügt, die durch eine Vermehrung der weißen Bevölkerung verursacht wurden, was an allen denjenigen zu sehen ist, die früher bei den Zügen aus der Kapkolonie und Natal zurückgeblieben waren. Aber gerade diejenigen, die sich nicht fügen wollten und die später durch die Rhodesischen Annexionen am Auswandern aus Transvaal und dem Oranjefreistaat verhindert wurden, waren die eifrigsten Apostel der Freiheits- und Unabhängigkeitsidee; sie haben manchen mit sich gerissen, der sich mit den neuen Verhältnissen bereits abgefunden hatte und sich unter ihnen zufrieden und glücklich fühlte.

Da dem Boeren dadurch, daß England die Gebiete nördlich, westlich und östlich von Transvaal annektiert hatte, die Gelegenheit, sich der verhaßten englischen Herrschaft und dem fortwährend zunehmenden europäischen Element zu entziehen, genommen war, blieb ihm weiter nichts übrig, als sich entweder vom europäischen Element überflügeln zu lassen oder diesem den Anteil an der Regierung und der Gesetzgebung des Landes zu verweigern. Sollte er hierzu dennoch gezwungen werden, dann mußte er für sein nationales Bestehen kämpfen.

Welch herrliche Gelegenheit hat England nicht verscherzt, das Innere Afrikas zu bevölkern!

Hätte es den Weg nach Norden offen gelassen, der Krieg wäre auf unabsehbare Zeit hinausgeschoben worden, ja, er hätte sich durch weises Handinhandgehen mit den Auswanderern gänzlich vermeiden lassen. Pioniere wie die Boeren wird England nie wieder bekommen.

Durch die Pretoria-Konvention von 1881 (später verändert in die Londoner von 1884) hatte England sich seine Oberherrschaft in Südafrika zu sichern und die Boeren am Ausbreiten zu verhindern gesucht.

Der darauf bezügliche Artikel lautet in Übersetzung:

Die Regierung von Transvaal wird sich streng an die im 1. Artikel dieser Konvention festgelegten Grenzen halten und alles in ihren Kräften stehende tun, um ihre Bewohner davon abzuhalten, irgend welche Übergriffe auf Ländereien jenseits des genannten Staates auszuführen.

Im Jahre 1883 zog eine große Anzahl bewaffneter Transvaalbürger unter der Führung transvaalischer Beamter, die allerdings ihre Ämter niedergelegt hatten, später aber alle wieder angestellt wurden, über die Westgrenze, um einen Betschuanahäuptling in einer Fehde gegen einen anderen Kaffernstamm zu unterstützen.

Sie erhielten, resp. besetzten als Lohn für ihre Dienste ein Landgebiet, das sie als eine Republik ausriefen, über welche bald darauf

die Transvaalregierung das Protektorat proklamierte. Nach Empfang eines 24stündigen Ultimatums von England zog sie das Protektorat jedoch wieder zurück.

Im Jahre 1884 zogen wir ins Zululand und gründeten die „Neue Republik".

Im Jahre 1887 „erwarben" einige Beamte der Transvaalregierung von den zwischen Zululand (im Süden), Tongaland (im Osten), Zwasieland (im Norden) und Transvaal (im Westen) wohnenden selbständigen eingeborenen Häuptlingen Zambaan und Umbegisa Eigentumsrechte über das von ihren Stämmen bewohnte Land, und einige Jahre später brachte die Transvaalregierung durch Kauf eine Menge Monopole, die der durch Trunksucht gänzlich verkommene Zwasiekönig Umbandeni einzelnen Privatpersonen, Boeren sowohl wie Engländern, zugestanden hatte, in ihren Besitz. Diese Monopole gaben der Transvaalregierung das ausschließliche Recht zur Erhebung von Zoll, zur Anlage von Telegraphen, Postverbindungen, Eisenbahnen usw.

Im Jahre 1890 organisierte sich in Transvaal ein neuer großer Auswandererzug, um einen Teil des Maschona- und des Banjailandes zu besetzen und dort eine neue Republik zu gründen, trotzdem diese Gebiete bereits als unter englischer Herrschaft stehend proklamiert waren.

Ein Teil des Zuges war schon am Limpopo angekommen, und nur der Umstand, daß die englische Regierung die Absicht kundgab, dem Zuge mit Waffengewalt entgegenzutreten, verhinderte das Überschreiten der Grenze.

England wirft der Transvaalregierung vor, durch diese Vorgänge die Bestimmungen der Konvention verletzt zu haben. Wenn letztere auch in jedem einzelnen Falle ihre Untertanen durch Proklamationen vor dem Überschreiten der Grenze gewarnt hatte, so war es doch ersichtlich, daß kein Mensch sich um diese Proklamationen kümmerte.

Die Protektoratserklärung über die von den „Freiwilligen" besetzten Gebiete im Betschuanalande, die ohne Zustimmung der Engländer stattgefunden hatte, gab der englischen Regierung Grund anzunehmen, daß es der Transvaalregierung gar nicht darum zu tun sei, ihre Untertanen von der Ausbreitung über die festgesetzten Grenzen hinaus abzuhalten.

Diese Ausbreitungsbestrebungen haben unzweifelhaft zu der Einverleibung des übriggebliebenen Teiles vom Zululand (im Osten Transvaals), des Betschuanalandes (im Westen) und der Matabele, der Maschona und der Banjai (im Norden) unter die englische Herrschaft beigetragen.

Für die englische Oberherrschaft in Südafrika war aber noch eine andere große Gefahr aufgetreten.

Im Oranjefreistaat hatte sich bald nach dem Friedensschluß von 1881 der Afrikanerbund gebildet, der sich nicht allein in den beiden Boerenrepubliken schnell ausbreitete, sondern auch unter den Boeren in der Kapkolonie einen solchen Umfang annahm, daß er schon am Ende der 90er Jahre über die größte Stimmenzahl im Parlament verfügte und die Ministerposten aus seiner Mitte besetzte.

Im Anfang befolgte das Programm des Bundes nicht eine direkt feindliche Richtung gegen England. Der Bund bezweckte hauptsächlich ein Zusammenschließen der ursprünglichen Boerenbevölkerung und der Farmer europäischer Nationalität. Später trat jedoch gegenüber dem ursprünglichen Programm das Verlangen nach einem vereinigten Südafrika immer mehr in den Vordergrund, ohne daß vorläufig genau gesagt wurde, unter welcher Flagge. Der immer lauter ausgesprochene Grundsatz „Afrika für die Afrikaner", der sich schnell in jedem Boeren festsetzte und der viel zu frühzeitig als Feldgeschrei hervortrat, bestärkte bei der englischen Regierung die Befürchtung, daß die Bewegung ein von England unabhängiges Südafrika erstrebe, was auch durch einen Teil der holländischen Presse, namentlich durch den „Bloemfontein Expreß" bestätigt wurde.

Der englischen Staatsleitung war es nicht verborgen geblieben, daß der Afrikanerbund von Pretoria aus finanziell kräftig unterstützt wurde. Durch all die erwähnten Vorgänge wurde ihr klar, daß die Ausbreitungsbestrebungen der Boeren sich auf die Dauer nicht mehr in Schranken halten lassen würden.

Als letztes Mittel beschloß sie, gegen den Afrikanerbund ein Gegengewicht in die Wagschale zu werfen, nämlich sämtlichen Ausländern in Transvaal, von denen bei weitem der größte Teil englisch gesinnt war, das Wahlrecht zu verschaffen, um so ihre Oberherrschaft zu sichern und die Gefahr des Afrikanerbundes abzuwenden. Schlug dieses Mittel fehl, dann war der Kampf um die Oberherrschaft unausbleiblich; er mußte dann binnen kurz oder lang eintreten.

Da bei dem konservativen Sinne der Boeren vorauszusehen war, daß sie den Ausländern das Stimmrecht nicht in dem Maße gewähren würden, wie England es wünschte, trat für die englische Regierung jetzt mehr die Frage in den Vordergrund: Was ist am vorteilhaftesten, den Kampf früher oder später zu haben?

Zweifellos je eher, desto besser.

Daß die Transvaalregierung rüstete und sich auf den Kampf vorbereitete, war klar; dazu hatte ihr der Jameson-Einfall volles Recht gegeben.

Daß die Rüstungen nicht in genügendem Maße vorgenommen wurden, war nur der Schwäche des Generals Joubert und dem Dünkel der transvaalischen Regierung zuzuschreiben, von der die Mehrzahl der Mitglieder sich eine aus den Erfolgen von 1881 und des Jameson-Einfalles leicht erklärliche Überhebung über ihren Gegner zu schulden kommen ließen. Dies konnte sich aber ändern, namentlich wenn Männer wie Lukas Meyer, Louis Botha oder Delarey an die Spitze kamen.

Die Geschichte bietet wiederholt Beispiele, daß ein Staat, der Feindseligkeiten mit einem Nachbarstaate befürchtet, diesen zum Los-

schlagen zwingt, ehe derselbe seine Rüstungen zur Vollendung gebracht hat.

Ein Gleiches mit den Republiken zu tun, war zweifellos auch das Bestreben der englischen Staatsleitung. Allerdings beging sie genau den gleichen Fehler, den die Transvaalregierung machte: sie überschätzte die eigene Kraft und unterschätzte den Gegner.

In seiner Rede zu Birmingham im November 1898 ließ der englische Kolonialminister Chamberlain durchblicken, welche Anforderungen er an die Transvaalrepublik stellen würde.

Er nannte als erste: Gewährung des Wahlrechts an die Ausländer, als zweite: Abrüstung.

Die zweite hätte wohl zuerst genannt werden müssen; sie war die wichtigere, aber es ließ sich mit ihr nicht so menschenbeglückend klimpern als mit der Ausländerfrage.

Das so häufig von englischer Seite verbreitete Gerücht von „Unterdrückung" der Ausländer und deren vielfach künstlich genährte Unzufriedenheit können nicht als der wahre Grund zum Kriege angesehen werden; sie konnten höchstens als Deckmantel dienen, um dem Kampf für die englische Sache einen Schein von Recht zu geben, mit dem sich im Auslande Propaganda machen ließ. Denn bei Englands „glänzender Isoliertheit" waren derartige Vorspiegelungen das einzige Mittel, um noch etwas Sympathie zu erlangen. Über den Zusammenbruch der englischen Herrschaft in Südafrika hätten sich die Feinde Englands, und ihrer sind viele, nur gefreut.

Von einer Unterdrückung der Ausländer in Transvaal zu sprechen, dazu war kaum genügender Grund vorhanden. Jeder konnte nach Belieben Geld verdienen und genoß vollständige Freiheit. Die direkten und indirekten Steuern waren gering, ebenso die Personalsteuern, die außerdem von den meisten Ausländern nicht einmal bezahlt wurden, da die Regierung mit dem Eintreiben derselben mehr als lax war. Das Goldgesetz war anerkannt gut, und Kontributionen zu den verschiedenen Kaffernkriegen, denen nach dem Gesetze das ganze Land

unterworfen war, hat die Regierung auf den Goldfeldern nie eingefordert.

Allerdings hatten die Ausländer, was ihre Stellung zur inneren Politik des Landes betraf, berechtigten Grund zur Klage. Auch die progressive Boerenpartei erkennt an, daß diese Stellung nicht den gewöhnlichen republikanischen Grundsätzen entsprach.

Es ist erklärlich, daß die Ausländer Anteil an der Regierung des Landes zu haben wünschten, das sie durch ihr Kapital, ihren Fleiß und ihre Energie zum Aufschwung gebracht hatten, denn 1883, vor Entdeckung der Goldfelder, nach dem Mapochkriege, hatte sich der Staatsbankerott wieder mit bedenklichen Schritten genähert. Auch waren Mißstände vorhanden, wie die hohen Tarife der Niederländischen Eisenbahn-Gesellschaft, die unverhältnismäßig hohen Monopolpreise, die die Dynamitgesellschaft für ihr Fabrikat forderte, und dergleichen mehr.

Trotzdem die Regierung nach dem Jameson-Einfall und dem damit in Verbindung stehenden Aufstand der englisch gesinnten Ausländer in Johannesburg im Jahre 1896 eine Kommission von Regierungsbeamten ernannt hatte, die die Beschwerden der Ausländer untersuchen sollte, beging sie den Fehler, die Vorschläge, die diese Kommission behufs Verbesserungen machte, nicht anzunehmen.

Aber alles dies gab noch keinen genügenden Grund zu einem Kriege, und die Mißstände wären zweifellos abgeschafft worden, hätte man dem Lande nur Zeit gelassen.

Zu einer durchgreifenden Verbesserung war um so mehr Aussicht vorhanden, als die progressive Boerenpartei im Volksrate immer mehr zunahm und dieselbe bei den nächsten Wahlen, insbesondere bei der nächsten Präsidentenwahl, über die konservative Krügerpartei sicher den Sieg davongetragen hätte.

Man ist vielfach der Meinung, ohne den Jameson-Einfall wäre auch der gegenwärtige Krieg nicht gekommen. Ich glaube es nicht. Der Jameson-Einfall hat den Krieg nur beschleunigt.

Man muß bedenken, daß wir bereits 1889 in Transvaal ein Ereignis hatten, das genaue Kenner unserer Verhältnisse damals schon als einen Vorläufer von zukünftigen Reibungen ansahen.

Bei einem Besuche des Präsidenten Krüger in Johannesburg wurde von englisch gesinnten Ausländern die Transvaalflagge vor seinem Hause heruntergerissen und er selbst verhöhnt und beschimpft.

Ganz gewiß war dieser Vorfall der Vorläufer zu dem Aufstand in Johannesburg im Dezember 1895, er hat aber auch die Besorgnis der Boeren, durch das immer zahlreicher ins Land strömende Ausländerelement überflügelt zu werden, gerechtfertigt und den Volksrat in seinem Beschluß bestärkt, den Ausländern die volle bürgerliche Gleichberechtigung nicht zu gewähren.

Bemerkenswert ist noch, daß sich in Johannesburg zur Zeit des „Booms", der Börsenhausse, niemand ernstlich um Politik bekümmerte. Erst als nach der überschraubten Spekulationswut ein Rückschlag eintrat, wurde ein politischer Dilettantismus allgemein, der jedoch in der verunglückten Reformbewegung die Stümperhaftigkeit der Teilnehmer zur Genüge bewies.

Bei der Konferenz in Bloemfontein im Jahre 1899 gelangte man über die Frage, ob man den Ausländern das Wahlrecht zugestehen solle, zu keiner Einigung. Der englische Vertreter Sir Alfred Milner brauchte daher die zweite Bedingung, die Abrüstungsfrage, gar nicht vorzubringen; er wußte wohl, daß die Boeren sie nach den Erfahrungen des Jameson-Einfalls ohne weitere Besprechung ablehnen würden.

Die englische Diplomatie hat über die Transvaalregierung insofern einen Sieg davongetragen, als sie diese zum Losschlagen bewog, zu einer Zeit, da England die Hände frei hatte, und ehe sie wirklich genügende militärische Reformen eingeführt hatte, die zu einem solchen Kampfe unbedingt nötig waren.

Im Propagandamachen hat sich aber die transvaalische Diplomatie überlegen gezeigt, denn es ist ihr gelungen, die Sympathie der

ganzen Welt auf ihre Seite zu ziehen und England noch mehr zu isolieren.

Leider konnte diese Sympathie auf den Ausfall des Krieges keinen Einfluß haben, namentlich nachdem die Boerenrepubliken sich hatten verleiten lassen, England mit dem Ultimatum und dem Einfall in englisches Gebiet den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Gegen den Plan, die Initiative zu ergreifen, ließe sich nichts einwenden, namentlich wenn wir ihn, so wie es hätte sein müssen, ausgeführt hätten und wenn wir, wie ein Donnerwetter alles vor uns niederwerfend, das feindliche Gebiet überströmt hätten und bis zur Küste vorgegangen wären.

Mit dem Überschreiten der Grenze war aber von vornherein die Möglichkeit einer Intervention anderer Mächte abgeschnitten. Auch hätten wir bei unserem so lieb gewonnenen Kommando-Bummelsystem, das wir während der Kaffernkriege wie einen fetten Mops gepflegt haben, wissen müssen, daß wir zu einer tatkräftigen Initiative nicht im stande waren.

Das Herumlungern bei Ladysmith, Kimberley, Mafeking und Magersfontein, wo die Lager mit den Hunderten von Weibern und Kindern mehr einem Jahrmarkt glichen, und die Sorglosigkeit, mit der fortwährend eine große Anzahl Männer auf Urlaub gingen, mit oder ohne Erlaubnis, stellten sogar noch den Schlendrian der Kaffernfeldzüge in den Schatten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kriegsvorbereitungen und Ausmarsch.

Bei dem Zunehmen der Verwicklungen und dem Wachsen des Abstandes zwischen den politischen Parteien war bald zu ersehen, welche Ausländer zur Regierung halten würden und welche nicht.

Die Regierung konnte voraussetzen, daß die alten Kolonisten europäischer Geburt, die sich in Transvaal emporgearbeitet hatten und von denen viele unter ihr zum Wohlstand gelangt waren, mit wenigen Ausnahmen ihr beistehen würden, wie es auch ihre Pflicht war. Sie waren zufrieden mit den Gesetzen und beugten sich willig der allgemeinen Wehrpflicht, da das ganze Land ihr gleichmäßig unterworfen war. Sie hielten ein Auflehnen gegen die Pflicht der Landesverteidigung, wie dies im Mallabochkriege bei einigen in Pretoria wohnenden Ausländern vorgekommen war, für ebenso widersinnig, wie wir in Deutschland das Verlangen eines fremden Einwanderers halten würden, der sich dort als deutscher Untertan niederließe, sich aber weigerte, Steuern zu bezahlen, und erwartete, daß seine Söhne, trotzdem er Bürger ist, vom Militärdienst befreit würden.

Dieselbe Gesinnung wie die alten Kolonisten hatte auch eine große Anzahl neuer Einwanderer, die willig ihre Steuern zahlten, ruhig ihrem Erwerb nachgingen, und als 1895 die Unruhen in Johannesburg ausbrachen, sich einmütig auf die Seite der Regierung stellten.

mir die langen Stunden mit Schreiben zu vertreiben, nicht auch meine Meinung sagen?

Gleich nach dem Friedensschluß von 1881 sagte mein verehrter alter Chef, Kommandant Joachim Ferreira, einmal zu mir:

„Sie werden sehen, wir beide werden es noch erleben, daß wir uns wieder mit den Engländern herumschießen. Diese haben mit der Pretoria-Konvention Transvaal vollständig eingeschlossen, und das läßt sich der Boer nie gefallen, er will und er muß sich ausbreiten!"

Das berechtigte Streben der Boeren, sich auszubreiten, und der Selbsterhaltungstrieb der Engländer, sind meiner Meinung nach der einzig wahre Grund des Krieges, der bei der Verschiedenheit der beiden Rassen unausbleiblich war und dessen Kommen noch durch das überaus schnelle Wachsen des Boerenelements beschleunigt wurde. Es war für beide Parteien ein Kampf um die Oberherrschaft und um das nationale Bestehen in Südafrika, die Folge früherer geschichtlicher Ereignisse, namentlich aber der ungerechten Annexion von 1877, die England nur halb wieder gutmachte, da es den Boeren nur einen Teil von dem wieder gab, was es ihnen geraubt hatte.

Es ist, wie vorhin angeführt, eine Tatsache, daß die englische Regierung durch törichte und oft auch ungerechte Behandlung der Boeren an deren Auszug aus der Kapkolonie Schuld trug und daß sie auch später durch ihr selbstsüchtiges Verfahren den Haß der Boeren gegen alles Englische nährte. Kein vornehm und unparteiisch denkender Engländer würde die Annexion von Natal und später die der Transvaalrepublik im Jahre 1877 als eine gerechte Handlung betrachten, ebensowenig wie er den Jameson-Einfall billigen wird. Ziehe man die Entstehung der Boerenbevölkerung in Betracht.

Seit der Einwanderung der ersten Ansiedler in der Kapkolonie waren sie nicht allein an ein Leben frei von jedem Zwang gewöhnt, sondern jeder Farmer war auf seinem Grund und Boden gewissermaßen ein unumschränkter Herr. Er war der Patriarch seiner

Familie, der strenge Gebieter seiner Sklaven und aller Eingeborenen, die auf seinem Besitztum lebten.

Gesetze, die den Ansiedler in seiner Freiheit beeinträchtigten, bestanden im Anfang nicht in dem Maße wie in späterer Zeit. Auch im späteren Stadium, nach der Einführung von Verordnungen, die dem Farmer-Patriarchen in seiner Macht Abbruch taten, konnte die Regierung bei der im Verhältnis zu den Eingeborenen geringen Zahl Ansiedler die Verordnungen oftmals nicht in Anwendung bringen oder eine Befolgung derselben durchsetzen.

Gegen die häufig vorkommenden Viehdiebstähle seitens der Kaffern und Buschmänner und die räuberischen Einfälle herumziehender Horden Eingeborener war die alte Kapregierung meist nicht im stande, die weitabgelegenen Farmer zu beschützen. Diese waren daher gewöhnt, sich allein oder mit Hilfe ihrer Nachbarn selbst zu helfen, Viehdiebe zu verfolgen und zu bestrafen und sich gegen herumziehende Banden feindlicher Stämme zu verteidigen.

Als die Kapkolonie englisch wurde, änderte sich die Sache. Verordnungen, die den Ansiedler in seiner früheren Freiheit beschränkten und ihn am eigenmächtigen Handeln hinderten, traten in Kraft, und dazu kam noch, daß die Regierung den oft falsch angebrachten philanthropischen Vorstellungen der Missionare eher Gehör gab als den Klagen der Ansiedler und daß diese jetzt gänzlich des Schutzes gegen Viehdiebstähle und Überfälle beraubt waren, den sie sich früher selbst hatten verschaffen können.

Der Druck, der in dieser Hinsicht von England aus auf die Gouverneure ausgeübt wurde, war durchweg parteiisch für die Missionare und ihre Schützlinge, wie schwer und unhaltbar die Lage der Ansiedler auch sein mochte.

Die Folge hiervon war die Auswanderung. Durch die Gefahren der Züge nach Norden in unbekannte Landstriche, durch die Kämpfe mit den Eingeborenen und durch die Siege über dieselben wuchs naturgemäß der Drang des Boeren, frei zu sein, und der Widerwille,

sich irgend einer Herrschaft beugen zu müssen, hauptsächlich der einer Nation, die sich in Religion, Sprache und Sitten so sehr von ihm unterscheidet.

Dieses persönliche Freiheitsgefühl war bei vielen Boeren so ausgeprägt, daß sie sich selbst später unter ihrer eigenen Regierung nicht mehr wohlfühlten, sobald sie sich durch den Fortschritt der Zivilisation mit den ihr folgenden persönlichen Einschränkungen zu sehr beengt sahen.

Einen klaren Beweis hierfür geben die vielen Trecks aus dem Oranjefreistaat und der Transvaalrepublik nach dem Jahre 1881, unter denen sich viele wohlhabende Boeren befanden, die in den Republiken ihr gutes Fortkommen hatten.

Derartige Auswanderungen hätten sich auch später öfters wiederholt, wären durch das Rhodessche Unternehmen nicht sämtliche bewohnbare Gebiete im Inneren englisch geworden.

Hierdurch war dem Boeren die Möglichkeit genommen, sich in gewohnter Weise durch das Besetzen neuer Landstriche auszubreiten, und er war auf ein gewisses Gebiet beschränkt. Auch die mit der Entdeckung der Goldfelder verbundene, rapid zunehmende Einströmung von Europäern brachte eine Menge weiterer Beengungen und Einschränkungen mit sich, durch die der Wunsch der Boeren nach nationaler und persönlicher Freiheit nur noch glühender gemacht wurde.

Allerdings hatten von Anfang an sich auch wieder viele den Einschränkungen gefügt, die durch eine Vermehrung der weißen Bevölkerung verursacht wurden, was an allen denjenigen zu sehen ist, die früher bei den Zügen aus der Kapkolonie und Natal zurückgeblieben waren. Aber gerade diejenigen, die sich nicht fügen wollten und die später durch die Rhodesschen Annexionen am Auswandern aus Transvaal und dem Oranjefreistaat verhindert wurden, waren die eifrigsten Apostel der Freiheits- und Unabhängigkeitsidee; sie haben manchen mit sich gerissen, der sich mit den neuen Verhältnissen bereits abgefunden hatte und sich unter ihnen zufrieden und glücklich fühlte.

Da dem Boeren dadurch, daß England die Gebiete nördlich, westlich und östlich von Transvaal annektiert hatte, die Gelegenheit, sich der verhaßten englischen Herrschaft und dem fortwährend zunehmenden europäischen Element zu entziehen, genommen war, blieb ihm weiter nichts übrig, als sich entweder vom europäischen Element überflügeln zu lassen oder diesem den Anteil an der Regierung und der Gesetzgebung des Landes zu verweigern. Sollte er hierzu dennoch gezwungen werden, dann mußte er für sein nationales Bestehen kämpfen.

Welch herrliche Gelegenheit hat England nicht verscherzt, das Innere Afrikas zu bevölkern!

Hätte es den Weg nach Norden offen gelassen, der Krieg wäre auf unabsehbare Zeit hinausgeschoben worden, ja, er hätte sich durch weises Handinhandgehen mit den Auswanderern gänzlich vermeiden lassen. Pioniere wie die Boeren wird England nie wieder bekommen.

Durch die Pretoria-Konvention von 1881 (später verändert in die Londoner von 1884) hatte England sich seine Oberherrschaft in Südafrika zu sichern und die Boeren am Ausbreiten zu verhindern gesucht.

Der darauf bezügliche Artikel lautet in Übersetzung:

Die Regierung von Transvaal wird sich streng an die im 1. Artikel dieser Konvention festgelegten Grenzen halten und alles in ihren Kräften stehende tun, um ihre Bewohner davon abzuhalten, irgend welche Übergriffe auf Ländereien jenseits des genannten Staates auszuführen.

Im Jahre 1883 zog eine große Anzahl bewaffneter Transvaalbürger unter der Führung transvaalischer Beamter, die allerdings ihre Ämter niedergelegt hatten, später aber alle wieder angestellt wurden, über die Westgrenze, um einen Betschuanahäuptling in einer Fehde gegen einen anderen Kaffernstamm zu unterstützen.

Sie erhielten, resp. besetzten als Lohn für ihre Dienste ein Landgebiet, das sie als eine Republik ausriefen, über welche bald darauf

die Transvaalregierung das Protektorat proklamierte. Nach Empfang eines 24stündigen Ultimatums von England zog sie das Protektorat jedoch wieder zurück.

Im Jahre 1884 zogen wir ins Zululand und gründeten die „Neue Republik“.

Im Jahre 1887 „erwarben“ einige Beamte der Transvaalregierung von den zwischen Zululand (im Süden), Tongaland (im Osten), Zwasieland (im Norden) und Transvaal (im Westen) wohnenden selbständigen eingeborenen Häuptlingen Zambaan und Umbegisa Eigentumsrechte über das von ihren Stämmen bewohnte Land, und einige Jahre später brachte die Transvaalregierung durch Kauf eine Menge Monopole, die der durch Trunksucht gänzlich verkommene Zwasiekönig Umbandeni einzelnen Privatpersonen, Boeren sowohl wie Engländern, zugestanden hatte, in ihren Besitz. Diese Monopole gaben der Transvaalregierung das ausschließliche Recht zur Erhebung von Zoll, zur Anlage von Telegraphen, Postverbindungen, Eisenbahnen usw.

Im Jahre 1890 organisierte sich in Transvaal ein neuer großer Auswandererzug, um einen Teil des Maschona- und des Banjailandes zu besetzen und dort eine neue Republik zu gründen, trotzdem diese Gebiete bereits als unter englischer Herrschaft stehend proklamiert waren.

Ein Teil des Zuges war schon am Limpopo angekommen, und nur der Umstand, daß die englische Regierung die Absicht kundgab, dem Zuge mit Waffengewalt entgegenzutreten, verhinderte das Überschreiten der Grenze.

England wirft der Transvaalregierung vor, durch diese Vorgänge die Bestimmungen der Konvention verletzt zu haben. Wenn letztere auch in jedem einzelnen Falle ihre Untertanen durch Proklamationen vor dem Überschreiten der Grenze gewarnt hatte, so war es doch ersichtlich, daß kein Mensch sich um diese Proklamationen kümmerte.

Die Protektoratserklärung über die von den „Freiwilligen" besetzten Gebiete im Betschuanalande, die ohne Zustimmung der Engländer stattgefunden hatte, gab der englischen Regierung Grund anzunehmen, daß es der Transvaalregierung gar nicht darum zu tun sei, ihre Untertanen von der Ausbreitung über die festgesetzten Grenzen hinaus abzuhalten.

Diese Ausbreitungsbestrebungen haben unzweifelhaft zu der Einverleibung des übriggebliebenen Teiles vom Zululand (im Osten Transvaals), des Betschuanalandes (im Westen) und der Matabele, der Maschona und der Banjai (im Norden) unter die englische Herrschaft beigetragen.

Für die englische Oberherrschaft in Südafrika war aber noch eine andere große Gefahr aufgetreten.

Im Oranjefreistaat hatte sich bald nach dem Friedensschluß von 1881 der Afrikanerbund gebildet, der sich nicht allein in den beiden Boerenrepubliken schnell ausbreitete, sondern auch unter den Boeren in der Kapkolonie einen solchen Umfang annahm, daß er schon am Ende der 90er Jahre über die größte Stimmenzahl im Parlament verfügte und die Ministerposten aus seiner Mitte besetzte.

Im Anfang befolgte das Programm des Bundes nicht eine direkt feindliche Richtung gegen England. Der Bund bezweckte hauptsächlich ein Zusammenschließen der ursprünglichen Boerenbevölkerung und der Farmer europäischer Nationalität. Später trat jedoch gegenüber dem ursprünglichen Programm das Verlangen nach einem vereinigten Südafrika immer mehr in den Vordergrund, ohne daß vorläufig genau gesagt wurde, unter welcher Flagge. Der immer lauter ausgesprochene Grundsatz „Afrika für die Afrikaner", der sich schnell in jedem Boeren festsetzte und der viel zu frühzeitig als Feldgeschrei hervortrat, bestärkte bei der englischen Regierung die Befürchtung, daß die Bewegung ein von England unabhängiges Südafrika erstrebe, was auch durch einen Teil der holländischen Presse, namentlich durch den „Bloemfontein Expreß" bestätigt wurde.

Der englischen Staatsleitung war es nicht verborgen geblieben, daß der Afrikanerbund von Pretoria aus finanziell kräftig unterstützt wurde. Durch all die erwähnten Vorgänge wurde ihr klar, daß die Ausbreitungsbestrebungen der Boeren sich auf die Dauer nicht mehr in Schranken halten lassen würden.

Als letztes Mittel beschloß sie, gegen den Afrikanerbund ein Gegengewicht in die Wagschale zu werfen, nämlich sämtlichen Ausländern in Transvaal, von denen bei weitem der größte Teil englisch gesinnt war, das Wahlrecht zu verschaffen, um so ihre Oberherrschaft zu sichern und die Gefahr des Afrikanerbundes abzuwenden. Schlug dieses Mittel fehl, dann war der Kampf um die Oberherrschaft unausbleiblich; er mußte dann binnen kurz oder lang eintreten.

Da bei dem konservativen Sinne der Boeren vorauszusehen war, daß sie den Ausländern das Stimmrecht nicht in dem Maße gewähren würden, wie England es wünschte, trat für die englische Regierung jetzt mehr die Frage in den Vordergrund: Was ist am vorteilhaftesten, den Kampf früher oder später zu haben?

Zweifellos je eher, desto besser.

Daß die Transvaalregierung rüstete und sich auf den Kampf vorbereitete, war klar; dazu hatte ihr der Jameson-Einfall volles Recht gegeben.

Daß die Rüstungen nicht in genügendem Maße vorgenommen wurden, war nur der Schwäche des Generals Joubert und dem Dünkel der transvaalischen Regierung zuzuschreiben, von der die Mehrzahl der Mitglieder sich eine aus den Erfolgen von 1881 und des Jameson-Einfalles leicht erklärliche Überhebung über ihren Gegner zu schulden kommen ließen. Dies konnte sich aber ändern, namentlich wenn Männer wie Lukas Meyer, Louis Botha oder Delarey an die Spitze kamen.

Die Geschichte bietet wiederholt Beispiele, daß ein Staat, der Feindseligkeiten mit einem Nachbarstaate befürchtet, diesen zum Los-

schlagen zwingt, ehe derselbe seine Rüstungen zur Vollendung gebracht hat.

Ein Gleiches mit den Republiken zu tun, war zweifellos auch das Bestreben der englischen Staatsleitung. Allerdings beging sie genau den gleichen Fehler, den die Transvaalregierung machte: sie überschätzte die eigene Kraft und unterschätzte den Gegner.

In seiner Rede zu Birmingham im November 1898 ließ der englische Kolonialminister Chamberlain durchblicken, welche Anforderungen er an die Transvaalrepublik stellen würde.

Er nannte als erste: Gewährung des Wahlrechts an die Ausländer, als zweite: Abrüstung.

Die zweite hätte wohl zuerst genannt werden müssen; sie war die wichtigere, aber es ließ sich mit ihr nicht so menschenbeglückend klimpern als mit der Ausländerfrage.

Das so häufig von englischer Seite verbreitete Gerücht von „Unterdrückung" der Ausländer und deren vielfach künstlich genährte Unzufriedenheit können nicht als der wahre Grund zum Kriege angesehen werden; sie konnten höchstens als Deckmantel dienen, um dem Kampf für die englische Sache einen Schein von Recht zu geben, mit dem sich im Auslande Propaganda machen ließ. Denn bei Englands „glänzender Isoliertheit" waren derartige Vorspiegelungen das einzige Mittel, um noch etwas Sympathie zu erlangen. Über den Zusammenbruch der englischen Herrschaft in Südafrika hätten sich die Feinde Englands, und ihrer sind viele, nur gefreut.

Von einer Unterdrückung der Ausländer in Transvaal zu sprechen, dazu war kaum genügender Grund vorhanden. Jeder konnte nach Belieben Geld verdienen und genoß vollständige Freiheit. Die direkten und indirekten Steuern waren gering, ebenso die Personalsteuern, die außerdem von den meisten Ausländern nicht einmal bezahlt wurden, da die Regierung mit dem Eintreiben derselben mehr als lax war. Das Goldgesetz war anerkannt gut, und Kontributionen zu den verschiedenen Kaffernkriegen, denen nach dem Gesetze das ganze Land

unterworfen war, hat die Regierung auf den Goldfeldern nie eingefordert.

Allerdings hatten die Ausländer, was ihre Stellung zur inneren Politik des Landes betraf, berechtigten Grund zur Klage. Auch die progressive Boerenpartei erkennt an, daß diese Stellung nicht den gewöhnlichen republikanischen Grundsätzen entsprach.

Es ist erklärlich, daß die Ausländer Anteil an der Regierung des Landes zu haben wünschten, das sie durch ihr Kapital, ihren Fleiß und ihre Energie zum Aufschwung gebracht hatten, denn 1883, vor Entdeckung der Goldfelder, nach dem Mapochkriege, hatte sich der Staatsbankerott wieder mit bedenklichen Schritten genähert. Auch waren Mißstände vorhanden, wie die hohen Tarife der Niederländischen Eisenbahn-Gesellschaft, die unverhältnismäßig hohen Monopolpreise, die die Dynamitgesellschaft für ihr Fabrikat forderte, und dergleichen mehr.

Trotzdem die Regierung nach dem Jameson-Einfall und dem damit in Verbindung stehenden Aufstand der englisch gesinnten Ausländer in Johannesburg im Jahre 1896 eine Kommission von Regierungsbeamten ernannt hatte, die die Beschwerden der Ausländer untersuchen sollte, beging sie den Fehler, die Vorschläge, die diese Kommission behufs Verbesserungen machte, nicht anzunehmen.

Aber alles dies gab noch keinen genügenden Grund zu einem Kriege, und die Mißstände wären zweifellos abgeschafft worden, hätte man dem Lande nur Zeit gelassen.

Zu einer durchgreifenden Verbesserung war um so mehr Aussicht vorhanden, als die progressive Boerenpartei im Volksrate immer mehr zunahm und dieselbe bei den nächsten Wahlen, insbesondere bei der nächsten Präsidentenwahl, über die konservative Krügerpartei sicher den Sieg davongetragen hätte.

Man ist vielfach der Meinung, ohne den Jameson-Einfall wäre auch der gegenwärtige Krieg nicht gekommen. Ich glaube es nicht. Der Jameson-Einfall hat den Krieg nur beschleunigt.

Man muß bedenken, daß wir bereits 1889 in Transvaal ein Ereignis hatten, das genaue Kenner unserer Verhältnisse damals schon als einen Vorläufer von zukünftigen Reibungen ansahen.

Bei einem Besuche des Präsidenten Krüger in Johannesburg wurde von englisch gesinnten Ausländern die Transvaalflagge vor seinem Hause heruntergerissen und er selbst verhöhnt und beschimpft.

Ganz gewiß war dieser Vorfall der Vorläufer zu dem Aufstand in Johannesburg im Dezember 1895, er hat aber auch die Besorgnis der Boeren, durch das immer zahlreicher ins Land strömende Ausländerelement überflügelt zu werden, gerechtfertigt und den Volksrat in seinem Beschluß bestärkt, den Ausländern die volle bürgerliche Gleichberechtigung nicht zu gewähren.

Bemerkenswert ist noch, daß sich in Johannesburg zur Zeit des „Booms", der Börsenhausse, niemand ernstlich um Politik bekümmerte. Erst als nach der überschraubten Spekulationswut ein Rückschlag eintrat, wurde ein politischer Dilettantismus allgemein, der jedoch in der verunglückten Reformbewegung die Stümperhaftigkeit der Teilnehmer zur Genüge bewies.

Bei der Konferenz in Bloemfontein im Jahre 1899 gelangte man über die Frage, ob man den Ausländern das Wahlrecht zugestehen solle, zu keiner Einigung. Der englische Vertreter Sir Alfred Milner brauchte daher die zweite Bedingung, die Abrüstungsfrage, gar nicht vorzubringen; er wußte wohl, daß die Boeren sie nach den Erfahrungen des Jameson-Einfalls ohne weitere Besprechung ablehnen würden.

Die englische Diplomatie hat über die Transvaalregierung insofern einen Sieg davongetragen, als sie diese zum Losschlagen bewog, zu einer Zeit, da England die Hände frei hatte, und ehe sie wirklich genügende militärische Reformen eingeführt hatte, die zu einem solchen Kampfe unbedingt nötig waren.

Im Propagandamachen hat sich aber die transvaalische Diplomatie überlegen gezeigt, denn es ist ihr gelungen, die Sympathie der

ganzen Welt auf ihre Seite zu ziehen und England noch mehr zu isolieren.

Leider konnte diese Sympathie auf den Ausfall des Krieges keinen Einfluß haben, namentlich nachdem die Boerenrepubliken sich hatten verleiten lassen, England mit dem Ultimatum und dem Einfall in englisches Gebiet den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Gegen den Plan, die Initiative zu ergreifen, ließe sich nichts einwenden, namentlich wenn wir ihn, so wie es hätte sein müssen, ausgeführt hätten und wenn wir, wie ein Donnerwetter alles vor uns niederwerfend, das feindliche Gebiet überströmt hätten und bis zur Küste vorgegangen wären.

Mit dem Überschreiten der Grenze war aber von vornherein die Möglichkeit einer Intervention anderer Mächte abgeschnitten. Auch hätten wir bei unserem so lieb gewonnenen Kommando-Bummelsystem, das wir während der Kaffernkriege wie einen fetten Mops gepflegt haben, wissen müssen, daß wir zu einer tatkräftigen Initiative nicht im stande waren.

Das Herumlungern bei Ladysmith, Kimberley, Mafeking und Magersfontein, wo die Lager mit den Hunderten von Weibern und Kindern mehr einem Jahrmarkt glichen, und die Sorglosigkeit, mit der fortwährend eine große Anzahl Männer auf Urlaub gingen, mit oder ohne Erlaubnis, stellten sogar noch den Schlendrian der Kaffernfeldzüge in den Schatten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kriegsvorbereitungen und Ausmarsch.

Bei dem Zunehmen der Verwicklungen und dem Wachsen des Abstandes zwischen den politischen Parteien war bald zu ersehen, welche Ausländer zur Regierung halten würden und welche nicht.

Die Regierung konnte voraussetzen, daß die alten Kolonisten europäischer Geburt, die sich in Transvaal emporgearbeitet hatten und von denen viele unter ihr zum Wohlstand gelangt waren, mit wenigen Ausnahmen ihr beistehen würden, wie es auch ihre Pflicht war. Sie waren zufrieden mit den Gesetzen und beugten sich willig der allgemeinen Wehrpflicht, da das ganze Land ihr gleichmäßig unterworfen war. Sie hielten ein Auflehnen gegen die Pflicht der Landesverteidigung, wie dies im Mallabochkriege bei einigen in Pretoria wohnenden Ausländern vorgekommen war, für ebenso widersinnig, wie wir in Deutschland das Verlangen eines fremden Einwanderers halten würden, der sich dort als deutscher Untertan niederließe, sich aber weigerte, Steuern zu bezahlen, und erwartete, daß seine Söhne, trotzdem er Bürger ist, vom Militärdienst befreit würden.

Dieselbe Gesinnung wie die alten Kolonisten hatte auch eine große Anzahl neuer Einwanderer, die willig ihre Steuern zahlten, ruhig ihrem Erwerb nachgingen, und als 1895 die Unruhen in Johannesburg ausbrachen, sich einmütig auf die Seite der Regierung stellten.

Bei Ausbruch dieses Krieges ergriffen sie als Transvaalbürger die Waffen gegen England.

Die dritte Klasse Ausländer ist diejenige, deren einziger politischer Wunsch war, das Land englisch zu sehen, als einen Teil des britischen Reiches. Ihre Majuba-Voreingenommenheit gegen die Regierung, mit der sie schon ins Land gekommen war, hinderte sie, sich auch nur die geringste Mühe zu geben, die Verhältnisse näher kennen zu lernen und die Ursachen der Differenzen zu ergründen. Diese Ausländer verlangten wohl die Rechte des Landes, wollten aber nicht auch die Lasten tragen. Von ihnen ging im Jahre 1898 die Petition an die Königin von England aus, durch welche jede Aussicht auf Annäherung zwischen der Ausländerpartei und der Regierung gänzlich unmöglich gemacht wurde. Wie eine derartige Petition, die das Eingreifen einer ausländischen Macht in innere Verhältnisse des Landes anruft, in einem der europäischen Staaten aufgenommen werden würde, will ich dahingestellt sein lassen, namentlich wenn es sich erweist, daß dieselbe mehr Unterschriften von Frauen und Kindern trägt, die gar nicht wissen, was sie unterzeichnen, als von Männern.

Es ist eigentümlich, daß viele aus dieser Ausländerklasse nichts besaßen, als sie ins Land kamen, und daß sie sich nachher ein mehr oder weniger großes Vermögen erworben hatten, trotz der Fehler der Regierung, die sie stets als viel größer hinstellten, als sie wirklich waren. Manche haben ihr Vermögen festgehalten, andere haben es durch übergroßen Spekulationseifer wieder verloren und wollen nun die Schuld dafür auf die Regierung wälzen.

Allerdings gibt es unter den Ausländern, die gegen die Regierung Partei ergriffen, eine große Anzahl, unter ihnen auch geborene Engländer, die es mit dem Lande ehrlich meinten. Sie wollten die Republik fortbestehen sehen, aber auch die republikanischen Prinzipien in Bezug auf das Wahlrecht hochgehalten wissen. Sie bekämpften hauptsächlich das Überhandnehmen einzelner Familiencliquen und die Korruption einer gewissen Beamtenklasse auf den Goldfeldern. Diese

Partei hätte die Regierung sich zum Freunde machen müssen, was auch durch Annahme des Rapportes der erwähnten Regierungskommission geschehen wäre. Von den Ausländern, die mit der Absicht ins Land gekommen waren, sich um Politik überhaupt nicht zu bekümmern, sondern nur Geld zu verdienen und die auch gar nicht Bürger des Landes werden wollten, erwartete selbstverständlich niemand, daß sie beim Ausbruch des Krieges die eine oder andere Partei ergriffen. Es war natürlich, daß sie das Land verließen, als ihnen ernste Verwickelungen und Feindseligkeiten unvermeidlich erschienen.

Diejenigen unter den deutschen Einwanderern, die Transvaalbürger geworden waren, blieben selbstverständlich der Regierung treu. Für uns bestand in erster Linie nicht die Frage der Sympathie, sondern die Frage der Pflicht. Wir folgten dem Rufe derselben, als wir zu den Waffen griffen, ebenso willig, wie unsere deutschen Brüder dies in Natal taten, als sie dem Rufe der Herrscherin ihres neuen Heimatlandes folgten und gegen uns zu Felde zogen, trotzdem auf beiden Seiten viele durch Blutsverwandtschaft oder doch durch innige Freundschaft eng miteinander verbunden waren. Ich darf mit Stolz behaupten, daß Pflichterfüllung uns Deutschen mit Recht in der ganzen Welt einen guten Namen verschafft hat, und die englischen Zeitungen tun deshalb Unrecht, das Deutsche Korps „mercenaries", Söldlinge, zu nennen, denn auch nicht ein einziges Mitglied des Korps erhielt einen Pfennig Sold oder Vergütung. Viele englische Blätter sind überhaupt mit derartigen Benennungen etwas voreilig. Wenn ihre eigenen Freiwilligen täglich fünf Schilling Sold bekamen, unsere durch das Transvaalgesetz zur Wehrpflicht verpflichteten Bürger deutschen Ursprungs aber nichts, ist die Frage wohl nicht schwer zu beantworten, für wen das Wort „mercenary" passender ist.

Im Anfang September 1899 war es klar, daß der Krieg unvermeidlich war und daß der Ausbruch desselben jeden Augenblick erfolgen könne. Ich hatte von der Regierung Befehl bekommen,

ein deutsches Korps zu formieren, im Falle es zu Feindseligkeiten kommen sollte.

Ich bereitete deshalb in dem mir unterstehenden Gefängniswesen schon beizeiten alles so vor, daß ich sofort die kleineren Distriktsgefängnisse schließen konnte, um das freiwerdende Gefängnispersonal auch in das Korps einreihen zu können und zugleich eine Menge leichter Gefangener los zu werden, die dann nicht mehr verpflegt zu werden brauchten. Die Regierung genehmigte meinen Vorschlag, bei einer eventuellen Kriegserklärung alle Gefangenen, die noch sechs Monate Strafzeit oder darunter abzusitzen hatten, laufen zu lassen. Die „schweren Jungens" und Verbrecher mit langer Strafzeit schickte ich im September nach den neuen starken Gefängnissen von Potchefstroom und Barberton. Zugleich traf ich Vorkehrungen, daß alle Gefängnisbeamten, die geborene Engländer waren, bei den Gefängnissen, die nicht geschlossen wurden, zu bleiben hatten, damit sie nicht gegen ihre eigene Nation zu kämpfen brauchten. Später, nach Elandslaagte, sind einige derselben dennoch mit unseren Truppen freiwillig ins Feld gezogen.

Im September hielt ich in Johannesburg verschiedene Versammlungen von Deutschen ab, um zu erfahren, ob ich zur Gründung eines Deutschen Korps genug Mannschaften zusammen bekommen würde. Meine Erwartungen wurden bei weitem übertroffen.

Allerdings sind mit der Errichtung eines Korps in Transvaal weit mehr Schwierigkeiten verknüpft, als dies bei einem Korps in englischen Diensten der Fall ist. Dort bekommt der Führer eines zu bildenden Korps einfach Instruktionen, eine bestimmte Anzahl Leute anzuwerben, und weiß genau, daß ihm nicht allein die Mittel zur Ausrüstung zur Verfügung stehen, sondern auch wieviel Sold er jedem Manne bezahlen kann.

In meinem Falle war dies anders. Ich hatte nichts. Sold konnte ich von vornherein keinen bezahlen; denn hätten die Mitglieder eines Korps Löhnung erhalten, dann hätten die Bürger

eine solche ebenfalls verlangt. Ob ich Pferde und Ausrüstungsstücke erhalten würde, war auch noch sehr die Frage; trotzdem es wahrscheinlich war, konnte ich nichts versprechen. Es meldeten sich jedoch vertrauensvoll eine Menge Leute, und in einer Versammlung in Johannesburg wurde ein Komitee gewählt, das nicht allein dafür zu sorgen hatte, daß die Absicht der Regierung, ein Deutsches Korps zu formieren, genügend bekannt gemacht wurde, sondern dem auch die Aufgabe zufiel, später das Nachschicken von Mannschaften, Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. zu leiten.

Das Komitee bestand aus Herrn Dr. Elsberger als Vorsitzendem und den Herren Tißmer, Büttner, Kirchenbauer, Prall, Kollmitz und Grill.

Dieselben Vorkehrungen wurden auch in Pretoria und Heidelberg getroffen. Außerdem teilte ich verschiedenen deutschen Farmern in Zoutpansberg mit, daß ich ihren Eintritt ins Korps erwarte, und bekam auch sofort Zusage. Als mein Vertreter sollte in Zoutpansberg Herr Dickie handeln.

Große Schwierigkeiten wurden mir durch eine Anzahl Personen bereitet, die alle erwarteten, sofort als Kapitäne oder doch wenigstens als Leutnants in das Korps eingestellt zu werden. Wenn auch unter diesen einige höchst respektable Leute waren, gegen die man nichts einwenden konnte, als daß sie zu einem solchen Posten hier im Lande nicht befähigt waren, so meldeten sich doch auch wieder unter derselben Voraussetzung in Pretoria einige recht dunkle Ehrenmänner, die sich zwar damit brüsteten, daß sie früher einmal Offiziere in der deutschen Armee waren, von denen ich aber genau wußte, weswegen sie es nicht mehr sind.

Ich hatte mir aber einmal fest vorgenommen, lieber mit fünfzig guten, ergebenen Leuten ins Feld zu rücken als mit tausend, auf die man sich nicht verlassen kann. Ich wußte, diejenigen, welche unter meiner Führung mitgehen wollen, kommen so wie so; die es nicht wollen, können wegbleiben; überreden werde ich keinen. Ich

war überzeugt, daß ich eine ganze Anzahl flinker Jungens zusammen bekommen würde.

Ich hatte es in den Versammlungen den Deutschen freigestellt, sich ihre eigenen Offiziere zu wählen; da mir aber kein Deutscher bekannt war, der in früheren Feldzügen in Afrika die nötige Erfahrung gesammelt hatte, hatte ich wenig Hoffnung, daß die etwa Gewählten auch allen Anforderungen, die ich an sie stellen würde, gewachsen wären. Ich suchte mir deshalb einige Herren aus, zu denen ich volles Vertrauen hatte, und die ich nicht allein für den Stabsdienst verwenden wollte, sondern von denen ich auch wußte, daß sie sofort eingreifen würden, wo es Not tat.

Der Präsident stellte auf mein Ersuchen den Grafen Harra Zeppelin als Adjutanten des Korps mit dem Range eines Kapitäns an, einen Herrn Weiß, der früher schon in Deutsch-Südwestafrika gegen Witboi gefochten hatte, als Kapitän und die Herren von Albedyll und Badicke als Leutnants. Sämtliche Herren waren früher Offiziere in der deutschen Armee gewesen, Graf Zeppelin und von Albedyll waren Ulanen, Badicke Artillerist und Weiß Infanterist; außerdem war dieser bei der deutschen Schutztruppe gewesen.

Diese Herren waren mir in jeder Hinsicht eine große Hilfe. Ohne sie wäre es unmöglich gewesen, den ersten Teil des Korps in so kurzer Zeit, als dies geschehen ist, marschfertig zu machen. Ich hatte schon im Juli, als im Betschuanalande und in Natal von der englischen Regierung Freiwilligenkorps organisiert wurden, die Regierung um Erlaubnis gebeten, auch meine Mannschaften einstellen zu dürfen und die Pferde für das Korps anzuschaffen. Ich hätte dann Gelegenheit gehabt, die Pferde einzureiten, die verschiedenen Unterabteilungen zu formieren, exerzieren zu lassen und so Offiziere und Mannschaften aneinander zu gewöhnen. Davon wollte die Regierung aber nichts hören; ich hätte dann natürlich auch Geld haben müssen für die Beköstigung der Leute, und der Präsident befürchtete stets, daß dies bei den Bürgern Unzufriedenheit verursachen würde.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14

General Kock und die Offiziere des Deutschen Korps.

1. Feldkornet Dierking †. 2. Dr. med. Elsberger. 3. Robertson. 4. Kapt. Weiß. 5. Lt. (jetzt Major) v. Wiechmann. 6. W. v. d. Berg. 7. Oberst Schiel. 8. F. Kock. 9. General Kock †. 10 u. 11. Söhne von General Kock. 12. Kapt. Graf Zeppelin †. 13. Lt. v. Albedyll. 14. Feldkornett Potgieter †.

Am 23. September 1899 bekam ich endlich den lang erwarteten Befehl, sofort 300 Mann einzustellen und mit ihnen nach der Grenze abzumarschieren, zu gleicher Zeit aber Vorkehrungen zu treffen, daß die übrigen Deutschen mir nachgeschickt werden könnten. Das war im Nu gesagt, jedoch lange nicht so schnell getan. Mit der Hauptsache Geld und wieder Geld ging es sehr langsam. Nach vieler Mühe bekam ich endlich die nötige Summe für die Pferde. Mit dem Einstellen der Mannschaften aber mußte ich bis zum letzten Augenblick warten, denn ich konnte wohl die Pferde aus dem Hafervorrat des Gefängnisses füttern, wußte aber nicht, womit ich die Leute beköstigen sollte. Der Präsident hielt mir immer vor, wenn ich um Geld in ihn drang:

„Wenn ich Ihnen gebe, was Sie haben wollen, dann wollen alle Bürger dasselbe haben, und wo soll ich das Geld herbekommen?“

„Präsident“, sagte ich, „die Deutschen sind doch alle arme und gedrückte Ausländer, und ich will der erste sein, der nach der Grenze abmarschiert.“

Das half dann stets. Graf Zeppelin und Leutnant von Albedyll ritten am 25. September bereits mit 180 Pferden, die ich von Celliers in Pretoria gekauft hatte, nach Johannesburg, wo die Afrikanerabteilung des Korps, das Gefängnispersonal, sich schon vollzählig versammelt hatte. Dieselben waren ohne Ausnahme vorzügliche Reiter, und an ihnen hatten die Herren vollauf Hilfe, um die Pferde täglich reiten zu lassen. Am 26. hatte ich Karabiner, Munition, Stiefel, Reithosen, Bandoliere, kurz alles was nötig war, angeschafft und nach Johannesburg geschickt und konnte am Abend selbst dahin abreisen.

Ich hatte mit dem Komitee verabredet, daß drei Kanonenschüsse vom Fort das Zeichen für die Mannschaften sein sollten, sofort nach dem Fort zur Einstellung zu kommen.

Als ich nach Johannesburg kam, waren die Vorbereitungen viel weiter vorgeschritten, als ich gedacht hatte. Graf Zeppelin strahlte vor

Vergnügen über unsere schönen Pferde; er hatte dieselben mit Herrn v. Albedyll und den Afrikanern tüchtig geritten. Es meldeten sich als Freiwillige noch Kapitän Schulte-Brockhoff vom Johannesburger Freiwilligen-Korps, ein früherer preußischer Infanterieoffizier Lt. Winkler, außerdem ein österreichischer Ingenieuroffizier, Mosché, welche alle die wesentlichsten Dienste beim Errichten des Korps sowohl, als auch später im Feld leisteten. Leutnant Badicke hatte Kleidungsstücke, Waffen usw. besorgt, so daß alles zum Einkleiden bereit war. Die Pferde, die von Pretoria gekommen waren, waren sogar alle bereits beschlagen.

Am Donnerstag den 28. September Morgens kamen die ersten Mannschaften. Nur die Sättel fehlten noch. Der Lieferant von Pretoria hatte zwar Zäume und Halfter geschickt, die Sättel aber hatte eine Johannesburger Firma zu liefern versprochen, deren Vertreter mir jedoch mitteilte, daß sie mit dem besten Willen nicht aufzutreiben seien. Nach vielem Herumreiten von Geschäft zu Geschäft bekam ich indessen auch diese zusammen.

An eine eigentliche Uniformierung des Korps konnte nicht gedacht werden, dazu war die Zeit zu kurz. Es war mir gelungen, genügend Reithosen und Stiefel, wie sie die reitende Polizei trägt, auch Feldhüte, zusammenzubringen; Röcke waren jedoch nicht genügend vorhanden, auch wären die schwarzen Uniformjacken der Polizei für den Felddienst zu unpraktisch gewesen. Die Offiziere trugen alle graue Jacken nach dem Schnitte der österreichischen Kommodejäckel mit den Abzeichen am Kragen.

Ich hatte Befehl, am Sonntag den 1. Oktober auszurücken, und war dem Detachement des General Kock zugetheilt, das nach der Natalgrenze bestimmt war. Mir brummte der Kopf. Donnerstag Morgen den ersten Mann eingestellt und Sonntag darauf sollte ich schon weg; indessen, es mußte gehen und es ging auch. Die Offiziere haben aber auch Übermenschliches geleistet und Tag und Nacht gearbeitet. Zu meiner Freude bekam Leutnant v. Wichmann von der

Artillerie Befehl, sich mir vorläufig anzuschließen; so hatte ich also noch mehr Hilfe.

Kapitän Weiß stellte die Leute ein, Graf Zeppelin und Leutnant von Albedyll verteilten die Pferde, sorgten für das Beschlagen und ließen reiten, Leutnant Badicke und Kapitän Schulte-Brockhoff kleideten die Mannschaften ein und teilten Waffen und Munition aus. Ich hatte genug mit dem Anordnen zu tun und hatte auch die nötigen Wagen und Geschirre, sowie für einen Monat Proviant anzuschaffen, der auf die Wagen verladen werden mußte. 100 Zelte hatte ich schon einige Wochen vorher nach Johannesburg bringen lassen, von denen die erste Abteilung 35 mitnahm. Mit Mauleseln für die Wagen waren wir gut versehen. In den verschiedenen Außengefängnissen rund um Johannesburg stand eine große Anzahl gut gefütterter und durchgearbeiteter Maultiere, welche dem Wegebaudepartement gehörten und mit denen die Gefangenen an der Verbesserung der Straßen arbeiteten. Sie waren alle neu beschlagen und konnten sofort eingespannt werden. Feldkornett Lombard hatte zehn Wagen mit Bockseglen und genügend Geschirre für mich beschafft. Leute von der Afrikanerabteilung brachten sie in Ordnung und luden Proviant und Hafer für die Pferde auf.

Am Sonnabend Abend war alles so weit bereit, daß am anderen Morgen abgerückt werden konnte; wir alle waren aber auch halbtot. Die Mannschaften waren voll Eifer, und jeder hatte geholfen, wo er nur konnte. Herr Thoma, der Besitzer der Thomabrauerei, hat dazu viel beigetragen; er versorgte uns mit Bier, und die Mannschaften konnten trinken, soviel sie nur wollten. Für Dr. Elsbergers Ambulanzkolonne hatte Herr Thoma einen schönen großen, mit vier starken guten Pferden bespannten Wagen gegeben. Dr. Elsberger war mit allem, was er für ein Feldlazarett nötig hatte, aufs beste versehen, so daß nicht zu befürchten war, daß Verwundete oder Kranke in irgend welcher Weise Not leiden würden; er hatte auch ein kleines Sanitätskorps selbst ausgebildet.

Am Freitag den 29. September hatten die Deutschen Herrn Tißmer zum Feldkornett gewählt und die Afrikanerabteilung den Oberwärter Potgieter, außerdem den Oberwärter Dierking, einen Deutschen, zum Assistent-Feldkornett. Ein anderer Oberwärter, der Bruder des Feldkornett Potgieter, bekam den Befehl über die Wagenkolonne. Ich hatte ihm noch etwa zwanzig leicht verurteilte Kaffern, die sich freiwillig zum Mitgehen meldeten, beigegeben.

Es wird vielleicht unmöglich erscheinen, in drei Tagen dreihundert Mann einzustellen und marschbereit zu machen. Was aber die Sache sehr erleichterte, war, daß ich an den Gefängnisbeamten eine große Hilfe hatte. Ich brauchte ihnen nur zu sagen, was getan werden mußte, und konnte sicher sein, daß die Anordnungen auch zu meiner Zufriedenheit ausgeführt wurden. Die meisten derselben hatten schon Felddienst getan, und Feldkornett Potgieter, sowie einige andere hatten in früheren Kriegen bereits unter mir gedient. Die Deutschen waren zum großen Teil gediente Leute und in jeder Beziehung anstellig.

Am Freitag waren die übrigen Pferde gekauft worden, am Sonnabend Abend war das letzte beschlagen. Beim Pferdekauf hatte ich große Auswahl. Denn da man in Johannesburg das Requirieren der Pferde befürchtete, ich aber bar bezahlte, kamen viele, mir weit über meinen Bedarf Pferde anzubieten; ich konnte also stets die besten Tiere aussuchen.

Am Dienstag Abend, 3. Oktober, am Tage vor meiner Abreise von Pretoria war zu meiner größten Freude mein ältester Sohn Adolf ganz unerwartet marschbereit von der Farm gekommen. Er wollte lieber mit dem Deutschen Korps als mit seinem Feldkornett gehen. Mein zweiter Sohn Toni war krank, wollte aber nachkommen, sobald er gesund war.

In Johannesburg traf ich auch den Gefängnisdirektor Humann von Potchefstroom. Er brachte selbst seine entbehrlichen Leute und wollte, da er schon so oft mit mir im Felde gewesen war, auch diesmal nicht zu Hause bleiben. Ich telegraphierte an die Regierung

und bat um Vertretung für ihn. Man stellte den Landdrost Fleischhack von Johannesburg als seinen Vertreter an. Auch die Gefängnisvorsteher von Bocksburg und Krügersdorp brachten ihre Gefangenenwärter selbst. Ich konnte jedoch nur ihre Leute annehmen und mußte sie selbst wieder zurückschicken, den ersteren, weil sein Gefängnis nicht geschlossen wurde, den letzteren, weil er ein geborener Engländer war und ich hierüber bereits meine Instruktionen gegeben hatte. Diese Beamten konnten dem Lande ebenso gute Dienste leisten, wenn sie ihren Posten nach wie vor im Gefängnisdepartement versahen. Am meisten Mühe machten mir die Beamten in meinem Hauptbureau. Keiner derselben wollte zurückbleiben, und dazu kam noch, daß mein erster Sekretär zur Proviantkommission kommandiert wurde. Glücklicherweise änderte die Regierung diese Ernennung wieder ab, als ich ihr mitteilte, daß ich den Herrn bereits mit meiner Vertretung betraut hätte. Der zweite Clerk, van der Berg, ein ausgezeichneter Reiter und Schütze, schloß sich mir an; er und Humann übernahmen das Kommissariatswesen der Truppe.

Am Sonnabend Abend hatte mir der Vorsteher des Güterbahnhofs mitgeteilt, daß für das Korps am nächsten Morgen um 9 Uhr ein Zug bereit stehen solle. Sonntag Morgen um halb neun standen alle Wagen eingespannt beim Fort, und die Afrikanerabteilung, 120 Mann stark, stand zum Aufsitzen bereit. Die deutsche Abteilung hatte in dem Schuppen der landwirtschaftlichen Gesellschaft, die mir freundlichst ihr ganzes Terrain zur Verfügung gestellt hatte, biwakiert, in den Ställen der Gesellschaft standen auch unsere Pferde. Mit der Verpflegung der Mannschaften hatte ich den Lieferanten für das Gefängnis beauftragt.

Der deutsche Pastor von Johannesburg, Herr Großmann, sprach bei den Afrikanern ein Gebet, und hielt bei den Deutschen eine kurze, ergreifende Rede. Um neun Uhr wurde aufgesessen und abmarschiert.

Leider hatten wir gleich beim Abmarsch ein Unglück. Bei dem steilen Hospitalhügel brach die Remme eines Wagens; derselbe kam

ins Schießen, und ein Rad brach das Bein eines unserer Pferde. Wie gewöhnlich bei solchen Unglücksfällen war das Tier eines der besten, das wir hatten. Es wurde nach dem Gefängnisterrain zurückgebracht und dort erschossen.

An der Bahn angekommen, teilte mir der Vorsteher mit, daß er uns genügend Waggons zur Verfügung stellen könne, wir also immer zwei Waggons für einen unserer Wagen nehmen könnten. Da die Plattform an der Bahn nicht stark genug war, um die beladenen Wagen darauf zu fahren, mußten dieselben abgeladen und leer auf die Waggons gehoben werden. Wir nahmen die doppelte Zahl Waggons gern an, weil uns dann an der Endstation das Abladen der Güter erspart blieb, da wir dieselben ebenfalls auf leere Eisenbahnwaggons laden konnten und da wir außerdem für die Mannschaften mehr Platz erhielten. Den Offizieren wurde ein Wagen erster Klasse zur Verfügung gestellt; außerdem waren noch vier Personenwagen vorhanden.

Das Einladen der Pferde und Maultiere war rasch geschehen, da die Plattform am Johannesburger Güterbahnhof sehr lang ist und an allen Waggons zugleich gearbeitet werden konnte. In weniger als einer Stunde war alles verladen. Wir erwarteten das Zeichen zur Abfahrt, als der Betriebsvorsteher mir mitteilte, daß ihm soeben telegraphisch mitgeteilt worden sei, daß die Bahnlinie bei Elandsfontein mit Truppenzügen aus Pretoria blockiert sei, und wir demnach erst um vier Uhr Nachmittags abfahren könnten.

Uns war es ganz lieb. Eine Menge Freunde und Bekannte, darunter auch viele Damen, waren zur Bahn gekommen, um uns abfahren zu sehen. Der Eigentümer der Thoma-Brauerei und Herr Baumann von der Potchefstroomer Brauerei hatten Bier für die Mannschaften geschickt, die Herren Angehrn und Piel warme Würstel, was dazu beitrug, die sowieso schon begeisterte Stimmung noch zu erhöhen.

Da wir genügend Eimer bei den Wagen hatten, konnten die Pferde getränkt werden.

Das Wetter war herrlich, und alles ließ auf eine angenehme Fahrt schließen.

Nicht weit von uns stand ein ganzer Zug voll von Flüchtlingen aus Johannesburg. Obgleich er erst am Nachmittag nach vier Uhr abgehen sollte, waren die Waggons, Kohlenwagen, um elf Uhr Morgens schon so voll Passagiere gepackt, daß auch nicht eine Stecknadel in demselben hätte zu Boden fallen können; Männer, Frauen mit Kindern, Indier, Kaffern, alles war durcheinander. Die Ärmsten! Wie gern hätten wir unsere Personenwagen für die Frauen gegeben; es lag jedoch nicht in unserer Macht. Ich kann mir über den Bahnbetrieb kein Urteil erlauben, aber ich glaube doch, daß für die Damen etwas besser hätte gesorgt werden können, namentlich da sie alle volle Personenfahrpreise bezahlen mußten. Was brauchten wir bei den Truppenzügen überhaupt so viele Personenwagen; wir hätten doch ganz gut im offenen Waggon fahren und einen Teil der Personenwagen entbehren können, damit den Frauen die Reise bequem gemacht würde. Den Männern schadete es nichts; ihnen tat es nur gut, und wenn für uns das Feldleben nicht schwerer werden würde als eine Reise im Kohlenwagen, wäre es schon auszuhalten. Schön war diese Handlungsweise seitens der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft nicht, trotz ihres langen Titels, und sie hätte für das viele Geld, das sie durch die Johannesburger verdient hat, etwas erkenntlicher sein sollen.

Interessant war es zu beobachten, welchen verschiedenen Eindruck das Abschiednehmen auf die Mannschaften machte. Die Afrikaner, fast alle verheiratete Leute, deren Frauen und Kinder an die Bahn gekommen waren und selbstverständlich viel Tränen vergossen, waren meist ernst und gesetzt. Die Nachricht, daß wir erst um vier Uhr abfahren würden, trocknete jedoch die Tränen schnell, und nachher hatte man sich schon ans Abschiednehmen gewöhnt. Die lustigen Deutschen, meistens unverheiratete Leute, scherzten und lachten, und auch die Verheirateten

nahmen die Sache sehr leicht. Einer, der dicke Tiedemann, gab Unterricht im „Kanonen-Abnehmen".

Endlich um vier ertönte das Zeichen zur Abfahrt. An der Parkstation wurde leider nicht gehalten; im Vorbeifahren konnten wir jedoch noch manches liebe Gesicht erkennen, noch schnell Grüße zuwinken und entgegennehmen. Unser Bestimmungsort war Standerton, denn von dort aus dachte ich in kleinen Etappen nach der Grenze zu marschieren, um den Marsch zugleich zu Übungen zu benutzen.

Die kurze Strecke nach Elandsfontein, dem Kreuzungspunkte der Natal- und Kapeisenbahn, legten wir ohne Unterbrechung zurück; dort jedoch bekam ich eine sehr unangenehme Nachricht. Der Betriebsdirektor der Gesellschaft eröffnete mir, daß unser Zug viel zu lang sei und so nicht bleiben könne. Mit Rücksicht auf die Ausweichestellen dürfe der Zug nur eine bestimmte Anzahl Achsen haben; außerdem müsse sein eigener Wagen noch angehängt werden.

Es blieb uns nur die Wahl, entweder den Zug zu teilen und die Hälfte der Wagen zurückzulassen, und wer weiß, wann diese dann nachgekommen wären, oder den Zug umzuladen, die dadurch leer werdenden Waggons herauszunehmen und die Mannschaften auf die offenen Wagen klettern zu lassen, wo sie gerade Platz fänden. Ich rief die Offiziere zusammen:

„Gehen Sie zu den Leuten und fragen Sie, was sie wollen, umladen und miteinander weiter gehen oder den Zug teilen und eine Hälfte zurückbleiben; im ersteren Falle muß es aber geschwind geschehen!"

Die Antwort kam zurück, sie lautete einstimmig:

„Umladen und beisammen bleiben!"

Ich wußte, daß wenn der Betriebsdirektor Herr van Stipriaan mit uns fuhr, wir dann wenigstens keinen Aufenthalt mehr haben und durchfahren würden.

Nun ging es ans Rangieren ohne Maschine. Erst wurden die Personenwagen ausrangiert, dann alle Waggons, auf denen unsere

Bagage verladen war; diese wurde wieder auf unsere Wagen gepackt. In anderthalb Stunden war alles fertig, der Wagen des Betriebsdirektors angehängt, und nun fuhren wir allen anderen Zügen vor. Einige Truppenzüge von Pretoria und Middelburg warteten bei Elandsfontein schon dreißig Stunden, und ihre Insassen schimpften nicht schlecht, als wir an ihnen vorbeifuhren.

Angenehm war die Reise für unsere Leute nicht. Wo nur ein Plätzchen war auf den Eisenbahnwaggons und auf unseren Bagagewagen, war es von den Mannschaften besetzt; sie hingen mehr an den Wagen, als daß sie saßen. Mir wurde angst und bange, als ich an die Nacht dachte. Ich fürchtete stets, daß, durch das viele Bier und die Hitze von Müdigkeit übermannt, einer der Leute einschlafen und vom Wagen fallen könnte. Zum Glück kam mit einbrechender Dunkelheit ein furchtbares Gewitter, das die Leute wachhielt. Der Regen fiel in Strömen und hörte nicht eher auf, als bis wir gegen zehn Uhr Nachts in Heidelberg ankamen.

Hinter uns fuhr der Zug mit Flüchtlingen aus Johannesburg. Was haben die armen Frauen und Kinder in dieser Nacht wohl aushalten müssen! Helfen konnten wir ihnen leider nicht, wir waren selbst nicht besser daran. Eine Frau wurde in dem vollgepackten Kohlenwagen unter strömendem Regen entbunden und starb während der Fahrt.

Als ich in Heidelberg meinen Bruder Max und den Grafen Zeppelin suchte, wußte kein Mensch, wo sie waren. Ich bekam einen heftigen Schrecken, denn ich dachte schon, daß sie eingeschlafen und während der Fahrt vom Wagen gefallen wären. Alles Rufen und Suchen war vergebens. Endlich fanden wir sie, als Befehl zum Brotausteilen gegeben wurde, schlafend und schnarchend wie die Bären. Sie waren in einen Zeltwagen gekrochen und hatten sich auf einen Haufen frischer weicher Brote gelegt, der die ganze obere Hälfte des Wagens einnahm; die Brote schmeckten deshalb aber doch. C'est la guerre!

Nach einem Aufenthalt von einer Stunde, in welcher die Herren Albers und Schwellenbach, in Heidelberg ansässige Deutsche, uns auf das Freigebigste und Liebenswürdigste bewirteten, ging es weiter. Die Herren hatten es sich nicht nehmen lassen, uns noch eine Kiste deutsches Bier und eine Kiste Whisky, nicht zu vergessen die Cigarren, mit auf den Weg zu geben. Der Regen hatte aufgehört, dafür kam aber ein sehr heftiger Wind, der so stark wehte, daß ich befürchtete, einer der Zeltwagen möchte während der Fahrt umgeweht werden. Ein Pferd sprang aus einem der Wagen und blieb sofort tot liegen.

Als der Tag anbrach, war das Wetter schön, und bald wärmte die Sonne die Leute wieder durch. An verschiedenen Stationen machte das Bahnpersonal ganz hübsche Geschäfte durch Kaffeeausschank. Sechs Pence (fünfzig Pfennige) die Tasse Blümchenkaffee mit etwas Milch und Zucker, Tag und Nacht verkauft, dabei läßt sich schon etwas verdienen.

Montag Mittag um 1 Uhr kamen wir in Standerton an, wo ich auch General Kock traf. Er eröffnete mir, daß er mit seinem Detachement, bestehend aus der Kommandantschaft Viljoen von Johannesburg und der meinigen, vorläufig in der Nähe von Bothas Paß weitere Befehle abzuwarten habe. Ich wußte, daß ungefähr eine Meile von Standerton eine verlassene Farm lag, mit schönen großen Ställen. Dort dachte ich zu biwakieren und sofort mit den Übungen zu beginnen.

Am Abend ritt das ganze Korps nach Standerton, um vom General inspiziert zu werden. Es ging besser, als ich dachte; wir waren doch wenigstens hintereinander und alle mehr oder weniger gerade im Sattel. Die Afrikaner waren alle ohne Ausnahme brillante Reiter, viele der Deutschen waren gediente Kavalleristen oder Feldartilleristen, andere hatten in Afrika schon viel geritten, und diejenigen, die beim Zuckeltrabchen, das wir riskierten, noch verdächtig nach vorn überhingen, waren in verschwindend geringer Anzahl und würden es auf dem Marsche schon lernen, namentlich wenn sie ein paarmal herunter=

gepurzelt waren und tüchtig ausgelacht wurden; das hilft immer am besten.

General Kock sprach sich über die Truppe sehr zufrieden aus. Natürlich hatte das für mich vorläufig nur so weit Wert, als ich erkennen konnte, daß unter den Mannschaften gute Disziplin herrschte. Dies war die Hauptsache; alles andere, dachte ich, würde schon noch kommen.

Da unsere Wagen sehr schwer beladen, einige derselben aber nicht sehr stark waren, ließ ich die Karren und Maulesel des Standertoner Gefängnisses kommen und einen Teil der Bagage abladen. Den Gefängnisvorsteher bat ich, sie bis auf weiteres in seinem Gefängnisse zu behalten; wir konnten sie im Bedarfsfalle leicht nachkommen lassen. Dadurch wurden die Wagen um ein gutes Teil leichter, und wir konnten hoffen, nun schnell vorwärts zu kommen.

Landdrost Kießer von Standerton stellte mir hundert Sack Hafer und einen ganz neuen großen Bockwagen zur Verfügung. Die Pferde hatten es herrlich, und wir konnten den schwächsten Wagen ausrangieren.

Graf Zeppelin und Leutnant von Albedyll waren stets bei der Hand, um einzugreifen, und sie gingen auch sofort daran, um bei der deutschen Abteilung alles ins rechte Geleise zu bringen. Züge und Beritte wurden eingeteilt, Unteroffiziere ernannt und der Dienst für die Offiziere bestimmt. Am nächsten Tage war der erste Marsch- und Übungstag. Alles ging über Erwarten gut. Die Übungen beschränkten sich auf Aufmärsche, Schwärmen und Vorbringen der Pferde in die Richtung der Schützenlinie während des Gefechts. Dies lernten die Leute sehr schnell.

Nach viertägigem Marsche, während dessen der General meist bei unserer Truppe blieb, langten wir am Klipprivier im Oranjefreistaat an. Nur wenige der Mannschaften hatten sich am ersten Tage durchgeritten, die Sitzleder heilten jedoch während des Reitens alle schnell wieder. Die Tage am Klipprivier wurden, soviel es möglich

war, dazu benutzt, um die Truppe vollständig kriegsbereit zu machen. Hier stießen auch Leutnant Badicke und der zweite Adjutant Kapitän Robertson zu uns mit hundert Mann Fußtruppen und fünfzig Reitern, die sie von Johannesburg nachgebracht hatten.

Am 10. Oktober kam die Nachricht, daß die Regierung an England das Ultimatum geschickt habe, und es war selbstverständlich anzunehmen, daß damit auch der Einmarsch in Natal beschlossen war. Wir hatten bereits täglich Patrouillen am Kamme des



Leutnant Grothaus und seine Abteilung.

Drakengebirges entlang geschickt und besetzten bei Nacht die Fußwege, die nach Natal hineinführen, namentlich Bothas Paß, mit einer starken Wache.

Die Pferde hatten es gut. Bei Tage weideten sie, wenn sie nicht unter dem Sattel waren, ebenso während der Nacht, wo sie von einer Postenkette gehütet wurden. Wir konnten natürlich nicht soviel Mais und Hafer mit uns führen, als wir nötig gehabt hätten, um sie öfters als Morgens und Abends zu füttern.



Die deutsche Abteilung von Leutnant Grothaus.

Wir wußten jedoch, daß in Natal auf den Farmen genug Hafer zu finden sei.

An demselben Tage wurde uns allen die Freude zuteil, daß einer der Offiziere von Fort Johannesburg, unser lieber Kamerad Grothaus, mit zwei Geschützen dem Deutschen Korps zugeteilt wurde. Die Geschütze, die er befehligte, waren dieselben, die seinerzeit beim Jameson-Einfall erbeutet worden waren.

Als Fortoffizier von Johannesburg war Leutnant Grothaus sämtlichen Deutschen bereits gut bekannt und auch bei der Afrikanerabteilung des Korps beliebt und geachtet. Seine Kommandierung wurde daher von uns allen mit großer Freude begrüßt.



Dr. Jamesons Geschütz, von uns erbeutet und wieder verloren bei Elandslaagte.

Die Geschütze waren Maxim-Nordenfelts allerneuester Konstruktion. Das Geschoß und die Ladung aus rauchlosem Pulver waren zu einer Patrone vereinigt. Der Rückstoß wurde mit Glycerin-Hemmung geschwächt.

Es ist eigentümlich, daß man in der englischen Armee, trotzdem man die Trefflichkeit und Überlegenheit jener Geschütze kannte, sich nicht die Mühe gegeben hatte, die untauglichen Geschütze auszurangieren und durch jene zu ersetzen. Wir hatten in der Transvaalartillerie seit 1896 eine Batterie Maxim-Nordenfelts.

Wir wußten jedoch, daß in Natal auf den Farmen genug Hafer zu finden sei.

An demselben Tage wurde uns allen die Freude zuteil, daß einer der Offiziere von Fort Johannesburg, unser lieber Kamerad Grothaus, mit zwei Geschützen dem Deutschen Korps zugeteilt wurde. Die Geschütze, die er befehligte, waren dieselben, die seinerzeit beim Jameson-Einfall erbeutet worden waren.

Als Fortoffizier von Johannesburg war Leutnant Grothaus sämtlichen Deutschen bereits gut bekannt und auch bei der Afrikaner-abteilung des Korps beliebt und geachtet. Seine Kommandierung wurde daher von uns allen mit großer Freude begrüßt.



Dr. Jamesons Geschütz, von uns erbeutet und wieder verloren bei Elandslaagte.

Die Geschütze waren Maxim-Nordenfelts allerneuester Konstruktion. Das Geschoß und die Ladung aus rauchlosem Pulver waren zu einer Patrone vereinigt. Der Rückstoß wurde mit Glycerin-Hemmung geschwächt.

Es ist eigentümlich, daß man in der englischen Armee, trotzdem man die Trefflichkeit und Überlegenheit jener Geschütze kannte, sich nicht die Mühe gegeben hatte, die untauglichen Geschütze auszurangieren und durch jene zu ersetzen. Wir hatten in der Transvaalartillerie seit 1896 eine Batterie Maxim-Nordenfelts.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Über die Grenze.

Die Grenze zwischen Natal und dem Oranjefreistaat läuft an der Südostseite des Freistaates am Kamme des Drakengebirges entlang, das nach Natal hin sehr steil abfällt, nach dem Freistaate hin aber in ein Hochplateau übergeht. Nur an sehr wenigen Stellen führen Straßen, die von Truppen benutzt werden können, von Natal über die Grenze nach dem Freistaate.

Am 11. Oktober erhielt ich Befehl über die Grenze zu marschieren und am Nachmittag ritt ich mit 150 Mann über Bothas Paß in Natal ein. Die Wagen wollte ich am nächsten Tage nachkommen lassen. Gerade am Fuße des Berges kamen wir an ein Kaufmannsgeschäft, das der Besitzer Hals über Kopf verlassen hatte; nur einige Kaffern waren zur Obhut zurückgeblieben. Am Ingogoflusse wurde abgesattelt, um nachts zu biwakieren.

Wir waren auf der großen Straße, die nach Newcastle führt, vorgegangen. Es regnete in Strömen. An der Brücke fanden wir einen Engländer, der dort stationiert war, um die Brücke zu reparieren. Er hatte einige Zelte und war so liebenswürdig, die Offiziere einzuladen, das seine mit ihm zu teilen, was wir auch mit Vergnügen annahmen. Am nächsten Morgen gab ich ihm eine Patrouille mit, um ihn durch unsere Vorposten zu geleiten, damit er mit seiner Karre und Ochsen nach Newcastle gehen könne. Wie ich nachher



Lager des Deutschen Korps an der Natalgrenze.

hörte, gab General Kock Befehl, ihn nicht weiter gehen zu lassen, da die Karre und Ochsen der Natalregierung gehörten. Mir tat dies leid, da der Mann eine Frau und kleine Kinder in Newcastle hatte und fürchtete, daß der Laden von den Unseren wie von Vandalen geplündert würde.

Als ich am nächsten Morgen wieder zurückritt, um unseren Wagenconvoi den Berg hinunter zu bringen, sah ich, daß der Kaufmannsladen erbrochen war und Leute einer der Johannesburger Feldkornettschaften sich darin mit allem versahen, was sie nötig hatten. Die Betreffenden wurden arretiert und vor den General gebracht. Ich setzte Posten vor die Tür und gab Befehl, niemand mehr in den Laden zu lassen. General Kock ließ darauf alle Waren, die für die Truppen gebraucht werden konnten, wie Lebensmittel, Decken, Kleider usw. aus dem Laden nehmen. Von allem wurde ein Inventar aufgenommen und der Laden dann wieder geschlossen.

Kaum hatten die Offiziere, die mit dieser Arbeit beauftragt waren, sie beendet, den Schlüssel wieder an die Kaffern, die zu dem Hause gehörten, abgegeben und dem Laden den Rücken gekehrt, als ein Haufen Weiber von armen Boeren, die in der Gegend wohnten und die schon auf das Weggehen der Offiziere lauerten, nicht allein den Laden, sondern auch das Wohnhaus des Besitzers erbrachen und alles, was nicht niet- und nagelfest war, herausschleppten, Waren sowohl als Möbel. Ich kam gerade vom Revidieren der Feldwachen zurück. Es war widerlich anzusehen, wie die Frauen ihre heulenden Kinder mit Schlägen antrieben, die geraubten Sachen zusammen zu tragen. Die armen Kleinen konnten unter den schweren Lasten kaum laufen. Eine dieser Holden schleppte gerade eine Kommode heraus, und da sie dieselbe nicht allein tragen konnte und die anderen Weiber genug mit ihrem eigenen Raube beschäftigt waren, rollte sie dieselbe, und zum Zeichen, daß sie das Möbel für sich beanspruchte, legte sie, nachdem sie es einige Schritte weit weggebracht hatte, ihr heulendes Baby darauf.

Mit Ekel wendeten wir uns ab. Hätten wir die Weiber verjagt, sie hätten sich doch nur hundert Schritt vom Haus wie Krähen auf die Steine gesetzt und wären, sobald wir außer Sicht waren, doch wieder über die Sachen hergefallen. Die Eingeborenen der Farm, die stillschweigend zusahen, werden dies Raubgesindel wohl kennen und es dem Eigentümer nach seiner Rückkehr namhaft machen, damit es seiner wohlverdienten Strafe nicht entgeht. Nicht einen Stuhl hatten sie in dem Hause gelassen.

Ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen: der Krieg fängt gut an; wenn das so weitergeht, werden wir auf uns noch ganz andere Geschichten hängen haben als die geraubten Pendülen, die den deutschen Offizieren 1870 zur Last gelegt wurden. Damals plünderten auch die eigenen Einwohner des Landes, und die deutschen Offiziere bekamen nachher die Schuld. Wäre der Besitzer des Ladens ruhig zu Hause geblieben, anstatt mit seiner Familie Hals über Kopf zu fliehen, er hätte ein Bombengeschäft gemacht und alle seine Getränke und Eßwaren verkaufen können.

Am Abend desselben Tages schickte General Kock mir den Befehl, sofort zu ihm zu kommen. Er hatte am Ingogofluß in der Nähe einiger Hütten, in welchen früher eine Patrouille reitender Polizei stationiert war, Quartier genommen. Der General klagte bitter über den Mangel an Disziplin bei der Johannesburger Truppe. Er hatte Feldkornett Pinnaar Befehl gegeben, mit seinen Wagen nicht weiter vorzugehen, sondern Vorposten zu beziehen und die Wagen zurückzulassen. Darüber war bei dieser Feldkornettschaft große Aufregung entstanden, und die Bürger hatten, ohne sich weiter um den Befehl des Generals zu kümmern, die Wagen dennoch in die äußerste Vorpostenlinie gezogen; dieselben standen ausgespannt überall herum. Der General klagte mir seine Not, aber ich konnte daran auch nichts ändern.

Es war schon hier zu sehen, daß von Einigkeit bei den Führern und von Disziplin bei den Bürgern nicht das Maß vorhanden war,

welches unumgänglich nötig ist, um einen Feldzug zum glücklichen Ausgang bringen zu können, und die vielen kleinen Eifersüchteleien ließen schon beim Überschreiten der Grenze die Besorgnis aufkommen, daß an ein gemeinsames Operieren nicht zu denken war. Wie sollte dies noch ablaufen? Wir stürzten wie die Hunnen nach Natal hinein, ohne Operationsplan, jede Abteilung ihren eigenen Weg nehmend. Jeder Offizier wollte dem anderen zuvorkommen; von Disziplin war keine Spur, gerade als wenn es zu einer Kirmeskeilerei ginge, aber nicht, als ob man in ein feindliches Land einzöge, das von einer gut disziplinierten Armee verteidigt wird. Glücklicherweise hatten sich die englischen Truppen auf Dundee zurückgezogen und Newcastle aufgegeben, sonst wäre es uns schon an der Grenze nicht gut gegangen.

Am nächsten Tage erhielt ich Befehl nach Müllers Paß zu reiten, dem nächsten Paß in den Drakensbergen südwestlich von Bothas Paß und etwa sechs Stunden Reitens von uns entfernt. Daselbst lag eine starke Abteilung Freistaatbürger unter Kommandant Truter. Ich sollte von diesem Informationen einziehen über die nächsten Operationspläne der Freistaater, dann das Terrain zwischen den Biggarsbergen, einem nach Osten gehenden Ausläufer der Drakensberge in Natal, und Newcastle rekognoszieren und eine genaue Aufnahme der Fußwege, die zwischen Bothas- und Müllerspaß über die Drakensberge führen, machen. Bei Newcastle sollte ich wieder zum General stoßen.

Am folgenden Tage ritten wir, Graf Zeppelin, Kapitän Weiß, Leutnant von Albedyll und Feldkornett Potgieter mit 150 Mann beider Abteilungen infolge des erhaltenen Befehls ab. Leutnant Badicke und Feldkornett Tißmer gingen mit dem übrigen Teil des Korps in der Richtung Newcastle vor und hatten Befehl, südlich von der Stadt Biwak zu beziehen und dort auf uns zu warten. Ich machte sie verantwortlich dafür, daß kein Mann in die Stadt ginge.

Das Wetter war nach dem heftigen Regen wunderschön geworden. Bald kamen wir zu einer schönen Farm, wo wir vom Hauptwege abschwenkten und Fußwege einschlugen. Zu meiner Freude traf

ich in dem Besitzer der Farm einen alten Bekannten, Thomas Joubert.

Er war ein alter Kriegskamerad von mir aus den Kriegen mit den Zulus. Joubert war in dem Kriege 1884, wo wir Dinizulu gegen den Gegenkönig Usipebu halfen, ziemlich nahe daran gewesen, von einem Zulu einen Assegai zwischen die Rippen zu bekommen.

Damals, an dem Tage nach dem großen Gefecht von Lebombo ritt ich mit einem kleinen Häuflein meiner Mannschaften über das Gefechtsfeld; Thomas Joubert war auch dabei. Das Terrain war offenes Buschfeld, die Bäume standen weit auseinander, und hie und da waren Stellen mit dichtem Dorngebüsch. Alles zusammen waren wir fünf Reiter und hatten noch drei unserer Zulus zu Fuß bei uns. Mit einem Male sah ich vor uns etwa zweihundert Schritt entfernt einen Zulu aus dem Gebüsch treten, der sich anscheinend während der Schlacht verkrochen hatte und nun das Weite suchen wollte. Wir ritten gerade in der Richtung auf ihn zu. Er hatte seine Waffen bei sich, jedoch kein Erkennungszeichen am Kopfe, weder das von Dinizulus Leuten, einen weißen Haarbusch, noch das des Feindes, einen dicken braunen Fellring. Sobald der Zulu uns bemerkte, stand er still. Als wir zu ihm kamen, fragte ihn einer der Reiter:

„Zu wem gehörst du?"

Natürlich war die Antwort: „Zu euch!"

Wir hatten die Pferde angehalten und standen so, daß unsere Zulu zu Fuß bereits etwa drei Schritt an dem Zulu vorbei waren, ebenso die vorderen Reiter. Thomas Joubert hielt zu Pferde gerade neben dem Zulu, etwa drei Schritt rechts von ihm. Ich war zufällig eine Pferdelänge zurückgeblieben. Ich traute der Sache nicht recht und hatte deshalb mein Gewehr entsichert und hielt es schußbereit. Eben hatten die Vorderen sich zum Weitergehen angeschickt, als der Zulu auf einmal seinen Kriegsruf ausstieß und einem unserer Zulus einen Assegai in den Rücken warf. Wie der Blitz riß er den zweiten vom Schild, den er in der linken Hand trug, und stürzte sich mit

erhobenem Arm zum Stoß bereit auf Joubert. Aber ebenso schnell hatte ich mein Gewehr hoch, mein Schuß knallte, und der Zulu rollte in den Sand. Dies ging so schnell, daß Thomas Joubert nicht einmal Zeit hatte, sein Pferd zur Seite zu reißen. Er sagte mir, er habe das Gefühl gehabt, als ob ihm das Eisen schon im Leibe stecke. —

Joubert schien sich zu freuen, mich nach langen Jahren unverhofft wiederzusehen, und stellte uns seiner Frau und Tochter vor, die gerade beim Frühstück saßen. An der wohlgedeckten Tafel fand ich auch unseren Boerenprediger von Johannesburg, der Gott weiß wozu unserem Detachement folgte. Obgleich ich auch etwa 120 Afrikaner seiner Kirche bei meiner Truppe hatte, so hat er sich doch nie um ihr Seelenheil gekümmert und nicht ein einziges Mal in unserem Biwak Gottesdienst gehalten. Er schien die Farmen der reichen Freistaatboeren dem Lagerleben vorzuziehen.

Einmal sah ich ihn bei einem reichen Boeren, bei dem ich für die Truppe Ochsen kaufte, am Tische sitzen und mit vollen Backen kauen. Er konnte kaum Zeit finden, meinen und der anderen Offiziere Gruß zu erwidern. Dann wieder traf ich ihn bei einem anderen ebenso reichen Boeren nahe an der Grenze, als wir nach Bothas Paß ritten und bei dem Boeren einen Augenblick hielten. Er saß da wieder am Tisch und aß. Nun wieder beim Frühstück bei Thomas Joubert, der auch gerade nicht zur Klasse der „sieben mageren Kühe“ gehörte. Eigentümlich, dreimal stets unter denselben Umständen.

Einmal habe ich den edeln Seelsorger allerdings noch gesehen. Das war am Morgen von Elandslaagte beim General. Diesmal war er aber kriegerisch aufgeputzt, zwei Patronenbänder über der Heldenbrust und ein Gewehr in der Hand.

Am Nachmittag während des Gefechts trafen ihn wieder einige unserer Mannschaften, die einen Verwundeten nach der kleinen Farm gebracht hatten, wo wir unsere Pferde zurückgelassen, um zu Fuß vorzugehen. Diesmal saßen Ehrwürden nicht bei Tisch, sondern in einem kleinen Schweinehock und hatten sich mit Brettern zugedeckt.

Auch diesmal arbeiteten die Kinnladen, aber nicht kauend, sondern klappernd. Wo der würdige Herr wohl seine Patronenbänder und sein großes Gewehr gelassen hatte?

Nun, ich freue mich, daß der Schweinestall ihm genügend Sicherheit bot. Die Granaten platzten aber auch recht unangenehm, und die Kugeln pfiffen wohl ebenso laut, als die Schweinchen quiekten. Ehrwürden hätten nur nachher keine Abhandlung über das Gefecht von Elandslaagte schreiben sollen und behaupten, das Deutsche Korps sei geflüchtet und nur dem Betrunkensein der Ausländer sei der unglückliche Ausgang des Gefechts zuzuschreiben. Von seinem Schweinehock aus konnte er ja gar nichts sehen. Ein Trost ist, daß General White in seiner offiziellen Depesche über das Gefecht, was die Deutschen anbelangt, anderer Meinung ist.

Von Thomas Jouberts Farm aus ritten wir auf einem Fußwege über die Berge. Nach dreistündigem Reiten sattelten wir ab und ließen die Pferde eine Stunde grasen. Nach weiteren drei Stunden kamen wir beim Lager des Kommandanten Truter am Müllers Paß an. Das Lager war an einer sehr schönen, geeigneten Stelle errichtet, in einem kleinen Talkessel, rings von steinigen Koppies umgeben, die eine natürliche Befestigung boten.

Kommandant Truter empfing uns sehr freundlich. Er hatte, als wir in das Lager ritten, seine Mannschaften zu beiden Seiten des Weges aufgestellt. Überall herrschte größte Ordnung und peinlichste Sauberkeit. Da es Sonntag war, waren eine Menge Damen von den benachbarten Farmen zum Besuche ins Lager gekommen, und wir verbrachten einen sehr angenehmen Nachmittag. Unsere Mannschaften wurden überall von den Freistaatern eingeladen und aufs beste bewirtet; ich mit den Offizieren folgte der liebenswürdigen Einladung von Kommandant Truter. Dieser wollte nicht einmal erlauben, daß wir Pferdewachen für die Nacht ausstellten, sondern ließ dies alles durch seine eigenen Leute besorgen.

Kommandant Truter ist eine der kolossalsten Gestalten, die ich



Unser Einmarsch in Natal.

je gesehen habe, etwa sechs Fuß acht Zoll hoch. Er sagte mir, daß sein Pferd an ihm mit Sattel 375 Pfund zu tragen habe. Er reitet einen stämmigen kleinen Gaul; ob er mit demselben auch Gräben und Hecken nimmt, weiß ich nicht.

Ich verabredete mit dem Kommandanten, daß er, falls er nicht vom General der Freistaattruppen Gegenordre bekäme, einen Feldkornett mit hundert Mann zu uns stoßen lassen solle, wenn wir gegen die Biggarsberge vorgingen.

Am nächsten Morgen früh brachen wir auf und ritten auf der Straße, die von Müllers Paß nach Newcastle führt. Das Wetter war herrlich, die Pferde waren gut gefüttert, die Brotbeutel voll, und die Leute in der allerbesten Stimmung, alle brennend vor Ungeduld, auf den Feind zu stoßen. Wie gewöhnlich hatte Leutnant von Albedyll die Vorhut mit dem ersten Zuge, der aus gedienten Kavalleristen bestand. Es war ein Vergnügen, ihn mit seinem Zuge vorreiten zu sehen, wenn das Kommando dazu kam, und man konnte den Leuten die Reiterlust so recht im Gesicht ablesen.

Ein junger Freistaatboer hatte mir mitgeteilt, daß auf einer Farm in Natal gerade an der Grenze zwei Pferde liefen, die der Nataler reitenden Polizei gehörten. Ich schickte eine Patrouille der Afrikanerabteilung hin und ließ die Pferde holen. Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir in denselben zwei unserer Reservepferde erkannten, mit denen einer unserer Wagenkaffern bei Klipprivier desertiert war! Der Kaffer wohnte sicher in der Nähe auf einem Kraal und hatte die Pferde dort weiden lassen, wo sie der junge Freistaatboer auch gesehen hatte. Weil sie kurzgeschnittene Schwänze hatten, war er der Meinung, daß sie Pferde der reitenden Polizei seien.

Nach zweistündigem Ritt kamen wir an die Station des Missionars Procesky von der Berliner Missionsgesellschaft. Wir sattelten in der Nähe ab, setzten Vedetten aus, und wir Offiziere gingen später in das Haus, um dem Missionar unsere Aufwartung zu machen. Er war jedoch nicht zu Hause, und wir trafen nur seine Gemahlin an,

die uns sehr freundlich aufnahm. Von den Kaffern der Station erfuhren wir, daß der Feind sich bis zu den Biggarsbergen zurückgezogen hatte, auf denselben aber alle Übergänge besetzt hielt. Da es sehr heiß war und ich die Pferde nicht unnötig ermüden wollte, rasteten wir bis Nachmittag und machten uns dann auf den Weg nach Newcastle. Ausgeschickte Patrouillen meldeten, daß vom Feinde keine Spur zu finden sei. Wir hatten sämtliche Fußwege nördlich von Müllers Paß genau aufgenommen und konnten deshalb den Zweck der Rekognoszierung als erfüllt betrachten. Als wir noch etwa eineinhalbe Meile von Newcastle entfernt waren, sahen wir, daß auch General Joubert mit der Hauptarmee bereits über die Grenze gerückt war.

Südöstlich von der Stadt Newcastle lagerten die Kommandantschaften Heidelberg, Pretoria und die Artillerie, östlich General Kock mit der Kommandantschaft Johannesburg. Etwas weiter davon traf ich Feldkornett Tißmer und Leutnant Badicke mit dem übrigen Teil des Korps, und rund um Newcastle und in der Stadt lagen noch verschiedene andere Kommandantschaften. Unsere Wagen mit der Fußabteilung waren noch nicht angelangt.

Wir hatten in einiger Entfernung von der Stadt eine schöne Farm mit dichten Bäumen passiert, die unbesetzt war. Dort beschloß ich Quartier zu nehmen, da die Bäume sowohl für die Mannschaften als auch für die Pferde genügenden Schutz gegen den kalten Nachtwind boten. Der Besitzer der Farm war geflüchtet, aber ein weißer Aufseher war zurückgeblieben, der uns einige Zimmer für die Offiziere gab. So konnten wir zum ersten Male wieder in einem Bette schlafen und ein Bad nehmen. Futter für die Pferde war reichlich vorhanden. Aus einer großen Herde Schafe wurden Hammel requiriert, sowie einige Sack Kartoffeln, wir hatten also alles, was wir nötig hatten.

Am nächsten Morgen bat ich Kapitän Weiß, mit einer Patrouille zur Stadt zu reiten und jeden von unseren Mannschaften zu arretieren,

den er dort treffen würde. Gegen Mittag ritt ich selbst mit dem Grafen Zeppelin hin, um einige Kleinigkeiten einzukaufen.

Es sah in der Stadt böse aus. Es ist schwer, bei irregulären Truppen Ausschreitungen zu verhüten, aber solche kommen im Kriege viel eher vor, wenn die Bewohner ihre Häuser verlassen, welchen Fehler viele der Einwohner von Newcastle begangen hatten. Die von ihren Eigentümern verlassenen Geschäfte waren, ich bedaure es sagen zu müssen, arg zugerichtet, während diejenigen Kaufleute, die in ihren Läden geblieben waren, ganz gute Geschäfte machten. Ich fragte einen derselben, ob ihm Sachen abgenommen worden seien; er verneinte die Frage und sagte, daß unsere Leute alles bezahlt hätten, und für requirierte Lebensmittel habe er von den Offizieren Requisitionsscheine erhalten. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Mann während des ganzen Krieges keine anderen Erfahrungen gemacht hat.

Ich kann wohl verstehen, daß Lebensmittel requiriert werden, konnte aber nicht begreifen, daß mit dem Überschreiten der Grenze gleich so viele Kleider und andere Sachen kommandiert wurden, die oft doch nur unnötiger Ballast waren.

Beim Deutschen Korps war jedes Requirieren streng verboten, und es war keinem erlaubt, die Pferde unnötig zu belasten. Die Offiziere sahen streng darauf, daß diese Anordnung auch befolgt wurde. Für Schlachttiere und Lebensmittel, die requiriert wurden, wurde stets eine Quittung gegeben. Dies ist nur zweimal versäumt worden: einmal auf dem Biggarsberge für eine geschlachtete Kuh, weil wir wieder zurückzukommen gedachten, und das andere Mal bei Elandslaagte, weil wir, als ich die Rechnung eines Geschäftsmannes durchging, die derselbe mir nachbrachte, die ersten Kanonenschüsse des Feindes erhielten.

In Newcastle sah ich zwei Leute, ich weiß nicht von welcher Kommandantschaft, einen Maultierwagen treiben; beide waren in Frack und schwarzer Hose und hatten einen Cylinder auf, über dem

Frack hatten sie das Patronenband und das Gewehr umgehangen. Es sah dies ganz possierlich aus und erregte auch Gelächter. Ich bin jedoch fest überzeugt, daß die Leute nach einer Stunde die Kleider, die sie aus irgend einem Laden genommen hatten, wieder wegwarfen.

Wozu solche unnütze Zerstörung? Wenn dergleichen Sachen wirklich gegen Quittung requiriert waren von einem dazu berechtigten Offizier, dann ist der Spaß etwas zu teuer, denn die Regierung muß die Sachen bezahlen. Es ist jedoch wohl kaum anzunehmen, daß ein Offizier es auf sich nimmt, für solchen Plunder einen Requisitionsschein zu geben und seinen Namen darunter zu setzen. Er würde bei der Regierung schön ankommen. Wenn es aber nicht der Fall ist, dann sind die Sachen geplündert, und wir können uns nicht beklagen, wenn wir des Vandalismus beschuldigt werden und wenn die englischen Truppen, sobald das Kriegsglück sich wendet, es in Transvaal ähnlich treiben, wie einige unserer Truppen es in Newcastle taten. Der Fehler liegt auch hier, wie in so vielen anderen Fällen an unserer vernachlässigten Organisation und an dem dadurch verursachten Mangel an Disziplin.

General Joubert, der an demselben Morgen in die Stadt kam, war über die begangenen Exzesse wütend; aber was war zu machen?

Es war nur gut, daß der General Befehle gegeben hatte, die sämtlichen Bars und Schenken zu schließen. Kapitän Weiß hatte einen unserer Leute in der Stadt getroffen, der in eine Schenke eindringen wollte, trotzdem der Eigentümer protestierte. Er hatte den Mann arretieren lassen und sofort zum Lager zurückgeschickt. Selbstverständlich wurde derselbe bestraft.

Zufällig traf ich in Newcastle einen Bekannten aus Johannesburg, der Offizier beim holländischen Korps war. Als ich gerade mit ihm und dem Grafen Zeppelin plaudernd vor einem Kaufmannsladen stand, trat auf einmal ein älterer Herr, anscheinend ein Geistlicher, auf uns zu, warf sich in Positur und fuhr den holländischen Offizier an:

„Schämen Sie sich, dem deutschen Namen solche Unehre zu machen, Sie sind ja nicht wert, daß die Sonne Sie bescheint!“ usw. usw.

Wir sahen einander ganz verblüfft an und wußten nicht, sollten wir lachen oder böse werden. Ich konnte sehen, daß dem holländischen Kameraden bei der salbungsvollen Rede des würdigen Herrn das Blut zu Kopfe stieg. Graf Zeppelin faßte sich zuerst. Mit einer unnachahmlichen Miene kniff er das Monokel ins Auge, sah den geistlichen Herrn mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Lächeln an und sagte im schnarrendsten Berliner Gardetone:

„Ehrwürden scheinen kolossal stark gefrühstückt zu haben!“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten ob der Ausdrücke auf den verschiedenen Physiognomien und sagte zu dem alten Herrn:

„Verzeihen Sie, sollten Sie nicht etwa an die unrichtige Adresse geraten sein?“

„Aber ist denn das nicht der Deutsche, der die Schenke plündern wollte?“ fragte Ehrwürden nun ganz entrüstet. „Die Leute dort drüben auf der Straße, die ich fragte, wer der Mann sei, haben mir doch diesen hier gezeigt!“

Die „Leute dort drüben“ waren aber bereits verschwunden und lachten sich ins Fäustchen über den gelungenen Witz.

Es dauerte eine ganze Weile, bis wir unseren holländischen Kameraden beruhigt hatten. Nun stellte sich heraus, daß der geistliche Herr kein anderer war als der Missionar Procesky, dessen Gemahlin uns am Tage vorher auf der Station so freundlich aufgenommen hatte. Wir alle waren einig, daß der alte Herr wohl ein tüchtiger Donnerer vor dem Herrn sein mag, daß wir uns aber in der Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gemahlin wohler fühlten als bei der salbungsvollen Konversation mit ihm.

Ins Quartier zurückgekehrt, fanden wir die europäische Post eingetroffen, die erste, die wir bekamen, seit wir Johannesburg verlassen hatten.

Am Nachmittag hielt General Joubert Kriegsrat. Es wurde beschlossen, daß er mit der Hauptmacht nach Dundee marschieren solle, um mit General Lukas Meyer, der vom Distrikt Vryheid mit 3000 Mann kam, zusammenzustoßen. Diese vereinigte Truppe sollte die in Dundee liegenden Engländer einschließen. General Kock sollte mit der Kommandantschaft Viljoen, mit dem holländischen Korps und meiner Kommandantschaft rekognoszierend in der Richtung Ladysmith vorgehen, um die Bahn zwischen Dundee und Ladysmith zu zerstören und um Fühlung zu bekommen mit der vom Freistaat kommenden Truppe, die am van Reenens Paß lag. Es waren ihm außerdem zwei Geschütze beigegeben.

Ich ließ die schwächeren Pferde und die Fußtruppe bei Newcastle zurück und alles in Bereitschaft bringen zum Abmarsch, der um 1 Uhr in der Nacht erfolgte. Ein Wagen wurde mit Proviant und einigen Säcken Hafer beladen und mit zehn Mauleseln bespannt, damit er stets bei uns bleiben könne.

Um 1 Uhr war alles bereit; es wurde aufgesessen und abgerückt. Da bereits andere Truppen voraus waren, war auch Dr. Elsberger mit der Ambulanzkolonne früher abgerückt, und beabsichtigte beim Ingaganirivier auf uns zu warten.

Einen eigentümlichen Eindruck machte, als wir abrückten, in der stillen Nacht der verschiedenartige Gesang der Leute. Vorn ritten die Afrikaner des Korps und ließen ihre langgezogenen traurigen Psalmmelodien ertönen, hinten erschallten die lustigen Reiter- und Soldatenlieder der Deutschen.

Nach einer Stunde etwa hatten wir den Ingaganirivier erreicht. An dieser Stelle zweigt die Straße nach Dundee in südöstlicher Richtung ab, während die nach Ladysmith direkt südlich geht. Dr. Elsberger war mit der Ambulanzkolonne bereits angelangt, General Kock, mit dem ich hier zusammentreffen sollte, jedoch noch nicht. Es wurde abgesessen, und jeder stand bei seinem Pferde. Die Nacht war bitter kalt; aber da wir alle wußten, daß Dr. Elsberger

beim Apothekerwagen, wie gegen alles andere, auch gegen die Kälte ein Mittelchen hatte, stellten sich bald alle Herren nach und nach bei ihm ein.

Bald kamen auch die ersten Abteilungen unseres Hauptkorps. Es waren nur Reiter, sie hatten ebenfalls die Wagen zurückgelassen. Da General Kock noch immer nicht kam, ließen wir den ganzen Zug vorbeireiten, was über zwei Stunden dauerte. Die Artillerie zog ebenfalls vorbei, und hier sah ich Dr. Hohls zum letzten Male. Im Vorbeireiten noch einen Händedruck, wir beide ahnten nicht, daß es der letzte sein sollte.

Es war interessant, die verschiedenen Erscheinungen zu beobachten, die sich dem Auge beim Vorbeireiten von ungefähr 8000 Boeren boten. Jungen, noch halbe Kinder, Greise mit langen Bärten, Männer von den verschiedensten Altersklassen, alle durcheinander, dann wieder Kaffern- und Hottentottenjungen, die die Handpferde leiteten. Mancher Reiter mit langem Bart, einen uralten Hut auf dem Kopf, eine Decke umgehangen, auf kleinem struppigem Pferde, bei dem der Kaffeekessel an einer Seite des Sattels herumklappert, macht mehr einen possierlichen als kriegerischen Eindruck. Mich haben stets die verschiedenen Hutformen amüsiert, die man bei einer Boerentruppe sieht, Hüte, oft beinahe ebenso alt wie der Träger selbst. Namentlich ist es amüsant, einen Reiter in voller Kriegsrüstung mit einem hohen steifen Filzhut zu sehen. Im ersten englischen Kriege 1881 ritt Feldkornett Bezuidenhout, der die Ursache zum Ausbruch des Krieges war, während der ganzen Dauer desselben mit einem hohen grauen Cylinder und einer Straußenfeder daran herum. Wie das alte Ding nach dem vielen Regen aussah, kann man sich denken.

Nachdem wir über zwei Stunden auf den General gewartet hatten und er immer noch nicht kam, ließ ich aufsitzen. Wir ritten auf der Straße nach Ladysmith vor, um am nächsten Wasser, das etwa drei Stunden entfernt war, zu warten und abzusatteln. Leutnant von Albedyll hatte die Vorhut. Singen und lautes Sprechen

wurde verboten. Gegen Morgen erreichten wir das Wasser, stellten Vedetten aus, sattelten ab und fütterten. Bald kamen auch der General und die anderen Abteilungen.

Am Nachmittag ging es weiter. Ich schickte den Feldkornett Potgieter mit einer Patrouille von 30 Mann voraus, um auszufinden, ob die Übergänge über den Biggarsberg besetzt seien. Wir trafen unterwegs einen Natalboeren, der uns mitteilte, daß diesseit von Ladysmith überhaupt keine englischen Truppen seien; er kam direkt daher.

Am Abend biwakierten wir an einem Bach, etwa zwei Meilen vom Biggarsberge, und ritten am anderen Morgen mit Tagesanbruch über das Gebirge, ohne auch nur eine Spur vom Feinde zu sehen. Gegen neun Uhr kamen wir an eine Farm, wo wir absattelten und fütterten.

Unser Vorgehen war wieder recht planlos und, gelinde gesagt, äußerst unvorsichtig. General Kock hielt die Kommandantschaften nicht beisammen. Jeder Feldkornett ging seinen eigenen Weg, das heißt, er stürmte mit Hast vor, ohne sich um die anderen Abteilungen zu kümmern. So kam es, daß die Bürger der Johannesburger Kommandantschaft überall über das ganze Land hin in kleinen Haufen zerstreut ritten. Für uns, die wir geschlossen ritten, hatte es jedoch den Vorteil, daß wir keine Patrouillen auszuschicken brauchten und nur mit einer Spitze und kleiner Vorhut reiten konnten, wodurch die Pferde natürlich sehr geschont wurden.

Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß dieses planlose Reiten sich über kurz oder lang rächen würde. Kein Mensch schien daran zu denken, daß wir uns in Feindes Land befanden und daß wir jeden Augenblick angegriffen werden könnten.

Der Bruder des Generals hatte sich mir zufällig an diesem Tage angeschlossen; der General selbst war noch zurück.

Etwa um 11 Uhr Mittags erreichten wir eine Farm. Da diese äußerst günstig gelegen war, beschloß ich, dort Quartier zu nehmen

und zu warten, bis Feldkornett Potgieter mit seiner Patrouille zurück war. Zu gleicher Zeit wollte ich den General bewegen, etwas mehr Ordnung und Schliff in unser Vorgehen zu bringen.

Im Süden der Farmgebäude, etwa fünfzig Meter entfernt, lag ein kleines Steinkoppie, das eine freie Aussicht bot und leicht zu verteidigen war. Das Terrain war nach allen Seiten hin frei, das Weidefeld ausgezeichnet und Hafer in großen Mengen vorhanden. Zwischen dem Farmhause und dem Klippkoppie stand eine Menge großer Bäume dicht beieinander, so daß wir genügend Schutz für Mannschaften und Pferde vor der heißen Sonne und dem kalten Nachtwinde hatten. Ich schrieb von hier einen Brief an den General, worin ich ihm rundweg erklärte, daß unser Vorgehen nicht das von vernünftigen Männern sei, sondern mehr Ähnlichkeit mit einer Waldpartie von Schuljungen habe. Ich bat ihn, bei der Farm, wo ich sei, ebenfalls Quartier zu nehmen und hier zu warten, bis er sein Detachement wieder beisammen und Anordnungen getroffen habe, die eine Wiederholung dieser Unordnung verhüteten und unseren Weitermarsch regelten, wie sich dies nach den Regeln der Kriegführung gehöre. Der General schrieb mir naiv zurück, daß er ganz meiner Ansicht sei und daß er um ein Uhr abreiten, also um drei Uhr bei mir eintreffen werde.

Der Eigentümer der Farm, wo wir Quartier genommen hatten, war mit seiner Familie geflüchtet, und nur ein weißer Aufseher war zurückgeblieben. Dieser gab uns mehrere Sack Kartoffeln, und wir requirierten eine fette Kuh.

Als wir gerade abgekocht hatten, kam eine Ordonnanz von Feldkornett Potgieter angaloppiert mit einer schriftlichen Meldung. Er teilte mir mit, daß er in der Station Elandslaagte, an der Linie Dundee-Ladysmith, zwei reichbeladene Eisenbahnzüge genommen habe, die mit Proviant beladen auf dem Wege nach Dundee waren. Zwei seiner Leute seien verwundet; ich möchte ihm doch schleunigst Hilfe senden, da er die Züge sonst nicht halten könne.

Das änderte natürlich die Sache. Ich ließ sofort 100 Mann satteln, Feldkornett Tißmer mit dem Rest zurückbleiben und bat den Bruder des Generals, mit Potgieters Meldung zurückzureiten und dem General den Sachverhalt mitzuteilen, zugleich zu melden, daß ich vorreiten und später genauen Bericht senden würde.

Wir ritten scharf; bergab jedoch, wo nicht getrabt werden konnte, ließ ich absitzen und die Pferde führen und trotzdem holte nach einer Stunde eine Ordonnanz vom General uns ein, mit dem schriftlichen Befehl:

„Halten Sie die Eisenbahnzüge unter allen Umständen, ich komme mit dem ganzen Detachement nach!"

Nach einem Ritte von drei Stunden kamen wir bei der Station Elandslaagte an.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Elandslaagte.

Das stellenweise Führen der Pferde bei Eilmärschen hatte ich auch in früheren Feldzügen stets angewandt, und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß eine Truppe dadurch ungemein schnell vorwärts kommt. Es lassen sich erstaunliche Distanzen in verhältnismäßig kurzer Zeit zurücklegen, wenn man nach einem scharfen Trab oder Galopp die Reiter absitzen und sie in Geschwindschritt die Pferde führen läßt, die durch die erleichterte Last bald wieder zu einem neuen langen Trabe frisch sind. Namentlich bei Nachtmärschen, bei denen eine Truppe sowieso meist Schritt reitet, wird durch das Führen der Pferde nicht allein das Gedrücktwerden vermieden, sondern es verscheucht auch den Schlaf bei den Mannschaften, die unwillkürlich in einen bedeutend schnelleren Schritt verfallen als in den einer marschierenden Fußtruppe. Die Marschgeschwindigkeit einer Truppe, die bei Nachtmärschen die Pferde führt, ist bedeutend größer als die einer reitenden Abteilung im Schritt. Selbstverständlich ist dabei die Hauptbedingung, daß der Mann nicht unnötig belastet ist. Die dazu zweckmäßige Marschordnung läßt sich leicht einführen, und Mannschaften wie Pferde gewöhnen sich schnell an sie. Diese Methode ist selbstverständlich allein anwendbar für das marschierende Gros. Spitze, Vorhut und Seitendeckung bleiben im Sattel. Ich habe es hierdurch in allen Feldzügen erreicht, daß meine Pferde

sowohl als die Mannschaften stets am frischesten und leistungsfähigsten blieben.

In Elandslaagte angekommen, fanden wir, daß die Feldkornetts Potgieter und Pinnaar zwei Güterzüge aufgehalten hatten. Ein dritter, meist mit Schlachtvieh beladen, war entkommen. Aus einem Personenwagen hatten Offiziere mit Revolvern gefeuert und zwei Leute leicht verwundet. Potgieter hatte den Stationsvorsteher und das Bahnpersonal gefangen genommen, damit kein Telegramm abgeschickt werden konnte.

Da ich jeden Augenblick erwartete, daß der Feind aus dem nur fünfzehn englische Meilen entfernten Ladysmith versuchen würde, die Züge wieder in seinen Besitz zu bekommen, nahmen wir an der Straße nach Ladysmith auf einem kleinen, mit großen Steinen bedeckten Hügel Stellung, von wo aus wir sowohl die Straße als auch die Bahnstrecke bestreichen konnten.

Mit einbrechender Dunkelheit fing es an zu regnen, was nur vom Himmel fallen wollte.

Leutnant v. Albedyll setzte die Vorposten aus.

Von den erbeuteten Zügen hatten wir Hafergarben für die Pferde geholt und auch eine Kiste Whisky, der bei dem kalten Regen uns allen zu statten kam.

Als ich spät am Abend noch in das Hotel kam, das nahe bei der Bahnstation gelegen ist, um nach den Verwundeten zu sehen, fand ich, daß Kommandant Viljoen mit einer Abteilung ebenfalls angekommen war. Das Hotel war gepfropft voll, und alles war in der heitersten Stimmung. Einer aus der Mannschaft saß am Klavier, den nassen Regenmantel um, den Karabiner über dem Rücken, und spielte einen Gassenhauer, wozu die anderen mitbrüllten. Das Zimmer war so voll, daß man sich kaum umdrehen konnte. Die Verwundeten waren wohl und gut aufgehoben.

Glücklicherweise gelang es mir, eine Tasse Tee mit einem guten Schuß Rum zu bekommen, worauf ich wieder warm wurde und zur Feldwache zurückschritt.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch kam der General mit dem Rest des Detachements und den beiden Geschützen an.

Bei den Eisenbahnzügen fanden wir, als wir von der Feldwache zurückkamen, bereits alles darunter und darüber. Kisten mit den feinsten Weinen und Delikatessen, die jedenfalls für die englischen Offiziersmessen bestimmt waren, waren geöffnet, und unsere Mannschaften hatten an Eßwaaren und Getränken Überfluß; einige von ihnen hatten auch bereits etwas stark gefrühstückt.

Da der Vorrat an Spirituosen geradezu enorm war und ich fürchtete, daß, wenn das so weiter ginge, in einer halben Stunde keine zwanzig nüchternen Leute zusammenzubringen wären, ließ ich sofort alle Kisten mit Getränken zerschlagen.

Die Mannschaften hatten die ganze Nacht im strömenden Regen gestanden, nichts im Magen, und eine ganz geringe Quantität Alkohol hätte genügt, um sie umkippen zu lassen.

Um elf Uhr bat ich Kapitän Weiß, alle ohne Ausnahme aufsatteln zu lassen. Ich beschloß, eine Patrouille in der Richtung nach Ladysmith zu reiten, um eine eventuelle Annäherung des Feindes beizeiten gewahr zu werden.

Kapitän de Witt-Hamer vom holländischen Korps setzte das Zerschlagen der Getränkekisten fort. Es tat einem leid, die schönen Sachen bei den Zügen im Schmutz und Regen zertreten herumliegen zu sehen. Musikinstrumente, Noten, Regimentsbücher, Privatgepäck von Offizieren, Güter, wahrscheinlich für einen Kaufmannsladen in Dundee bestimmt, alles lag in Schmutz und Schlamm.

Nachdem die Holländer alle Getränke vernichtet hatten, brachen sie südlich von Elandslaagte die Bahnlinie auf.

Die Vorhut unserer Patrouille hatte Graf Zeppelin mit einem Zuge. Als wir etwa eine Stunde im Schritt geritten waren, kam eine Ordonnanz vom Grafen Zeppelin und brachte die Nachricht, daß eine starke Abteilung des Feindes von Ladysmith im Anmarsch sei.

Ich hatte dies schon seit dem Morgen erwartet, und meine Furcht, daß ein Zusammentreffen mit ihm bei der Station und dem dort herrschenden Chaos für uns sehr ungünstig ablaufen würde, war wohlbegründet.

Als ich die Meldung vom Grafen Zeppelin bekam, war keine Zeit, eine Ordonnanz zum General zu schicken. Ich hatte dem Meldereiter vom Grafen befohlen, niemand etwas vom Anmarsch des Feindes zu sagen. Etwa 800 Schritt von uns weidete eine Herde Hartebeestantilopen. Da kam mir plötzlich die Idee, wenn wir auf dieselben schössen, würde der General gewarnt, ohne daß unsere Mannschaften wüßten, was ich eigentlich bezweckte. Ich ließ einen Zug absitzen und jeden Mann eine Patrone feuern. Nun wußte ich, daß der General gewarnt war.

Als wir nach der Station zurückkamen, fanden wir eine große Schaar indischer Kulis bei den Zügen. Sie waren von der nahen Kohlenmine gekommen, wo sie arbeiteten, und trugen die Sachen von den Zügen in Haufen nach ihren Hütten. Viele lagen bei den Zügen betrunken herum; sie hatten die Reste aus den zerbrochenen Flaschen ausgetrunken und die Pfützen am Boden, die durch die verschütteten Getränke entstanden waren, ausgeleckt.

Ich traf den General bei der Station. Er hatte zu meinem Erstaunen nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen, die Züge weiter nach Norden vom Feinde ab wegbringen zu lassen, und hatte, wie er mir sagte, auch gar nicht die Absicht, dieses zu tun. Hätten wir die Züge in eine Position gebracht, wo die Bahnlinie die Biggarsberge durchläuft, dann hätten wir sie leicht verteidigen können, bis sich Gelegenheit bot, sie nach Newcastle zu bringen. Es wäre leicht gewesen, auf beiden Seiten einer solchen Position die Linie zeitweilig aufzubrechen, um das Annähern der gepanzerten Züge der Engländer zu verhindern.

Ich stellte dies dem General vor, er wollte aber davon nichts hören. Er zeigte auf einen isoliert liegenden Hügel in der Ebene, etwa

eine Meile von der Station, und bedeutete mir, daß er dort Stellung nehmen und den Angriff des Feindes erwarten würde.

„Gestatten Sie mir, General“, sagte ich, „Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Provozieren eines Gefechtes doch absolut nicht unsere Aufgabe ist; wir sollen nur die Bahn aufbrechen und Fühlung mit den Freistaatern suchen. In Ladysmith liegen 15000 Mann des Feindes, von denen bereits eine starke Kolonne in Anmarsch ist. Wir haben alles zusammen 800 Mann und nur zwei Geschütze; ich bezweifle daher, daß es mit unserem Auftrage und den Plänen des Kommandant-General übereinstimmt, wenn wir hier dem Feinde unnötig Gelegenheit geben, uns mit Übermacht anzugreifen. Denn daß er unsere Stärke bereits kennt, dafür werden wohl die Beamten der Station und die Bewohner der Kohlenmine gesorgt haben!“

„Ach was!“ erwiderte der General barsch, „ich bin selbst General; mir hat niemand etwas zu sagen, ich erwarte hier den Feind nicht allein, sondern ich schlage ihn auch; es ist nicht das erste Mal, daß ich das tue. Sie kommen sofort nach dem Berg und nehmen Position!“

Dieser Befehl war kurz und deutlich! Ich sagte kein Wort weiter, salutierte und ging weg.

Kapitän Weiß und Feldkornett Potgieter bat ich, sofort füttern zu lassen, aber die Pferde sollten unter dem Sattel stehen. Vor Ablauf einer guten Stunde konnte die gemeldete feindliche Truppe nicht anlangen. Zeppelin war noch nicht zurück; ich wußte also, daß er sie beobachte. Ob der Feind durch den starken Regen abgehalten wurde, oder was sonst seine Gründe gewesen sein mögen, kurz, er kam nicht, dafür aber Graf Zeppelin mit seiner Patrouille, der die Nachricht brachte, daß die Abteilung wieder nach Ladysmith zurückmarschiert sei.

Ich bat Herrn v. Albedyll, schnell mit mir nach dem Hügel zu reiten, um die bereits vom General eingenommene Position zu besichtigen, und fand meine Befürchtungen im höchsten Maße begründet.

Der Berg oder Hügel, den der General zur Defensivstellung gewählt hatte, erhob sich etwa 300 Fuß hoch aus der Ebene und lag vollständig isoliert. Im Osten zogen sich verschiedene Höhenzüge in südlicher Richtung nach Ladysmith zu. Sie waren hoch genug, daß von ihnen gedeckt, dem Feind ein Umgehen der vom General gewählten Position leicht möglich gewesen war, da wir bei unserer geringen Zahl diese Höhen nicht besetzen konnten. Im Süden war das Terrain wellenförmig und offen, nach Norden ebenfalls mit Höhenzügen bedeckt. Nach Nordwesten erstreckte sich eine Ebene; jedoch gaben die Ausläufer der Biggarsberge, die dort noch von beträchtlicher Höhe sind, dem Feinde ausgezeichnete Gelegenheit, uns den Rückzug nach den schützenden Bergen abzuschneiden, und boten außerdem brillante Positionen für Artillerie.

Schweren Herzens ritt ich zur Station zurück und rief die sämtlichen Offiziere zusammen. Ich kannte die Hartnäckigkeit von General Kock, der, durch und durch ein Boer, eingenommen durch die Belagerung von Potchefstroom 1881, wo er nächst Cronjé das Kommando der Boeren-Belagerungstruppe hatte, und übermütig durch sein Glück, sich den Teufel um die allergewöhnlichsten Regeln der Taktik scherte. Wir besprachen den Ernst der Situation, die Torheit, unter unseren Verhältnissen ein Gefecht nicht allein annehmen zu wollen, sondern sogar zu provozieren, und ich beschloß, noch einmal zu versuchen, den General zu bewegen, die verwünschten Eisenbahnzüge zu verbrennen, die Bahnlinie an verschiedenen Stellen aufzubrechen und in die schützenden Berge zurückzukehren. Zum Zurückbringen der Züge war es bereits zu spät.

Alle Herren stimmten mit mir überein, daß ein solches Verfahren in unserer Lage das einzig richtige sei.

Ich befahl dem Bruder des Feldkornetts Potgieter, sofort zum General zu reiten und ihm zu sagen, ich ließe ihn nochmals dringend bitten, die Eisenbahnzüge zu verbrennen und in die Biggarsberge zurückzukehren; ich würde das Aufbrechen der Bahn besorgen.

„Wenn der General aber dennoch die Position halten will, sagen Sie ihm, daß ich in der Nacht Feldwache beziehen und an der Straße nach Ladysmith Vorposten aussetzen werde.“

Nach einer halben Stunde kam Potgieter zurück und meldete: „Der General sagt, er sei nicht gekommen, Berge zu bewachen, sondern um zu kämpfen, und schickt den Befehl, daß Sie die Vorposten an der Straße nach Ladysmith aussetzen, aber mit Tagesanbruch auf die Ihnen bereits angewiesene Position zurückfallen sollen!“

Feldkornett Potgieter bezog Feldwache und stellte Vorposten aus. Kapitän Weiß, der das Kommando über die deutsche Abteilung übernommen hatte, hielt alles zum sofortigen Abmarsch bereit.

Trotzdem Graf Zeppelin, den der gute Humor nie verließ, lustig wie immer war und Luftschlösser von unserer nach Beendigung des Krieges geplanten gemeinschaftlichen Reise nach der deutschen Heimat baute, wollte beim Wachtfeuer doch keine rechte Stimmung unter die Offiziere kommen. Jeder kannte das Kritische unserer Lage und den groben Fehler, den wir machten.

Wenn auch beim holländischen und deutschen Korps gute Disziplin herrschte und wir überzeugt waren, daß unsere Leute ihre Schuldigkeit tun würden, so kannten wir doch auch die Unordnung und den vollständigen Mangel an Disziplin bei der Bürgertruppe, und wußten, daß trotz der persönlichen Tapferkeit einzelner der Ausgang des Gefechtes absolut nicht zweifelhaft war, sondern sich bei der starken Übermacht der Ladysmither Besatzung zu unseren Ungunsten entscheiden mußte. Was nutzt die persönliche Tapferkeit der Mannschaften, wenn die Führer nicht gemeinsam operieren und unter ihnen kleinliche Eifersüchteleien vorherrschen, wie es bei uns der Fall war, und wenn die Mannschaften in eine Position gebracht werden, die gegen eine Übermacht unmöglich gehalten werden kann?

In der Nacht schrieb ich einen kurzen Brief an den kommandierenden Offizier der in Newcastle zurückgebliebenen Abteilung des Korps mit Instruktionen, einen zweiten an mein Töchterchen, ließ dem

Oberwärter du Plooy von der Afrikanerabteilung den Befehl zukommen, daß sein Sohn, ein Junge von 14 Jahren, sofort satteln solle, und schickte ihn und meinen Sohn Adolf mit den Briefen nach Newcastle zurück.

Gegen drei Uhr Morgens kam Meldung von der Feldwache:

„Eine starke Abteilung des Feindes hat einige hundert Schritt vor den Vorposten Stellung genommen. Einer unserer Posten hat sich vorgeschlichen und konnte bemerken, daß der Feind Artillerie auffährt. Es ist außerdem Kavallerie und Infanterie da.“

Ich schickte Befehl an Feldkornett Potgieter, wenn der Feind nicht weiter vorrücke, jedes Feuer soviel wie möglich zu vermeiden, Potgieter solle sich aber mit Tagesanbruch sofort auf uns, das Vorpostengros, zurückziehen. Mit Tagesanbruch ließ ich satteln, und sobald Feldkornett Potgieter mit der Feldwache angekommen war, war alles zum Abmarsch bereit.

Obwohl es aufgehört hatte zu regnen, war der Morgen doch neblig und freie Aussicht unmöglich. Aber ganz plötzlich ging der Nebel hoch, und gerade als wir in die Bahnstation kamen, sahen wir die Stellung des Feindes so, wie sie die Wachen gemeldet hatten, und im selben Augenblick auch schon das wohlbekannte Rauchwölkchen des ersten feindlichen Kanonenschusses. Bei den Eisenbahnzügen war bereits wieder reges Leben. Eine Anzahl Kulis von der Kohlenmine plünderten und schleppten Sachen weg, und eine Menge Bürger war gekommen, um Lebensmittel und Hafer für die Pferde zu holen.

Bumm! die erste Granate schlug mitten unter die Kulis, die heulend und schreiend auseinanderstoben, gerade als wir vorbeiritten. Wie die Ameisen konnte man die Bürger nun nach dem Berge zu jagen sehen. Einige der englischen Geschütze eröffneten ihr Feuer auf die Stellung des Generals, von wo auch sofort unsere beiden Geschütze antworteten.

Auch jetzt war wieder der Vorteil fest eingewurzelter Disziplin zu sehen. Während die Deutschen, fast alle gediente Soldaten, noch faule Witze reißend in Rotten zu zweien ein ruhiges Kochäppel-Koch

äppel-Gallöppchen ritten und auch nicht ein Mann daran dachte, aus dem Gliede zu reiten, jagten die Afrikaner sofort wie die wilde Jagd in einem dichten Haufen vorwärts und boten so dem Feinde ein viel besseres Zielobjekt als die dünne Reihe der Deutschen.

Das Wetter war inzwischen hell und klar geworden. Es war sofort zu sehen, daß die englischen Artilleristen Amateursoldaten waren, wie unsere Leute die englischen Freiwilligen-Korps nennen. Wir konnten ganz ruhig reiten; namentlich wenn sie auf uns zielten, war die Gefahr getroffen zu werden nur gering. Das Schießen der Engländer an diesem Morgen war miserabel schlecht. Die Nataler Freiwilligenartillerie muß noch viel üben, wenn sie der regulären englischen Artillerie auch nur nahe kommen will.

Graf Zeppelin, der vor Vergnügen jauchzte, ritt neben mir. Ich sah von Zeit zu Zeit nach den feindlichen Geschützen, die ihr Bestes taten, in die Nähe der Zelte des Generals zu schießen. Mit einem Mal konnten wir am Rauche eines Schusses sehen, daß ein Geschütz die Richtung verändert hatte und direkt auf uns hielt.

„Zeppelin", rief ich ihm zu, „die gilt uns!"

So war es auch. Die erste Granate kam, aber viel zu hoch pfiff sie über uns weg. Ich sah mich nach den Mannschaften um, einige waren etwas blaß, aber die meisten lachten und waren vergnügt. Die zweite ging ebenfalls hoch über uns weg, die dritte etwa fünfzig Schritt vor uns vorbei und platzte links von uns in den Steinen. Das vierte Geschoß, jedenfalls ein schlecht tempiertes Schrapnell, flog links vor uns in den nassen Morast, daß der Schlamm herumspritzte, und noch einige Sekunden lang konnten wir den Rauch des Zünders aufsteigen sehen, wo es ohne zu krepieren eingeschlagen hatte. Einige unserer Granaten hatten gut zwischen den feindlichen Geschützen gesessen. Die Engländer stellten das Schießen bald ein, protzten auf und fuhren ab. Als wir bei dem Hügel, auf dem der General war, ankamen, konnten wir sie abfahren und auch die feindliche Infanterie abmarschieren sehen.

General Kock war dadurch in recht gute Stimmung geraten. Er kam auf mich zu, begrüßte mich sehr freundlich und sagte:

„Sehen Sie nun, daß unsere Position doch nicht so schlecht ist, wie sie glaubten?“

Kommandant Lombaard, ein Boer, den das holländische Korps zum Kommandanten gewählt hatte, ging gerade vorbei und rief mir zu: „De Engelsche vlugt al, helle voorpunt is al in Ladysmith!“ (Die Engländer flüchten schon, ihre Spitze ist bereits in Ladysmith.)

Daß der Feind gar nicht an Rückzug dachte, sondern nur Verstärkung erwartete, war jedoch deutlich.

Auf Befehl des Generals besetzte ich ein Koppie im Centrum unserer Stellung, und voll Spannung erwarteten wir den Anmarsch des Feindes.

Um 12 Uhr kam der General zu uns und befahl mir, mit einer Abteilung eine Position westlich von der Station bei der äußersten Spitze der Biggarsberge einzunehmen: dieselbe, auf die ich seine Aufmerksamkeit gelenkt und die ich zur Hauptstellung vorgeschlagen hatte. Feldkornett Joubert von Johannesburg sollte sich mir anschließen.

Kapitän Weiß und Feldkornett Potgieter ließen jeder 50 Mann aufsitzen. Leutnant Badicke blieb mit dem übrigen Teil in der von uns eingenommenen Stellung zurück.

Am Morgen des 21. war noch eine Abteilung Freistaater, 100 Mann stark, von Kommandant Truter zu uns gestoßen, welche unter Feldkornett de Jager stand. Diese schlossen sich mir ebenfalls an. Feldkornett Joubert war bereits vorausgeritten und hatte seine Leute auf einem Hügel postiert, Feldkornett de Jager hatte bei ihm ebenfalls Position genommen. Ich selbst besetzte ein Klippkoppie noch etwa 800 Schritt weiter nach Südwesten.

Wir hatten den rechten Flügel unserer Stellung. Feldkornett Pinnaar von der Kommandantschaft Viljoen hatte einen Höhenzug südöstlich von unserer Hauptstellung besetzt, nahm also den linken



Abteilung von Leutnant Badicke bei Elandslaagte.

Flügel ein. Seine Position war etwa 1000 Meter von der Stelle entfernt, an welcher die Bahn aufgebrochen war und bis wohin der Feind seine Truppenzüge brachte.

Von unserer Stellung aus konnten wir gut die feindlichen Truppen anmarschieren sehen, und hätten wir nur ein Geschütz gehabt, Schuß auf Schuß hätte in den feindlichen Zügen gesessen, die gegen unsere Artillerie durch eine wellenförmige Erhebung des Bodens gedeckt waren.

Inzwischen hatte der Feind seine Artillerie aufgefahren und eröffnete ein ausgezeichnet gezieltes Feuer gegen unsere Geschütze. An dem Vormarsch seiner Infanterie war zu sehen, daß er einen Frontangriff beabsichtigte. In seiner rechten Flanke belästigte ihn von einem Hügel aus die Feldkornettschaft Pinnaar.

Die Engländer schickten unter dem Schutze von Artilleriefeuer eine Kavallerieabteilung gegen dieselbe vor, worauf, wie wir sehen konnten, die Abteilung der Unseren sich schleunigst zurückzog. Wir konnten sie mit dem Auge bis nach der Hauptposition verfolgen; sie verschwand für einige Minuten hinter dem Koppie, das Leutnant Badicke und ein Teil des Detektivkorps besetzt hielt. Nicht lange danach konnten wir eine Reiterabteilung wieder hinter dem Hügel herauskommen sehen, sie ritt in der Richtung nach der Bahn zu und zog gegen Nordwesten ab. Die Elenden! Wir knirschten vor Wut, als wir dieses erbärmliche Betragen sahen, und ich konnte mich nicht enthalten, zu v. Albedyll zu sagen:

„Hätten wir doch nur ein Geschütz, ich würde anstatt auf die Engländer auf diese Kanaillen feuern!“

Das Artilleriefeuer, das der Feind jetzt aus 18 Geschützen eröffnete, wurde sehr heftig, und wir konnten mit dem Zunehmen desselben fortwährend kleine Gruppen der Unserigen von der Hauptposition zu zwei, drei, fünf und mehr in nordwestlicher Richtung davonreiten sehen.

Das Geschützfeuer des Feindes auf unsere Hauptposition war genau zu beobachten.

Mit ausgezeichneter Präzision krepierten die Schrapnells vor unseren Geschützen, und es ist zu verwundern, daß der Feind trotz des guten Schießens durch sein Artilleriefeuer doch verhältnismäßig wenig günstige Resultate erzielte. Es ist dies wohl nur der guten Deckung zuzuschreiben, die die vielen großen Steine und Felsblöcke unseren Mannschaften boten.

Etwa um halb vier ging eine Abteilung feindlicher reitender Infanterie auf dem linken Flügel des Feindes vor, in der Richtung unserer Position. Sie wurde von uns zurückgetrieben. Der Feind fuhr dann einige Geschütze gegen uns auf, deren Granaten sofort mitten zwischen uns einschlugen. Auch hier war es allein wieder der trefflichen Deckung zu danken, daß wir keine Verluste hatten.

Zur selben Zeit kam eine Ordonnanz vom General mit dem Befehl, daß ich schleunigst auf die Hauptstellung zurückfallen solle, da er diese sonst nicht halten könne. Feldkornetts de Jager und Joubert hatten diesem Befehle sofort Folge geleistet, hatten also, bis derselbe zu meiner Position auf dem äußersten rechten Flügel kam, einen bedeutenden Vorsprung und kamen gerade noch vor einer starken Abteilung feindlicher Kavallerie vorbei, die uns abzuschneiden drohte.

Beim Zurückgehen der Abteilung des feindlichen linken Flügels bemerkte ich eine heldenhafte Tat eines feindlichen Reiters. Nach den Hüten zu urteilen, schienen es Imperial Light Horse zu sein. Einer derselben war vom Pferde geschossen und lag getroffen am Boden. Ein anderer sprang ab und half seinem verwundeten Kameraden mitten in unserem heftigen Feuer wieder aufs Pferd, das er dann im Schritt der Abteilung nachführte. Ich freute mich, daß unsere Leute sich sofort gegenseitig zuriefen: „Keiner auf den Mann schießen!"

Einen Kampf mit der Kavallerie aufzunehmen, die uns abschneiden wollte, hätte uns an der Ausführung des erhaltenen Befehls gehindert. Ich befürchtete, daß sie uns so lange aufhalten würde, bis sie Artillerieverstärkung herangezogen hätte; wir wären dann nicht allein abgeschnitten, sondern auch außer Gefecht gesetzt worden, da mir dann

Gelände-Skizze
des **Gefechtes** von
ELANDSLAAGTE
21. Oktober 1899.

Maßstab ca. 1:17 500.
0 100 200 300 400 500 Meter.

Erklärung:
Stellungen der Engländer
Infanterie
Kavallerie
Artillerie
Marschlinie der Engländer
Stellungen der Buren.
Geschütze " "
Marschlinie " "

N
O
S
W

Verbandplatz
Store
Wasserlauf mit teilweise Sumpf-Ufern
Eisenbahnbrücke
n. Glencoe u. Newcastle
Store
Wohnhäuser
n. Biggarsberg
Kohlenmine
Hotel
Station
Lt. Badicke mit Teil D.K.
Lager
Verbandplatz
Farm
Imp. Lt. Horse
Gordons
D.K.
Col. Schiel (am Schluss des Gefechts)
Hauptstellung Gl. Kock
Feldkornett Pinnaar
I.L.H.
Rückzuglinie D.K.
Eisenbahn
Farm
Feldkornett Joubert
Col. Schiel (bei Beginn des Gefechts)
Engl. Stellung
Engl. Artillerie
Infanterie
Farm
Engl. Kavallerie
Panzerzug
v. Ladysmith
Reserven

nichts anderes übrig geblieben wäre, als in die Berge zurückzugehen. Zudem war die feindliche Abteilung uns an Stärke weit überlegen.

Wir saßen auf und ritten erst nach Nordwesten, drehten dann nach Norden, um so vor der Kavallerie vorbei in den Rücken unserer Hauptstellung zu gelangen.

Ich wußte natürlich nicht, wie das Gefecht jetzt stand. Dem Befehl des Generals nach zu schließen wohl kritisch. Unsere Hilfe wurde sicher mit Bangen erwartet.

Im Galopp ging es vorwärts, jede Minute war kostbar. Es war ein Ritt um die Ehre. Leutnant von Albedyll ritt mit zehn der besten Leute zugleich als Aufklärer und Gefechtspatrouille in der rechten Flanke, da wir uns unserer Hauptstellung im Bogen näherten. Ein Bach mit steilen Ufern kreuzte unseren Weg.

Einer der Aufklärer bezeichnete uns die Stelle, wo er durchgegangen war; sie war halb sandig, halb morastig. Ich mußte gerade durch und am anderen Ufer links drehen, um zu einer Stelle zu gelangen, wo wir das Ufer erklettern konnten. Mein Pferd drehte zu kurz und versank bis an die Sattelklappen im Schlamm. Trotzdem ich sofort ins Wasser sprang, konnte das Tier sich nicht wieder allein aufarbeiten. Im Nu hatten jedoch einige Leute die Riemen von ihren Halftern losgemacht; wo nur Platz war anzupacken, faßten kräftige Hände an, und glücklich bekamen wir das Tier wieder heraus. Ohne weiteren Unfall kamen wir alle durch. Auf der anderen Seite ließen wir die Pferde einige Minuten verschnaufen, dann ging es im Galopp weiter.

Das Feuer bei der Hauptposition, die uns durch die Bodenerhöhung noch nicht sichtbar war, war wieder stärker geworden, namentlich das Infanteriefeuer nahm sehr zu; wir konnten also annehmen, daß der Feind im Avancieren begriffen war.

Bei diesem Ritt sah ich, wie leicht es den Engländern gewesen wäre, uns vollkommen einzuschließen. Hätten sie das getan, anstatt

einen Frontangriff zu machen, sie hätten bei ihrer Übermacht an Geschützen kaum einen Mann verloren.

Bald kamen wir an die Bahnlinie, an der auf beiden Seiten ein Stacheldrahtzaun entlang lief. Wir waren jetzt nordwestlich im Rücken der Unseren, etwa 1500 Meter von dem Hügel der Hauptstellung entfernt und mußten über eine Fläche, die von der linken Flügelbatterie des Feindes bestrichen wurde. Während der Draht abgeschnitten wurde, um uns einen Durchgang zu öffnen, konnten die Pferde zum letzten Ansturm verschnaufen. Ich wußte, es mußte in Karriere gehen, um vor der Batterie vorbeizukommen, ehe sie Zeit hatte, sich auf uns einzuschießen.

Da ich nicht wußte, ob der General unseren Ritt beobachtet hatte, befahl ich Kapitän Robertson, mit drei Mann in Karriere zum General zu reiten und unser Kommen im Rücken zu melden. Er sollte zugleich die Leute als Aufklärer benutzen und eventuell Meldung zurückschicken.

Während der Draht durchgeschnitten wurde, rief ich die Offiziere noch schnell zusammen, um ihnen Detailinstruktionen zu geben. Ich hatte in der Feldflasche noch einen alten Kognak; wer weiß, ob wir je wieder zusammen trinken würden.

„Meine Herren“, sagte ich, „ehe wir anreiten, wollen wir noch einmal als gute Deutsche die Gesundheit unseres allergnädigsten Kaisers trinken!“

Ich trank und gab die Flasche Kapitän Weiß.

„Seine Majestät!“ sagte er, die Flasche erhebend.

Dann kam von Albedyll, er tat dasselbe.

Auch Zeppelin nahm einen Schluck, und frisch kam sein: „Seine Majestät!“ heraus. Dann nahm er noch einen, hielt die Flasche hoch und nickte mir zu. Ich wußte, was es bedeuten sollte.

„Die Herren auf ihre Plätze! Schritt anreiten lassen!“ kam das Kommando.

Im Schritt ging es über den Bahndamm, dann Galopp und

sobald wir in Sicht der Batterie kamen, ging es in Karriere über die Fläche. Ssst, Ssst, Ssst kam auch schon das erste Schrapnell über uns vorbei und platzte in der Luft, aber zu hoch. Ssst ... kam das zweite, genau über uns zerspringend. Ich wandte mich im Sattel um; Gottlob! keiner war gefallen. Mit einem Krach zerplatzte das dritte. Diesmal war es gut tempiert, es saß; mehrere vom letzten Zuge waren getroffen. Ehe das vierte kam, waren wir außer Schußlinie hinter einem Hügel.

Nun waren wir nur noch 200 Meter vom Fuß des steil abfallenden Hügels unserer Hauptposition entfernt. Da kam quer vor uns ein Wasserlauf. Wie ein Pfeil flog mein Fuchs hinüber, ebenso glücklich nahm Zeppelin, dem man das Vergnügen und den Reitermut am Gesicht ablesen konnte, den Graben.

„Herr Oberstleutnant", rief er in seinem schwäbischen Dialekt, „aber schön ist's halt doch!"

Ich drehte mich im Sattel um nach der Abteilung zu. Etwa dreißig Mann waren hinüber; den anderen Pferden mußte der Sprung über den Morast zu weit gewesen sein, einige Mannschaften waren eingesunken, und die anderen ritten teils langsam hindurch, teils suchten sie etwas nach links nach einer festeren Stelle.

Alle Pferde, die gesprungen waren, waren mit mir am Hügel angelangt. Die feindlichen Granaten schlugen rechts und links um uns ein, und schon wollte ich über einen Einschnitt, um nach unserer Stellung vom Morgen zu gelangen, wo Leutnant Badicke mit dem Rest geblieben war, da mit einem Male bekamen wir heftiges Gewehrfeuer von halblinks hinten. Leutnant von Albedylls Pferd stürzte getroffen unter ihm zusammen, ebenso das von Kapitän Weiß, und ich sah zu meinem Schrecken, daß wir vom rechten Flügel des Feindes umgangen waren. Ich hatte ihn bei unserem tollen Ritt nicht bemerken können, da die kleinen Hügel ihn verdeckten, und ich dachte auch an keine Umgehung, da der General keine Frontveränderung vorgenommen hatte, obwohl man vom großen

Hügel aus die Umgehung hätte bemerken können und auch bemerken müssen.

Ich riß mein Pferd herum, rief von Albedyll das Kommando zu: „Kehrt, halbrechts marsch!“ und wie der Wind ging es wieder den Hügel hinunter dem Feinde entgegen, gegen dessen Feuer wir in der Bodenhöhlung gedeckt waren.

Unten am Fuße des Hügels in der Terrainvertiefung lag eine kleine Farm; ich ließ absitzen, um zum Ausschwärmen vorzugehen. Kapitän Weiß bat ich, mit allen unseren Mannschaften, die in geringer Entfernung ankamen, sofort nachzukommen, da alles daran gelegen war, vor dem Feinde einen kleinen felsigen Rand zu erreichen, der uns von ihm trennte. Wir hatten nur fünfzig Schritte vorzulaufen. Bei den Farmhäusern waren mehrere Boeren, die Verwundete dorthin gebracht hatten.

„Vorwärts, Jungens!“ rief ich ihnen zu, und ein gewisser Schenk vom Johannesburger Detektivkorps schloß sich mit noch einem Dutzend anderer uns an. Ehe der Feind den Rand erreicht hatte, waren wir droben.

Graf Zeppelin war gefallen. Ein Granatsplitter hatte ihn tödlich am Kopf getroffen, auch mehrere der braven Jungens lagen schon am Boden. Die Tirailleurlinie des Feindes war höchstens 100 Schritt von uns entfernt. An den Röcken sahen wir, daß es Schotten waren. Von beiden Seiten begann ein mörderisches Feuer.

„Wenn doch nur Verstärkung käme und der General eine teilweise Frontveränderung machte, um uns vom Hügel herab zu helfen!“ war mein Stoßseufzer.

Ein neues Unglück trat ein. Eine Abteilung Imperial Light Horse tauchte am äußersten rechten Flügel des Feindes auf und bestrich mit heftigem Feuer die kleine Niederung, durch die Weiß und von Albedyll kommen mußten, um zu uns zu gelangen. Dreimal stürmten sie an, und dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Wir feuerten so schnell, wir nur konnten. Fehlen war fast unmöglich, denn schon



Todesritt des Grafen Zeppelin.

konnten wir die Gesichter der Schotten erkennen. Ich winkte Weiß nochmals zu, aber er hatte wohl schon zu große Verluste gehabt. Wie sehr war mein kleines Häuflein zusammengeschmolzen!

Neben mir kniete ein Herr Ludwig von Borries; ich bewunderte seine Ruhe, mit der er feuerte, jeder seiner Schüsse saß. Er sprang auf, um einige Schritte vorzulaufen, da fiel er zurück, mir gerade vor die Füße, mit einem Schuß mitten durch die Stirn. Feldkornett Potgieter kniete zwei Schritte halb rechts vor mir, er hatte einen großen Stein zur Deckung. Eben hob er sein Gewehr wieder hoch, da sah ich ihn blitzschnell den Kopf nach rechts rücken, auch er sank um. Rechts und links lagen die armen Jungens, und keine Hilfe kam.

Ich hatte Kapitän Weiß beim Vorstürmen zugerufen, zum General zu schicken und ihm die Umgehung mitzuteilen, auch zu melden, daß wir, wenn er keine Frontveränderung mehr machen könne, versuchen würden, den Feind aufzuhalten, um den Rückzug zu decken.

Mein Gewehr war so heiß, daß ich es kaum halten konnte. Auf einmal fühlte ich einen Stich unten an der Hacke des Fußes, gerade als ob mir jemand ein glühendes Eisen hineinstäche, und ich glaubte fest, daß ich einen Schuß in dieselbe bekommen hätte. Mein Magazin war wieder leer; ich nahm eine neue Kapsel mit Patronen aus dem Bandolier und feuerte noch drei Schüsse auf den Feind, der schon so nahe war, daß wir das Weiße in den Augen sehen konnten.

In der Luft pfiff es von Kugeln. Ich wollte einen Schritt vor, da war es mir, als ob ich überhaupt kein linkes Bein mehr hätte; ich fiel, und es wurde mir schwarz vor den Augen. Ich kann mich aber noch erinnern, daß ich im letzten Augenblicke noch meinen Adolf und mein Töchterchen vor mir sah; dann verlor ich die Besinnung. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, wußte ich im ersten Augenblicke gar nicht, wo ich war. Ich richtete mich auf, mich auf den rechten Arm stützend, fühlte aber einen so heftigen Schmerz im linken Oberschenkel, daß ich wieder umfiel. Die Schützenlinie des Feindes war an uns vorbei schon den

Berg hinauf, wo noch, obwohl bedeutend schwächer, gefeuert wurde. Ich sah nach meinem Bein; meine ganze Reithose war voll Blut, und die Schmerzen waren bei der geringsten Bewegung unerträglich. An verschiedenen Stellen lasen feindliche Mannschaften Waffen auf und trugen sie zusammen.

Wie schrecklich sah es aber um mich herum auf dem Boden aus! Rings herum lagen meine braven Jungens, wenige waren durchgekommen. Schotten und die Unseren, alle lagen durcheinander. Links von mir lag Herr von Borries tot, einen Schritt vor mir Feldkornett Potgieter auf dem Rücken; das bleiche Gesicht mit dem schwarzen Bart und den großen offenen Augen bot einen furchtbaren Anblick. Die Augen sahen mich an, gerade als ob er noch sprechen wollte. Drei Schritte hinter mir saß der jüngste Bruder von Potgieter, mit einem Schuß durch beide Schultern. Ganz in meiner Nähe, zwei Schritte rechts lag ein Afrikaner. Mit Stöhnen drehte er sich nach mir herum, sah mich halb aufgerichtet an und sagte:

„Is Kommandant nie dood? (Kommandant, sind Sie tot?)"

Ich mußte trotz meiner Schmerzen über diese naive Frage lächeln. Der Ärmste hatte einen Schuß durch die Brust und einen zerschossenen Arm. Etwas weiter davon lag Schmidt, ein früherer preußischer Artillerieunteroffizier, anscheinend tot.

Da trat einer der Light Horse, der Gewehre auflas, auf mich zu:

„Alle Wetter", sagte er, „da ist Colonel Schiel!"

Es war ein Bekannter aus Johannesburg.

„Wer hat gewonnen?" fragte ich, als wir uns die Hände reichten.

„Wir . . . wir", kam es zögernd heraus, „haben gewonnen, aber eine gute Anzahl von euch sind entkommen!"

Also doch, dachte ich, gottlob!

Ich wollte wieder sprechen, aber schon wurde es mir wieder schwarz vor den Augen und ich fiel um. Der freundliche Light Horse nahm meine Feldflasche und setzte sie mir an den Mund, das tat

wohl; der Kognak brachte wieder Leben, trotzdem ich fühlen konnte, daß das Blut noch immer aus meiner Wunde lief.

Ein anderer Light Horse kam:

„Have you any arms?“

„Yes, two“, antwortete ich, „but only one leg!“

„No“, sagte er, „that is not what I mean.“

Nun ging mir ein Licht auf. Ich dachte, er habe sich erkundigen wollen, ob ich in die Arme geschossen sei. Mein Gewehr war bereits weg, mein Revolver auch. Als er sah, daß ich noch mein Feldglas hatte, nahm er es weg. Ich muß sagen, ich hätte es lieber seinem freundlichen Kameraden, der nachher, als es wieder stark zu regnen anfing, zurückkam und mir seinen Regenmantel gab, zum Andenken gegeben.

Als es anfing dunkel zu werden, kamen noch einige andere Light Horse, die mich zum Verbandplatz tragen wollten. Ich bat aber, daß sie lieber einigen meiner Mannschaften helfen sollten, die schwer verwundet waren. Ich muß gestehen, daß es nicht allein Mitgefühl mit den anderen Verwundeten war, das mich das freundliche Anerbieten ausschlagen ließ, sondern ich hoffte vielmehr, daß in der Nacht Weiß oder von Albedyll mit Mannschaften kommen würde, um mich zu suchen, vielleicht auch Dr. Elsberger oder mein Bruder Max. Ich wußte, die Farm des alten Kroghmann mußte in der Nähe sein, und dort würde ich mich vielleicht für einige Tage verbergen können. Wie ich später hörte, waren verschiedene Leute ausgegangen, mich zu suchen, konnten mich in der Dunkelheit jedoch nicht finden.

Mein Bruder Max hatte, wie er mir später erzählte, gehört, ich sei tot. Einige der Mannschaften hatten mich rechts auf die Seite fallen sehen und hatten ihm die Nachricht gebracht. Er war die ganze Nacht herumgelaufen und hatte gegen Mitternacht ein paar Gordon-Hochländer getroffen, deren einen er fragte, ob er mich nicht gesehen habe, indem er mich so viel wie möglich beschrieb.

„Er ist tot", sagte der Gordon, „ich habe ihm das Gehirn ausgeblasen!"

Ein hübscher Trost!

Nicht lange darnach sah er wieder ein paar Soldaten mit einer Laterne. Max wiederholte die Frage und gab dieselbe Beschreibung.

„Sie sagen ein Mann mit einer braunen Bluse?"

„Jawohl!"

„Und einem langen Schnurrbart?"

„Ja!"

„Der ist tot; ich gab dem Hund sechs Zoll kaltes Eisen, er liegt gerade hier herüben!"

Halbtot gab er endlich das Suchen auf, nachdem er verschiedene Male ähnliche Antworten bekommen hatte.

Trotz der Schmerzen konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, als er mir am anderen Morgen mit seinem unverwüstlichen Humor seine Abenteuer erzählte.

Der Regen fiel immer stärker; die Nacht war bitter kalt. Zum Glück hatte ich etwas Kognak in der Flasche, ich kroch zu dem armen Potgieter hin, der nicht liegen konnte, da seine Wunde ihn zu sehr schmerzte. Der arme Junge stöhnte zum Erbarmen; nur zwei Schritte von ihm entfernt lag die Leiche seines Bruders. Einige Schritte davon lag ein Gordon, auch mit einem Schusse durchs Bein. Wir teilten den Schnaps; er hatte noch etwas Tabak und trockene Streichhölzer, und so rauchten wir eine Friedenspfeife zusammen. Den Regenmantel, den mir der freundliche Light Horse gegeben hatte, gab ich Potgieter. Bald darauf wurde der Gordon abgeholt. Einige Schritte von uns lag einer unserer Jungens, er mußte nahe am Sterben sein. Sein Röcheln klang gerade wie das starke Schnarchen eines Schlafenden und hielt bis Mitternacht an, dann wurde es still.

Die englischen Soldaten, namentlich die Light Horse, halfen unseren Verwundeten, wo sie nur konnten, und als es dunkel wurde,

waren schon viele zum Verbandplatz gebracht. Bald kam wieder eine Abteilung Gordons, um Verwundete zu holen. Ich bat einen derselben, Potgieter etwas Wasser zu geben. Sie gaben uns alles, was sie hatten, und ein Sergeant, ein Musiker oder Pfeifer, setzte sich zu mir und bot mir seine Hilfe an. Als er sah, daß ich noch nicht verbunden war und meine Reithosen über und über voll Blut waren, machte er kurzen Prozeß, holte sein Messer aus der Tasche und schnitt mir von oben bis unten das linke Hosenbein, Unterhosen und Reitstiefel auf, um meine Wunde verbinden zu können. Ich war ihm dankbar für seine gut gemeinte Hilfe, wollte aber, er hätte es nicht getan; denn trotz meiner heftigen Schmerzen war ich doch warm geblieben, jetzt aber bekam ich den kalten Regen auf das nackte Bein und fror, daß mir die Zähne klapperten. Der Sergeant blieb noch lange bei mir und erzählte mir von seinem kleinen Töchterchen, das, wie er sagte, seine einzige Freude sei. Ich dachte an meine kleinen Mädchen, die ich nun gerade ein Jahr lang nicht gesehen hatte. Als der gute Bursche sah, wie ich vor Kälte zitterte, ging er weg, um Hilfe zu holen und mich wegzutragen; seinen Regenmantel hatte er schon längst weggegeben.

Später in Ladysmith im Hospital besuchte er mich wieder und erzählte mir, daß er noch zwei Gordons geholt habe, er habe mich in der Dunkelheit aber nicht wieder finden können.

Das Stöhnen der Verwundeten ging durch Mark und Bein. Es fiel mir in dieser Nacht schon auf, daß im allgemeinen die Europäer viel ruhiger waren und die Schmerzen viel mehr verbissen als die Boeren. Am nächsten Morgen war ich erstaunt, noch so viele Verwundete zu sehen, namentlich an Stellen, wo ich gar keine vermutet hatte, eben weil sie nicht klagten.

Etwa um zwei Uhr war es etwas heller geworden; der Regen hatte aufgehört, dafür war aber ein kalter Wind aufgekommen. Ich versuchte zu kriechen; war es mir aber schon am Abend schwer gewesen, bis zu Potgieter und dem Gordon zu kommen, so war jetzt an

Kriechen gar nicht mehr zu denken; mein Bein fühlte sich an wie ein Bleiklumpen, und die geringste Bewegung war unerträglich.

Plötzlich hörte ich sprechen und sah zwei Gestalten in unserer Richtung herankommen. Sie gingen etwas voneinander entfernt. Es waren zwei englische Soldaten.

„Mein Gott", sagte der eine, „sieh hier, Jimmy, was für eine Menge von diesen verdammten Schweinen hier liegen!"

„Gebt mir ein wenig Wasser, bitte!" jammerte der arme Potgieter. Der eine ging zu Potgieter; plötzlich sah der andere, daß ich mich bewegte, und kam auf mich zu. Ich konnte sehen, beide waren gut angeraucht; Waffen hatten sie keine.

„Halloh!" sagte er, „hier ist noch eines von diesen Viechern! Was machen Sie hier?" fragte er, näher tretend.

Ich bin sonst im Leben gewöhnlich nicht um eine Antwort verlegen, aber diesesmal fiel mir auf diese geistreiche Frage wirklich keine ein. Der Gordon, ein solcher mußte es seinen „Unterröcken" nach sein, setzte sich zu mir auf einen Stein und fragte:

„Sind Sie ein Boer, einer von diesen verfluchten Hallunken?"

Das wird ja recht heiter, dachte ich.

Mein neuer Gefährte erwartete aber gar keine Antwort.

„Sie sind verwundet?" fragte er. „Na, das geschieht Ihnen verdammt recht. Ihr müßt nicht denken, daß ich euch Lumpen bemitleide. Ja, wenn Sie einer von diesen armen Deutschen wären, die ihr gezwungen habt, ins Feld zu ziehen, dann würde ich sicher Mitleid mit Ihnen haben; aber mit einem Boer? nie und nimmer!"

Das ging mir doch über die Hutschnur.

„Was sind Sie?" fragte ich.

„Ich bin ein Gordon!" kam es stolz heraus.

„Nein, Sie sind keiner!" sagte ich.

„Jawohl, ich bin doch einer!" gab er zurück.

„Nein, Sie sind keiner! Ein Gordon würde niemals einen Verwundeten auf dem Schlachtfelde insultieren!"

Er sagte kein Wort. Eine ganze Weile blieb er still; da bemerkte er, daß ich vor Kälte zitterte und mir die Kinnlade klapperte. Er stand auf, zog seinen Regenmantel aus und deckte ihn über mich.

„Es ist verflucht kalt“, sagte er, „armer Teufel!“ und damit ging er weg.

Nach drei oder vier Schritten drehte er sich wieder um, hielt mir die Faust hin und sagte:

„Denke daran, wir bleiben trotz alledem Feinde!“

In rauher Schale doch ein guter Kern!

Gegen Morgen kam noch ein Mann vom Devonshire-Regiment, der nach einem Kameraden suchte. Der gute Bursche gab vieren von uns, ohne gefragt zu sein, jedem ein Biskuit und bedauerte, daß er nicht mehr hatte.

Endlich wurde es Tag; eine entsetzliche Nacht war vorüber. Ich richtete mich auf, so gut es gehen konnte. Es war furchtbar, in die bleichen Gesichter der Toten zu sehen, alle mit weit geöffneten Augen. Wie viele unserer guten Jungens lagen da friedlich bei den Toten des Feindes. Der Arme, der so geröchelt hatte, schien auch kalt und tot.

Etwa um sechs Uhr Morgens kam eine Patrouille Light Horse, die sagten, daß sie geschickt seien, mich zu suchen. Sie brachten mich nach dem Verbandplatz, der auf der kleinen Farm errichtet war, wo wir unsere Pferde gelassen hatten. Auf dem Wege dahin begegneten uns Leute von unserer Ambulanzkolonne, die Dr. Elsberger nach mir ausgeschickt hatte. Sie waren ebenfalls während der ganzen Nacht vergeblich herumgelaufen und hatten eben erst von einigen Light Horse gehört, wo wir lagen.

Wären sie doch nur einige Stunden früher gekommen; jetzt war es bereits zu spät — ich war ein Gefangener in Händen der Engländer!

Dreißigstes Kapitel.

In Händen der Engländer.

Der bekannte englische Schriftsteller Conan Doyle erzählt in seinem Buche „The great Boer War“, daß wir bei Elandslaagte versucht hätten, die Engländer durch Blasen ihrer eigenen Signale „cease fire“ („Gewehr in Ruh“) und „retire“ („zurück“) zu täuschen. Auch von anderer Seite ist uns dies mehrfach vorgeworfen worden.

Dieser Vorwurf ist jedoch unbegründet.

Die genannten Signale sind geblasen worden, aber nicht in unseren, sondern in den englischen Linien. Wir hatten weder einen Trompeter, noch eine Trompete bei uns, nicht einmal bei der Artillerie.

Nach Conan Doyle hat ein kleiner englischer Trompeter, als er die Signale hörte, ausgerufen: „Retire be damned!“ (Zurück? Verdammt!) und anstatt sie aufzunehmen, „Avancieren“ geblasen.

Hieraus darf wohl geschlossen werden, daß der Erfolg der Engländer nur an einem Haare hing.

Nach General Whites Rapport brachte der Feind ins Gefecht:

fünf Schwadronen Imperial Light Horse . .	500	Mann
vier Schwadronen Natal-Karabiniers . . .	400	„
eine Batterie Natal-Feldartillerie (6 Geschütze)		
ein halbes Bataillon Manchester-Infanterie .	300	„
eine Schwadron 5. Gardedragoner . . .	100	„

eine Schwadron 5. Ulanen	100	Mann
21. und 42. Feldbatterie (zu 6 Geschützen)		
ein Bataillon Devonshire-Infanterie . . .	600	„
fünf Kompanien Gordon-Hochländer . . .	750	„

Es waren also im ganzen 2750 Mann, außerdem 4 Maschinengewehre (Maxims); seine Artillerie hatte 18 Geschütze.

Unsere Stärke war:

Von der Kommandantschaft Viljoen . . .	400	Mann
vom Deutschen Korps	150	„
vom Holländischen Korps	108	„
Detachement Freistaater	100	„

Wir zählten also insgesamt 758 Mann mit 2 Geschützen.

Vom Johannesburger und Freistaater Kommando zogen sich bei Anfang des Gefechtes über 200 Mann persönlicher Vorsicht halber zurück, so daß das bittere Ende desselben durch nicht mehr als 550 Mann gegen 2750 Mann, 18 Kanonen und 4 Maxims ausgefochten wurde.

Unsere Verluste betrugen 67 Tote, nicht über 100, wie General White in seiner Depesche meldete. Ferner verloren wir 108 verwundete und 188 unverwundete Leute, die in Gefangenschaft fielen.

An Offizieren waren gefallen:

Assistent Kommandant Bodenstein (früher Minenkommissar in Krügersdorp),
die Feldkornetts Potgieter und Joubert,
Assistent Feldkornett Dierking,
Major Hall,
Kapitän Graf Zeppelin.

In Gefangenschaft gerieten: General Kock, Assistent Feldkornett Pretorius und van Niekerk, Kapitän Schulte-Brockhoff (früher Johannesburger Freiwilligenkorps) und ich selbst, alle verwundet.

Kapitän de Witt-Hamer vom Holländischen Korps wurde am

folgenden Tage von Natalfarmern gefangen genommen und nach Ladysmith gebracht.

General Kock erlag in Ladysmith seinen Wunden.

Nach General Whites Angaben verloren die Engländer:

4 Offiziere	37 Mann	tot
31 Offiziere	175 Mann	verwundet
	10 Mann	vermißt

Der Gesamtverlust betrug demnach 35 Offiziere und 222 Mann.

Die Verluste der Imperial Light Horse und der übrigen Kolonialtruppen sind hierin jedoch nicht mitgerechnet.

Trotzdem General French elf Schwadronen Kavallerie zur Verfügung standen, hat er doch unterlassen, den Resten des Kockschen Detachements den Rückzug abzuschneiden. Das Terrain hätte ein derartiges Unternehmen in jeder Hinsicht begünstigt. Allerdings gehörte hierzu eine genaue Kenntnis des Terrains, die der englische Kavallerieoffizier selten besitzt, nicht einmal in Bezug auf seine eigenen Kolonien, in denen er stationiert ist.

Die mangelhafte Verwendung berittener Truppen durch die englischen Generale hat überhaupt im Anfang des Krieges allgemein unsere Verwunderung erregt. Es war sofort zu sehen, daß der Aufklärungsdienst der Engländer noch genau so nachlässig betrieben wurde, wie das schon in früheren Kriegen in Südafrika der Fall gewesen war.

Der Feind hatte von unserem Anmarsch keine Ahnung, trotzdem wir uns im Rücken der Dundee-Truppen befanden. Er hätte, um die Verbindung zwischen Ladysmith und Dundee offen zu halten, wenigstens die Biggarsberge abpatrouillieren müssen, da für ihn alles darauf ankam, den Telegraphen und die Bahnlinie zu schützen und solange als möglich in Besitz zu halten. Wir haben aber auf unserem Ritt nach Natal bis dicht vor Ladysmith nicht eine einzige englische Patrouille gesehen; und doch hatte General White vorzügliches Material zum Aufklärungsdienst zur Verfügung, wie z. B. die Imperial Light Horse.

Dieses Korps bestand zum größten Teil aus Leuten von guter Erziehung und guten physischen Eigenschaften, die alle auch von dem richtigen Geist beseelt waren. Unter ihnen waren viele junge Nataler, die jeden Weg und Steg des Landes kannten; außerdem hatten viele Leute auch schon aktiven Feldbienst im Matabelelande getan.

General White hätte diese Truppe zu den besten Patrouillenreitern erziehen können. Sie hätten dann, wenn gut verwendet, noch ungleich bessere Dienste geleistet, als sie ohnehin schon getan haben. Daß es nicht geschah, war allein Schuld des Oberkommandos.

Als während des Gefechts die englische reguläre Kavallerie vorging, um uns von der Hauptstellung abzuschneiden, hatte sie nicht eine einzige Patrouille ausgeschickt. Sie hatte keine Ahnung davon, daß wir vor ihrer Nase vorbeiritten, und noch lange nachher sah ich sie nach uns suchend in der angenommenen Richtung weiterreiten.

Es wäre für die Engländer insofern von Bedeutung gewesen, unsere Wiedervereinigung mit der Hauptstellung zu verhindern, als dieselbe die gänzliche Einschließung durch den rechten feindlichen Flügel verhindert hat und vielen der Unseren Zeit zum Rückzug gab.

Die englische reguläre Artillerie schoß sehr gut. Der geringe Schaden, den ihre Schrapnells anrichteten, ist unseren guten Deckungen zuzuschreiben. Desto größer war der moralische Effekt des Artilleriefeuers im Anfang des Gefechts, denn dieser war die Ursache, daß so viele Bürger die Annäherung der Infanteriekolonnen gar nicht erst abwarteten, sondern sich entfernten, ehe dieselben auf Gewehrschußweite heran waren.

Was uns das Abwehren des Angriffs der ausgezeichnet vorgehenden englischen Infanterie und der Imperial Light Horse sehr erschwerte, war der Umstand, daß die Engländer endlich einmal gelernt hatten, aus früher gemachten Erfahrungen Nutzen zu ziehen, und nicht, wie sie dies 1881 stets getan haben, in geschlossenen Kolonnen avancierten. Die Infanterie war vollständig in Schützenlinien aufgelöst. Diese wurden jedoch nicht durch geschlossene Trupps unter-

stützt, sondern durch eine zweite und dritte aufgelöste Linie, die sich beim Bajonettangriff auf die Höhen in die erste Linie einreihten.

Die englische Kavallerie hatte keine Gelegenheit, direkt in das Gefecht einzugreifen.

Die sogenannte „Attacke" der 5. Ulanen, die von den englischen Zeitungen so sehr aufgebauscht worden ist, war weiter nichts als ein Einholen einer kleinen Anzahl Flüchtlinge. Es waren jene, die bis zuletzt in der Position ausgehalten hatten, während die meisten der Unseren unbemerkt, in unmittelbarer Nähe der englischen Kavallerie entkommen waren.

Man hat die englische Kavallerie vielfach beschuldigt, daß sie beim Verfolgen der Unseren bei Elandslaagte Leute, die sich bereits ergeben hätten, unbarmherzig niedergemacht hätten. Ich will hier einen solchen Fall erwähnen, der für die Ulanen allerdings keine guten Folgen hatte.

Ein alter Boer, van Aswegen, ein Mann von über siebzig Jahren, war von einer kleinen Abteilung Lancers eingeholt worden. Bei ihm waren noch zwei Leute vom Deutschen Korps. Ihre Pferde waren marode, und da sie keine Aussicht zum Entkommen hatten, legten sie die Gewehre nieder und hielten die Hände hoch als Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Die Lancers kamen heran, stachen ohne weiteres den alten van Aswegen nieder, verwundeten den einen Deutschen schwer durch einen Lanzenstich und gaben dem anderen zwei Säbelhiebe, deren einer ihm ein Stück der Kopfhaut abschälte und ihn zu Boden streckte. Außer sich vor Wut raffte sich der Verwundete wieder auf, ergriff sein Gewehr, dessen Magazin voll war, und schoß drei Lancers über den Haufen, worauf die anderen Fersengeld gaben. Der Mann, Wilhelm Plage, schleppte sich dann in der Nacht zu unserer Ambulanz, unterstützt von einigen anderen Flüchtlingen, die den Vorfall mit angesehen hatten.

Einige der Lancers haben in ihren eigenen Briefen, die später veröffentlicht wurden, das „Pigsticking" (Wildschweinjagd) genügend

beschrieben. Vielleicht sind diese Briefe mit in die Regimentsgeschichte aufgenommen worden!

Die Handlungsweise der englischen Kavalleristen, die derartige Exzesse, wie sie in den Briefen beschrieben werden, begangen haben, ist selbstverständlich nicht zu entschuldigen. Wer aber jemals das Verfolgen eines geschlagenen, aufgelösten und wild flüchtenden Feindes mitgemacht hat, wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß es für die Führer der verfolgenden Kavallerie stets schwer, wenn nicht unmöglich ist, solche Exzesse zu verhüten. Die Leute sind durch den wilden Ritt aufgeregt, das Gefangennehmen einzelner Personen würde immer das Lostrennen von mehreren Leuten des Trupps erfordern. Die Leute wissen dies, sie trennen sich ungern vom Trupp, und so gewinnt das im Menschen schlummernde Tier leicht die Oberhand und läßt ihn Handlungen begehen, deren er sich im normalen Zustand niemals schuldig machen würde.

Wie leicht kann es vorkommen, daß ein oder zwei Flüchtlinge sich ergeben, einigen anderen ist es aber gelungen, beim Anritt der verfolgenden Kavallerieabteilung sich hinter Steinen oder Büschen zu verbergen. Nachdem der Trupp weiter gesprengt ist, greifen sie wieder zum Gewehr, schießen einige der zur Bewachung der Gefangenen zurückgebliebenen Kavalleristen vom Pferd und befreien ihre Kameraden. Die übrigen Kavalleristen sprengen ihrem Trupp nach, erzählen das Geschehene mit allen möglichen Variationen, und dann wird kein Pardon mehr gegeben.

Viel mehr Roheit als in der Tat selbst liegt in den Briefen und in dem Veröffentlichen derselben; letzteres geschah in normaler Gemütsverfassung, die Tat jedoch nicht.

Viele unserer gefangenen Leute klagten bitter, daß sie all ihrer Habseligkeiten beraubt worden waren. Namentlich die Lancers sollen im Untersuchen der Taschen und Stiefelschäfte eine große Findigkeit gehabt haben. Viele erzählen jedoch auch, daß die englischen Offiziere stets, soviel sie konnten, diesem Unwesen steuerten. Ein Lancer-

offizier befahl auf die Beschwerde eines Gefangenen sofort, ihm Geld und Uhr zurückzugeben, was auch geschah. Dem armen Jungen wurde jedoch in der Nacht, als er an einen Wagen angebunden war, alles wieder abgenommen, und am anderen Morgen konnte er die Missetäter nicht anzeigen, da sie bereits verschwunden waren.

Amüsant war die Entrüstung, mit der mir ein Pole erzählte, daß die englischen Soldaten ihm sechzig Pfund Sterling abgenommen hätten. Nachher kam es heraus, daß er selbst am Tage vorher diese Summe aus dem Koffer eines englischen Offiziers geholt hatte. Der Koffer war ihm beim erbeuteten Eisenbahnzuge in die Hände gefallen.

Im Kriege bleibt es leider nicht aus, daß in dieser Hinsicht auf beiden Seiten gefehlt wird. Widerlich ist nur, daß nachher einige englische Zeitungen das Berauben der Leichen und Gefangenen, wenn es durch englische Soldaten geschah, entschuldigten, ja es sogar als eine Art Heldentat hinstellten, was aus der Veröffentlichung der Briefe einzelner Soldaten zu sehen ist, die sich mit abgenommenen Beträgen brüsteten. Derselbe Teil der Presse sprach sich jedoch ganz anders aus, wenn es galt, einen Boeren des Plünderns zu beschuldigen.

Eine Zeitung führte an, ein Soldat hätte mir fünfhundert Pfund Sterling und eine goldene Uhr abgenommen. Das ist jedoch nicht wahr. Einmal hatte ich eine solche Summe nicht bei mir, und dann hat mir auch niemand etwas abgenommen; auch meine Uhr habe ich heute noch. Daß der Light Horse mir mein Fernglas abnahm, kann ich nicht als Raub betrachten; er wird wohl gedacht haben, daß es einen Teil der Bewaffnung ausmacht. Jedenfalls hätte er zum Plündern genug Gelegenheit gehabt, denn ich war durch den Blutverlust viel zu schwach, um mich zu widersetzen.

General White wirft uns vor, daß wir nach dem Aufziehen einer weißen Flagge das Feuer wieder eröffnet hätten. Die Erklärung hierfür ist folgende.

Vor dem großen Hügel, auf dem unsere Geschütze postiert waren, lag nach dem Feinde zu ein kleines Koppie, welches ich am Morgen besetzt hatte. Als mir der General befahl, die rechte Flügelposition einzunehmen, ließ ich Leutnant Badicke mit den übrigen Mannschaften dort zurück. Er wurde später durch Mannschaften vom Detektivkorps (Kommandantschaft Viljoen) verstärkt.

Nachdem die Engländer die Umgehung unserer Hauptstellung bewerkstelligt und den höher gelegenen Hügel, auf dem unsere Geschütze standen, im Rücken Badickes genommen hatten, war dieser noch in seiner alten Stellung. Er wußte vom Aufziehen einer weißen Flagge nichts und verteidigte das Koppie, welches zu halten er den Befehl hatte, gegen den nun auch in seinem Rücken stehenden Feind.

Der Vorfall ist lediglich wieder der schlechten Organisation im Boerenheer zuzuschreiben. Gesetzt den Fall, General Kock hätte das Aufziehen einer weißen Flagge befohlen, so fehlte es doch an Signalen, um die Kapitulation auf der ganzen Linie bekannt zu machen. In der Aufregung des Gefechts wird der meist kleine Lappen nicht bemerkt, und so kämpft selbstverständlich jeder Unterführer weiter.

Das Geschrei der Zeitungen über Verrat und die wiederholte Beschuldigung, daß die Boeren die weiße Flagge gehißt hätten, um den Feind in eine Falle zu locken, wird wohl in den meisten Fällen ebenso haltlos sein wie hier.

Gefangene Boeren, die später zu uns kamen, erzählten, daß bei Spionkop später auf seiten der Engländer genau dasselbe Versehen stattgefunden habe.

Eine Reihe Laufgräben war von englischer Infanterie besetzt. Vor dem letzten Ansturm der Unseren hielt der befehlführende englische Offizier eine weiße Flagge hoch, um sich zu ergeben. Die englischen Soldaten auf dem anderen Flügel konnten diese jedoch wegen einer kleinen Terrainerhöhung, über die der Graben ging, nicht bemerken. Als nun Mannschaften der Boeren vorgingen, um die Engländer

gefangen zu nehmen, bekamen sie so heftiges Feuer, daß viele getötet und verwundet wurden.

Derartige Vorfälle beruhen fast immer auf Mißverständnissen, die in der Hitze des Gefechts nur zu leicht vorkommen können.

In Natal haben wir fast auf jedem Hause eine weiße Flagge bemerkt, die durch die Einwohner zum Zeichen ihrer Neutralität und ihrer friedlichen Absichten gehißt war.

Oft ist es vorgekommen, daß zwei feindliche Patrouillen oder ilungen sich bei einem solchen Gehöft begegneten, oder daß die e die andere überraschte und diese das Gebäude als Deckung be- tzte. Nachher wurde dann der arme Farmer beschuldigt, dem Feinde rschub geleistet, selbst geschossen zu haben und ein Rebell zu sein,) er wurde auf diese Weise mit den Seinen unverschuldet ins te Elend gestürzt.

Es ist entsetzlich, wieviel Justizverbrechen in dieser Hinsicht in Kapkolonie unter der elenden Farce „Martial Law" begangen worden sind. Wieviele holländisch sprechende Farmer haben nicht Hab und Gut verloren, nur allein weil eine transvaalische Abteilung auf ihrem Grund und Boden gelagert hatte, was sie doch mit dem besten Willen nicht hätten verhindern können!

Bei den Bürgern ist im ersten Stadium des Krieges die weiße Flagge wohl öfters falsch angewendet worden. Den meisten war nicht bekannt, daß dieselbe in regulären Armeen als Zeichen der Kapitulation nur vom kommandierenden Offizier oder auf seinen Befehl gehißt werden darf, und daß ein Unterführer es nie wagen würde, ohne Zustimmung seines Oberen von derselben Gebrauch zu machen.

Viele Boeren sind jedoch der Meinung, daß dieses Recht jedem Einzelnen zustehe, und oft kam es vor, daß, wenn einer oder mehrere sich ergeben müssen oder zum Fechten keine Lust mehr hatten, sie ein Taschentuch ans Gewehr banden und dieses hochhielten. Der Feind nahm dann mit Recht an, daß die ganze Abteilung sich

ergeben will; er nähert sich im guten Vertrauen und erhält Feuer von Leuten, die von ihrem Führer noch keinen Befehl zum Feuereinstellen (cease fire) erhalten haben.

Bei Elandslaagte hatten wir einen solchen Fall. Ein Mann, eine Art Pferdebursche oder Koch eines Kommandanten, hatte keine Lust zum Kämpfen und band beim Ansturm der Engländer sein Taschentuch an das Gewehr, um sich mit einigen anderen zu ergeben. In jeder regulären Armee würde ein solcher Feigling nach dieser eigenmächtigen Handlungsweise sofort niedergemacht werden. —

Auf dem Verbandplatz auf der kleinen Farm sah es furchtbar aus. Überall lagen Leichen der Unseren und eine große Anzahl toter Pferde umher.

Surgeon-Major Davis von Johannesburg, während des Krieges Regimentsarzt der Imperial Light Horse, hatte hier während der ganzen Nacht hart gearbeitet und einer Menge Verwundeter geholfen. Das Verbinden ging schnell und ohne unnötige Worte von statten. Auch mein Bein wurde gereinigt und verbunden. Dann teilte Dr. Davis in liebenswürdiger Weise sein Frühstück mit mir.

In einem Zimmer des Farmhauses konnte ich ein wenig schlummern. Bald kam auch mein Bruder Max und erzählte mir seine Erlebnisse während der Nacht. Kapitän Weiß kam ebenfalls und sagte mir, daß er noch während des Gefechts bis nahe an uns herangekommen sei, daß aber in der kleinen Niederung bei dem Koppie das Feuer der Imperial Light Horse und der Gordons so heftig wurde, daß er sich zurückziehen mußte. Er war mit den wenigen Mannschaften, die er noch übrig behalten hatte, zu Leutnant Badickes Stellung gegangen und hatte diesem den Befehl überbracht, durch das Halten des Koppies auch an dieser Seite den Rückzug der Unseren zu decken. Von unseren Leuten war eine ziemliche Anzahl noch glücklich entkommen.

Nachdem der Feind die dominierende Stellung, wo die Geschütze standen, genommen hatte, war ein Raillieren der Unseren unmöglich geworden. Kapitän Weiß gelang es später zu entkommen.

Ich wäre gern zu meiner eigenen Ambulanz gegangen. Das wollte Dr. Davis jedoch nicht zulassen und er schickte mich, nachdem ich etwas geruht hatte, mit indischen Trägern sofort unter Bedeckung einiger seiner Leute nach der Eisenbahnstation.

Auf der Station Elandslaagte waren die Verwundeten alle im Güterschuppen untergebracht. Ein Major vom Army Service Korps und ein junger Militärarzt, der erst am Tage vor dem Gefecht aus Indien angekommen war, taten ihr Bestes für dieselben und erquickten sämtliche Gefangene mit Bouillon.

Unglaubliches haben die indischen Krankenträger mit ihren komfortablen Bahren geleistet, und die Organisation dieses Korps muß mit Recht eine der schönsten und besten Einrichtungen der Engländer in diesem Kriege genannt werden. Die ganze über eine Meile lange Strecke nach der Bahnstation trugen vier dieser Wohltäter mich fortwährend in einem kleinen Trabe. Die Tragbahren sind von Bambus mit Oberzelt und Seitenklappen von Segeltuch.

Am Nachmittage wurde ich in den Sanitätszug verladen. In demselben Abteil, in das ich gebracht wurde, lag bereits ein verwundeter Gordon, und auf meine Bitte ließ der Major den ebenfalls verwundeten Kapitän Schulte-Brockhoff vom Deutschen Korps zu mir ins Coupé bringen. Er hatte einen Lanzenstich durch die rechte Brust.

Bald darauf wurde auch General Kock vorbeigetragen und in ein Coupé gebracht. Eine Kugel hatte ihm den Hüftknochen zerschmettert, eine zweite war durch die Schulter gedrungen. Auch Graf Zeppelin wurde herangetragen; er lebte noch, war aber besinnungslos und starb, wie ich später hörte, auf der Station.

In Ladysmith hatte ich gehört, er sei dort gestorben und begraben, und schrieb dies auch aus der Gefangenschaft an den Obersten seines früheren Regiments, 20. Ulanen in Ludwigsburg; es ist dies jedoch ein Irrtum, er ist in Elandslaagte begraben.

Auch während der Fahrt sorgte der freundliche Major für



Kapitän Graf Zeppelins Beerdigung.

Erfrischungen für uns und patrouillierte bei jeder Haltestelle den Zug ab, um nach dem Nötigen zu sehen.

In den Nachbarcoupés konnte man beständig einige verwundete Boeren stöhnen und jammern hören. Die Ärmsten waren zu bedauern, wie auch der Gordon bei uns, der durch einen Schuß ins Knie ebenfalls entsetzlich litt, aber dennoch keinen Laut von sich gab.

Als wir in Ladysmith ankamen, war es bereits dunkel geworden. Ich wurde in eine Karre gehoben, um nach dem Townhall-Hospital gebracht zu werden.

Einige Imperial Light Horse, von denen einer mich von Johannesburg her kannte, blieben zur Bewachung bei der Karre. Wir hatten etwas Aufenthalt und mußten etwa eine Viertelstunde warten; warum, weiß ich nicht. Während dieser Zeit trat eine Dame an die Karre heran und fragte die Soldaten:

„Wen habt ihr da?"

„Einen Boerenoffizier", war die Antwort.

„Bitte, laßt ihn mir einmal sehen!"

Der galante Light Horse wollte dies nicht verweigern, und die Dame hob das Zelt hoch, so daß das Licht einer nahestehenden Laterne in die Karre fallen konnte.

Ich hatte mir bereits die Decke über den Kopf gezogen und stellte mich schlafend.

„Haben Sie auch Frauen getötet?" fragte die Dame.

Das war mir doch ein bischen zu toll.

„Gestern nicht", sagte ich, „aber vorgestern hatten wir einige gebratene Babies zum Frühstück."

„Shocking!" kam es zurück.

Schöne Begriffe hatte man von uns!

Da wir noch eine Weile warten mußten, fragte ich einen jungen Light Horse, der dicht neben mir stand, wer der tapfere Bursche gewesen sei, der mitten in unserem Feuer seinem verwundeten

Erfrischungen für uns und patrouillierte bei jeder Haltestelle den Zug ab, um nach dem Nötigen zu sehen.

In den Nachbarcoupés konnte man beständig einige verwundete Boeren stöhnen und jammern hören. Die Ärmsten waren zu bedauern, wie auch der Gordon bei uns, der durch einen Schuß ins Knie ebenfalls entsetzlich litt, aber dennoch keinen Laut von sich gab.

Als wir in Ladysmith ankamen, war es bereits dunkel geworden. Ich wurde in eine Karre gehoben, um nach dem Townhall-Hospital gebracht zu werden.

Einige Imperial Light Horse, von denen einer mich von Johannesburg her kannte, blieben zur Bewachung bei der Karre. Wir hatten etwas Aufenthalt und mußten etwa eine Viertelstunde warten; warum, weiß ich nicht. Während dieser Zeit trat eine Dame an die Karre heran und fragte die Soldaten:

„Wen habt ihr da?"

„Einen Boerenoffizier", war die Antwort.

„Bitte, laßt ihn mir einmal sehen!"

Der galante Light Horse wollte dies nicht verweigern, und die Dame hob das Zelt hoch, so daß das Licht einer nahestehenden Laterne in die Karre fallen konnte.

Ich hatte mir bereits die Decke über den Kopf gezogen und stellte mich schlafend.

„Haben Sie auch Frauen getötet?" fragte die Dame.

Das war mir doch ein bischen zu toll.

„Gestern nicht", sagte ich, „aber vorgestern hatten wir einige gebratene Babies zum Frühstück."

„Shocking!" kam es zurück.

Schöne Begriffe hatte man von uns!

Da wir noch eine Weile warten mußten, fragte ich einen jungen Light Horse, der dicht neben mir stand, wer der tapfere Bursche gewesen sei, der mitten in unserem Feuer seinem verwundeten

Kameraden aufs Pferd geholfen und ihn der zurückgehenden Truppe nachgebracht habe.

Der junge Mann wurde ganz verlegen und lispelte:

„Das war ich!“

Welch glücklicher Zufall! Erst hatte mein Bruder Max den Gordon getroffen, der mir das Hirn ausgeblasen hatte, dann wieder den, der mir sechs Zoll kalten Stahl verehrte, und nun traf ich zufällig bei der ersten Frage wieder einen der Bravsten der Braven.

Leider habe ich vergessen, mich nach seinem Namen zu erkundigen. Wenn er es nur auch wirklich ist, und es nicht so geht, wie mit allen denen, die General Colley bei Majuba erschossen haben wollen. Denn nach der Zahl derer zu urteilen, die damit geprahlt haben, daß sie den Todesschuß auf den unglücklichen General feuerten, muß der arme Mann mindestens 999 Kugeln durch seinen Körper bekommen haben.

Einunddreißigstes Kapitel.

Als Verwundeter transportiert.

Bei der Townhall wurde ich in ein großes Markisenzelt gebracht und nun gottlob! auch in Ruhe gelassen. Ich fühlte mich niederträchtig schwach und müde.

In demselben Zelt war ein Leutnant Forbes und mehrere verwundete Imperial Light Horse, unter diesen wiederum ein Bekannter aus Johannesburg, O'Hara, der verschiedene Schüsse hatte. Wir hatten schon auf der Dr. Davisschen Verbandstation nebeneinander gelegen. Seine Wunden waren nach einigen Wochen wieder geheilt; er ging von Pietermaritzburg, wohin er gebracht worden war, zur Front zurück, um gleich im ersten Gefecht wieder verwundet zu werden. Hoffentlich ist dies sein letztes Pech gewesen, das er im Kriege hatte.

Aus Versehen hatte man an der Station Kapitän Schulte-Brockhoff mit einem anderen Verwundeten verwechselt und ihn in ein anderes Spital gebracht.

Die Light Horse waren äußerst liebenswürdig und teilten mit mir alles, was sie nur hatten. Ich konnte mich nicht enthalten, zu O'Hara zu sagen:

„Eine merkwürdige Welt! Erst wollen wir einander durch Kugeln umbringen und jetzt durch Liebenswürdigkeit!"

Zu meinem Bedauern hörte ich, daß der Oberst dieses schönen Regiment, Scotts Chisholme, gefallen, und Major Sampson schwer

verwundet war. Trotz seines kritischen Zustandes und seiner Schmerzen hatte letzterer die Liebenswürdigkeit, einen Offizier zu mir zu schicken, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir seine Hilfe anzubieten.

In der Nacht besuchte mich Major Davis, der glücklicherweise unverwundet aus dem Gefecht gekommen war.

Welche Wendung des Schicksals! Bei Elandslaagte fochten Johannesburger gegen Johannesburger! Vor zwei Jahren waren die Herren Sampson und Davis wegen ihrer Teilnahme an der Reformbewegung 1895 und Januar 1896 in Verbindung mit dem Jameson-Einfall meine Gefangenen, nun war ich der ihre.

Am Montag Nachmittag war ich gerade etwas eingeschlummert, als ich durch das Erscheinen mehrerer höherer Offiziere geweckt wurde, deren einer nach mir fragte.

Es war Sir George White, der Höchstkommandierende der englischen Truppen in Natal, mit einigen Herren seines Stabes. Er erkundigte sich nach meinem Befinden und fragte, ob er etwas für mich tun könne. Ich verneinte seine Frage, da ich alles, dessen ich bedurfte, reichlich hatte. Als er aber im Laufe des Gesprächs die Frage wiederholte, erwiderte ich, daß ich in Pietermaritzburg Freunde hätte und gern dahin geschickt werden möchte.

„Ja, das kann geschehen!“ sagte der General.

„Ich denke, das können wir tun?“ wandte er sich darauf an einen seiner Offiziere; „besonders“, sich wieder zu mir wendend, „wenn Sie Ihr Ehrenwort geben. Sind Sie bereit, es zu geben?“

„Da ich verwundet bin, unter den gewöhnlichen Gebräuchen und wenn Auswechselung dadurch nicht ausgeschlossen ist, ja!“ war meine Antwort.

Der General sagte dies zu und beauftragte einen Begleiter, das Ehrenwort abzunehmen.

General White verabschiedete sich und versprach, daß er sofort Befehl zu meiner Überführung nach Pietermaritzburg geben würde.

Am anderen Morgen stellte sich mir ein Dragonerrittmeister vor und eröffnete mir, daß er mich nach Pietermaritzburg zu begleiten habe.

Ich wurde wieder in eine Tragbahre gebettet, und unter einer Eskorte von sechs Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr trugen mich Indier zur Station.

Eine eigentümliche Etikette haben die Engländer! Zuerst nehmen sie einem Offizier das Ehrenwort ab, und nachdem es gegeben ist, wird er mit aufgepflanztem Seitengewehr bewacht.

Am Bahnhof angekommen, wurde ich in ein Coupé gehoben, und ein Infanterist, wieder mit aufgepflanztem Bajonett, setzte sich zu mir.

Bald kam auch der Kapitän. Er mochte wohl das Lächerliche der Komödie einsehen, denn er befahl dem Mann, das Bajonett abzunehmen, und entschuldigte sich bei mir wegen der Gegenwart des Soldaten. Derselbe sei nur „zu meiner Bedienung" da.

Allerdings war die Ausrede nicht besonders geistreich, und ich konnte mich nicht enthalten, Vergleiche anzustellen mit meiner Lage und der feinen, taktvollen Behandlung, die den gefangenen französischen Offizieren 1870 von seiten deutscher Militärs zu teil geworden war.

Die Reise war höchst unangenehm.

An den Fenstern des Coupés war ein Papier mit „reserviert" angeschlagen, das auf den Stationen nur noch mehr Neugierige an den Wagen lockte, als ohnedies schon durch das Fenster gafften. Natürlich war dies alles andere als wohltuend.

Recht taktlos fand ich es von dem mich begleitenden Dragoneroffizier, daß er auf den Stationen wiederholt Bekannte heranschleppte, um diese mir oder mich ihnen vorzustellen. Ich verbat mir jedoch bald diese zweifelhafte Aufmerksamkeit.

In Pietermaritzburg angelangt, wurde ich von einigen Militärärzten in Empfang genommen und nach den Baracken in der Nähe des Forts getragen, wo ich in eine Zelle des Militärgefängnisses gesperrt wurde.

Der Raum war ungefähr 12×8 Fuß groß und hatte dicht unter der Decke zwei kleine vergitterte Öffnungen. An Möbeln enthielt er ein Bett und einen Stuhl. Die Tür mündete auf einen kleinen Vorplatz, und von diesem ging wieder eine Tür ins Freie. Wieviel Schlösser jede dieser Türen hatte, weiß ich nicht, aber nach dem furchtbaren Gerassel zu urteilen, das dieselben bei dem häufigen Öffnen und Schließen verursachten, müssen es mindestens ein halbes Dutzend gewesen sein. Vor der Tür stand ein Posten und ein anderer ging auf der anderen Seite des Hauses auf und ab. Dies nannte Sir George White, mich auf Ehrenwort zu meinen Freunden schicken!

Ein Gutes hatte jedoch diese unwürdige Behandlung: daß die Militärärzte freundlich und liebenswürdig waren. Namentlich der Chefarzt, Oberstleutnant Johnson, und ein Major, dessen Namen ich leider vergessen habe, behandelten mich aufs beste und gaben mir, was ich nur wünschte.

Oberstleutnant Johnson saß am Abend noch lange bei mir und erzählte mir, daß am Tage nach dem Gefecht bei Elandslaagte Patrouillen unserer von Dundee anmarschierenden Truppen auf die englischen Ambulanzkolonnen geschossen hätten.

Ich erklärte ihm, daß das allerdings möglich sei und daß ich schon befürchtet hätte, daß so etwas eines Tages vorkommen könne; aus dem einfachen Grunde, weil unsere Bürger gewohnt sind, bei einer Ambulanzabteilung, auch wenn sie nur aus einem Arzt und einem Gehilfen oder zwei Sanitätssoldaten besteht, stets eine Genfer Flagge zu sehen. Bei den Khakiuniformen der Engländer ist es aber unmöglich, auch bei geringer Entfernung das kleine rote Kreuz zu erkennen, das die englischen Ambulanzsoldaten auf weißem Felde in der Größe eines Fünfmarkstückes auf dem Arm tragen. Nicht einmal die weiße Binde ist auf dreihundert Schritt zu sehen. Wenn nun die Bürger die gewohnte Genfer Flagge nicht bemerken, halten sie die Ambulanzkolonne für Patrouillen und feuern auf dieselbe.

Ich weiß nicht, ob die englischen Ambulanzabteilungen bei der

Absuchung des Schlachtfeldes später genügend mit solchen Flaggen versehen wurden. Bei Elandslaagte führten sie keine.

Kein Boer wird jedoch jemals mutwillig auf eine Ambulanzkolonne schießen; dies liegt absolut nicht in seinem Charakter. Verirrte Kugeln kommen natürlich vor, und ich glaube nicht, daß es irgend jemand der Unseren einfallen wird, den Engländern den Tod unseres Doktor Hohls vorzuwerfen, der ja auch durchs Herz geschossen wurde, als er gerade einen Verwundeten verband.

Oberstleutnant Johnson schien mit der mir erwiesenen Behandlung nicht einverstanden zu sein. Denn in Artikel 5 der Haager Konvention ist bestimmt:

„Les prisonniers de guerre peuvent être assujettis à l'internement dans une ville, forteresse, camp ou localité quelconque, avec obligation de ne pas s'en éloigner au delà de certaines limites déterminées; mais ils ne peuvent être enfermés que par mesure de sûreté indispensable."

Die Gefängniszelle war jedoch extra von der Militärbehörde ausgesucht worden, und er durfte gegen deren Bestimmungen nicht handeln.

Am nächsten Morgen nach meiner Ankunft in Pietermaritzburg, als noch keine Anstalten gemacht wurden, mich aus dem dumpfen Raum zu nehmen, bat ich Oberstleutnant Johnson, nach einem Ordonnanzoffizier oder Adjutanten des kommandierenden Generals in Pietermaritzburg zu senden, damit dieser meine Beschwerde über die nichtswürdige Behandlung entgegennähme.

Es erschien ein Offizier und überbrachte meine Beschwerde dem General, der darauf persönlich zu mir kam.

Ich teilte dem General mit, daß Sir George White mein Ehrenwort abgenommen und mir versprochen habe, mich zu meinen Freunden nach Pietermaritzburg zu senden, daß ich aber anstatt dessen nicht wie ein verwundeter kriegsgefangener Offizier, sondern wie ein Verbrecher behandelt würde. Der General sagte, daß er von General

White keine näheren Instruktionen erhalten habe, er wolle aber solche erbitten. Nachdem er sich noch eine Weile mit mir unterhalten hatte, entfernte er sich.

Während der Zeit meines Aufenthalts in der Gefängniszelle fühlte ich mich äußerst schlecht und schwach. Ich hatte starkes Fieber und in dem engen Raum fortwährend das Gefühl, als ob mir der Atem ausginge. Die Wände schienen immer näher zu kommen, die Decke immer tiefer, und mir war es, als ob das kleine Fenster oben an der Mauer überhaupt nicht mehr vorhanden wäre.

Am Abend des dritten Tages bei Dunkelwerden kam Oberstleutnant Johnson, brachte mir die Sachen, die mir bei meiner Ankunft abgenommen worden waren, zurück und eröffnete mir zugleich, daß ich in der Nacht nach Durban gebracht werden solle.

Mir war die Nachricht vollständig gleichgültig. Schlechter als in der elenden Zelle konnte es jedenfalls nicht werden. Die Hospitalordonnanz, ein guter freundlicher Bursche, sah, daß ich starkes Fieber hatte und blieb bei mir. Etwa um zehn Uhr kam auch ein Arzt, der mich nach Durban begleiten sollte. Er wohnte früher in Johannesburg, hatte die Stadt vor Beginn des Krieges verlassen und nun seine Dienste der englischen Militärbehörde zur Verfügung gestellt. Mitten in der Nacht wurde ich nach einem Bahnübergang vor der Stadt getragen. Oberstleutnant Johnson ging selbst mit.

Ich war froh, daß wir nicht nach dem Bahnhof gingen und ich so von dem lästigen Begafftwerden durch Neugierige befreit wurde.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde gewartet hatten, kam ein Zug, hielt, und ich wurde in ein Coupé gehoben, in welchem mein Begleiter, der Arzt, es mir so komfortabel wie möglich machte.

Ich kann nicht verhehlen, daß es mich angenehm berührte, daß die englische Militärbehörde diesmal mehr Takt zeigte und nicht wieder einen priemenden, spuckenden Soldaten zu mir ins Coupé setzte.

Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang kamen wir in Durban an. Der Zug fuhr direkt zum Hafenkai, wo er längsseits eines Truppentransportdampfers hielt.

Der Raum zwischen dem Zuge und dem Dampfer war von Matrosen der englischen Marine abgesperrt.

Ich wurde aus dem Coupé gehoben und auf das Schiff getragen, wo man mich in einer netten, komfortablen Kajüte niederlegte.

Beim Verlassen des Zuges sah ich erst, daß in demselben auch die unverwundeten Gefangenen von Elandslaagte waren, die ebenfalls auf den Dampfer „Putiala" gebracht werden sollten.

In der Nähe lag ein englisches Kanonenboot, der „Tartar", das die Wachen für das Transportschiff stellte. Der Kapitän des „Tartar" stellte sich mir im Laufe des Tages vor, ebenso der Arzt, der auf unserem Schiffe blieb und auch aufs beste für mich sorgte.

Ich hatte noch nicht lange in meiner Kajüte gelegen, als der wachthabende Marineleutnant zu mir kam und mich fragte, ob ich nicht wüßte, wieviel Offiziere von uns bei Elandslaagte gefangen genommen worden seien. Es hätten sich im Verhältnis zur Anzahl der Mannschaften eine große Menge Leute als Offiziere ausgegeben, und da die Gefangenen nicht uniformiert seien, sei es schwer für ihn, die Offiziere von den Mannschaften zu unterscheiden. Es kämen fortwährend noch mehr, die vorgäben, Offiziere zu sein.

Ich erwiderte, daß ich überhaupt erst erfahren hätte, daß noch Gefangene im Zuge seien, als ich von demselben nach dem Schiffe gebracht wurde. Auch in Ladysmith sei ich allein im Hospital gewesen, könne also nicht wissen, welche von unseren Offizieren gefangen seien. Wenn er mir aber eine Liste der Personen geben wolle, die sich als Offiziere gemeldet hätten, würde ich im stande sein, die Frage zu beantworten.

Der Vorhang meiner Kajüte war aufgelassen, und gerade ging eine Person schwatzend und lachend in den gegenüberliegenden Raum.

White keine näheren Instruktionen erhalten habe, er wolle aber solche erbitten. Nachdem er sich noch eine Weile mit mir unterhalten hatte, entfernte er sich.

Während der Zeit meines Aufenthalts in der Gefängniszelle fühlte ich mich äußerst schlecht und schwach. Ich hatte starkes Fieber und in dem engen Raum fortwährend das Gefühl, als ob mir der Atem ausginge. Die Wände schienen immer näher zu kommen, die Decke immer tiefer, und mir war es, als ob das kleine Fenster oben an der Mauer überhaupt nicht mehr vorhanden wäre.

Am Abend des dritten Tages bei Dunkelwerden kam Oberstleutnant Johnson, brachte mir die Sachen, die mir bei meiner Ankunft abgenommen worden waren, zurück und eröffnete mir zugleich, daß ich in der Nacht nach Durban gebracht werden solle.

Mir war die Nachricht vollständig gleichgültig. Schlechter als in der elenden Zelle konnte es jedenfalls nicht werden. Die Hospitalordonnanz, ein guter freundlicher Bursche, sah, daß ich starkes Fieber hatte und blieb bei mir. Etwa um zehn Uhr kam auch ein Arzt, der mich nach Durban begleiten sollte. Er wohnte früher in Johannesburg, hatte die Stadt vor Beginn des Krieges verlassen und nun seine Dienste der englischen Militärbehörde zur Verfügung gestellt. Mitten in der Nacht wurde ich nach einem Bahnübergang vor der Stadt getragen. Oberstleutnant Johnson ging selbst mit.

Ich war froh, daß wir nicht nach dem Bahnhof gingen und ich so von dem lästigen Begafftwerden durch Neugierige befreit wurde.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde gewartet hatten, kam ein Zug, hielt, und ich wurde in ein Coupé gehoben, in welchem mein Begleiter, der Arzt, es mir so komfortabel wie möglich machte.

Ich kann nicht verhehlen, daß es mich angenehm berührte, daß die englische Militärbehörde diesmal mehr Takt zeigte und nicht wieder einen priemenden, spuckenden Soldaten zu mir ins Coupé setzte.

Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang kamen wir in Durban an. Der Zug fuhr direkt zum Hafenkai, wo er längsseits eines Truppentransportdampfers hielt.

Der Raum zwischen dem Zuge und dem Dampfer war von Matrosen der englischen Marine abgesperrt.

Ich wurde aus dem Coupé gehoben und auf das Schiff getragen, wo man mich in einer netten, komfortablen Kajüte niederlegte.

Beim Verlassen des Zuges sah ich erst, daß in demselben auch die unverwundeten Gefangenen von Elandslaagte waren, die ebenfalls auf den Dampfer „Putiala“ gebracht werden sollten.

In der Nähe lag ein englisches Kanonenboot, der „Tartar“, das die Wachen für das Transportschiff stellte. Der Kapitän des „Tartar“ stellte sich mir im Laufe des Tages vor, ebenso der Arzt, der auf unserem Schiffe blieb und auch aufs beste für mich sorgte.

Ich hatte noch nicht lange in meiner Kajüte gelegen, als der wachthabende Marineleutnant zu mir kam und mich fragte, ob ich nicht wüßte, wieviel Offiziere von uns bei Elandslaagte gefangen genommen worden seien. Es hätten sich im Verhältnis zur Anzahl der Mannschaften eine große Menge Leute als Offiziere ausgegeben, und da die Gefangenen nicht uniformiert seien, sei es schwer für ihn, die Offiziere von den Mannschaften zu unterscheiden. Es kämen fortwährend noch mehr, die vorgäben, Offiziere zu sein.

Ich erwiderte, daß ich überhaupt erst erfahren hätte, daß noch Gefangene im Zuge seien, als ich von demselben nach dem Schiffe gebracht wurde. Auch in Ladysmith sei ich allein im Hospital gewesen, könne also nicht wissen, welche von unseren Offizieren gefangen seien. Wenn er mir aber eine Liste der Personen geben wolle, die sich als Offiziere gemeldet hätten, würde ich im stande sein, die Frage zu beantworten.

Der Vorhang meiner Kajüte war aufgelassen, und gerade ging eine Person schwatzend und lachend in den gegenüberliegenden Raum.

Ich sah zu meinem Erstaunen, daß es die Person war, die bei Kommandant Viljoen als Kutscher, Koch und Pferdebursche fungiert hatte und die sich bei Elandslaagte schon im Anfang des Gefechts durch Hochhalten einer weißen Flagge ergeben hatte.

„Ist das etwa auch ein Offizier?" fragte ich den Marineleutnant.

„Ja", erwiderte er, „der Herr hat sich als Kapitän ..... ausgegeben."

Das ging mir denn doch über alle Begriffe! Unter allen den Namen, die mir genannt wurden, war nur ein Offizier: Kapitän W. de Witt-Hamer vom Holländischen Korps.

„Bitten Sie Kapitän de Witt-Hamer, daß er Ihnen die Offiziere persönlich vorstellt; auf seine Vorstellung hin können Sie sich verlassen!"

Ich weiß nicht, ob der Marineoffizier dies getan hat. Jedenfalls aber wurden auch nachher eine ganze Menge Leute von der englischen Militärbehörde als Offiziere gerechnet und als solche behandelt.

Die Zeitungen brachten in ihren Gefangenenlisten stets eine große Menge gefangener transvaalischer Offiziere. Viele Gefangene, die eine etwas bessere soziale Stellung hatten als andere, namentlich Zivilbeamte, wurden als Offiziere gerechnet, ohne auf diesen Rang auch nur den geringsten Anspruch zu machen oder machen zu können, und trotz des Widerspruchs von Offizieren und Mannschaften wurden sie von der englischen Militärbehörde dennoch als Offiziere behandelt. Auf St. Helena teilte mir z. B. einer der Kommandanten von Deadwood-Lager später mit, daß er jeden Gefangenen, der einen höheren Rang als ein Sergeant einnehme, als Offizier zu behandeln habe. Alle Zivilbeamten und auch Mannschaften der Feldtelegraphie rangierten auf den Gefangenenlisten als Offiziere.

Es schien beinahe, daß es der englischen Militärbehörde willkommen war, sich in den veröffentlichten Gefangenenlisten mit einer großen Anzahl solcher Offiziere brüsten zu können; möglich auch, daß sie damit beabsichtigte, bei einer eventuellen Auswechselung ihre Offiziere,

die bei Dundee und in anderen Gefechten in bedeutend größerer Anzahl in die Hände der Unseren gefallen waren, zurückzubekommen. —

Die „Putiala“ fuhr, nachdem alle Gefangenen an Bord waren, sofort weiter in den Hafen hinaus und legte sich dort vor Anker. Hier blieben wir bis Sonnabend Nachmittag.

Am Freitag kam das Kanonenboot „Partridge“ an, das uns nach der Simonsbai begleiten sollte, und am folgenden Tage (28. Oktober 1899) fuhren wir ab.

Das Wetter war schön, aber trotzdem rollte das Schiff stark. Am Sonntag jedoch kam ein starker, anhaltender Sturm, und die See ging bei Kap Agulhas so hoch, daß wir das uns begleitende Kriegsschiff aus Sicht verloren.

Unsere armen Mannschaften, namentlich die Boeren, von denen die meisten die See noch nie gesehen hatten, litten unsäglich. Eng lagen sie in dem engen Schiffsraume auf dem Boden zusammengepfercht, denn Hängematten waren nicht vorhanden.

Wegen des hohen Seegangs und des starken Schaukelns des Schiffes rollten sie fortwährend übereinander, da nichts sich ihnen bot, woran sie sich festhalten konnten. Fast alle waren seekrank; auf Deck durften sie wegen der Sturzwellen nicht kommen und so mußten sie ihren Tribut an Neptun im Schiffsraume während des Übereinanderrollens bezahlen.

Da in demselben Schiffe wenige Tage vorher erst das 5. Lancerregiment von Indien angekommen war, dessen Pferde in demselben Schiffsraume gestanden hatten, läßt sich denken, welche pestilenzialische Luft unten herrschte; denn zum ordentlichen Reinigen des Schiffes war keine Zeit gewesen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Gefangen auf der „Penelope“.

Alle fühlten sich wie aus der Hölle erlöst, als wir nach sechstägiger Reise endlich in der Simonsbai ankamen. Hier trafen wir auch das Kanonenboot wieder, das während des Sturmes im Schutze der Küste vor Anker gegangen war.

Wir wurden auf ein altes, ausrangiertes Kriegsschiff gebracht, das im Hafen verankert lag, die „Penelope“. Ein Teil desselben wurde von der Marineverwaltung als Militärgefängnis benutzt, und die Räume des Hinterschiffs dienten als Wohnungen für solche Ingenieure und Offiziere des in Simonstown stationierten Geschwaders, die keinem besonderen Schiffe zugeteilt waren.

Der frühere Admiralsteil wurde von Kapitän Bruce und seiner Familie bewohnt. Er war der Kommandant des Wachtschiffes „Monarch“ und sollte zugleich die Aufsicht über die Gefangenen führen.

Ich sollte zuerst nach Simonstown ins Hospital gebracht werden. Ein Marinearzt riet mir jedoch, lieber sofort auf die „Penelope“ zu gehen, da ich im Hospital nicht denselben Komfort finden würde wie auf dem Schiff.

Den gefangenen Offizieren waren die früheren Offizierskabinen des Schiffes angewiesen, die, alle verhältnismäßig große luftige

Räume, in ein großes Gelaß mündeten, das früher als Offiziersmesse gedient hatte.

Meine Kabine besaß eine Koje, eine Kommode, Waschtisch, Tisch und zwei Stühle. Durch ein Fenster bekam sie hinreichend Luft und Licht. An Rationen erhielten wir von nun an die gewöhnlichen Rationen, die das englische Militär bezieht. Sie waren reichlich und gut und bestanden aus Tee resp. Kaffee, Zucker, Brot, Fleisch, Kartoffeln und etwas Gemüse. Gekocht wurde auf dem Schiff.

Auch unsere Mannschaften waren gut untergebracht. In den luftigen Batterieräumen waren überall Hängematten aufgehängt, und so fühlten sich die Leute bald zufrieden und erkannten auch allgemein die freundliche Behandlung an, die ihnen durch die Marineverwaltung zu teil wurde.

Auffallend war das gute Verhältnis, das sich gleich in den ersten Tagen zwischen den Gefangenen und den englischen Matrosen entspann. Man konnte jetzt jeden Abend Matrosen und Gefangene miteinander tanzen sehen. Sie saßen auch wohl plaudernd oder singend beieinander.

Einige Tage nach unserer Ankunft erhielten wir schon die ersten Liebesgaben von unseren Afrikanerfreunden aus der Umgegend von Kapstadt. An allen Orten in der Kapkolonie bildeten sich Komitees zur Unterstützung von Kriegsgefangenen, und von jetzt ab kamen fast täglich Kisten mit Fleisch, Gemüse, Früchten, Brot, Kuchen, Tabak und Kleidern und unzähligen anderen Geschenken an.

Wir können den Kapafrikanern nie genug dankbar sein für die Teilnahme, die sie uns während der Gefangenschaft erwiesen haben, denn ihre Beweise der Freundschaft und Sympathie haben uns die Gefangenschaft sehr erleichtert.

Als wir in Simonstown ankamen, hatten unsere Mannschaften fast nichts; nur sehr wenige hatten ein Bündelchen mit einigen Kleinigkeiten. Als wir die „Penelope" verließen, war fast keiner, der nicht eine kleine Kiste mit Geschenken an Kleidern usw. mit sich

führte. Kapitän Bruce erlaubte uns, zu korrespondieren soviel wir wünschten. Allerdings war die Korrespondenz der Zensur unterworfen. Wir durften jede beliebige Zeitung halten und täglich von 12—4 Uhr Besuche empfangen.

Bücher und Zeitungen wurden uns von unseren Freunden in großer Menge zugeschickt, ebenso Briefpapier und anderes Schreibmaterial. Wir hatten an nichts Mangel, und Kapitän Bruce und Marineleutnant Patterson suchten uns die Gefangenschaft in jeder Beziehung zu erleichtern und den Aufenthalt auf dem Schiffe so angenehm wie möglich zu machen.

Mir als Verwundetem wurde von unseren Afrikanerfreunden viel Teilnahme bewiesen, und fast immer hatte ich in meiner Kabine einen Strauß schöner Blumen, der mir überbracht oder zugesendet worden war.

Meine Wunde heilte gut und schnell. Der Marinelazarettgehilfe des Schiffes, Hicks, pflegte mich aufs beste, und so konnte ich gleich nach den ersten Tagen schon auf Krücken herumhumpeln und auf dem Deck sitzen, über das Kapitän Bruce zum Schutze gegen die Sonne ein Zeltdach hatte spannen lassen.

Auch die Gattin des Kapitäns, Mrs. Bruce, war gegen uns sehr liebenswürdig, und wir alle bedauerten, daß sie schon nach wenigen Wochen das Schiff verließ, um nach England zurückzukehren.

Zum Gottesdienst kam jeden Sonntag der holländische Prediger van der Lingen von Simonstown an Bord, der sich auch sonst der Gefangenen annahm, indem er ihre Wünsche und Bedürfnisse dem Hilfskomitee in Kapstadt übermittelte.

Unsere Mannschaften wurden Morgens um neun Uhr und Nachmittags um vier auf Deck gemustert und konnten sich dort nach Belieben bis um neun Uhr Abends aufhalten.

Es ist natürlich, daß trotz dieser menschenfreundlichen Behandlung, die allerdings die Gefangenschaft sehr erleichterte, es doch sehr auf das Gemüt wirkte, auf einem engen Schiffe, auf dem man sich

kaum bewegen konnte, gefangen sitzen zu müssen, während die Kameraden an all den siegreichen Kämpfen in Natal und der Kapkolonie teilnehmen durften. Die düsteren Gedanken und Sorgen verließen mich Tag und Nacht nicht und ließen mich oft stundenlang schlaflos auf meinem Lager herumwälzen.

Wieviel hatte der gute alte Präsident von mir erwartet, und mit welchen Hoffnungen war ich an der Spitze unserer braven deutschen



Die „Penelope“ vor Simonstown.

Jungens ins Feld gerückt, und nun war ich gleich im ersten Gefecht verwundet, und wie es schien, auch für das ganze Spiel vom Schachbrett gestrichen!

Wo mochten meine Söhne sein? Im November hörte ich, daß drei im Felde seien; der jüngste von ihnen war bei Ausbruch des Krieges erst fünfzehn Jahre alt. Mein Adolf sollte nach Elandslaagte mit Kapitän Eloffs Kolonne nach dem Norden gegen Kolonel Plumer

gegangen sein; aber niemand konnte mir sagen, ob meine Söhne noch gesund und am Leben waren.

Ein Trost waren die Briefe von Freunden aus Transvaal, die wir auf dem Umwege über Delagoabai erhielten und die uns auf baldiges Auswechseln der Kriegsgefangenen hoffen ließen.

Der Generalkonsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika, General Stowe, besuchte uns gleich in den ersten Tagen und teilte uns mit, daß er beauftragt sei, die Interessen der transvaalischen Kriegsgefangenen wahrzunehmen. Auch er war überzeugt, daß wir unsere Auswechselung jeden Tag erwarten dürften.

Unsere gute Behandlung während der ersten Wochen auf der „Penelope" sollte jedoch bald ein ganz plötzliches Ende finden.

Eines Morgens teilte mir Kapitän Bruce mit, daß die Militärbehörde in Kapstadt die Aufsicht und alle Anordnungen über die Kriegsgefangenen übernommen habe und er von nun ab nur für unsere Bewachung verantwortlich sei.

Leider fühlten wir den Wechsel nur zu bald. Gegen Ende November kamen die verwundeten Gefangenen von Elandslaagte in Kapstadt an, und da diese unter die direkte Aufsicht der Militärbehörden gestellt waren, kamen wir unter das gleiche Regime. Dasselbe unterschied sich allerdings sehr von dem der Marinebehörde; denn die kleinlichen Schikanen, die man uns von jetzt ab in jeder Hinsicht fühlen ließ, waren Beweis genug, daß die Etappenoffiziere des Landheeres nicht alle dieselben humanen Ansichten betreffs Behandlung der Kriegsgefangenen hatten, wie sie bei den Marineoffizieren zu finden waren.

Besucher wurden nicht mehr zugelassen, unsere Korrespondenz hörte auf, wir bekamen keine Zeitungen mehr, Geschenke und Lebensmittel, die unsere Freunde uns sandten, wurden so lange zurückgehalten, bis sie verdorben waren; oft bekamen wir sie überhaupt nicht. Kurz, man ließ uns fühlen, wo man nur konnte, daß wir für unsre — Kühnheit, gegen England gefochten zu haben, von Kapitän Bruce viel zu gut behandelt worden waren!

Von unserer Seite war zu diesen verschärften Maßregeln nicht die geringste Veranlassung gegeben worden, und auch Kapitän Bruce konnte sich dieselben nicht erklären.

Die Bestimmungen, die die Militärbehörde für uns traf, glichen mehr Hausregeln für Strafanstalten für Verbrecher als Reglements für kriegsgefangene Soldaten. Der kleinliche und unwürdige Zwang, den sie uns auferlegten, stand im krassen Gegensatze zu den Freiheiten, die die Transvaalregierung in Pretoria den gefangenen englischen Offizieren erlaubte.

Während der ganzen Zeit unserer Gefangenschaft auf den Transportschiffen bis zur Abreise nach St. Helena habe ich bemerkt, daß die Engländer absolut keine festen Regeln und überhaupt kein allgemeines System für die Behandlung von Kriegsgefangenen haben. Jeder der verschiedenen befehlführenden Offiziere tut und läßt eben, was er gerade für gut hält.

Die Marineoffiziere, Kapitän Bruce und Leutnant Patterson, hatten von vornherein feste Anordnungen getroffen und hielten sich an diese. Die Herren von der Miliz jedoch, unter deren Aufsicht wir später standen, machten fast jeden Tag neue Regeln, um sie am folgenden Tage wieder umzuwerfen. Heute dies und morgen das, jeden Tag etwas Neues, und meist warteten sie gar nicht einmal ab, um zu sehen, ob die eben getroffene Bestimmung auch gut war. Eine Ausnahme machte nur ein einziger unserer nicht regulären „Aufsichtsräte“, das war Kapitän Perkins von irgend einem kolonialen Freiwilligenregiment, der eine Zeitlang in Simonstown unser Aufsichtsoffizier war. Was er tat und anordnete, hatte doch wenigstens Sinn, und er führte auch seine Anordnungen aus.

Auffallend war stets ein gewisser Haß und Bitterkeit, die fast alle englischen Offiziere gegen die Europäer zeigten, die in den Reihen der Boeren gekämpft hatten. Selbst Herren, die durch eine bessere Bildung und ihre menschenfreundlichen Anschauungen unsere Achtung verdienten, haben sich trotzdem einer kleinlichen und ungerechtfertigten

Voreingenommenheit nicht erwehren können. Man zog bei uns weder lange Dienstzeit im transvaalischen Regierungsdienst noch die uns durch das Wehrgesetz auferlegte allgemeine Kriegsdienstpflicht in Betracht; wir waren in ihren Augen eben nur Abenteurer, Söldlinge, free lancers, Glücksoldaten, und Gott weiß was noch!

Sogar später auf St. Helena wurde einmal von einem älteren englischen Offizier in einer Unterhaltung mit mir dieser Punkt berührt. Er sagte:

„Ich begreife, daß Leute wie Sie, die schon lange in transvaalischen Diensten sind, gegen uns fechten, oder solche, die durch langen Aufenthalt im Lande das Bürgerrecht erworben haben. Aber was haben wir Leuten wie z. B. dem russischen Fürsten Bagration oder den französischen und deutschen Offizieren getan, daß sie nach Afrika kommen, um uns in den Reihen der Boeren zu bekämpfen?"

Ich erwiderte:

„Die meisten dieser Herren sind nach dem Kriegsschauplatz gekommen, um ihre militärischen Kenntnisse durch praktische Erfahrungen zu bereichern und sie später in ihren eigenen Armeen wieder verwerten zu können. Sie dürfen nicht vergessen, daß im russisch-türkischen und im türkisch-griechischen Kriege ebenfalls eine Anzahl englischer Offiziere Dienst nahm. Im erstgenannten in den türkischen, im zweitgenannten Kriege in den griechischen Reihen, ja im letzteren kämpfte sogar ein in England organisiertes Freikorps gegen die Türken, mit denen England doch in Frieden und Freundschaft lebte!"

„Das mag wohl sein", war die Antwort, „aber ich kann nun einmal nicht leugnen, daß ich gegen diese Europäer ein bitteres Gefühl hege!"

Nun, wenn die Offiziere beim Etappenstabe in Kapstadt ebenso dachten wie jener Oberst auf St. Helena, dann kann ich bestätigen, daß sie sich nie Mühe gegeben haben, uns dieses bittere Gefühl zu verheimlichen.

Als wir uns gegen die unnötig harten Verordnungen bei der

Militärbehörde beschwerten, wurden allerdings wieder Besucher zugelassen, jedoch war das Erlangen einer Erlaubniskarte mit so vielen Schikanen und Scherereien verknüpft, daß nur wenige unserer Freunde Lust hatten, sich ihnen auszusetzen.

Nur einmal in der Woche wurde acht Besuchern Zugang auf das Schiff gestattet, stets nur zweien zugleich und nicht länger als zwanzig Minuten, also bei weitem nicht die Vergünstigung, die man Verbrechern in den transvaalischen Gefängnissen gewährt. Bei der großen Zahl Gefangener konnte nach dieser neuen Regel jeder nur einmal alle zehn Wochen Besuch erhalten.

Lebensmittel und Geschenke, die früher direkt nach dem Schiff geschickt werden konnten, wo sie der diensttuende Offizier nachsah, mußten jetzt alle erst nach Kapstadt gehen. Wenn wir sie dann überhaupt noch bekamen, waren sie meist verdorben.

Um Erlaubniskarten zum Besuche des Schiffes Nachsuchende wurden in Kapstadt von Pontius zu Pilatus geschickt, so daß sich bald niemand mehr um dieselben bewarb.

Auch unsere Briefe mußten erst alle nach Kapstadt gehen, und dann bekamen wir sie, wie auch unsere Zeitungen, im günstigsten Falle drei Wochen später.

Am 18. Dezember bekam ich vom amerikanischen Generalkonsul, bei dem ich über die ungerechtfertigte plötzliche Strenge und die ungerechten Maßregeln Beschwerde geführt hatte, folgenden Brief, der in deutscher Übersetzung lautet:

Generalkonsulat der Vereinigten Staaten von Amerika, Kapstadt. S. A.
16. Dezember 1899.

Werter Admiral Harris!

Wollen Sie freundlichst das Folgende Oberst Schiel, einem Gefangenen auf J. M. S. Penelope, vorlesen und verbinden sich

Ihren ergebenen

J. G. Stowe

U. S. Konf. Gen.

Oberst Schiel.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe Ihren Brief vom 14. November erst gestern erhalten und kann die Zeitversäumnis nicht begreifen.

Erlauben Sie mir zuerst, Sie, was meine Stellung den Kriegsgefangenen gegenüber betrifft, zu berichtigen.

Es ist wahr, daß der Konsul der Vereinigten Staaten beauftragt ist, in Transvaal und im Oranjefreistaat die britischen Interessen wahrzunehmen.

Er erhielt ein Kabeltelegramm vom Staatssekretär der Vereinigten Staaten, mir wöchentlich eine Liste der englischen Gefangenen zu senden und über ihren Zustand usw. zu berichten.

Nach Empfang dieses Kabeltelegramms, von dem mir vom Staatssekretär eine Kopie gesandt worden ist, wurde ich gebeten und durch die kaiserliche (englische) Behörde, sowie durch einen der Kolonialminister autorisiert, dem Konsul der Vereinigten Staaten zu Pretoria eine Liste der Boerengefangenen zu senden und ebenfalls über ihren Zustand usw. zu berichten.

Dies habe ich erhalten und befördert.

Ich habe mich auch hinsichtlich Ihrer Telegramme und Postsachen verwandt und Sie und die Gefangenen im Neuen Militärhospital besucht und fand, daß Sie keine Klagen vorzubringen hatten.

Ich habe in der Tat alles getan, was ich konnte, und war sehr glücklich, es tun zu können.

Aber bis zum heutigen Tage war der Konsul der Vereinigten Staaten noch nicht im stande, mir die Liste usw. der englischen Gefangenen zu senden, son'ern hat mir mitgeteilt, daß Ihre Regierung nicht wünsche, daß er als britischer „Agent“ oder Zwischenperson zwischen der englischen Regierung und der Ihrigen auftrete, und daß jede Information den Weg durch die Militärbehörden beider Regierungen zu nehmen habe.

Nach Empfang dieser Information blieb mir nichts anderes übrig, als zur Seite zu treten und meine Dienste einzustellen.

Nach Empfang Ihres Briefes vom 14. v. M. besuchte ich gestern Seine Exzellenz den Oberkommissar, der mir mitteilte, daß alles getan werde, es den Gefangenen behaglich zu machen, daß neue Quartiere eingerichtet werden und daß auch der die Korrespondenz betreffenden Angelegenheit alle Aufmerksamkeit geschenkt werde.

Ich habe dies für Sie persönlich getan und nicht in der Eigenschaft eines Vermittlers.

Ich habe die Ehre zu sein
usw.
J. G. Stowe.

Also einen Monat hatte meine Beschwerde gebraucht! Von Simonstown nach Kapstadt ist es eine Entfernung von einer Stunde mit der Bahn. Als General Stowe uns besuchte, hatten wir allerdings keinen Grund zu einer Beschwerde, denn damals standen wir noch unter der Marinebehörde und unter der direkten Aufsicht des Kapitän Bruce.

Aus dem Briefe des Generals konnten wir jedoch sehen, daß wir nun überhaupt keinen offiziellen Schutz mehr hatten und niemand, der unsere Interessen wahrnahm.

Das Herumexperimentieren an uns durch die Militärbehörde in Kapstadt ging also lustig weiter, oder vielmehr, es fing erst recht an.

Zu bedauern waren die englischen Militärsträflinge, die ebenfalls auf der „Penelope" waren. Wenn sie nicht an Land arbeiteten, mußten sie Morgens und Abends eine Stunde im Geschwindschritt auf dem Vorderdeck hintereinander im Kreise herumlaufen, durften nie ein Wort sprechen und wurden dann wieder in ihre engen Zellen eingesperrt; oder sie mußten Haufen alter Kanonenkugeln von einer Stelle auf eine andere umpacken und dann wieder auf die alte Stelle zurückschaffen.

Eine geisttötendere Arbeit läßt sich wohl nicht denken. Sie bietet wieder einen Beweis, wie sehr das Gefängniswesen in den englischen Kolonien Südafrikas noch hinter der modernen Zivilisation zurückgeblieben ist. Es ist ebenso veraltet wie das unsere in Transvaal, aber unser System ist bezüglich der Behandlung der Gefangenen doch viel milder, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß hier und da Überschreitungen der Disziplinargewalt durch einzelne Beamte vorgekommen sein mögen.

Auf dem Hinterschiff der „Penelope“ befand sich ein kleines Podium, das einen freien Überblick über den Hafen und die Stadt bot. Da das Schiff, wie alle alten englischen Kriegsschiffe sehr hohe Brustwehren hatte, konnte man vom Deck aus nicht über dieselben hinwegsehen; deshalb war die kleine Gallerie stets unser Lieblingsaufenthalt.

Bald nach der Ankunft in Simonstown beschwerte ich mich bei dem inzwischen von England eingetroffenen Höchstkommandierenden der englischen Armee Sir Redvers Buller über die mir in Natal angetane Behandlung.

Es ist mir heute noch nicht klar, warum General Buller die auf diese Beschwerde bezügliche Korrespondenz in der „Cape Times“ vom 15. November 1899 veröffentlichte, da sie für das Publikum nicht von Interesse sein konnte. Da er es jedoch einmal getan hat, ist es auch von mir nicht indiskret und nur natürlich, daß ich mir auf seine Antwort noch einige Bemerkungen erlaube.

General Buller läßt schreiben:

55, Grave Street, Kapstadt.
10. November 1899.

Geehrter Herr!

Sir R. Buller, der Oberkommandierende der Truppen in Südafrika, beauftragt mich, den Empfang Ihres Briefes vom 9. November 1899 anzuzeigen. Sir Redvers Buller bedauert, daß Sie in Mißlichkeiten gebracht sind, kann aber den Etikettebruch, über den Sie klagen,

nicht zugeben. Kein Kommandierender kann einen Gefangenen auf Ehrenwort entlassen oder Kontrolle über seine Bewachung außerhalb der Grenze seines Kommandobezirks ausüben. Infolge der Tätigkeit der republikanischen Streitkräfte ist General Whites Kommando augenblicklich auf Ladysmith beschränkt, und der in Natal kommandierende Offizier war vollkommen berechtigt, solche Anordnungen für die Bewachung von Kriegsgefangenen zu treffen, wie sie seine Kommandostellung erforderte.

Großbritannien ist 6000 Meilen vom Kap entfernt. Die Transvaalregierung erklärte den Krieg und fiel in britisches Gebiet ein, bevor die britische Macht im Felde sein konnte. Sie erhielt dadurch den unschätzbaren militärischen Vorteil der Initiative. Ohne Zweifel zog sie damals die Tatsache in Betracht, daß die kleine, ihr entgegengestellte britische Streitmacht nur sehr wenige Leute erübrigen konnte, um Kriegsgefangene zu bewachen, die deshalb schärferen Bewachungsmaßregeln unterworfen werden müssen. Bei Ankunft der britischen Streitmacht wird Sir Redvers sein Bestes tun, um einen Mißstand zu verbessern, den er gerade so sehr bedauert wie Sie.

Ich habe die Ehre zu sein
Ihr gehorsamer Diener
Fred. W. Stopford, Oberst
Militärsekretär.

Oberstleutnant A. Schiel
Kommandeur D. C. Südafrikanische Republik.
An Bord J. M. S. Penelope
Simonsbai.

General Buller sagt, daß kein Kommandeur einem Gefangenen außerhalb der Grenze seines Kommandobezirks gegen Ehrenwort Begünstigungen zugestehen könne und daß für ihn dort eine Kontrolle über die Bewachung der Gefangenen nicht möglich sei. Nun war aber General White Höchstkommandierender über sämtliche englische

Truppen in Natal, also auch über die in Pietermaritzburg garnisonierenden. Er hatte mir das Ehrenwort abgenommen, nachdem er mir versprochen hatte, mich zu meinen Freunden nach Pietermaritzburg zu senden, und wenn auch sein Kommando von Anfang November an dadurch auf Ladysmith beschränkt war, daß unsere Truppen die Stadt einschlossen, so gab er mir doch am 23. Oktober ein Versprechen, das für seinen Kommandobezirk, also auch für Pietermaritzburg, galt. An diesem Tage war eben noch ganz Natal sein Kommandobezirk. General White war also durch sein Versprechen verpflichtet, dem ihm unterstellten General in Pietermaritzburg die nötigen Instruktionen zukommen zu lassen, und dieser wäre dann unter allen Umständen gebunden gewesen, sie zu befolgen.

Der kommandierende General von Pietermaritzburg behauptet aber ausdrücklich, überhaupt keine Instruktionen, die mich betrafen, von General White empfangen zu haben.

Ich kann weder bestreiten, daß Großbritannien 6000 Meilen vom Kap entfernt ist, noch daß die Transvaalregierung, als sie den Krieg erklärte und unsere Truppen in britisches Gebiet einrückten, dadurch den immensen militärischen Vorteil der Initiative erhielt, da die britische Armee noch nicht im Felde war. Aber was hat dies mit dem Versprechen des Generals White zu tun?

Dies alles wußte dieser doch auch, und gerade, weil er wußte, daß er nur wenige Truppen zur Verfügung hatte, um Gefangene zu bewachen, war er umsomehr berechtigt, verwundete Offiziere auf Ehrenwort zu ihren Freunden innerhalb seines Kommandobezirks zu schicken. Aber es lag absolut kein Grund vor, ein einmal gegebenes Versprechen nicht zu halten, sich seiner Verpflichtungen rücksichtslos zu entledigen, um den Offizier, dem er sein Versprechen gab, im Widerspruch gegen jede militärische Etikette wie einen Verbrecher einsperren und bewachen zu lassen.

Am Ende des Briefes läßt General Buller schreiben, er werde

nach Ankunft der englischen Truppen sein Bestes tun, einen Mißstand zu verbessern, den er ebensosehr bedauere wie ich.

Trotz dieses Versprechens blieb die Sache wie sie war.

Mit General Bullers Entschließung gab ich mich nicht zufrieden und richtete, da General Buller bald darauf nach Natal abreiste, am 1. Januar 1900 eine Beschwerde an Feldmarschall Roberts.

Einige Wochen nach meiner Ankunft auf St. Helena erhielt ich vom Sekretär des Feldmarschalls Roberts, Oberstleutnant H. V. Covan, durch Oberst Leese, den kommandierenden Offizier auf der Insel, den folgenden merkwürdigen Brief, den ich in deutscher Übersetzung mitteile:

Abschrift.

Hauptquartier. Südafrikanische Feldmacht.

Bloemfontein, 4. April 1900.

Vom Militärsekretär des Feldmarschalls, des Oberkommandierenden in Südafrika.

An den kommandierenden General aller Verbindungslinien
Kapstadt.

Bezüglich einer Beschwerde des Oberstleutnant A. Schiel von der Armee der Südafrikanischen Republik, jetzt Kriegsgefangener in Kapstadt, datiert vom 1. Januar 1900 und durch Sie weiter befördert, bin ich durch den Feldmarschall, den Höchstkommandierenden in Südafrika, beauftragt wie folgt zu antworten:

2. Als Gefangener in Ladysmith unterzeichnete Oberstleutnant Schiel ein Versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen und sich weder direkt noch indirekt mit dem Feinde in Verbindung zu setzen. In Erwiderung dieses Versprechens war er davon entbunden, unter Bewachung von Posten gestellt zu sein. Für die Folge jedoch wurde es durch die Militärbehörde in Natal für nötig befunden, dieses Übereinkommen aufzuheben, und Oberstleutnant Schiel hierdurch

von der Verpflichtung, die er seinerseits eingegangen war, entbunden.

3. Oberstlt. Schiel beklagt sich über die Aufhebung des Übereinkommens, seine Beschwerde damit begründend, daß eine solche Verpflichtung oder Parole ein beiderseitiges Übereinkommen sei, welches nur mit gegenseitiger Zustimmung beider Parteien aufgehoben werden könne.

Lord Roberts kann diese Auslegung nicht zulassen. Es ist zweifellos, daß den Kriegsgebräuchen zufolge, welche von allen zivilisierten Nationen anerkannt werden, solche Übereinkommen durch jede der beiden Parteien nach freiem Ermessen aufgehoben werden können. Die Handlungsweise der Militärbehörde in Natal war demzufolge durchaus zu Recht bestehend.

Der Feldmarschall ist nicht geneigt, Oberstlt. Schiel eine von anderen Kriegsgefangenen seines Ranges abweichende Behandlung zuzugestehen. Oberstlt. Schiel soll deshalb informiert werden, daß seinem Gesuch nicht stattgegeben werden kann.

Ich bin, geehrter Herr,

Ihr gehorsamer Diener

H. V. Covan
Oberstlt.
Militärsekretär.

Ich habe mich nicht mit einem Gesuch um eine andere Behandlung, als den übrigen Gefangenen zu teil wird, an den Feldmarschall gewandt, sondern ihm lediglich eine Beschwerde übermittelt.

Art. 1. des Briefes von Lord Roberts Sekretär war in die mir durch die Militärbehörde überreichte Kopie nicht aufgenommen.

Die in Art. 2 gemachte Behauptung: ich sei in Erwiderung meines Versprechens, keinen Fluchtversuch zu machen und mich weder

direkt noch indirekt mit den Unseren in Verbindung zu setzen, davon entbunden gewesen, unter Bewachung von Posten gestellt zu werden, ist eine durchaus falsche Darstellung, denn man hat mich weder in Ladysmith noch in Pietermaritzburg auch nur einen Augenblick unbewacht gelassen. Ins Coupé wurde mir, wie ich erzählt habe, ein Soldat mit geladenem Gewehr gesetzt, während doch jede Möglichkeit ausgeschlossen war, mit meinem zerschossenen Bein zu entfliehen oder gar dem Dragonerkapitän an die Kehle zu springen.

Auch vor meiner Gefängniszelle in Pietermaritzburg zog ein Posten auf, der nicht dort war, bevor ich in dieselbe eingesperrt wurde.

Lord Roberts läßt schreiben: Paroleübereinkommen können nach den Kriegsgebräuchen aller zivilisierten Nationen durch jede der beiden Parteien nach Belieben gelöst werden.

Gewiß, das können sie, aber nicht auf eine Weise, wie General White es tat, der mir weder Mitteilung von dem Aufheben der Parolegewährung machte, noch mir das von mir unterzeichnete Schriftstück zurückerstattete. Kein Offizier wird sein Ehrenwort geben, wenn ihm dafür nicht gewisse Erleichterungen gewährt werden, die er den Umständen angemessen annehmen darf.

Ich war verwundet und gab mein Ehrenwort erst, nachdem General White mir nicht allein solche Erleichterungen zugesagt hatte, sondern ich mich auch vergewissert hatte, daß das Ehrenwort keinen Einfluß auf eventuelle Auswechselung hatte.

Ein Offizier, der auf Ehrenwort in der Gefangenschaft gewisse Freiheiten genießt oder auf Ehrenwort entlassen ist, hat wohl die Berechtigung, das mit dem Feinde geschlossene Übereinkommen aufzuheben, aber er muß sich dann unter allen Umständen wieder zur Gefangenschaft stellen und der feindlichen Behörde formelle Mitteilung von seinem Vorhaben machen. In keinem Falle darf er aber erst eine Handlung begehen, die seinem Versprechen zuwider läuft und dann erst der feindlichen Behörde das Übereinkommen aufsagen.

Hätte General White mich, wie er versprach, zu meinen Freunden nach Pietermaritzburg geschickt, mir dann etwa nach meiner Genesung mitgeteilt, daß er die Parole aufzuheben beabsichtige, und mir das unterzeichnete Dokument zurückerstattet, eventuell mich von der Aufhebung desselben benachrichtigt, anstatt mich sofort nach Abgabe seines Versprechens wie einen Verbrecher einsperren zu lassen, dann wäre mir nie eingefallen, über die Sache ein Wort zu verlieren. So aber bleibe ich bei der Behauptung, daß meine Behandlung mit der gebräuchlichen militärischen Etikette nicht in Einklang gebracht werden kann.

Der unglückliche Deutsche Hans Cordua, Leutnant bei der Transvaal-Artillerie, ist erschossen worden wegen Parolebruchs. Nach der von Oberstleutnant Covan, dem Sekretär des Feldmarschalls, ausgesprochenen Theorie wäre das Erschießen Corduas absolut nicht gerechtfertigt und weiter nichts als ein wohlbedachter Mord. —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Auf Truppentransportschiffen.

Unsere übrigen Verwundeten von Elandslaagte, die Anfang Dezember in Kapstadt ankamen, waren gerade vor der Einschließung von Ladysmith nach Pietermaritzburg gebracht worden, wo sie sich guter Pflege und aufmerksamer Behandlung erfreuten. Sie wurden später auf demselben Dampfer, auf dem auch wir gekommen waren, auf der „Putiala", nach Kapstadt gebracht.

Ihre Reise war noch viel stürmischer gewesen. Sie wurden in das neue Gefängnis für schwere Verbrecher, das noch nicht ganz vollendet war, eingesperrt. Da es in der europäischen Presse bereits Aufsehen gemacht hatte, daß die Militärbehörden des zivilisierten England Kriegsgefangene wie Sträflinge einsperrten, wurde das neue Gefängnis einstweilen umgetauft und New Military Hospital genannt. Seine eigentliche Bestimmung war und ist jedoch heute noch die einer Strafanstalt für schwere Verbrecher, die in Kapstadt an den Hafenbauten arbeiten.

Auf der „Putiala" war in keiner Weise für ärztliche Pflege der Verwundeten gesorgt. Niemand kümmerte sich um sie. Verbandzeug war absolut nicht vorhanden, und die armen Burschen mußten mit einer einzigen Decke ohne Matratze auf dem Fußboden liegen und sich vom Schiffskoch Salatöl kaufen, um nur etwas für ihre Wunden zu haben.

In Kapstadt jedoch war, wie mir von Verwundeten später mitgeteilt wurde, die ärztliche Behandlung gut; dies wird auch von den meisten anerkannt. —

Eines schönen Abends Anfang Dezember waren wieder einmal alle Mannschaften mit den Matrosen der „Penelope" auf Deck beisammen. Auf einer Seite wurde getanzt, auf der anderen spielte eine Anzahl Leute das beliebte Spiel „Schinken klopfen".

Einer der Mitspielenden stellt sich gebückt gegen die Wand, die anderen stehen hinter ihm, und irgend einer derselben haut ihm mit der flachen Hand mit aller Gewalt eins auf die Schinken. Der Geschlagene dreht sich schnell herum, um aus der Gruppe den Schläger zu erraten. Dies ist aber nicht leicht, denn alle haben einen Finger erhoben und machen die unschuldigsten Schafsgesichter von der Welt. Seine Schinken werden so lange geklopft, bis er den Täter erraten hat, der dann an seine Stelle tritt.

Die Wachen auf der Brücke und auf dem Vorderdeck des Schiffes sahen mehr dem Spiel und dem Tanz zu, als daß sie das Wasser rund um das Schiff beobachteten.

Der Sohn des Kommandanten de Meillion von Johannesburg machte sich dies zu nutze, ging in den Batterieraum, band seine Kleider in ein Bündel um den Nacken und ließ sich, ohne bemerkt zu werden, an einem Strick durch eine Kanonenluke ins Meer. Halbwegs zwischen dem Ufer und dem etwa tausend Yards entfernten Schiffe lagen Nachts eine Anzahl Fischerboote verankert. Nach diesen schwamm de Meillion, ruhte sich in einem derselben etwas aus und schwamm dann ans Land.

Das Wachtboot, welches in der Nacht stets den Hafen abpatrouilliert, fuhr dicht an ihm vorbei, ohne daß er jedoch von den Matrosen gesehen wurde.

An Land zog er sich an, ging, ohne angehalten zu werden, durch die Stadt und von da noch in derselben Nacht nach Kapstadt. Von hier gedachte er den Zug nach Stellenbosch zu benutzen. In Kap-

stadt angekommen, beging er jedoch den Fehler, einige Tage in der Stadt herumzubummeln und ihm bekannte Personen zu besuchen; er wurde an die Behörden verraten und arretiert.

Am Morgen nach der Flucht entdeckte Leutnant Patterson bei der Musterung das Fehlen de Meillions. Die Marineoffiziere hielten es für unmöglich, daß jemand die weite Strecke nach dem Lande schwimmen könne, ohne von den Haifischen gefressen zu werden. Einige von de Meillions Kameraden, die um seine Flucht wußten, logen denn auch das Blaue vom Himmel herunter: daß der arme Bursche schon seit Wochen schwermütig gewesen sei und wahrscheinlich Selbstmord durch Ertränken begangen habe.

Gegen Mittag kam vom Panzerschiff „Monarch" ein Boot mit einer Anzahl Matrosen und einem Offizier, das vor der „Penelope" Anker warf. Wir staunten nicht schlecht, als von demselben ein Taucher ins Meer ging, um die Leiche de Meillions zu suchen. Er setzte seine Bemühungen bis zum Abend fort, natürlich erfolglos; wir aber hatten wenigstens einmal Gelegenheit gehabt, einen Taucher arbeiten zu sehen.

Weihnachten kam. Wie zu begreifen ist, war das Fest für uns kein angenehmes. Jeder hatte mehr oder weniger Heimweh, und es wollte deshalb auch die Stimmung keine fröhliche werden, trotzdem unsere Afrikanerfreunde uns mit einer Menge Liebesgaben bedacht hatten.

Lange lag ich am Abend wach auf meinem Lager, sah in Gedanken den schönen Christbaum, den wir auf unserer Farm Roßbach immer hatten, und hörte im Geiste das fröhliche Jubeln meiner Kinder.

Für wieviele Tausende war dieser Weihnachtsabend ein trauriger, denn der Gedanke an die Schrecken des Krieges kommt einem in solchen Stunden viel mehr als sonst zum Bewußtsein. Dann sieht man erst recht, wie teuer einem die Angehörigen sind, die man zurückgelassen hat und die sich ängstigen und grämen und den Krieg viel

mehr fühlen als der Soldat selbst. Nie empfindet man die Trennung von den Seinen so schwer als gerade am Weihnachtsabend.

Am Morgen des 28. Dezember teilte uns Leutnant Patterson mit, daß wir uns bereit zu halten hätten, um um elf Uhr auf einen in der Nacht eingetroffenen Transportdampfer, auf die „Manila", übergeführt zu werden. Kapitän Bruce kam, um sich von uns zu verabschieden. Wir hörten von ihm, daß auf dem Transportschiff auch die verwundeten Gefangenen von Kapstadt seien. Von unserer weiteren Bestimmung wußte er nichts.

Um elf Uhr kam das große Hafenboot, und wir verließen die alte „Penelope". Die drei Hurras, die die Mannschaften Kapitän Bruce zum Abschied brachten, kamen wohl jedem von Herzen.

Die Hoffnung, daß wir sofort nach Durban oder Delagoabai dampfen würden, um ausgewechselt zu werden, versetzte unsere Leute in die fröhlichste Stimmung. Die armen Jungens! Sie ahnten nicht, wie sehr sie enttäuscht werden sollten!

Leutnant Patterson fuhr mit nach der „Manila" und stellte mich dem befehlführenden Offizier, einem Infanteriehauptmann, vor.

Das Schiff war ein zwischen England und Ostindien fahrender Frachtdampfer, der Truppen von Indien gebracht hatte.

Uns Offizieren wurde ein Raum angewiesen, gegen den das Zwischendeck des schlechtesten Auswandererdampfers der reine Salon genannt werden konnte. Ich ging zum Kapitän und sagte ihm rund heraus, daß ich einen solch elenden Raum unter keinen Umständen bezöge. Wenn er gefangene Offiziere nicht nach Gebühr behandeln wolle, solle er mir eine Hängematte geben; ich würde dann wohl ein Plätzchen bei meinen Mannschaften finden.

Der Kapitän des Schiffes, Haddock, wie auch der Infanteriehauptmann sahen den Grund meiner Beschwerde ein und gaben mir eine Passagierkabine, die ich mit Kapitän de Witt-Hamer teilte. Man gestattete uns außerdem, unser Essen aus der Salonküche gegen Bezahlung von $5\frac{1}{2}$ Schilling täglich zu beziehen.

Obgleich die Kabine klein war, war sie doch rein. Wir richteten uns so gut es ging in ihr ein. Der Chiefsteward des Schiffes war Geschäftsmann und zugänglich, und so konnten wir zum ersten Male wieder ein Glas Bier und Wein trinken, was um so besser schmeckte, als die schneidigen Oberaufsichtsräte in Kapstadt den Genuß von Wein und Bier auch für die Offiziere streng verboten hatten.

Was diese kleinliche Schikaniererei bezweckte, habe ich nicht recht einsehen können, jedenfalls auch der Schiffssteward nicht, denn er kümmerte sich ebenso wenig um den Befehl wie wir.

Einer der ersten der alten Kameraden, die mich auf der „Manila" begrüßten, war der Artillerieunteroffizier Schmidt, den ich bei Elandslaagte als Toten beklagt hatte. Er hatte in meiner unmittelbaren Nähe einen Schuß durch die Brust erhalten und durch den Blutverlust die Besinnung verloren. Nach der Erzählung eines in der Nähe liegenden Verwundeten war ein englischer Arzt zu Schmidt gekommen. Er mag jedoch wohl wenig Hoffnung auf seine Wiedergenesung gehabt haben, denn er sagte zu seinem Gehilfen:

„Es hat keinen Zweck, ihn wegzutragen; er wird die Sonne nicht wiedersehen!"

Aus Mitleid gab er ihm eine starke Morphiumeinspritzung, und da noch zu viele Verwundete ärztlicher Pflege bedurften, überließ er ihn seinem Schicksal. Das Fließen des Blutes hörte bald auf; Schmidt schlief ein, und auf dem Rücken liegend, fing er an, furchtbar zu schnarchen. Dieses Schnarchen hatte ich für Todesröcheln gehalten. Es hörte gegen Morgen auf, denn Schmidt, dem es mittlerweile in den offenen Mund regnete, hatte sich auf die Seite gelegt und ruhig weiter geschlafen. Am anderen Morgen sah ich ihn mit dem Rücken nach mir gewandt und hielt ihn für tot. Erst als die Beerdigungsabteilung der Engländer kam, wachte er auf und entging so dem Schicksal, lebendig begraben zu werden.

Neujahr kam, und unsere Freunde, die Afrikanerkomitees in der Kapkolonie, hatten Vorbereitungen getroffen, uns alles zu schicken,

was zu einem guten Festtagsessen gehörte. Sie schickten eine große Menge gebratener Enten, Hühner, Truthähne, Ferkel, Hammelkeulen usw., Töpfe mit Salat, große Kisten mit Kuchen und Früchten, Limonade und wer weiß was noch alles für schöne Sachen. Dank den Kapstädter Militärbehörden kamen die meisten der schönen Sachen jedoch alle einige Tage später an, und die Fleischspeisen und Früchte waren hierdurch wieder einmal verdorben.

Mir hatte eine befreundete Dame einige schöne Puddings mit vier Flaschen Araksauce geschickt, von denen wir einen ausgezeichneten Punsch machten. So hatten wir dieses Mal unseren Neujahrsschwips von Puddingsauce.

Unsere Mannschaften hatten es auf der „Manila" hart, wie auch später auf all den anderen Marterkasten, Transportschiffe genannt. Wie Sardinen waren die armen Kerle in dem engen Schiffsraum zusammengepfercht. Platz zur Bewegung war absolut nicht vorhanden, und außerdem kamen fast täglich neue Gefangene hinzu.

Gleich in den ersten Tagen wurden verschiedene Leute krank. Da jedoch der Schiffsarzt der „Manila" sich weigerte, die kranken Gefangenen zu behandeln, weil er dafür von der Militärbehörde keine Bezahlung erhielt, so blieben die Kranken ohne ärztliche Behandlung und Pflege. Die Luft unten im Schiffsraum war entsetzlich, und ich befürchtete nicht allein, daß unter den Leuten Krankheiten allgemein werden, sondern daß diese Art der Gefangenschaft auf die an Freiheit und Bewegung gewöhnten Leute einen so ungünstigen Einfluß haben würde, daß eines Tages Widersetzlichkeiten ausbrechen, wenn nicht gar ein noch größeres Unglück stattfinden könne.

Ich sprach hierüber mit Kapitän O'Meaghra, der auch den Grund zu meiner Beschwerde einsah und mich bat, sie schriftlich einzureichen; er wolle sie dann sofort nach Kapstadt senden.

Einige Tage darauf kam auch ein Herr vom Stabe in Kapstadt, ein aktiver Offizier, Kapitän Jarvis. Auch er war davon überzeugt, daß dieser elende Zustand unmöglich von langer Dauer bleiben könne,

und versprach einen größeren Transportdampfer zu senden, auf dem mehr Raum zu freier Bewegung sei.

Kapitän Jarvis, der sich von nun an öfters nach uns umsah und jede Klage und Beschwerde sofort untersuchte, gab sich alle Mühe, Mängeln, die er entdeckte, abzuhelfen. Er sorgte sofort für bessere und reichlichere Rationen, gab Befehl, daß noch ein Teil des Oberdecks den Gefangenen zur Verfügung gestellt werden müsse, und traf auch sofort Arrangements mit dem Schiffsarzt betreffs ärztlicher Hilfe für die Kranken.

In dem Raum, in dem die Mannschaften schliefen, lag eine Anzahl Rettungsgürtel. Da niemand glaubte, daß einer der Gefangenen die große Strecke, die das Schiff vom Ufer entfernt lag, ungefähr 2000 Meter, durchschwimmen könne, und da die Bai von Haifischen wimmelte, hatte man es nicht für der Mühe wert gehalten, die Gürtel wegzunehmen.

Eines Morgens war ein Däne, Höltin, verschwunden.

Er war an Land geschwommen und, wie wir später hörten, glücklich nach den Boerenfarmen bei Somerset West gekommen, von wo man ihm weiterhalf. Da er als Europäer und weil er nur mangelhaft Holländisch sprach, viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als dies bei einem Afrikaner der Fall gewesen wäre, war die Aussicht für ihn, nach unseren Linien zu entkommen, nur sehr gering. Trotzdem gelang es. Er erreichte glücklich unsere Vorposten bei Colesberg und ging von dort weiter nach Bloemfontein und Pretoria.

Auf der „Manila“ fand die Musterung der Mannschaften nicht auf Deck statt wie auf der „Penelope“, sondern unten im Schiffsraum. Die Leute mußten sich so, wie sie in Messen eingeteilt waren, an die Tische setzen und wurden dann gezählt.

Am ersten Tage gelang es, an die Stelle des Fehlenden einen der Offiziersburschen zu schmuggeln, der, sobald der Inspektionsoffizier die Leute des betreffenden Tisches gezählt hatte, schnell

wieder an seinen Platz sprang. Dadurch bekam Höltin einen guten Vorsprung.

Das glückliche Gelingen der Flucht hatte auch anderen Lust und Mut gemacht, und am nächsten Abend beschlossen noch einige Beherzte, Höltins Beispiel zu folgen.

Um die Aufmerksamkeit der Wachen abzulenken, veranstaltete eine Anzahl Gefangener, die in den Plan eingeweiht war, mit einbrechender Dunkelheit auf Deck eine Boxerei mit Boxhandschuhen. Eine ganze Anzahl Leute hatte sich zur Flucht bereit gemacht. Allerdings waren einige darunter, denen man ansah, daß sie das Ganze als eine Spielerei betrachteten. Einer der jungen Boeren kam im vollständigen Anzug zu mir und bat um ein paar Schilling für die Reise. Er hatte Reitstiefel an und sogar zwei Röcke übereinander gezogen und hierüber wieder den Regenmantel, über diesem den Schwimmgürtel. Ich sah an dem sonderbaren Aufzuge sofort, daß aus seiner Flucht nichts werden würde, und fragte ihn:

„Kannst Du denn überhaupt schwimmen?"

„Ich habe es noch nie versucht, aber dazu habe ich ja den Schwimmgürtel!"

Ein junger Afrikaner namens Bothmar war der erste, der über Bord gelassen wurde. Er kam glücklich weg. Auch der zweite, ein Amerikaner, schwamm außer Sicht, ebenso der dritte.

Als jedoch ein junger Boer hinuntergelassen wurde, war diesem wohl das Wasser zu kalt. Der Jammerlappen schrie um Hilfe, und sein Geschrei lockte einen der indischen Matrosen herbei, der an der Stelle, wo sich die Leute über die Brüstung lehnten, nachsehen wollte, was es gebe. Einer der Leute, ein starker Tabakkauer, faßte ihn jedoch bei den Ohren und spuckte ihm blitzschnell einen Strahl Tabaksauce in beide Augen, so daß der arme Teufel für einen Augenblick gänzlich blind war. Nun brüllte dieser um Hilfe, und das ganze Schiff kam in Aufruhr. Die Mannschaften und die englischen Soldaten scharten sich natürlich alle um den heulenden Indier, und



Mißglückter Fluchtversuch.

so gelang es, den hasenherzigen Schwimmer wieder hinaufzuziehen, der eben noch Zeit fand, unbemerkt im Schiffsraum zu verschwinden.

Inzwischen war das Alarmsignal gegeben worden. Alle Gefangenen wurden unter Deck geschickt, und von den Kriegsschiffen spielten die Scheinwerfer. Boote wurden in die See gelassen, und die beiden Amerikaner wurden im Wasser schwimmend bemerkt. Der erste war beinahe an Land, der letzte etwa 500 Yards vom Schiffe entfernt, als sie aufgefangen wurden.

Bothmar war ans Land gekommen und dort von einem Posten, der in der Nähe einer verdeckten Batterie am Ufer stand, angehalten worden. Er sagte dem Soldaten, er wolle nach Kalkbay gehen, habe aber den Weg verloren, worauf der Posten ihn auf den richtigen Weg brachte und ihn unbehelligt weitergehen ließ.

Kaum war er einige Schritte entfernt, da ertönten die Alarmschüsse, und die Scheinwerfer beleuchteten das ganze Ufer. Bothmar änderte nun seine Richtung und verkroch sich in ein Gestrüpp. Dann ging er weiter und marschierte die ganze Nacht hindurch. Während des folgenden Tages verbarg er sich wieder. In der zweiten Nacht kam er zu einem ihm bekannten Afrikaner, der ihm weiter half und ihn zu einem anderen Farmer brachte. Dieser, der viel in der Kolonie umhergereist war, um Pferde einzukaufen, versorgte ihn mit Geld, und gab ihm auch ein altes Notizbuch mit Aufzeichnungen über Pferdehandel. Bothmar, der die Kapkolonie genau kannte, ging weiter nach den nördlichen Distrikten, sich überall als Pferdehändler ausgebend, der für die englische Regierung Pferde aufkaufen wolle.

Einmal übernachtete er auf einer Polizeistation. Der Sergeant hatte an demselben Tage den Steckbrief mit der Personalbeschreibung Bothmars erhalten, die jedoch, da sie nach Informationen von Bothmars Kameraden gegeben war, mit ihm gerade soviel Ähnlichkeit hatte wie ein Ei mit einem Apfel. Der Pseudo-Pferdehändler kam glücklich nach unseren Linien und von dort nach Pretoria, wo er seine abenteuerliche Reise in der „Volksstem" veröffentlichte.

Daß nach diesen Vorfällen strengere Maßregeln getroffen wurden, ist selbstverständlich, namentlich daß die Bewachung eine schärfere wurde. Daß aber diese Maßregeln den Charakter einer Strafe für die anderen Gefangenen annahmen, von denen nur ein ganz geringer Teil um die Flucht gewußt hatte, war doch nicht ganz gerechtfertigt.

Mit welchem Jubel war von den Engländern nicht die Flucht des Journalisten Churchill und einiger englischer Offiziere begrüßt worden! Welches Geschrei hätten aber die englischen Zeitungen erhoben, wenn die Transvaalbehörden die anderen englischen Offiziere für die Flucht verantwortlich gemacht und bestraft hätten, wie das uns gegenüber in kleinlicher Weise durch das Zurückhalten unserer Briefe, Nichtzulassung von Besuchen und Geschenken usw. geschehen ist.

Wenige Tage nach diesem Fluchtversuch gab Kapitän O'Meaghra das Kommando an einen Volontäroffizier, Kapitän Proctor, ab. Dieser war im bürgerlichen Leben Gymnasiallehrer und Vorsteher eines Knabenpensionats und schien sich gern reden zu hören, denn er hielt auf dem Schiffe wiederholt „Volksversammlungen" ab. In den ersten Tagen seines Kommandos, das erste, das er in seinem Leben außer über Gymnasiasten gehabt hat, war er etwas unangenehm und gemacht schneidig; dies hielt aber nicht lange an, und bald kam seine ursprüngliche, gutmütige Natur zum Vorschein.

Anfang Januar kam, wie Kapitän Jarvis versprochen hatte, auch ein größeres Transportschiff, die „Catalonia", auf die wir alle übergeführt wurden.

Da jedoch wieder eine Anzahl neuer Gefangener zu uns gebracht worden war und noch täglich mehr dazu kamen, war auch der Raum auf der „Catalonia" nicht hinreichend. Sie war wohl ein größeres Schiff, aber ihr Deckraum gab noch viel weniger Gelegenheit zur Bewegung als der der „Manila", da er verbaut und durch allerhand Maschinen und andere Vorrichtungen versperrt war.

Ich habe in meinem Leben noch nie ein schmutzigeres, unordentlicheres Schiff gesehen, als dieser der Cunardlinie gehörige Dampfer

es war. Der Gestank in den Schiffsgängen war geradezu widerlich. Obgleich das Schiff eine große Anzahl unbenutzter Kajüten hatte, wurden die Offiziere doch wieder in elende schmutzige Zwischendecksräume gebracht, und die Kabinen erster wie zweiter Klasse, über hundert an der Zahl, blieben leer.

Auf der „Manila" hatte der freundliche Kapitän Haddock nur vier leere Kabinen; er hatte mir auf mein Ersuchen sofort eine zur Verfügung gestellt. Als Kapitän Proctor auf der „Catalonia" um eine solche für mich bat, sagte der Schiffskapitän, wie ich aus einiger Entfernung hörte:

„Hören Sie, ich bin der Kapitän dieses Schiffes und ich werde so etwas nicht tun. Eher sehe ich Ihre Gefangenen in der Hölle, als daß ich Ihnen meine Staatsräume gäbe. Ich bin nicht als Gefangenenwärter geboren!"

Das war ja äußerst liebenswürdig! Trotzdem nahm der gute Mann Kapitän de Witt-Hamer und mir täglich 6½ Schilling für unsere Verpflegung ab, den vollen Preis für Ersteklasse-Passagiere, und gab uns dazu seine schmutzigen Kabinen dritter Klasse.

Das Verhältnis der Schiffskapitäne zu den Militärkommandanten war auf jedem der Transportdampfer, auf welchem Gefangene untergebracht waren, verschieden; auch hierin gab es, wie in allem anderen, keine feste Regel. Auf dem einen Schiffe hatte der Schiffskapitän alle Gewalt und tat, was er wollte, auf dem anderen wieder der Militärkommandant.

Was das Leben auf den Transportdampfern für uns Offiziere am unangenehmsten machte, war der Umstand, daß keine Vorkehrungen getroffen waren, einen kleinen Raum abzusondern, in dem wir uns bewegen konnten.

Auch englische Offiziere hielten die Maßregel, ein Transportschiff im Hafen als Aufenthaltsort für Kriegsgefangene zu benutzen, für höchst unpraktisch, was auch aus nachstehendem Brief des Etappenoffiziers Kapitän Jarvis hervorgeht:

An Oberst Schiel
Kriegsgefangener.

Geehrter Herr!

Bezüglich Ihres Briefes vom 12. Januar konstatiere ich gern, daß ich vollkommen mit Ihrer Darlegung übereinstimme, wonach durch die Überführung der Kriegsgefangenen von der „Manila" auf die „Catalonia" ein Wechsel zum Schlechteren verursacht wurde.

Ich habe mich überall gegen das Gefangenhalten von Kriegsgefangenen auf Transportschiffen gewehrt, aber als Offizier habe ich mir gegebene Befehle auszuführen.

Ich habe wiederum, sowohl schriftlich als mündlich, eine sehr ernste Vorstellung bei dem kommandierenden General gemacht, und meine Bemühungen für Sie werden so lange fortgesetzt werden, bis die Kriegsgefangenen an Land gebracht sind. Ich hoffe fest, daß meine in starke Worte gekleidete Vorstellung Ihres Falles, welche an Lord Roberts weiter gesandt worden ist, die gewünschte Wirkung haben wird.

Ich halte dafür, daß meine Pflicht als Stabsoffizier für die Kriegsgefangenen darin liegt, mein Möglichstes zu tun, die Haft derer, die das Mißgeschick des Krieges getroffen, so wenig fühlbar zu machen, als die Umstände es ermöglichen. Ich muß mit Dank die vorzügliche Art und Weise anerkennen, in der unsere Gefangenen in Pretoria von der Transvaalregierung behandelt werden.

Ich werde Nachforschungen bezüglich des Briefes, den Sie am 2. d. M. schrieben, anstellen, und wenn er zum Vorschein kommt, wird er Seiner Exzellenz dem kommandierenden General in Südafrika vorgelegt werden.

Ich habe die Ehre zu sein

Geehrter Herr

Ihr gehorsamer Diener

Kapstadt. S. Jarvis, Kapitän,
15. Januar 1900. Stabsoffizier der Kriegsgefangenen.

Bald nach der Ankunft des Feldmarschalls Lord Roberts in Kapstadt kam General Prettyman, der Adjutant des Marschalls, mit Kapitän Jarvis an Bord der „Catalonia", um sich von den Einrichtungen, die zur Unterbringung der Kriegsgefangenen getroffen waren, zu überzeugen und Lord Roberts hierüber Bericht zu erstatten.

Wie es so oft bei solchen Inspektionen geht, so auch hier. Der Herr sah ein, daß Verbesserungen gemacht werden mußten, machte eine Menge Versprechungen und — alles blieb beim alten!

Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier den Brief einzuflechten, den der englische Journalist Churchill über die Behandlung der englischen Offiziere in Pretoria im „Mercury" veröffentlichte. Er lautete:

Kriegsgefangene in Pretoria.

Ich habe eine ganze Anzahl Briefe von Leuten empfangen, deren Angehörige Kriegsgefangene in Pretoria sind, nach deren Befinden sie sich erkundigen. Vielleicht mindert es die Besorgnisse, wenn ich dem Publikum einen Bericht gebe.

Die Offiziere sind in der Staats-Modellschule untergebracht, einem Backsteingebäude, das mit einem eisernen Gitter umgeben und von einem engen Ring von Polizeiposten eingeschlossen ist. Ein vollständiger Anzug und genügend Bettzeug wird jedem bei Ankunft geliefert. Rationen von Büchsenfleisch und Materialwaren werden täglich geliefert; außerdem ist den Gefangenen gestattet, beinahe alles, mit Ausnahme von Spirituosen, zu kaufen, und eine gut eingerichtete Messe ist zum Preise von drei Schilling pro Tag eingerichtet. Nach einigem Zögern sind auch Bier und Zeitungen erlaubt worden. Die Offiziere können Mitglieder der Staatsbibliothek, welche viele gute Bücher enthält, werden. Fast jedermann kann einen Paß bekommen, um das Gefängnis zu besuchen. Kommandant Oppermann und Dr. Gunning, die die Einrichtungen beaufsichtigen, behandeln die Gefangenen mit stets gleich bleibender Zuvorkommenheit, und ich

habe gefunden, daß Briefe und Telegramme, die aus Pretoria geschickt wurden, ihre Bestimmung erreicht haben. Checks auf die Firma Cox & Co. werden ausgezahlt.

Die Unteroffiziere und Mannschaften wurden zuerst auf dem Rennplatz untergebracht, sind aber jetzt in ein besonderes Lager nach Waterfall, zehn (englische) Meilen von Pretoria, gebracht. Ihre Rationen sind, wenn auch nicht ungenügend, doch knapp; es werden jedem nur 2 Pfund Büchsenfleisch wöchentlich geliefert, und da die Soldaten meistenteils kein Geld haben, sind sie nicht in der Lage, die Verpflegung zu verbessern oder sich Tabak zu kaufen. Durch Sir Alfred Milner sind Versuche gemacht, um dafür zu sorgen, daß jedem Gefangenen einige kleine Liebesgaben zukommen können. Die Transvaalregierung antwortete, daß wenn die Gaben dem amerikanischen Konsul überwiesen werden, sie deren Verteilung kein Hindernis in den Weg legen werde.

Verschiedene Offiziere haben privatim Geld von ihren Angehörigen erhalten, und ich glaube, daß jede kleine Summe, durch die Post gesandt, sicher ankommen wird.

Wenn auch die Einförmigkeit und die entmutigenden Umstände der Gefangenschaft die Tage lang und trübe machen, so ist darum, meiner Meinung nach, kein Grund vorhanden, sich Besorgnisse bezüglich Gesundheit und Leben der Kriegsgefangenen zu machen, die sich in den Händen des Feindes befinden. —

In Pretoria bekamen die englischen Offiziere ein schönes, geräumiges, gut möbliertes Haus mit Garten angewiesen. Sie erhielten ein gutes Bett, die nötigen Kleider, und was die Hauptsache war, sie waren abgesondert von „rank and file“ (der Mannschaft), worauf die englischen Offiziere stets soviel Wert legen. Außerdem hatte die Transvaalregierung Vorkehrungen getroffen, daß den gefangenen Offizieren keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, um Checks und Anweisungen ausbezahlt zu bekommen.

Wir dagegen waren monatelang auf die schmutzigen Transportdampfer gesperrt, bekamen auch später an Land nichts als zwei Decken und eine Gummiunterlage (water proofsheed) und, was wir am empfindlichsten fühlten, war, daß uns alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, Geld aus Transvaal zu bekommen. Es war den Banken in Kapstadt verboten, unsere Privatchecks oder solche von angesehenen Firmen in Pretoria anzunehmen, so daß viele von uns, die keine Freunde und Verwandte außerhalb Transvaals hatten, sich nicht einmal die allernötigsten Bedürfnisse anschaffen konnten und ganz auf die gelieferten Rationen angewiesen waren.

Es wäre von der englischen Militärbehörde wirklich nicht zu viel verlangt gewesen, wenn sie hierin dem Beispiel der Transvaalregierung gefolgt wäre.

Daß in Pretoria ein Unterschied in der Gefangenhaltung englischer Militärs und solcher Personen gemacht wurde, die, in Transvaal ansässig, in diesem Kriege auf englischer Seite gegen die Republik fochten, kommt daher, daß die Engländer zuerst den gleichen Standpunkt eingenommen hatten. Sie hatten sich geweigert, die Personen, die in der Kapkolonie und Natal wohnten und sich unseren Truppen angeschlossen hatten, nach der Gefangennahme auszuwechseln; die Engländer stellten also diese nicht auf gleichen Fuß mit den Transvaalbürgern. Dies ist der Grund, weshalb die Unterhandlungen scheiterten.

Als ich einmal in einem Briefe nach Deutschland unser Leben auf der „Catalonia" beschrieb, wurde mir der Brief zurückgesandt. Darin lag ein Zettel, auf dem stand:

Der Schreiber spricht von unerträglichen Zuständen auf der „Catalonia" und, ohne wirkliche Beschuldigungen auszusprechen, schreibt er in einer Weise, die einen starken Argwohn bezüglich der Kriegsgefangenen zuläßt. Nach meiner Meinung wird dieser Brief

nur Öl in das Feuer des kontinentalen Hasses gegen alles, was englisch ist, gießen.

3. 2. 1900. J. W. C.

Kommandant.

Bitte den Schreiber zu benachrichtigen, daß Briefe, die die zu teil gewordene Behandlung beleuchten, die Erlaubnis zu passieren nicht erhalten können.

H/S. O. P. of W. (?) [Unterschrift unleserlich].

Man erkannte also damals schon den Haß des Kontinents gegen England. —

Ein guter Zeitvertreib war für unsere Mannschaften auf der „Catalonia" das Fischen. Während etwa vierzehn Tagen kamen täglich große Schwärme Fische in die Bai. Die Leute fingen in dieser Zeit Tausende von Fischen. Allerdings wurde das ohnehin stets schmutzige Deck dadurch noch viel widerlicher; als gar einige Gefangene auf die Idee verfielen, die Fische zu trocknen, wurde der Geruch unerträglich. Da jedoch der gute Humor durch diese Beschäftigung aufrecht erhalten wurde, sagte niemand etwas dagegen. Das Vergnügen dauerte auch nicht allzulange, denn bald blieben die Fischschwärme aus.

Einmal passierte ein höchst amüsanter Vorfall. Einige Malaien hatten Besucher an Bord gebracht und erwarteten deren Rückkehr in ihrem Boote unten an der Schiffstreppe. Ein Gefangener hatte einen großen Fisch gefangen, reinigte ihn und warf, ohne zu wissen, daß unten ein Boot lag, die Eingeweide über Bord; diese fielen zufällig gerade auf einen Malaien. Dieser, in der Meinung, es sei mit Absicht geschehen, fing fürchterlich zu schimpfen an und gebrauchte Ausdrücke wie: schmutziger Boer usw. Andere Gefangene hörten dies, und nun begann ein solches Bombardement mit Fischen auf das Boot und seine Insassen, daß die Kerle heulend um Gnade baten.

Trotz aller Widerwärtigkeiten auf der dreckigen „Catalonia"

mit ihrem ewig knurrenden Cerberus, dem Kapitän, haben wir das Leben auf dem alten Schmutzkasten mit stoischer Ruhe ertragen. Mein Raum war zwar winzig klein, aber wir haben doch recht vergnügte Abende darin verlebt. Wir improvisierten sogar „Herrenabende“, bei denen es ebenso lustig zuging wie im Restaurant Frascati in Johannesburg.

Ein Windhund von Steward war mir vom Obersteward des Schiffes zur Bedienung überwiesen worden.

Bei einem der Herrenabende hatte ich einmal Gelegenheit, einem Gespräch zwischen diesem Steward und meinem Burschen zuzuhören.

„Verflucht“, sagte der Steward, „ich sehe nicht ein, warum diese Fatzkes da drinnen allein Champagner trinken sollen; das können wir uns ebenfalls leisten. Was denkst du, wollen wir einer Flasche den Hals brechen?“

„Ja“, sagte mein Bursche, „wenn du sie bezahlst, habe ich nichts dagegen!“

„Bezahlen? Du Narr! wer spricht von Bezahlen? Ich hole eine Flasche, wir trinken sie aus, und dann füllen wir sie wieder mit Weinresten, Essig, Zucker und Wasser. Ich bringe sie dann wieder nach der Bar zurück und sage, die Flasche wäre flau gewesen.“

Bald nachher hörten wir auch die Pfropfen knallen.

Die Schiffsgesellschaft muß an jenem Abend ein gut Teil verdorbener Flaschen zu verzeichnen gehabt haben, denn mein Bursche sowohl als der Steward hatten beide einen Bombenrausch.

Eines Tages hatten wir noch einen Spaß. In der See trieb ein einsames Boot von unserem Schiff nach dem Lande zu, ohne Segel und ohne Ruder und, wie es schien, ohne Insassen. Auch vom nächsten Kriegsschiffe wurde es bemerkt. Ein Boot mit Matrosen wurde abgeschickt, um das Boot mit den vermutlich am Boden liegenden Flüchtlingen abzufangen.

Als die Matrosen nahe an das Boot herankamen, riefen sie es an, und es erhob sich darin auch eine Gestalt. Es war ein Matrose unseres Schiffes, der sich schlaftrunken die Augen rieb und gar nicht wußte, was los war.

Nun kam es heraus. Es war das Boot des Kapitäns der „Catalonia“, das tagsüber immer am Hinterteil des Schiffes in See bereit lag und in dem ein Matrose als Wache postiert war. Der Aufenthalt war ihm zu langweilig geworden; er war eingeschlafen und, wie ich nachher hörte, hatte einer der Deutschen heimlich das Tau durchschnitten. Der kleine „Catalonia“-Kapitän schimpfte nicht schlecht.

Ein anderes Mal entstand an Bord ein Heidenspektakel. Der Wachtposten, ein harmloser Milizkrieger, sah etwas vom Schiffe wegschwimmen. Erst konnte er nicht recht erkennen, was es war, denn die See ging ziemlich hoch. Als jedoch eine Welle den Gegenstand hoch hob, sah er, daß es ein Boer war, der mit dem Hut auf dem Kopfe dem Lande zuschwamm.

„Mann über Bord!“ rief er aus. Er hatte eine edle Regung und wollte nicht auf einen Mann im Wasser schießen. Ein Boot wurde bemannt, aber schon kam ein Boot mit Matrosen vom Kriegsschiff. Der Flüchtling wurde eingeholt und ins Boot gezogen. Es war — eine Puppe, die durch Belastung mit Gewichten so schwamm, daß nur der Kopf aus dem Wasser sah. Man hatte ihr einen alten Hut aufgesetzt und einen der auf der „Manila“ gemausten Rettungsgürtel umgebunden.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Im Gefangenenlager bei Simonstown.

Endlich war die Einrichtung des Gefangenenlagers bei Simonstown fertig, und Mitte Februar wurden wir an Land übergeführt.

Unmittelbar unter einem der Küstenforts war eine kleine, etwa 300 Meter lange, 150 Meter breite Ebene mit einem sieben Fuß hohen Drahtgitter umzäunt. Innerhalb dieses Gitters, etwa sechs Fuß davon entfernt, lief ein zweiter Drahtzaun von etwa vier Fuß Höhe, den kein Gefangener überschreiten durfte. Im Übertretungsfalle hatten die Posten Befehl zum Feuern. Rund um den eingezäunten Raum standen große elektrische Bogenlampen, die von einem außerhalb des Lagers in einem kleinen Wellblechhause stehenden Dynamo gespeist wurden. Dieses wurde von einem Petroleummotor getrieben, der einen bestialischen Gestank verursachte. Dazu streikte er alle Augenblicke, was jedesmal großen Alarm und Aufregung unter den armen Milizsoldaten der Wache hervorrief, die in der Dunkelheit einen Ausbruch der Gefangenen befürchteten. Wenn dann gerade das ganze Lager mit Mühe und Not umstellt war, puffte der vertrackte Motor ganz gemütlich wieder los, und die Soldaten krochen schimpfend und fluchend unter ihre Decken.

Diese Komödie wiederholte sich fast jede Nacht, manchmal sogar mehrere Male. Im Anfang amüsierte sie uns, nachher gewöhnten wir uns daran, die Milizsoldaten ebenfalls, und der alte Motor vielleicht auch.

Die Zelte waren bereits aufgestellt, als wir landeten. Die Offizierszelte standen an der Westseite, je ein Zelt für zwei Offiziere. Für je acht der Mannschaft war ein Zelt bestimmt.

Das Lager war in jeder Beziehung eine Verbesserung im Vergleich zu dem Aufenthalt auf den dumpfen, engen Transportdampfern, und war den Verhältnissen entsprechend auch gut eingerichtet. Eine große Annehmlichkeit war der große, schöne Badeplatz am Seestrande, den wir zweimal täglich je eineinhalb Stunde benutzen konnten.

Die Rationen, die wir bekamen, waren reichlich und gut, und da wir auch Gelegenheit hatten, uns alles Nötige aus der Stadt kommen zu lassen, litten wir keinen Mangel. Korrespondenzen und Zeitungen wurden zugelassen, so daß wir über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz unterrichtet blieben. Ein geräumiger Platz für Fußball und Cricketspiel war reserviert und sogar ein Tenniscourt war vorhanden, für welches Spiel uns unsere Freunde in Kapstadt die nötigen Requisiten geschenkt hatten.

Allerdings wurde der Raum im Lager später etwas beengt, da fast täglich neue Gefangene kamen. Eine große Anzahl derselben hatte die weite Reise im offenen Kohlenwagen zurücklegen müssen und bei der glühenden Sonnenhitze und den bitterkalten Nächten in der Karroo sicherlich nicht die angenehmsten Erfahrungen gemacht.

Unsere Freunde in der Kapkolonie haben sich hierüber sehr aufgeregt, und auch die europäische Presse hat das Verfahren, Gefangene in offenen Wagen zu transportieren, stark kritisiert. Aber war das nicht „tit for tat"? Ich habe, als ich die betreffenden Zeitungsartikel las, wieder an die armen Frauen und Kinder denken müssen, die von Johannesburg wegzogen und zwischen Elandsfontein und Heidelberg in der stürmischen Nacht im offenen Kohlenwagen hinter unserem Zuge herfuhren. Wieviel schwerer haben diese und die vielen anderen es gehabt, die die N. Z. A. S. M. (Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahngesellschaft) auf dieselbe Weise außer Landes beförderte!

Was aber schlechterdings durchaus nicht zu entschuldigen war,

ist, daß die englische Militärbehörde die Gefangenen nicht vor den Insulten der Farbigen und auch des weißen Pöbels beschützte und daß die Offiziere sich oftmals nicht die geringste Mühe gaben, ihre Soldaten zu instruieren, daß Kriegsgefangene nicht allein unter der Bewachung der Eskorte, sondern auch unter deren Schutz stehen.

In den meisten dieser Fälle bestand allerdings die Eskorte aus Miliz.

Wenn man an den Empfang der ersten englischen Gefangenen in Pretoria denkt, wo das ganze männliche Publikum am Bahnhof den Hut abnahm, als die Gefangenen vorbeimarschierten, und dagegen den heulenden Niggerpöbel in Kapstadt mit den dabei stehenden, sich amüsierenden englischen Eskorteoffizieren betrachtet, dann macht sich ein Unterschied bemerkbar, der sehr zu Gunsten der von vielen Engländern so verachteten „ungebildeten" Boeren spricht.

Als unsere bei Elandslaagte gefangenen Leute von Ladysmith nach Pietermaritzburg gebracht wurden und der Zug in Estcourt hielt, trat ein Civilist an einen Wagen heran und schlug einem Manne, der sich zum Fenster hinauslehnte und gerade nach einer anderen Richtung sah, unversehens mit der geballten Faust ins Gesicht. Ein Infanterist vom Devonshire-Regiment nahm seinen Gewehrkolben und stieß dem Elenden unsanft in die Rippen mit den Worten:

„Du Feigling, diese Leute sind viel besser als du. Sie kämpfen für ihr Land, während du elende Brut doch nur gut dazu bist, Leute zu schlagen, wenn sie sich nicht wehren können!"

Der brave Devon hatte wenige Tage vorher erst gegen dieselben Gefangenen gefochten. Aber auch hier zeigte sich, was wir später noch so vielfach beobachtet haben: diejenigen, die den Felddienst wirklich kannten und Pulver gerochen hatten, waren nicht allein stets die anständigsten, sondern auch die menschlichsten. Kamen wir aber mit einem dieser Amateure, dieser Soldatenkarrikaturen, zusammen, von denen wir später auf der „Mongolian" einige trafen, die ein Vergnügen darin fanden, die Leute zu quälen: dann konnten wir sicher

sein, daß sie in ihrem Leben noch nie im Gefecht gewesen waren und noch keinen anderen Felddienst getan hatten als bei der Etappe oder in England bei Picknick-Manövern.

Ich muß hier eine kleine Episode erwähnen, die während der ersten Tage unseres Aufenthalts in Simonstown vorfiel und die interessant ist, weil sie uns Deutschen einen höchst amüsanten Begriff gibt, wie in Simonstown kleine Angelegenheiten zwischen Militär und Zivilpersonen geregelt werden.

In Simonstown wird eine Zeitung herausgegeben, deren Redakteur sich eines Tages eine scharfe Kritik über das Tun und Nichttun des dortigen Admirals erlaubte.

Einige junge Marineoffiziere glaubten, die beleidigte Ehre ihres Vorgesetzten rein waschen zu müssen. Als der arme Redakteur eines Tages nichts ahnend beim Hause des Admirals, das unmittelbar am Meeresufer steht, vorbei kam, nötigten die Herren ihn ins Haus und erklärten ihm, daß sie ihn ob seines Frevels in die See tauchen müßten. Alles Zetern und Lamentieren half nichts; er bekam zunächst eine Cigarette und einen „Drink“ angeboten, die er aber ausschlug, dann brachte man ihn nach der Bootlandungsstelle, wo er sich „unter Protest“ seines Rockes entledigte und ins Meer stieg.

Durch diesen feierlichen Akt war das Vergehen des Redakteurs gesühnt.

Trotz eines wiederum angebotenen Drinks und ditto Cigarette ging der Herr Redakteur Rache schnaubend nach Hause, und am nächsten Morgen fanden sich alle Beteiligten, der Admiral, die „Waschoffiziere“ und eine Anzahl Damen vor dem Gerichtshofe wieder, wo die Sache noch einmal gründlich breit getreten wurde, die dann am Tage darauf Wort für Wort in der Zeitung erschien. Der „Untertauch“-Leutnant bekam einige Mark Geldbuße, und der „Taucher“-Redakteur konnte sich seine Hosen trocknen. —

Als die Gefangenen der Cronjéschen Armee von Paardeberg in Kapstadt ankamen, wurde Kapitän Proctor nach Greenpoint versetzt,

und wir bekamen einen Kapitän Perkins von einem Cape Colonial Freiwilligen Regiment. Auch dieser Herr hat uns nur Gutes erwiesen.

Im Lager von Simonstown traf ich den schwedischen Baron H. Fagerskjöld, Leutnant im skandinavischen Korps, der bei Magersfontein gefangen genommen worden war.

Er erzählte mir, sie hätten bei Magersfontein eine vorgeschobene, exponierte Stellung gehabt, die unter allen Umständen zu halten General Cronjé ausdrücklichen Befehl erteilt habe, da alles auf ihren Besitz ankäme und er sich auf die Boeren nicht so verlassen könne wie auf die Europäer. Seine Worte seien gewesen: „Ihr müßt diese Stellung halten oder dort sterben."

Als die Skandinavier von großer Übermacht angegriffen wurden, hielten sie dem Befehl entsprechend die Position, und da sie keine Hilfe und keinen Gegenbefehl bekamen, war die Folge, daß die meisten getötet und nur wenige gefangen genommen wurden. Von 53 blieben 23 tot, darunter der Führer Kapitän Flügarre, und 23 wurden schwer verwundet. Nur sieben kamen durch.

General Cronjé hat behauptet, dem befehlführenden Offizier der Skandinavier die Position nur als Vorpostenstellung für die Nacht angewiesen zu haben; er solle sie während der Nacht unter allen Umständen halten, sich am anderen Morgen aber auf die Hauptstellung zurückziehen. Daß Kapitän Flügarre die Absicht hatte, die Stellung auch am Morgen zu halten, ist dadurch bewiesen, daß er schon in der Nacht die Pferde zurückschickte.

Sofort nach unserer Ankunft im Lager wurde dasselbe einer genauen Inspizierung unterworfen, um herauszufinden, auf welche Weise am besten zu entfliehen sei.

Verschiedene Ideen wurden ausgeheckt. Einer dachte, die elektrische Leitung abzubrechen oder den Strom abzuleiten, um die in der Dunkelheit entstehende Verwirrung zur Flucht zu benutzen. Baron Fagerskjöld hatte die Absicht, von seinem Zelt aus einen Tunnel zu graben.

Mir wollte keine der Ideen einleuchten, und ich gedachte dem Zufall zu vertrauen.

Nach einigen Tagen kam Baron Fagerskjöld zu mir und sagte, daß der Schacht zum Tunnel bereits gegraben sei und auch schon sechs Fuß vom Tunnel selbst.

Westlich von unserer Zeltreihe war außerhalb des Drahtes der Boden noch etwa zwei Meter breit flach, dann fiel er plötzlich steil ab und bildete eine kleine Schlucht, die nach dem Meere zu immer tiefer wurde. Dichtes Gestrüpp stand überall darin herum.

Fagerskjöld wollte den Tunnel von seinem Zelte aus schräg nach dem Meere zu führen und an einer tiefer gelegenen Stelle im dichtesten Gebüsch in die Schlucht münden lassen, so daß die Flüchtenden sich gleich im Gebüsch verbergen konnten. Er hatte den ganzen Plan ausgezeichnet überlegt und die schwierige Arbeit mit seinen Skandinaviern auch mit bewunderungswürdiger Energie fertig gestellt.

Eines Tages ging ich mit dem Baron nach seinem Zelte, kurz vor der Inspektionsstunde, in der Kapitän Proctor die Runde machte.

Im Zelt war nichts zu sehen. Auf der Erde lagen am Rande des Zeltes die Decken hübsch aufgerollt, links stand eine Kiste, die Fagerskjöld als Tisch benutzte, auf der anderen Seite stand eine kleinere Kiste, die ihm als Stuhl diente. Ich hob die große Kiste hoch, um darunter zu sehen, aber auch jetzt konnte ich nichts bemerken. Die Erde war genau so wie an den anderen Stellen des Zeltes. Fagerskjöld lächelte geheimnisvoll.

Als ich nach der Inspektion wieder ins Zelt kam, saß ein kleiner Schwede auf der Kiste, las in einem Buche, rauchte eine Cigarre und strampelte mit den Beinen, wobei er immer gegen die Kiste schlug. Sobald er mich kommen sah, hörte er auf zu strampeln, wohl das Zeichen für den unten arbeitenden Mann.

Baron Fagerskjöld hob die Kiste auf, und ich sah, daß sie einen Schacht, etwa drei Fuß im Durchmesser, bedeckte, in dem unten ein Licht schimmerte. Unten arbeitete ein Mann im Tunnel, ein

anderer zog mittels einer Kiste die Erde vom Tunnel in den Schacht. Während der Arbeit bedeckte die Kiste den Schacht nur teilweise, um die Luftzufuhr nicht zu verhindern. Da jedoch kein Luftdurchzug stattfinden konnte, ist es unbegreiflich, wie die Leute das Arbeiten im Liegen bei der unten herrschenden Hitze aushalten konnten, denn die Luft war so verbraucht, daß öfters die Kerzen ausgingen. Der Tunnel war etwa vier Fuß hoch und drei Fuß breit. Seine ganze Länge sollte 25 Meter betragen. Es konnte stets nur ein Mann arbeiten, der die abgekratzte Erde in die kleine Kiste schaffte, dann durch einen Ruck an der daran befestigten Leine das Zeichen gab, worauf ein anderer die Kiste nach dem Schacht zog und ausleerte. Darauf zog der Arbeiter im Schacht sie an einer anderen Leine wieder zurück. Die Ablösung der Arbeiter fand alle Stunden statt.

Am Abend nach Dunkelwerden gingen sämtliche Eingeweihte arglos und unauffällig im Zelt aus und ein, sich jedesmal Rock- und Hosentaschen mit Erde füllend, die sie dann während des Auf- und Abgehens im Lager ausstreuten.

Selbstverständlich war es unmöglich gewesen, die Verrichtung dieser immerhin großen Arbeit innerhalb des Lagers geheimzuhalten. Das fortwährende Aus- und Eingehen der Leute, die die Erde wegtrugen, fiel auf, und bald war der ganze Plan offenes Geheimnis. Niemand dachte jedoch daran, daß einer aus unseren eigenen Mannschaften den Verräter spielen würde!

Nach dreiwöchentlicher harter Arbeit war der Tunnel bis auf einen Fuß beendet, und es wurde für den nächsten Abend die Flucht verabredet. Zuerst sollten etwa um acht Uhr Abends Baron Fagerskjöld und ich entweichen, dann gegen neun Uhr einige Schweden, die den Abendzug nach Kapstadt benutzen wollten. Der Schwede Johannsen, dessen Riesenkräfte genügend gefürchtet waren, sollte verhindern, daß durch zu starkes Zuströmen von anderen die Sache verraten würde, und bis zwölf Uhr jeden vom Zelte fernhalten. Um zwölf Uhr

wollte er selbst entfliehen und über die Berge nach Kapstadt gehen; dann konnte aus dem Tunnel werden, was da wollte.

Wir hatten unter unseren Mannschaften einen gewissen Vischer, einen Kapafrikaner, der freiwillig mit dem Johannesburger Kontingent ins Feld gegangen war. Derselbe hatte ebenfalls die Absicht zu entfliehen und sich mir angeboten, mit mir zusammen die Flucht zu wagen. Ich war in der Kapkolonie gänzlich unbekannt und fürchtete, daß die englischen Militärbehörden keine Mühe scheuen würden, um mich wieder in die Hände zu bekommen, falls die Flucht gelingen würde. Da ich fest glaubte, daß Vischer mit ganzer Seele bei unserer Sache sei, ich ihm also vertrauen dürfe, nahm ich sein Anerbieten an, um durch ihn Unterstützung bei den Kapboeren längs des Weges zu erhalten. Vischer war von Anfang an mit den Arbeiten am Tunnel bekannt gewesen.

Etwa eine Woche vor Beendigung des Tunnels bekam Baron Jagerskjöld den Besuch eines Offiziers der City Imperial Volunteers, des Londoner Freiwilligen-Regiments, der in Schweden begütert ist. Er brachte eine Botschaft des Kronprinzen von Schweden an die skandinavischen Freiwilligen, daß sämtliche auf Ehrenwort in ihre Heimat entlassen werden könnten und daß S. Kgl. Hoheit alle Reisekosten bezahlen werde. Sir Alfred Milner, der Gouverneur der Kapkolonie, hatte bereits seine Zustimmung zur Entlassung der Skandinavier gegeben. Diese waren jedoch so fest von dem Gelingen der Flucht überzeugt, daß sie alle ohne Ausnahme das Anerbieten ablehnten.

Alles war bereit, und mit Spannung wurde der zur Flucht festgesetzte Donnerstag erwartet. Verschiedene flotte Schnurrbärte waren gefallen, um zur Unkenntlichkeit beizutragen. Ich hatte mir die Tracht eines englischen Geistlichen verschafft und kam mir selbst ganz ehrwürdig vor, als ich in den Spiegel sah.

Niemand kannte mich, nicht einmal Wachtmeister Köster, der ganz unvermutet ins Zelt trat, als ich Kostümprobe vornahm. Wie

haben wir doch an jenem Tage in Zukunftsträumen geschwelgt und Luftschlösser gebaut!

Aber es sollte anders kommen! Ganz unerwartet wurde am Donnerstag Nachmittag Befehl gegeben, die Offizierzelte abzubrechen und zu versetzen. Soldaten kamen, um dies zu besorgen. Kapitän Perkins und ein kleines, verwachsenes Männchen, das als Gott weiß was bei der Warwick-Miliz Dienste tat, marschierten auf die Stelle los, wo Fagerskjölds Zelt gestanden hatte und hoben den Deckel des Schachtes hoch. Der ganze Plan war verraten!

Todesmutig sprang der erwähnte Gnom in den Schacht hinunter. Als aber eine Stimme rief: „Paß auf! es ist Dynamit drin!", kam er wie der Blitz wieder zum Vorschein.

Wie ich später von englischen Offizieren hörte, hatte Vischer einen Vetter, der Leutnant bei der Cape-Garrison-Artillerie war, den Fluchtplan verraten, und dieser hatte selbstverständlich bei der Militärbehörde Anzeige erstattet.

Zur Belohnung wurde Vischer auf Ehrenwort in Freiheit gesetzt, Baron Fagerskjöld und ich aber wurden, was man der Militärbehörde nicht verdenken kann, wieder auf ein Transportschiff gebracht.

Fagerskjöld hatte das Glück, auf ein Schiff zu kommen, auf dem ein anständiger, feiner englischer Linienoffizier das Kommando hatte; mir aber brachte mein altes Pech das Gegenteil, ich kam auf die Hölle „Mongolian".

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Hölle „Mongolian".

Das Benehmen der englischen Offiziere, denen ich während der Gefangenschaft begegnet bin, war selbstverständlich nicht immer ein und dasselbe. Der eine war reservierter als der andere, wieder ein anderer zutraulicher und redseliger und ein vierter wieder freundlicher und weniger steif. Aber nie hatten wir, wo wir auch gefangen gehalten wurden, bemerkt, daß Bestimmungen und Einrichtungen getroffen waren, die so sehr den Eindruck machten, daß sie nur darauf hinausgingen, die Gefangenen zu quälen und sie ihre unglückliche Lage so recht fühlen zu lassen, als es bei den Regeln der Fall war, die der kommandierende Offizier auf der „Mongolian" festgesetzt hatte.

Bisher hatten die englischen Offiziere bei der Behandlung der Gefangenen gewissermaßen immer im Auge behalten, daß, obwohl sie heute Gefangene bewachten, das Kriegsglück sich doch in kurzer Zeit ihnen ungünstig zeigen und auch bei ihnen der Fall eintreten könne, daß sie in dieselbe Lage kämen, in der wir uns befanden. Keiner hatte bisher je daran gedacht, an uns sein Mütchen zu kühlen und uns die Gewalt, die er über wehrlose Gefangene hatte, mehr fühlen zu lassen, als nötig war.

Dies alles kann ich jedoch vom Kommandanten der „Mongolian" nicht behaupten.

Etwa eine Woche vor Entdeckung unseres Fluchtplanes waren die Gefangenen der Cronjéschen Armee in Simonstown eingetroffen und auf mehrere Transportschiffe verteilt worden. Die „Mongolian" war eines derselben.

Eine Stunde später, nachdem mir mitgeteilt worden war, daß ich wieder auf eines dieser Schiffe gebracht werden sollte, kamen ein Leutnant und zehn Mann von der Warwick-Miliz, um mich abzuholen. Alle waren bewaffnet, als ob sie den Malakoff stürmen wollten, das Magazin voll geladen und das Seitengewehr aufgepflanzt.

Kapitän Perkins hatte gestattet, daß ich meinen Burschen mitnahm. Wir marschierten nach den Docks. Ein Boot von einem der Kriegsschiffe brachte uns nach der „Mongolian".

Dort traf ich Major Albrecht von der Oranjefreistaat-Artillerie, die Leutnants von Dewitz und von Heister, den Kommandanten Wolmarans und noch mehrere bekannte Offiziere. Alle konnten nicht genug Worte finden über die miserable Behandlung, die ihnen zu teil wurde.

Das Schiff war buchstäblich vollgepfropft mit Gefangenen, alles bleiche, hohlwangige, ausgehungerte Gestalten, denen man die entsetzlichen Leiden und Entbehrungen von Paardeberg, wo sie von der Armee des Generals Roberts elf Tage lang eingeschlossen und bombardiert worden waren, vom Gesicht ablesen konnte. Sie waren in den engen Schiffsräumen, in denen eine pestilenzialische Luft herrschte, die man sich schlimmer nicht denken kann, so zusammengepfercht, daß sie sich kaum bewegen konnten. Trotzdem keine Veranlassung dazu vorlag, mußten die Ärmsten von den vierundzwanzig Stunden des Tages siebzehn unter Deck zubringen. Stets durfte nur ein Mann austreten. Man kann sich vorstellen, welche Qualen die Bedauernswerten während der Minuten, die sie auf den Vorgänger warten mußten, auszustehen hatten, wenn einmal eine größere Anzahl zugleich das Bedürfnis zum Austreten fühlte.

Die Behandlung der Kranken durch die Soldaten war das Roheste und Tierischste, was man sich denken kann. Während auf den anderen Schiffen die Soldaten, wenn auch Miliz, meist harmlose, freundliche Burschen waren, die oft in gutem Einvernehmen mit den Gefangenen standen, waren hier bei den Wachen Worte wie: „Scher' dich weg, du verdammter Hund, verfluchter Holländer, dreckiger Boer!" Ausdrücke, die noch zu den mildesten gehörten.

Auf den Transportschiffen, auf denen wir früher gewesen waren, hatte unter den Gefangenen stets ein gewisses Leben geherrscht, am Nachmittag und Abend sogar oft Fröhlichkeit; es wurde gesungen und getanzt oder gespielt. Auf der „Mongolian" war stets eine Grabesstille, kaum daß die Leute wagten, miteinander zu reden. Uns Offizieren war es streng verboten, mit den Mannschaften ein Wort zu sprechen.

Kennans Beschreibung der sibirischen Gefängnisse paßt genau auf die „Mongolian", nicht nur was die beschränkten Räumlichkeiten anlangt, sondern auch in Bezug auf die Verpflegung, nur war die Behandlung der Gefangenen durch die Engländer ungleich roher.

Auf dem Schiffe war eine große Anzahl Kranker. Eines Morgens, als ich gerade aus meiner Kabine trat, kam ein Boerenknabe weinend auf mich zu und erzählte mir, daß sein Bruder bewußtlos im Lazarett liege und von den Wachen unmenschlich behandelt werde. Er sei im Fieberdelirium vom Bett aufgesprungen, und die Soldaten der Wache hätten ihn mit Kolbenstößen und Faustschlägen wieder ins Bett getrieben. Ich ging sofort zum Arzt und erzählte ihm den Vorfall. Getan wurde jedoch nichts.

Die armen Kranken auf der „Mongolian" zu sehen, war ein Anblick, ebenso gräßlich als der der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, und auf allen anderen Schiffen zusammengenommen kamen nicht so viele Todesfälle vor als bei uns.

Mir war es stets peinlich, nach meiner Kabine zu gehen. Ich kann das Gefühl gar nicht beschreiben, das mich überkam, wenn ich in der rührendsten Weise um Brot gebeten wurde und ich nichts

geben konnte, ich hatte ja selbst nichts. Wie oft habe ich da mit dankbarem Herzen an die „Penelope“ und den edeln Kapitän Bruce, oder an den Kapitän Proctor und an die „Manila“ mit ihrem Kapitän Haddock zurückgedacht. Wie gut hatten wir es doch unter ihnen gehabt, und was war unsere damalige Gefangenschaft im Vergleich mit dem Leben, das unsere armen Leute auf diesem Höllenschiffe führten!

Kommandant auf der „Mongolian“ war ein gewisser Major Money von der Marineinfanterie oder -artillerie, ein Herr, unnahbar wie ein Gott. Nur des Morgens bei der Runde zeigte er sich, außer dieser Zeit war er für niemand zu sehen, noch viel weniger zu sprechen.

Etwa um neun Uhr Morgens kam gewöhnlich einer der Milizoffiziere und verkündete uns, gerade wie ein Hofmarschall bei einer Hoffestlichkeit den Eintritt der allerhöchsten Herrschaften ansagt:

„The military commandant is coming!“

Ob der Milizoffizier erwartete, daß die gefangenen Offiziere aufspringen und salutierend stramm stehen sollten, kann ich nicht sagen; fast schien es so.

Bald kam der Gestrenge denn auch, den Schnurrbart drehend, die Nase rümpfend, und, wie es schien, höchst ungehalten darüber, daß er nicht den gewünschten Eindruck gemacht hatte. Kommandant Wolmarans brachte öfters Klagen vor; daß sie etwas genützt hätten, habe ich nie bemerkt, denn an der Hauptsache, der Behandlung der Mannschaften, wurde nichts geändert.

Wir Deutsche nahmen von dem Herrn nicht die allergeringste Notiz.

Ich weiß nicht, ob Major Money in seinem Leben schon je im Feuer stand; es kann aber möglich sein, daß er noch einmal hineinkommt. Sollte er allenfalls einmal in Gefangenschaft geraten und physisch und moralisch gequält werden, dann mag er an die „Mongolian“ zurückdenken, wie er die unter seinem Kommando stehenden Kriegsgefangenen behandelt hat.

Uns gefangenen Offizieren, etwa zwanzig an der Zahl, war ein Deckraum von nur vierzig Fuß Länge bei zehn Fuß Breite angewiesen, trotzdem der ganze übrige Teil dieser Seite des Oberdecks nie gebraucht wurde. Da mitten in diesem Raum auch mehrere große eiserne Ventilatoren standen, war bei der großen Anzahl Offiziere an ein Auf- und Abgehen nur selten zu denken.

Das Essen war niederträchtig und ungenügend. Die Offiziere erhielten Morgens und Abends ein Stück trockenes Brot und eine Tasse schwarzen Kaffees, Mittags ein kleines Stück ausgekochten Rindfleischs und zwei bis drei in der Schale gekochte Kartoffeln. Auf den Schiffen, auf denen wir früher gefangen gehalten worden waren, war täglich ein Händler aus Simonstown zugelassen, der unter Aufsicht Lebensmittel und sonstige Sachen verkaufte. Bei ihm konnten wir die nötigen Bestellungen machen, und er brachte dann am anderen Tage die Waren an Bord. Auch dies war auf der „Mongolian“ nicht erlaubt. Briefe bekamen wir höchst unregelmäßig, Zeitungen aber nie zugestellt.

Trotz sämtlicher Zensoren, Aufpasser und aller möglichen Schnüffler hatte ich dennoch mit dem Lager in Simonstown einen regelmäßigen geheimen Verkehr. Ich will die Art und Weise, wie ich die Korrespondenz bewerkstelligte, hier nicht näher beschreiben; wer weiß, vielleicht kommt mir das Geheimnis später noch einmal zu gute.

Eines Tages teilte mir der Wachtmeister Köster aus dem Lager der Gefangenen in Simonstown auf dem gewöhnlichen Wege unserer Korrespondenz mit:

„Passen Sie heute Nachmittag beim Baden unserer Leute gut auf, Sie werden etwas Interessantes sehen!“

Die „Mongolian“ lag gerade dem Badeplatz des Gefangenenlagers gegenüber, etwa achthundert Meter davon entfernt. Am Nachmittag erwartete ich, mit einem guten Fernglase bewaffnet, mit Spannung das Heraustreten der Mannschaften aus der Umzäunung.



Überlistet!

Das Ufer am Badeplatz ist sandig; hie und da ragen einige Felsen aus dem Wasser hervor, und am Zaune, der den Platz abschließt, befindet sich an der Westseite eine größere Felsenpartie. Auf eine Breite von dreißig Meter ist das Ufer flach, dann erhebt es sich steil zu einer Höhe von etwa fünfzig Fuß und geht schräg nach der kleinen Ebene zu, auf der sich das Lager der Gefangenen befindet.

Etwa fünfzig Schritt von der westlichen Umzäunung mündet die bereits beschriebene Schlucht ins Meer; von da ab ist der Boden überall mit dichtem Gestrüpp bewachsen. Während des Badens der Gefangenen stand gewöhnlich ein Posten oben auf dem erhöhten Ufer und je einer an den Stellen, wo die Drahtzäune ins Meer liefen.

Alles was ich bemerken konnte, waren die Badenden und eine kleine Gruppe von Leuten, die im toten Winkel des Uferabhanges saß und scheinbar den Badenden zusah. Dies schien mir etwas Ungewöhnliches zu sein. Ich beschloß, sie im Auge zu behalten.

Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte das Signal, die Leute zogen sich an, und alles ging nach dem Lager zurück, auch die Gruppe verschwand. Trotzdem beobachtete ich die Stelle, wo sie gesessen hatten, und wer beschreibt mein Erstaunen, als sich auf einmal zwei Gestalten aus dem Sand erhoben und schnell hinter die Felsen krochen. Es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder zum Vorschein, liefen nach den Büschen zu und verschwanden. Etwa eine Viertelstunde später tauchten sie auf der Straße oberhalb des Ufers wieder auf, gingen in aller Gemütsruhe an dem Lager der Milizsoldaten vorbei und nach der Stadt zu.

Am anderen Morgen schickte mir Wachtmeister Köster die Nachricht: „Die Schweden Jarnick und Johannsen sind gestern weg, heute Nachmittag geht Köhler von unseren Leuten!" Am Nachmittage ganz genau dasselbe Manöver. Wieder einer verschwand. Am folgenden Tage mußte jedoch der Sergeant, der gewöhnlich die Gefangenen zählte, Lunte gerochen haben, denn das Baden der Leute hörte auf.

Etwa eine Woche nach meiner Ankunft auf der „Mongolian" kamen sämtliche gefangene Oranjefreistaater, Offiziere und Mannschaften, an Land; an ihre Stelle kam ein Teil unserer Mannschaften vom Lager in Simonstown.

Zu mir in meine Kabine kam wieder mein alter Leidensgefährte Kapitän de Witt-Hamer.

Trotzdem mir unsere armen Jungens leid taten, freute ich mich, wieder mit Angehörigen des Deutschen Korps beisammen zu sein. Es war mir gerade, als ob ich Monate von ihnen getrennt gewesen wäre.

Wachtmeister Köster hatte sich wie früher auf den anderen Schiffen sofort mit dem Steward befreundet, und so gelang es ihm, sich an den Wachen vorbeischleichend, mich jeden Morgen zu besuchen. Auch einige andere der Mannschaften sah ich öfters und hörte dann immer, wie es bei ihnen herging. Ich bemerkte auch bald, daß durch die Deutschen und die Holländer ein ganz anderes Leben aufs Schiff gekommen war. Sie ließen sich die Schinderei einfach nicht gefallen und muckten ganz gehörig auf, und wenn nur der tausendste Teil der Flüche und Verwünschungen in Erfüllung geht, die es von nun an regnete, dann tun mir Major Money und die „Mongolian" mit allem, was darauf ist, leid.

Ich lasse hier einen Brief des Kapitän Schulte-Brockhoff, der bei den Mannschaften blieb, folgen:

Sehr geehrter Herr Oberst!

Als es vor einigen Tagen hieß, daß auch wir an einen anderen Ort gebracht werden sollten, ahnte mir schon Schlechtes, aber daß wir in eine solche Hölle wie die, in der wir uns jetzt befinden, kommen sollten, hatte ich nicht geahnt.

Als am Montag Morgen, wir saßen gerade beim Frühstück, der Sergeant ansagte, daß wir um zehn Uhr fortgehen sollten und ich von ihm keine Auskunft über das „Wohin" erlangen konnte, wandte

ich mich an Kapitän Perkins, der mir sagte: „Soviel ich weiß, vorläufig an Bord der «Mongolian» und dann nach Kapstadt!"

Das „vorläufig" klang mir schon verdächtig, und wenn ich auch einen Schrecken habe vor allem, was englisches Transportschiff heißt, so freute ich mich doch darauf, Sie wieder zu sehen und sprechen zu können.

Jetzt bin ich schon beinahe eine Woche an Bord! Begrüßt habe ich Sie zwar schon von weitem, aber leider noch keine Gelegenheit gehabt, mit Ihnen zu sprechen. Leutnant Lynn vom Lancaster-Regiment, unser Kerkermeister, sagte mir, als ich Sie am Tage meiner Ankunft sah und Ihnen einen Gruß zuwinkte, ich möchte dies unterlassen, da ich Gelegenheit haben solle, Sie aufzusuchen. Daraus ist aber bis heute trotz des Versprechens noch nichts geworden. Ich frage auch nicht mehr und lasse Ihnen nun durch Wachtmeister Köster diesen Brief zukommen.

Ist das ein gemeiner Zustand hier an Bord! Die Behandlung ist ja noch schlechter als die von Galeerensträflingen. Solche Zustände sind einfach schauderhaft.

Dieser Leutnant Lynn und sein Sergeant-Major sind Prachtexemplare! Der letztere mit seiner Bulldoggenvisage leistet, nebenbei gesagt, im gemeinen Fluchen das Höchste, was ich bis jetzt gehört habe.

Gleich als wir an Bord kamen, flog ein Holländer, Kroon, ins Loch, und was hatte er verbrochen? Er hatte seinen Deckstuhl mitgebracht, und als er ins Zwischendeck hinunter dirigiert wurde, hieß ihn der Leutnant, seinen Stuhl oben zu lassen, auf Englisch natürlich, eine Sprache, die Kroon nur sehr schlecht versteht. Kroon sagte nun, ohne begriffen zu haben, was er sollte, „Yes, Sir!", wie unsere Leute, die kein Englisch verstehen, dies immer antworten, und schickte sich an, unter Deck zu gehen, nahm den Stuhl aber mit. Da fährt der Leutnant wie ein Berserker auf ihn los, herrscht ihn fürchterlich an wegen Gehorsamsverweigerung und wer weiß was

schlechtes Essen! Das Fleisch, das man uns vorsetzt, besteht fast nur aus Sehnen, Knorpeln und Knochen, und ist schon an einem Punkt angelangt, der den Begriff „Hautgout“ überschreitet, es stinkt einfach. Pro Mann gibt es eine einzige Kartoffel, voll von schwarzen Flecken, Sprossen und halbfaul. Der Tee geht allenfalls an, er ist nur zu bitter. Das Brot ist ziemlich gut, es gibt aber zu wenig.

Beschwerden werden täglich vorgebracht: über das Essen sowohl, als über die gesundheitlichen Zustände und die allgemeine Behandlung; sie helfen aber fast gar nichts.

Ein jeder ist hungrig! Wie weit ein vom Hunger getriebener Mensch kommen kann, sah ich gestern. Ein Matrose kam mit einer großen Schüssel voll Speisereste, um diese in die See zu werfen. Als dies einer der Paardebergboeren, ein ganz abgemagerter, schrecklich verhungert aussehender Mensch gewahrte, stürzte der arme Teufel, um das nagende Hungergefühl zu ersticken, auf den Spülnapf los und fischte sich einige Stücke der Überreste heraus, um sie dann hastig in den Mund zu stecken. Der Posten auf Deck sah es und trieb den armen Kerl mit Kolbenstößen weg:

„Mach, daß du wegkommst, du Dreckschwein!“

Soweit ist es schon durch die „humane“ Behandlung der Engländer gekommen, daß Menschen wie Hunde weggeworfene Brocken zusammenlesen!

Des Morgens um fünf Uhr ist Reveille; alles muß aufstehen, die Hängematten werden verstaut, und dann drängt alles nach dem Waschraum, der eine Stunde lang offen bleibt, von $5\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ Uhr. Das Wasser ist ungenügend, und wer bis um halb sieben keine Möglichkeit gehabt hat, an die Reihe zu kommen, der geht eben ungewaschen wieder ab und setzt sich an den Meßtisch, um sein Frühstück, Tee und trockenes Brot, mit einigen derben und wohlgemeinten Segenswünschen für die Engländer hinunterzuwürgen. Um 8 Uhr endlich wird man an die frische Luft gelassen. Es ist aber auch die höchste Zeit; die Luft unten im Raume ist unerträglich. Um 10 Uhr

geht's wieder hinunter zur „roll call" (Musterung), die mit der sich daran anschließenden Inspektion durch den Major und den Schiffskapitän ungefähr eine Stunde beansprucht. Dann geht's wieder für eine Stunde nach oben. Um 12 Uhr steigt man hinab zum Mittagessen und muß bis 2 Uhr unten bleiben; darauf darf man bis um 4 Uhr nach oben. Um 4 Uhr ist noch einmal „roll call", dann gibt's Tee und Brot. Von ½6 bis 7 Uhr ist wieder der Aufenthalt an Deck gestattet, dann aber heißt es von neuem hinab in die Pesthöhle bis zum anderen Morgen um 8 Uhr. Von den vierundzwanzig Stunden, die der Tag hat, nur 6½ in der frischen Luft und 17½ in der Hölle, wer kann dabei gesund bleiben?!

Der Raum unten ist so beschränkt, daß nicht einmal alle ihre Hängematten aufhängen können; ein großer Teil liegt mit seinen zwei Decken auf dem blanken Boden. Der Raum an Deck ist so beengt, daß man sich nicht umdrehen, geschweige denn Bewegung verschaffen kann.

Wenn bei Leutnant Lynn eine Beschwerde vorgebracht wird, antwortet er stets:

„Was? Ihr beschwert euch? Ihr habt es noch viel zu gut. Ich bin auch Kriegsgefangener gewesen und würde Gott gedankt haben, wenn ich es so gut gehabt hätte wie Ihr hier!"

Wir haben uns vergeblich den Kopf zerbrochen, wo der tapfere Milizkrieger in Kriegsgefangenschaft gewesen ist, denn er hat noch nie einen Feldzug mitgemacht.

Überhaupt scheint der Herr eigentümliche Ansichten über Kriegsgefangene und deren Behandlung zu haben. Wenn er nach unten kommt, hat er stets die Klappe seiner Revolvertasche offen und die Hand am Kolben der Waffe. Er erzählte uns sogar, daß wir noch schlechter als Rebellen seien. Er sagte:

„Nach den Gesetzen Ihrer Majestät und nach Völkerrecht müßtet ihr erschossen werden. Und das werdet ihr auch, so Gott will!"

Auf diesen Spaß erhob sich unter unseren Kerls ein unbändiges,

höhnisches Gelächter. Die Folge davon war, daß er sieben Tischen für zwei Tage Wasser und Brot diktierte!

Da geigte ihm Leutnant Fitzck die Wahrheit, warf ihm vor, daß er Beschwerden, die ihm übergeben worden seien, nicht weitergegeben und einfach vernichtet hätte, und hielt ihm eine Vorlesung über seine Befugnisse und Pflichten als Offizier. Er sagte ihm, er könne tun, was er wolle, unseren Mut und unsere Überzeugung könne er nicht brechen.

Lynn versuchte eine Entgegnung, nahm aber schließlich die zwei Tage Wasser und Brot zurück und wurde für den Vormittag etwas anständiger. Am Nachmittag war er wieder der alte!

Lynn ist auch ein gewaltiger Linguist und versteht, wie er uns erzählte, alle europäischen Sprachen mit Ausnahme von Russisch.

Vor einigen Tagen unterhielten sich in seiner Nähe zwei Holländer. Lynn fuhr dazwischen und fauchte sie an, sie sollten Englisch sprechen; er habe ganz genau verstanden, was sie gesagt hätten.

„Ihr wißt, ich habe es euch gesagt, daß ich alle europäischen Sprachen spreche, nur das Russische nicht."

Einer der Holländer antwortete ihm Französisch; da kam der arme Mensch aber gut an!

„Wie können Sie es wagen, mich Russisch anzusprechen! Ich habe Ihnen doch gesagt, Russisch spreche ich nicht. Sprechen Sie Englisch!"

Tableau!

Gestern ist der sprachenkundige Herr fort zur Front! Nicht allein unsere Segenswünsche, auch die der englischen Soldaten begleiten ihn. Habe ich doch selbst gehört, wie einer der Soldaten zum anderen sagte:

„Ich sage dir, Dick, dieser Schuft ist der erste, den wir niederschießen, wenn wir an die Front kommen!"

Das charakterisiert den Herrn genügend!

An seine Stelle ist Leutnant Match vom Warwick-Regiment getreten, ein Gentleman vom Kopf bis zum Fuß, der sich alle Mühe

gibt, unser Los zu verbessern. Es ist schon manches besser geworden, und auch Kapitän Williams versprach, noch mehr für uns zu tun. Ich bin davon überzeugt, daß beide ihr Bestes tun werden.

Doch nun Schluß! Ich höre, Sie gehen in Kürze nach St. Helena, und ich wünsche Ihnen gute Reise. Hoffentlich kommen wir bald nach.

Unsere Jungens erlauben sich, Ihnen ihre besten Grüße zu senden, und wünschen gute Fahrt, besonders aber tut dies

Ihr ganz gehorsamer

Wilhelm Schulte-Brockhoff.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt auf der „Mongolian" teilte mir Major Money eines Tages mit, daß ich am Nachmittag nach einem anderen Schiffe gebracht werden solle. Auch Kapitän de Witt-Hamer erhielt dieselbe Nachricht.

Also wieder auf einen neuen Marterkasten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Nach St. Helena.

Was wird es diesmal für einer sein, und wer ist unser Cerberus? Das waren meine Gedanken, als die englischen Matrosen mich nach dem neuen Schiff, der „Milwaukee", hinüberfuhren, die etwa 600 Meter von der „Mongolian" entfernt vor Anker lag. Gerade als wir von der „Mongolian" abfuhren, kam wieder das große Hafenboot mit Gefangenen vom Ufer an und ging ebenfalls nach der „Milwaukee".

An Bord derselben traf ich Kapitän Proctor, der mit dem Schiff von Kapstadt gekommen war. Er sagte mir, daß wir am Nachmittage um vier Uhr nach St. Helena fahren sollten, und daß die Gefangenen dort bis zur Beendigung des Krieges zu bleiben hätten. General Cronjé werde ebenfalls jeden Augenblick erwartet, und sofort nach seinem Eintreffen würden wir in See gehen. Kapitän Proctor stellte mich unserem neuen Kommandanten vor, einem Oberstleutnant Leese von der Marineartillerie, der uns recht freundlich entgegenkam.

Die „Milwaukee", ein sehr großes Schiff, war ein Frachtdampfer und nicht für Passagiere bestimmt. Auf ihr war das kanadische Freiwilligenregiment nach Afrika gekommen. Die Kajüten waren, wenn auch nur provisorisch eingerichtet, dennoch nicht schlecht. Die Verpflegung der gefangenen Offiziere war ausgezeichnet und auch die der Mannschaften ging an. Unser Speiseraum war weit

angenehmer als der der englischen Offiziere, da die Oberluken stets geöffnet waren und deshalb eine angenehme Kühle in ihm herrschte.

General Cronjé, seine Frau, Herr Keyser, sein Sekretär, und sein Adjutant, die seit ihrem Eintreffen in Simonstown auf dem Kriegsschiffe „Doris" gewohnt hatten, kamen am Nachmittag gegen vier Uhr an Bord. Bald darauf wurden die Anker gelichtet, und wir dampften ab.

An Gefangenen waren an Bord ungefähr 20 Personen, die teils Offiziere waren, teils von den Engländern als solche betrachtet wurden, und etwa 800 von der Mannschaft.

Als Bewachung hatten wir zwei Kapitäne und zwei Leutnants mit etwa 80 Mann Miliz an Bord. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie zwei so unschuldige Kindergesichtchen in Uniform gesehen als diese beiden Leutnants. Der eine von ihnen errötete stets wie ein junges Mädchen, wenn man mit ihm sprach, und konnte dann vor Verlegenheit kein Wort herausbringen. Der andere war ein ganz fixer kleiner Junge, nur hatte es den Anschein, als ob er noch in die Schule gehörte.

Man konnte sehen, welchen Eindruck die Nachricht, daß wir nach St. Helena deportiert würden, auf die meisten der gefangenen Boeren machte. Viele, die noch nie eine Seereise gemacht hatten, konnten ihre Tränen kaum zurückhalten, als wir uns immer weiter von der afrikanischen Küste entfernten, und manch einer glaubte fest, daß er Afrika niemals wiedersehen würde. Bei wie vielen ist diese Befürchtung nicht auch eingetroffen!

Der Kreuzer „Niobe" begleitete uns; er sollte bis auf weiteren Befehl als Wachtschiff in dem Hafen von Jamestown bleiben.

Zu meiner nicht geringen Freude traf ich Baron Fagerskjöld wieder an Bord. Er war seit unserer Trennung auch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Mit dem Dampfer, auf den er zuerst gebracht worden war, hatte man ihn nach Kapstadt geschickt und dort in eine Gefängniszelle gesperrt.

Daß man nach der Entdeckung der Tunnelarbeiten strengere Maßnahmen in Bezug auf seine Bewachung getroffen hatte, dagegen ließ sich nichts einwenden, aber gerechtfertigt war es doch nicht, daß man ihm den Fluchtversuch durch schroffe und unwürdige Behandlung vergalt. Man gab ihm nicht einmal genug zu essen, und so kann man es ihm auch nicht übel nehmen, daß er wieder versuchte, sein unfreundliches Quartier zu verlassen. Nachdem er mit unsäglicher Mühe ein Schloß und zwei Eisenstäbe durchgefeilt hatte, wollte er in der folgenden Nacht verduften. Da holte man ihn jedoch unglücklicherweise am Nachmittage ab und brachte ihn nach der „Milwaukee“, die sofort nach Simonstown abdampfte.

Nach einer achttägigen Fahrt bekamen wir früh Morgens St. Helena in Sicht und ankerten etwa um elf Uhr vor der kleinen Hafenstadt Jamestown.

Einen freundlichen Eindruck machten die kahlen Felsen und Berge auf uns gerade nicht. Wir fanden jedoch einigen Trost darin, daß es wenigstens etwas Neues und wieder eine Abwechselung war. Der Aufenthalt auf den schmutzigen Transportschiffen war jedem verhaßt, und schlechter konnte es auf der Insel wohl nicht werden.

Wir hatten eben Anker geworfen, als zu unserem Erstaunen am Vormast unseres Schiffes die gelbe Flagge hochging. Ein Masernfall an Bord war die Ursache. Es war gerade keine angenehme Nachricht, als wir hörten, daß wir einige Zeit in Quarantäne zu liegen hätten. Der Signaloffizier der „Niobe“, der auf der „Milwaukee“ stationiert war, erhielt Befehl, vom Schiff niemand an Land zu lassen.

Nicht lange nach unserer Ankunft kam ein Boot mit einigen Offizieren in vollem Rüstzeug mit den vielen Riemen und Bändern, die bei den englischen Offizieren jetzt modern sind.

Ich stand zufällig in der Nähe der Schiffstreppe und hörte, wie der Marineoffizier die Herren warnte, an Bord zu kommen. Diese konnten wohl ihre Neugierde, die „wilden“ Boeren zu sehen, nicht länger zügeln und stiegen die Schiffstreppe hinauf. Nachdem sie uns

gehörig begafft und den nötigen Whisky und Soda getrunken hatten, wollten sie sich wieder forttrollen. Der Marineoffizier erklärte ihnen aber ganz ruhig, daß sie an Bord zu bleiben hätten, das Schiff habe vierzehn Tage lang in Quarantäne zu liegen.

Es half dem einen Herrn nichts, daß er sich in Positur warf und sich mit ungeheurer Wichtigkeit als Garnisonsadjutant zu erkennen gab. Der Marineoffizier sagte ihm einfach, er könne der Kaiser von China sein und hätte dennoch zu bleiben. Sie seien alle gewarnt, hätten aber nicht hören wollen. Sein Befehl sei nicht: niemand an Bord zu lassen, sondern niemand herunter zu lassen, und sie hätten alle zu bleiben.

Für uns war diese kleine Episode, über die wir uns königlich amüsierten, insofern von Bedeutung, als der Gouverneur, der seinen Adjutanten und die anderen Offiziere nicht auf so lange Zeit entbehren konnte und wollte, die Quarantäne einfach ganz aufhob.

Da jedoch das Lager, das die Gefangenen aufnehmen sollte, noch nicht fertig war, außerdem noch Proviant usw. ausgeladen werden mußte, hatten wir noch einige Zeit auf dem Schiff zu bleiben. Wir vertrieben uns die Zeit, so gut es gehen wollte, mit Fischen und Spazierengucken.

Am vierten Tage nach unserer Ankunft kam ein holländisches Kriegsschiff, die „Königin Emma der Niederlande" an, um Kohlen einzunehmen, und legte sich an der Landseite der „Niobe" vor Anker. Wie ich von den englischen Offizieren hörte, wurde das Schiff etwas mit Argwohn betrachtet, trotzdem es schon seit mehr denn einem Monat, also lange bevor die Deportation von Gefangenen nach St. Helena bestimmt war, erwartet wurde. Die holländischen Offiziere sollten den Offizieren der „Niobe" gegenüber geäußert haben, daß sie den ganzen Weg nach Holland zu segeln beabsichtigten, und man konnte nicht begreifen, warum die „Königin Emma" erst noch Kohlen einnahm.

Noch vergrößert wurde die Besorgnis der Engländer, als die

Nachricht kam, ein französisches Kriegsschiff kreuze auf der anderen Seite der Insel; es habe eine Nacht in der unbewachten Sandy-Bai geankert und sei dann wieder abgedampft.

Seine Exzellenz der Gouverneur der Insel geriet darüber so in Harnisch, daß er sofort einen Leutnant und zehn schwarze Infanteristen hinschickte, um die Bai zu bewachen. Dieses Detachement blieb lange Zeit da und sah zu, daß die Bai nicht weglief, und nur ihm ist es wohl zu danken, daß St. Helena heute nicht französisch ist.



Sandy-Bai-Tal auf St. Helena.

Die ganze Geschichte von dem französischen Kriegsschiff wird wohl eine der vielen Enten gewesen sein, die in St. Helena ebenso herumschwirrten wie in den englischen Kolonien in Südafrika.

General Cronjés Landung sollte am Karfreitage stattfinden, die der übrigen Gefangenen am Dienstage nach Ostern.

Am Ostermontag Morgen bekam ich ganz unerwartet Befehl, daß ich um elf Uhr gelandet werden sollte. Kapitän de Witt-Hamer sollte mich begleiten. Um elf Uhr kam auch ein Boot von der „Niobe", um uns abzuholen. Der bereits erwähnte blutjunge, winzig

kleine Leutnant kommandierte die Eskorte von etwa zehn Mann, die mit aufgepflanztem Seitengewehr mit uns fuhr. Am Kai stand neben einer großen Anzahl von Gaffern eine alte vorsündflutliche Kalesche, in die mich das Miniaturleutnantchen aufforderte einzusteigen. Er beabsichtigte, seine Armee rund um dieselbe zu verteilen und nebenher zu marschieren. Es fehlten nur noch einige Pfeifer und Trommler; Straßenjugend war genug vorhanden.

Ich hatte jedoch zu einer solch verrückten Karnevalsprozession nicht die geringste Lust und erklärte dem jungen Herrn, daß ich vorzöge, zu Fuß zu gehen. Köstlich war seine Verlegenheit zu sehen.

„Aber meine Instruktion lautet doch, daß ich Sie fahren soll!" erwiderte er ganz kleinlaut; offenbar wußte er nicht recht, was er unter diesen Umständen machen sollte.

Kapitän de Witt-Hamer nahm die Sache von der humoristischen Seite, stieg in die Kalesche, und so gondelten wir los.

Eine komischere Prozession kann man sich wohl nicht leicht vorstellen.

In dem kleinen Ponywagen, mit zwei Pferden, Tandem bespannt, saß de Witt-Hamer mit gekreuzten Armen, den Hut herausfordernd auf einer Seite. Zwei Neger führten die alten Gäule, die das Wägelchen zogen. Dahinter kam ich zu Fuß und neben mir der Leutnant, nicht viel größer als sein Säbel und ganz verschwindend unter dem großen Helm, der einem Topfe ähnlicher sah als einer militärischen Kopfbedeckung. Rings herum die Soldaten der Eskorte, feldmarschmäßig ausgerüstet, und um das Ganze ein Haufen Kinder, Neger, Matrosen und Gott weiß was noch alles. Die Prozession bewegte sich in einem leichenzugähnlichen Schritt durch das elende Jamestown an so und so vielen Amateurphotographen vorbei, von denen der eine zu einem recht amüsanten Bildchen Veranlassung gab.

Wir waren, als die Prozession den Berg hinaufzog, an einem alten Herrn in Zivil vorbeigekommen, und ich bemerkte schon von

weitem, daß er seine Camera auf uns richtete. Etwas weiter davon entfernt standen zwei Damen, die ebenfalls mit einer Camera bewaffnet unsere Ankunft erwarteten. Der alte Herr machte sich an seinem Apparat zu schaffen, und ich dachte in dem Augenblick nicht daran, daß er alle meine Bewegungen in dem kleinen Spiegel desselben wahrnehmen konnte. Als wir eben an ihm vorbeifuhren, fand ich die Aufmerksamkeit des Herrn so komisch, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm eine lange Nase zu schneiden. Ich hörte das



Eine gelungene Momentaufnahme.

Knipsen des Apparates, und laut lachend und frohlockend rief der Herr den beiden Damen zu:

„I got him! I got him!"

Einige Wochen später kam Oberst Leese mit einem älteren Offizier in Uniform zu Besuche nach meiner Hütte, und ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß dieser Herr derselbe war, der sich über die gelungene Aufnahme am Berge so sehr gefreut hatte.

Ich entschuldigte mich bei ihm natürlich wegen meines wenig

höflichen Gebahrens. Zu unser aller Amüsement zog der Herr die Photographie aus der Tasche und erzählte mir lachend, daß er noch niemals ein gelungeneres Bild aufgenommen habe. Es sei auch bereits in Dutzenden von Exemplaren nach England gesandt.

Die Stadt macht, was die Bauart anbetrifft und von den farbigen Bewohnern abgesehen, den Eindruck wie ein kleines süddeutsches Dorf. Jedem, der gezwungen ist, Jamestown zu besuchen, läßt sie sofort den Stoßseufzer aufkommen:

„Gottlob, wenn ich nur erst wieder draußen bin!"

Unser Zug bewegte sich langsam den Berg hinauf nach Ladderhill, wo sich ungefähr 800 Fuß über der Stadt die Kasernements der Artilleriegarnison befinden.

Auf dem Wege begegneten uns eine Anzahl Matrosen in fröhlichster Osterstimmung, Arm in Arm den Berg herunterkommend. Sobald sie uns sahen, hielten sie an und grüßten höflich. Der „Graphic" brachte später einen Bericht, daß die Matrosen mich unter Singen des Liedes „Die Soldaten der Königin" verhöhnt hätten. Das ist aber nicht wahr. So flegelhaft sind englische Matrosen nicht; sie haben sich den Gefangenen gegenüber stets anständig betragen, viel anständiger als mancher Hintertreppen-Reporter, der unwahre Sensationsnachrichten fabrizierte und Kriegsgefangene, die sich nicht verteidigen können, mit Schmutz bewarf.

Auf dem Ladderhill ist eine mit uralten Geschützen armierte Strandbatterie. Kurz bevor wir diese und die Kaserne erreichten, kam uns der Garnisonsadjutant entgegen, der den kleinen Leutnant mit seiner Truppe nach Hause schickte.

Wir hatten keine Ahnung, wo man eigentlich mit uns hinwollte. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter den hohen Berg hinauf, auf dessen höchster Spitze sich ein altes Fort befindet, das wir schon vom Schiffe aus hatten sehen können.

Wie lange das alte Ding schon steht, ist schwer zu sagen. Eine etwa zwei Fuß dicke, zwanzig Fuß hohe Steinmauer, in der sich eine

Menge Schießscharten für Musketen befindet, schließt einen Raum von etwa dreitausend Quadratmetern ein. Von drei Seiten umläuft die Mauer ein Graben wie an einer alten Ritterburg, und über denselben führt eine Zugbrücke, die aber nicht mehr aufgezogen werden kann, nach dem Eingang. Die östliche Mauer steht hart am Abgrund der etwa 2000 Fuß hohen Felswand.

Im Inneren laufen an der Mauer Emplacements für Infanterie, die sich in bestimmter Entfernung zu Geschützständen erweitern. Auf einigen der letzteren stehen noch ein paar alte Kanonen von Anno damals.



Das alte Fort auf St. Helena.

Am Ostende des Forts befindet sich ein turmartiges Gebäude, das als Signalstation für die Schiffe dient. Dort soll auch ein modernes schweres Geschütz stehen, es war damals das einzige. Später kam noch ein 15-Centimetergeschütz aus England an, denn unser neuer Cerberus, ein freundlicher Artilleriesergeant, sagte mir, daß die Artillerie jede Woche zum Exerzieren heraufkäme.

Am Westende des Forts befinden sich an der inneren Mauer einige Zellen, in deren eine wir gesperrt werden sollten, während eine andere von der Wache bezogen wurde.

Der Garnisonsadjutant ging vernünftigerweise von seiner ur-

sprünglichen Absicht, uns einzusperren, ab, nachdem wir feierlichst versprechen mußten, daß wir weder die Kanone beim Signalturm begucken, noch oben auf der Mauer spazieren gehen wollten. Auf einer 20 Fuß hohen und höchstens zwei Fuß breiten Mauer zu gehen, gehört gerade nicht zu meinen Liebhabereien, und da keiner von uns Lust hatte, das Genick zu brechen, versprachen wir es gern. An der Kanone war wohl auch nicht viel zu sehen, und unsertwegen hätte sie der Kuckuck holen können.

Wir inspizierten unsere Zelle. Sie enthielt einen Tisch und für jeden ein Feldbett mit einem Strohsack und Myriaden von Flöhen. Zum Glück hatte ich einige Kerzen mitgebracht; Kapitän de Witt-Hamer hatte Zeitungen und ein Paket Karten. So konnten wir uns wenigstens die Zeit vertreiben. Gegen Abend erschien ein Bote, den die Gemahlin des Gouverneurs gesandt hatte, mit einem gebratenen Huhn, Brot, Butter, Kuchen und, last not least, einer Flasche Rotwein.

Wir aßen unser Huhn mit Schmerzen,
Und tranken tiefgerührt dazu.

Unsere Stimmung war gerade nicht die allerbeste, denn die Aussicht, monatelang in diesem alten Eulengemäuer eingeschlossen zu sein, war keine von den allerangenehmsten. Es war jedoch an allem zu sehen, daß die Vorkehrungen für unseren Aufenthalt sehr eilig gemacht waren; ob er für längere Zeit berechnet sein sollte, konnten wir nicht wissen. Der Garnisonsadjutant sagte nichts über unsere weitere Bestimmung, und fragen wollte keiner; also hieß es, die Sache philosophisch nehmen und abwarten.

Am nächsten Tage, etwa elf Uhr Morgens, kam der Garnisonsadjutant wieder und erzählte uns, daß die übrigen Gefangenen am Morgen gelandet und bereits auf dem Wege nach Deadwood-Lager seien, wohin er auch uns bringen solle.

Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, was denn die ganze Komödie, uns erst nach dem alten Gemäuer zu bringen, eigentlich

bezweckt hätte, und da erzählte er mir, daß ein Posten auf der „Milwaukee“ gemeldet habe, er habe gesehen, wie ich am Sonntag Nachmittag nach dem holländischen Kriegsschiff signalisiert hätte. Oberst Leefe habe befürchtet, daß ich vorhätte, auf das Kriegsschiff „Königin Emma“ zu entfliehen, und habe darauf beschlossen, daß ich auf das Fort gebracht werden sollte.

Der ganze Fluchtroman war einfach aus der Luft gegriffen. Da das englische Kriegsschiff zwischen uns und dem Holländer lag, hätte jedes Signal ja sofort von der Wache auf dem ersteren bemerkt werden müssen.

Ob der smarte Milizmann geträumt hat oder sich durch seine Angabe eine Belobigung verdienen wollte, weiß ich nicht. Der Vorfall zeigt wieder deutlich, wie leicht es ist, jemand bei englischen Offizieren zu denunzieren, und wie leichtgläubig viele sind. Sie glauben sofort alles, was ihnen vorgeschwatzt wird, solange nur die Aussage etwas Ungünstiges über ihre Gegner enthält oder ihnen etwa — schmeichelt.

Eine Eskorte war auch schon wieder angetreten, aber der Adjutant war taktvoll genug, sie wieder nach Hause zu schicken.

Etwa tausend Meter vom Fort sahen wir das Häuschen liegen, das General Cronjé zur Wohnung angewiesen war. Es liegt an dem Nordhange eines nur mit niederen Kakteen dicht bewachsenen Berges.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Lagerleben als Gefangener.

Der Weg nach Deadwood führt durch einige allerliebste Täler mit üppiger Vegetation, in denen überall kleine Farmhäuser zerstreut liegen, die von weitem recht malerisch, von nahem aber recht schmutzig aussahen.

Nach einem etwa zweistündigen Marsche erreichten wir Deadwood, eine Hochfläche, auf der das Gefangenenlager errichtet war. Es hatte eine Länge von ungefähr 300 Meter und eine Breite von ungefähr 150 Meter. Nach Osten und Westen bot sich ein freier Blick auf das Meer.

Je zwei Offiziere und je zwölf Mann erhielten ein Zelt. Mir wies Oberst Leese ein Zelt für mich allein an. An den vier Ecken und am Eingang des mit einem Stacheldrahtzaun eingeschlossenen Lagers befand sich eine Warnungstafel, auf der in holländischer und englischer Sprache bekannt gemacht war:

„Jeder Gefangene, der sich außerhalb der Umzäunung befindet, wird erschossen."

In der Mitte des Lagers war ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem das westindische Bataillon, welches zur Garnison von St. Helena gehörte, eine Kantine eröffnet hatte, in der die Gefangenen zu geradezu horrenden Preisen Lebensmittel usw. einkaufen konnten.

Die Verpflegung war in der ersten Zeit nach unserer Ankunft recht traurig. Namentlich das Brot war höchst unappetitlich, denn eine ganze Schiffsladung Mehl war so voller Würmer und kleiner Käfer, daß nicht einmal Aussieben nutzte, und stets eine Menge dieser Tierchen im Brot mitgebacken war. Oberst Leese konnte hierin keine Abhilfe schaffen, da auf der Insel absolut kein anderes Mehl zu haben war. Mein Bursche kam deshalb auf die vernünftige Idee, die zweite Mahlzeit, zu der die Brotration gegessen wurde, Abends in der Dämmerung aufzutragen. Da konnte man die Würmer nicht sehen und aß sie ruhig mit. Geschadet haben sie uns nicht, denn das Brot war sonst ausgezeichnet gebacken. Nach Verlauf von vierzehn Tagen war das Würmermehl aufgezehrt und eine neue Sendung besserer Qualität aus England angekommen.

Sonst konnte man über die gelieferten Rationen nicht klagen. Um mit meinem Urteil über die Rationen nicht einseitig dazustehen, habe ich mich wiederholt bei Boerenoffizieren und -mannschaften erkundigt, und stets wurde mir geantwortet, daß keine Ursache zur Klage darüber vorhanden sei.

Unregelmäßigkeiten bei der Austeilung sind wohl vorgekommen, aber dann hatte eine Beschwerde beim Kommandanten stets eine Untersuchung und sofortige Abhilfe zur Folge.

Einmal eröffneten einige unternehmende Gefangene im Lager ein „Restaurant", an dessen Erträgen die englischen Unteroffiziere, die das Fleisch zu verteilen hatten, wohl Anteil gehabt haben mögen, denn die Fleischrationen wurden jetzt merklich kleiner. Das Vergnügen dauerte jedoch nicht lange, denn als dem Kommandanten die Sache zu Ohren kam, fuhr er sofort mit einem Donnerwetter dazwischen; einige Sergeanten flogen in Arrest und wurden degradiert und die Austeilung der Rationen wurde scharf überwacht.

Umstehende Tabelle veranschaulicht die Rationen der Soldaten und der Kriegsgefangenen:

Rationen für die britischen Truppen im aktiven Dienst:

Artikel	Wie oft geliefert?	pro Mann erlaubte Menge
Brot	5mal wöchentlich	1¼ ℔
Biskuit	2 „ „	1 „
Fleisch, frisch	5 „ „	1 „
„ Konserven-	2 „ „	¾ „
Kaffee	täglich	½ Unze
Tee	„	1/6 „
Zucker	„	2 „
Pfeffer	„	1/36 „
Salz	„	½ „
Konserviertes Gemüse	3mal wöchentlich	1 „
Lime Juice (Fruchtsaft)	3 „ „	1/10 Gall.
Zucker dazu	3 „ „	¼ Unze
Holz	täglich	3 ℔

Rationen für die kriegsgefangenen Boeren:

Artikel	Wie oft geliefert?	pro Mann erlaubte Menge
Brot	5mal wöchentlich	1¼ ℔
Biskuit	2 „ „	1 „
Fleisch, frisch	5 „ „	1 „
„ Konserven-	2 „ „	¾ „
Kaffee	täglich	⅔ Unze
Zucker	„	2 „
Pfeffer	„	1/36 „
Salz	„	½ „
Kondensierte Milch	alle zwei Tage	1 Büchse für 12 Mann
Konserviertes Gemüse	abwechselnd mit	1 Unze
Pataten	Milch	½ ℔
Holz	täglich	2 „

In der ersten Zeit kamen die Leute immer mit Klagen, daß die gelieferte Holzration zu klein sei, und ich ging deshalb zu Oberst Leese, um eine Vergrößerung der Holzlieferung zu erbitten. Er erwiderte jedoch, daß wir genau die vorgeschriebenen Rationen erhielten, und daß wenn die Mannschaften von 4—6 Zelten sich je einen Feld-

ofen bauen und ihr Essen gemeinsam kochen würden, wie dies bei den Soldaten geschehe, die Holzration ausreichen würde und daß dann nicht soviel Hitze verloren ginge. Jede Zeltgenossenschaft wollte aber für sich selbst kochen, und damit war selbstverständlich der Grund zur Klage über die geringe Quantität des Brennmaterials gegeben.

Unter den Gefangenen waren einige, die sich eine ganz eigene Idee über die Gefangenschaft gebildet hatten, welche ich oft bei ihren Klagen zu hören bekam.

„Wir sind keine Soldaten", sagten sie, „wir sind Bürger und wollen nicht wie Soldaten behandelt sein!"

Daß die Engländer über eine derartige Auslegung nur lachten, wollte ihnen gar nicht einleuchten.

Als wir nach Deadwood-Lager kamen, ließ Oberst Leefe eine Anzahl Gefangene abkommandieren, um Latrinen zu graben. Zufälligerweise waren einige junge Afrikaner, die Clerks (Schreiber) im Transvaal-Regierungsdienste gewesen waren, ebenfalls unter den mit dieser Arbeit beauftragten Leuten.

Ganz aufgeregt kamen diese zu mir und beschwerten sich darüber, daß man ihnen eine solche Arbeit zumute.

„Wer soll denn eurer Meinung nach die Latrinen graben?" fragte ich.

„Die englischen Soldaten", war die Antwort.

„Gut", sagte ich, „denkt nun, wir wären in Pretoria und ihr wäret zur Bewachung der englischen Gefangenen kommandiert. Wenn nun euer Kommandant von euch verlangte, daß ihr die Latrinen für die Gefangenen graben solltet, würdet ihr das tun?"

„Nein!" sagten sie einstimmig.

„Gut", sagte ich, „dann müßt ihr doch auch einsehen, daß der englische Kommandeur sich nur lächerlich machen würde, wenn er seine Soldaten zu dieser Arbeit kommandierte."

„Ja, wir sind aber doch keine Soldaten, wir sind Herren!"

„Dann müßt ihr eben versuchen, Oberst Leefe zur Annahme dieser

Ansicht zu bewegen. Ich für meine Person tue nie etwas, wovon ich des Mißlingens schon im voraus sicher bin!"

Da einige der Herren sich dennoch weigerten, die Arbeit zu verrichten, wurden sie mit acht Tagen Arrest bestraft.

Was den Aufenthalt im Lager zu Deadwood recht unangenehm machte, war der stets wehende heftige Wind. Aber ich glaube, daß er uns auch vor vielen Krankheiten bewahrt hat, da selbstverständlich unter undisziplinierten Leuten, die glauben, daß sie Bürger und keine Soldaten seien, sich viele befanden, die im Lager in Hinsicht auf Reinlichkeit viel zu wünschen übrigließen und bezüglich der Unreinlichkeit namentlich Abends gerade taten, was sie wollten.

Etwa drei Wochen nach unserer Ankunft im Deadwood-Lager kam wieder ein Schiff von Simonstown an, mit circa 800 Gefangenen, darunter auch die Deutschen von der „Mongolian" mit Kapitän Schulte-Brockhoff, Wachtmeister Köster und einigen Offizieren vom Korps des im Oranjefreistaate gefallenen Obersten Villebois de Mareuil, darunter der russische Fürst Bagration, Graf de Breda und Kapitän Leflert.

Wachtmeister Köster brachte mir aus dem Lager von Simonstown einen Brief von einem Bekannten, einem früheren amerikanischen Marineoffizier. Da dieser Brief noch eine Schilderung aus dem dortigen Lager enthält, will ich ihn hier einschalten.

Die deutsche Übersetzung lautet:

Südost Lager
Simonstown
den 8. April 1900.

Mein werter Herr Oberst!

Da ich gehört habe, daß einige unserer Leute von hier weggehen, um Ihnen nach St. Helena zu folgen, benutze ich die Gelegenheit, Ihnen einen Brief zu senden, der Ihnen einen kleinen Begriff geben soll von den aufgeregten Zeiten, die wir hier gehabt haben.

Kurz nach Ihrer Abfahrt lasen wir mit einer Mischung von Ekel und Zorn ein Telegramm, herrührend von dem Simonstowner Korrespondenten der „Cape Times“, das mitteilte, Sie seien infolge Ihrer streitsüchtigen Haltung verschickt worden. In Hinsicht auf die enthusiastischen Ovationen, die Ihnen die Bürger bei Ihrem Scheiden brachten, wundern wir uns, daß eine derartige niederträchtige Verleumdung erlaubt wird und daß die Behörden in dieser Angelegenheit nichts getan haben. Seitdem haben mehrere unserer Leute der Zeitung einen kräftigen Protest gesandt, aber die Behörden haben es in der Fülle ihrer Weisheit für gut befunden, die Briefe zurückzuhalten. Sie zeigen damit, daß sie dem guten alten Gebrauch von „fair play“ uns Gefangenen gegenüber nicht folgen.

Seit Ihrer Abreise ist unser kleines Lager in einem Wirbel von Aufregung gewesen. Es kommen viele neue Gefangene zu uns und ein guter Teil entwischt. Da ich weiß, daß Sie überrascht sein werden, von einem „Entwischen“ aus diesem wohlbewachten Lager zu hören, will ich ihnen den modus operandi erzählen. Wie Sie wohl wissen, Herr Oberst, ist das Baden jeden Nachmittag erlaubt. Gestern nahmen zwei Leute, Johannsen und Janek, am Baden teil. Zusammen mit einigen anderen Gefangenen veranstalteten sie eine „Sandschlacht“ anscheinend im Scherz, bis beide gänzlich mit Sand bedeckt waren und nur ihre Nasenspitzen aus dem Sande hervorsahen. Dann ertönte das Signal „Zurück“, die Leute kehrten ins Lager zurück und unsere zwei „Helden“ vertauschten schleunigst ihren unbequemen Ruheplatz mit der goldenen Freiheit. Dieses geschah direkt unter den Augen der Soldaten, die ganz besonders hölzern erscheinen; sie rekrutieren sich zum größten Teil aus der Fabrikbevölkerung, vielleicht der dümmsten in Großbritannien. Seit einiger Zeit sind hier Gerüchte in Umlauf, daß wir nach St. Helena geschickt werden sollen. Nun, Herr Oberst, Sie kennen unsere Leute. Der Gedanke schon, über Wasser zu gehen, ist ihnen sehr zuwider, und so wurde vor einigen Tagen ein anderer Versuch gemacht, die Freiheit zu erlangen. Dieses

Mal wurde gerade unter der letzten Latrine ein Tunnel gegraben, an welchem zwölf Mann Tag und Nacht arbeiteten. Unglücklicherweise fiel der Tunnel infolge eines Konstruktionsfehlers ein, und das Geheimnis war entdeckt.

Jetzt komme ich zum letzten und erfolgreichsten Versuch. Vorgestern Nacht kroch der junge Bosman, mit einer alten Schere versehen, frech „wie Oskar" in die „dead line", den etwa zehn Fuß breiten Raum innerhalb des doppelten Drahtgitters, direkt vor der Nase der Schildwache, die gerade „Tommy Atkins" sang, und durchschnitt kaltlächelnd die Außendrähte, auf diese Weise ein Loch von zwei Fuß im Geviert machend, um herauskriechen zu können. Letzte Nacht begannen einige unserer Leute eine Unterhaltung mit den Schildwachen an jeder Ecke der Umzäunung. Das Gesprächsthema bildeten die Vorzüge des Lee-Metfordgewehrs verglichen mit unserem Mauser. Inzwischen krochen die anderen Gefangenen, geführt von Bosman und dem jungen de Meillion, unter dem Draht heraus und verschwanden in der Dunkelheit. So kamen nicht weniger als 30 Leute weg, während die Schildwachen ohne Argwohn schwatzten. Leider hatte irgend ein Narr draußen seine Nase hineingesteckt und meldete die Flucht; schleunigst wurde das Alarmsignal gegeben, worauf eine Aufregung entstand, die jeder Beschreibung spottet. Die Wache trat unters Gewehr. Oberst Harry Mc Calmont, der befehlführende Offizier des Wachtkommandos, eilte zum Lager, nachdem er eine Dinergesellschaft an Bord seiner Yacht „Sapphire" in aller Eile im Stich gelassen hatte. So hastig war sein Aufbruch gewesen, daß er im Frack und ohne Hut erschien. Die übrigen Offiziere, welche im Hotel gegessen hatten, waren sehr bestürzt über die Neuigkeit, welche sie erwartete. In der Zwischenzeit war die Miliz nicht untätig gewesen. Sie arretierte in den Straßen von Simonstown Hinz und Kunz, Fischer, Malaien, Juden und gewöhnliche Bürger.

Oberst Mc Calmont war in seinem Bureau angekommen, wo einige Leute standen. Unter ihnen war der junge Allan Hutchinson,

der Sohn des alten Arztes, den Sie gut kennen, Herr Oberst, und der als Gefangener hier ist. Der Oberst barst vor Wut.

„Wo ist der erste Mann, der gefangen wurde?"

Der tapfere Milizmann zeigte auf einen alten Kleiderjuden.

„Nehmt ihn heraus und schießt ihn tot!"

„Aber ich bin ein friedlicher Bürger, Herr!" protestierte der alte Kleidermann, „ich bin nur in Geschäften in Simonstown!"

„Darum scher' ich mich den Teufel, nehmt ihn und schießt ihn tot!"

Endlich gelang es dem Adjutanten Kapitän Brown, den erzürnten Oberst, der trotz alledem in ruhigen Augenblicken ein äußerst gutherziger Mann ist, zu beruhigen, und das Todesurteil wurde in Einsperren im Fortgefängnis umgeändert.

Hutchinson wurde äußerst brutal behandelt. Ich füge einen Auszug aus seinem Tagebuche bei, der Ihnen einen Begriff davon geben wird.

Am nächsten Morgen erschien der Oberst in Begleitung von Kapitän Perkins und hielt die Kontrolle persönlich ab. Dies geschah vor dem Frühstück. Seine Aussprache unserer holländischen Namen mit einem französischen Accent war äußerst belustigend. Schließlich rollte der brave Oberst den Namen Brits wie B—r—r—r—its, was jeden, Kapitän Perkins eingeschlossen, vor Lachen wälzen machte. Dies ärgerte Oberst Mc Calmont furchtbar.

„Schert euch in die Drahtumzäunung zurück, ihr ganz verdammte Bande! Ihr sollt heute kein Frühstück bekommen!"

Und richtig, es war elf Uhr, ehe wir etwas zu essen bekamen.

Um Oberst Mc Calmont Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß die unbotmäßige Haltung einiger unserer Bürger, wie Sie, Herr Oberst, wohl wissen, zeitweilig herausfordernd ist. Ich will jetzt diesen schon sehr lang gewordenen Brief schließen, hoffend, daß er Sie sicher erreichen und in bester Gesundheit antreffen wird.

Ihr ganz ergebener

W. F. Smith.

In die Zeit der Ankunft der neuen Gefangenen fiel ein recht trauriges Ereignis. Die erste Reihe der Mannschaftszelte stand etwa zehn Schritt vom Drahtzaun entfernt. Rings um die Umzäunung standen auf die Entfernung von je fünfzig Schritt Tag und Nacht englische Schildwachen. Eines Morgens, als eben der Tag anbrach, zu einer Zeit, wo aus jedem Zelt gewöhnlich ein Mann aufstand, um Kaffee zu kochen, ging ein junger Boer von etwa sechzehn Jahren, ein ruhiger stiller Junge, vom Kochplatz weg, um kleine Holzabfälle zu suchen. Er erwähnte einem Kameraden gegenüber, daß er vor seinem Zelte am Drahtzaune einen großen Knochen habe liegen sehen, den er, da sein Feuer nicht recht brenne, holen wolle, um ihn in dasselbe zu werfen. Er ging zum Zaune und hatte eben den Knochen aufgehoben, als ein Schuß fiel, der ihn sofort tot zu Boden streckte.

Die Schildwache erklärte dem Offizier der Wache, der herbeieilte, der Mann habe über den Zaun klettern wollen, sie habe ihn dreimal angerufen, und als er nicht vom Draht heruntergegangen sei, ihrer Instruktion gemäß gefeuert.

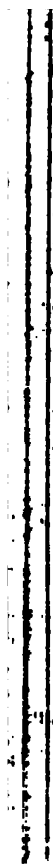
Dies war jedoch eine Unwahrheit, denn der arme Junge, der sofort tot war, hatte in der linken Hand ein Stück Schiffszwieback, wovon er einen Teil halb zerkaut im Munde hatte, und in der rechten Hand hielt er den Knochen. Von einem Überklettern des Stachelzaunes konnte also keine Rede sein.

Im Lager herrschte die größte Entrüstung über diesen Vorfall. Als Oberst Leese mir mitteilte, daß sofort eine Untersuchung des Vorfalls stattfinden solle, verlangte ich, daß zwei von uns transvaalischen Offizieren gestattet würde, der Untersuchung beizuwohnen, was Oberst Leese Kapitän de Witt-Hamer und mir zugestand.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß ein Kapitän X . . . vom Wacht-Milizbataillon den Posten Instruktionen gegeben hatte, auf jeden Gefangenen, der innerhalb sechs Fuß Entfernung sich dem Drahtzaun nähere, zu schießen.



Ein unschuldiges Opfer.



Von einem Anrufen des Postens hatten die Leute in den Zelten, die nur wenige Schritte von der Stelle entfernt standen, wo der Erschossene lag, nichts vernommen, sie hätten dies aber, da sie alle wach waren, unter allen Umständen hören müssen. Ferner wurde bei der Untersuchung bewiesen, daß die den Gefangenen durch Bekanntmachung auf dem Anschlagbrett gegebene Instruktion lautete, daß die Posten erst dann das Recht hätten, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, wenn ein Gefangener sich außerhalb der Umzäunung befinde, niemals aber war den Gefangenen mitgeteilt worden, daß geschossen werde, wenn sie sich dem Zaune auf sechs Fuß näherten. Ein derartiger Befehl, wie ihn Kapitän X . . . gab, ohne den Gefangenen Mitteilung davon zu machen, ist geradezu eine Niederträchtigkeit.

Der Posten blieb bei seiner Behauptung, daß der Ermordete über den Zaun zu klettern im Begriff gewesen sei. Als ich dem die Untersuchung führenden Offizier, Oberstleutnant Evans, vorstellte: „Wie kann ein Mann, der in der linken Hand einen Zwieback und in der rechten einen großen Knochen hält, über einen Stachelzaun klettern?" erwiderte er mir:

„Konnte der Mann nicht die Absicht haben, den Knochen als Schild gegen die Kugel zu gebrauchen, im Fall, daß der Posten feuern würde?"

Einer solchen, gelinde gesagt, blödsinnigen Behauptung gegenüber war ich natürlich baff; sie bewies mir nur zu deutlich, daß die ganze Untersuchung eine Farce war. Die Richtung des Schußkanals an der Leiche und der Stand des Postens widersprachen der Aussage der Schildwache in jeder Beziehung.

Einige Tage nach dem Vorfalle fand eine zweite Untersuchung seitens der Zivilbehörde statt, die sich des Falles annahm. Die Militärbehörde bekam von ihr den scharfen Vorwurf zu hören, dem Posten Instruktionen gegeben zu haben, die man den Gefangenen nicht mitgeteilt habe und die den diesen gegebenen widersprachen.

Da der Militärbehörde eine derartige Einmischung seitens der

Zivilbehörde unangenehm war, wurde über das Lager von Deadwood „Martial Law“, das Kriegsgesetz, proklamiert, welches in Zukunft jegliche Einmischung der Zivilbehörde ausschloß.

Der Gouverneur der Insel hat allerdings das Recht, über einen Teil des ihm unterstellten Bezirks das Martial Law zu verhängen. Es ist aber doch zu auffallend, daß man beabsichtigte, mit dieser Erklärung des Kriegsrechts die Zivilbehörde aus einer Untersuchung zu entfernen, die bereits von ihr begonnen war, umsomehr da die Zivilbehörde in ihrem Rapporte erklärte, daß durch den Kommandeur ein großer Fehler begangen worden sei, indem er eine Instruktion gegeben habe, die der im Gefangenenlager angeschlagenen Bekanntmachung direkt widersprach. Ein weiteres himmelschreiendes Unrecht war es, daß man den Fall ganz einschlafen ließ. Denn mit seinem Befehl widersprach der Kommandeur nicht allein jedem militärischen Gebrauche, sondern er handelte auch direkt der im englischen Militärgesetzbuch enthaltenen Bestimmung zuwider. Es wird dies bewiesen durch einen jener im Gesetzbuch als Beispiele angegebenen Fälle, die nur deshalb in dasselbe aufgenommen worden sind, damit die Vorschriften Offizieren und Mannschaften deutlich gemacht werden. In diesem Gesetzbuche heißt es auf Seite 208:

Art. 95. Falsch verstandenes Pflichtgefühl entschuldigt keinen Offizier, wenn er, ohne durch andere Umstände berechtigt zu sein, seinen Leuten befiehlt zu feuern und jemand dabei getötet wird, was der folgende Fall beweist:

Im Jahre 1807 wurde der Fähnrich Maxwell von der Lanarkshire-Miliz vor den hohen Gerichtshof von Schottland gerufen und des Mordes von Cottier, eines französischen Kriegsgefangenen in Greenlaw, beschuldigt, weil er ungerechtfertigterweise einer Schildwache befohlen hatte, in das Zimmer zu feuern, in dem Cottier und andere Gefangene eingesperrt waren. Fähnrich Maxwell hatte die militärische Bewachung von 300 Kriegsgefangenen, die in einem nicht sehr festen Gebäude untergebracht waren. Die Gefangenen waren

von sehr unruhigem Charakter, und um ihr Entkommen zu verhindern, war Befehl gegeben, alle Lichter im Gefängnis um 9 Uhr auszulöschen und wenn dies nicht auf eine zweite Aufforderung seitens der Wache geschähe, auf die Gefangenen, denen dieser Befehl öfters bekannt gemacht war, zu feuern.

Als Fähnrich Maxwell an einem Abend, an dem unter den Gefangenen etwas Unruhe geherrscht hatte, bemerkte, daß nach der festgesetzten Stunde noch Licht brannte, befahl er zweimal, es auszulöschen, und als man ihm nicht gehorchte, befahl er der Schildwache zu feuern; die Muskete versagte jedoch. Fähnrich Maxwell wiederholte den Befehl, die Schildwache schoß wiederum, und Cottier erhielt seine tödliche Wunde.

In dieser Zeit war kein Anzeichen von Unordnung im Gefängnis, und die Kriegsgefangenen lagen alle im Bett.

Art. 96. Die Generalinstruktion, die vom Bureau des Generaladjutanten betreffs der Haltung der Truppen, die das Gefängnis bewachten, erlassen war, enthielt keinen Befehl wie der, nach dem Fähnrich Maxwell gehandelt hatte, und es schien, daß ein solcher Befehl nur so weit mündlich bestanden hatte, als er von Zeit zu Zeit von dem Korporal, der die Posten aufführte, in Hörweite der Offiziere wiederholt worden war und daß die Offiziere, die zugleich Vorgesetzte Maxwells waren, diesen Befehl nie widerrufen hatten.

Der Oberrichter-Clerk stellte fest, daß Fähnrich Maxwell sich nur verteidigen könne, wenn er bestimmte Befehle beibringen könne, die er ohne Zögern zu befolgen verpflichtet war und die ihn aufforderten, so zu handeln, wie er es getan hatte.

Die Geschworenen fanden ihn schuldig des Todschlages unter mildernden Umständen. Er wurde zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. —

Die tapfere Milizschildwache kann sich, wenn sie wieder nach England kommt, rühmen, einen Boeren erschossen zu haben, und der „smarte“ Milizkapitän ist die Ursache, daß durch seinen

[illegible] vernichtet worden ist.

[illegible] Oberst [illegible] eines Morgens [illegible], daß er vom [illegible] erhalten habe, [illegible] die Erlaubnis zu [illegible], sich den Tag über auf der [illegible] zu bewegen, und daß [illegible] des Lagers zu nehmen.

Ich machte keinen Gebrauch davon, denn da mit der Zeit die Zahl der Gefangenen bedeutend gewachsen war, war es schwer, im Lager Ruhe zum Schreiben zu finden. Das fortwährende Singen der Psalmenmelodien, das schon vor Tagesanbruch anfing und bis spät in die Nacht währte, war manchmal kaum zum Aushalten und hätte „Menschen erweichen, Steine rasend machen können“.

Man denke sich in unmittelbarer Nähe mehrere hundert Zelte, in jedem Zelt zwölf kräftige Boeren mit entsprechend kräftigen Lungen. Viele der Andächtigen glauben, daß die Höhe der Inbrunst sich durch die Stärke der Anstrengung der Stimmorgane zeige, und singen ihre Melodie mit den allermöglichsten und unmöglichsten Variationen herunter.

Eines Tages wurde den deutschen und amerikanischen Freiwilligen die Sache zu arg und sie beschlossen, Abhilfe zu schaffen. In den Zelten der Amerikaner, die ziemlich in der Mitte des Lagers lagen, gab es von jetzt ab jede Nacht von 10 bis 2 Uhr „Frei Kaffee und Tabak“. Jeder war willkommen, mußte aber mitbrüllen; und nun wurde die ganze Nacht hindurch gesungen, was das Zeug hielt, allerdings keine geistlichen Lieder; dazu kam als Begleitung Kessel- und Paukenschlag.

Selbstverständlich entstand darob bei den Boeren großer Unwille.

„Wir haben dasselbe Recht wie ihr“, gaben die Amerikaner zur Antwort, „ihr singt den ganzen Tag von früh Morgens bis spät Abends, also haben wir dasselbe Recht, ein Gleiches von spät Abends bis früh Morgens zu tun.“

Das Ende vom Liede war, daß Oberst Leese jedes Singen von 9 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens verbot.

Bei Leuten, die ein so patriarchalisches Leben gewohnt sind wie die Boeren, die niemals für längere Zeit von ihren Angehörigen getrennt waren, ist es erklärlich, daß in der zeitweiligen Verbannung das Heimweh viel stärker zu Tage tritt als bei Europäern, die nicht allein an das Getrenntsein von den Ihrigen mehr gewohnt sind, sondern die auch durch anregende Lektüre, Konversation oder sonstige



Mein zweites Gefängnis auf St. Helena.

Beschäftigung Heimweh oder Niedergeschlagenheit nicht so leicht aufkommen lassen.

Es gelang mir, in der Nähe des Lagers ein kleines, in einem hübschen Tale gelegenes Bretterhäuschen zu mieten, und Oberst Leese gestattete dem Leutnant Baron Fagerskjöld, meine Einladung, zu mir zu ziehen, anzunehmen.

Wachtmeister Köster vom Deutschen Korps zog ebenfalls mit und übernahm das Kommissariatsdepartement.

Die Tage der Gefangenschaft flossen langsam und ohne Abwechselung dahin. Morgens nach dem Frühstück ging Baron Fagerskjöld nach dem Lager, um dem wachthabenden Offizier mitzuteilen, daß wir weder durch die Luft noch übers Wasser die Insel verlassen hatten. Ich brachte meine Zeit mit Schreiben und Lesen zu und machte, wenn das Wetter es zuließ, am Nachmittag einen Spaziergang.

Das freie Umherbewegen auf der Insel wurde bald 25 Offizieren gestattet, und jeder durfte sechs aus der Mannschaft mitnehmen. Kommandant Wolmarans und mir, als den beiden ältesten Offizieren, war erlaubt, eine beliebig große Anzahl Mannschaften spazieren zu führen. Als mir das häufige Ausgehen beschwerlich wurde, gestattete mir Oberst Leese, das Spazierenführen der Mannschaft mehreren der jüngeren Herren zu übertragen.

Auch wurde den Leuten erlaubt, die Stadt zu besuchen, und kamen einmal, was nicht ausbleiben konnte, kleine Ausschreitungen vor, so erfolgte eine gelinde Strafe des Betreffenden, ohne daß Oberst Leese infolgedessen die Freiheiten der anderen beschränkte.

Mittlerweile war die Zahl der Gefangenen auf 2700 angewachsen. Das Leben im Lager gestaltete sich immer reger. Aus den Hütten, die viele der Gefangenen sich bauten, war innerhalb der Umzäunung ein kleines Dorf entstanden, in dem die verschiedensten Industriezweige betrieben wurden. Holzschnitzer verfertigten Federhalter, Spazierstöcke, Cigarren- und Handschuhkästen. Ein Drechsler, der seine Drehbank mittels einer Windmühle betrieb, verfertigte sehr hübsche Sachen. Berliner Pfannkuchenbäcker und Zuckerwarenfabrikanten errichteten Verkaufsstellen, ein Café wurde eröffnet, ebenso ein Restaurant. Bierbrauereien entstanden und, last not least, eine Anzahl Schnapsbuden.

Die englischen Militärbehörden sind den Kriegsgefangenen gegenüber, was den Gebrauch von Spirituosen und anderen starken Getränken betrifft, außerordentlich streng gewesen.

Es war verboten, starke Getränke ins Lager einzuführen, um so mehr geschah dies jedoch, und um so besser schmeckten diese den Gefangenen. Es ist unglaublich, welche Schlauheit zu Tage trat, um die Wachen und den wachthabenden Offizier zu täuschen. Ein Skandinavier hatte sich Lötmaterial angeschafft und von Blech zwei breite, nicht sehr hohe Gefäße gemacht, die genau auf beide Seiten des Oberkörpers paßten. Mit Riemen wurden sie um die Hüften und an den Schultern befestigt. Auf diese Weise brachte er täglich eine Quantität Branntwein ins Lager.

Ein anderer machte die Sache noch einfacher: Um den Drahtzaun herum und auch innerhalb des Lagers standen mehrere große Petroleumbeleuchtungsapparate. Diese mußten täglich gefüllt werden, womit ein englischer Soldat beauftragt war. Dieser rollte an jedem Morgen drei große Behälter von Eisenblech ins Lager, zwei mit Petroleum und einen mit Branntwein gefüllt.

Das Geschäft rentierte sich gut, und da auch die anderen Soldaten einen Nebenverdienst nicht verschmähten, hatte sich bald ein Syndikat gebildet, das soviel Branntwein ins Lager schmuggelte, als die verschiedenen Budiker nur immer haben wollten.

Eine andere Methode war: Jeden Abend erschienen einige Soldaten mit Flaschen voll Schnaps unterhalb des Lagers, wo sie sich mit einigen ihrer Kameraden rauchend und plaudernd ins Gras legten. Mittels einer Leine wurden nun die vollen Flaschen unter dem Drahtzaun ins Lager und die leeren wieder hinaus gezogen. Alles geschah unter den Augen der Schildwachen, zu deren Privatinstruktion es gehörte, aufzupassen und zu melden, wenn etwa die Ronde oder eine andere störende Person kam.

Eines Tages jedoch war Oberstleutnant Evans hinter die Geschichte gekommen. Ihm war das Schnapsgesinge und Gebrülle im Lager aufgefallen, denn er hatte mittlerweile gelernt, die verschiedenen Gesangsarten und Weisen zu unterscheiden. Am nächsten Morgen fand eine große Razzia statt. Ein unglücklicher Budiker, ein Holländer,

wurde abgefaßt, sein Vorrat in Beschlag genommen und er selbst eingelocht. Am nächsten Morgen ging jedoch eine schriftliche Bekanntmachung im Lager herum, daß „die trauernde Witwe“ das Geschäft fortsetze.

Oberstleutnant Evans nahm dergleichen Vorfälle recht kühl auf. Solange keine Ausschreitungen, die die Disziplin untergruben, vorkamen, und die vom Militärarzt vorgeschriebenen allgemeinen Gesundheitsregeln befolgt wurden, bekümmerte er sich nicht darum, was im Lager geschah, und ließ jedermann machen, was er wollte. Unregelmäßigkeiten kamen sehr selten vor, und die Herren Leefe und Evans sprachen sich stets lobend über das Betragen der Gefangenen aus.

Nach und nach schlief das Spirituosengeschäft von selbst ein. Die Gefangenen sahen, daß der Schnaps leicht zu bekommen war, und deshalb schmeckte er nicht mehr. Die zwei oder drei Gewohnheitstrinker, die im Lager waren, hatten kein Geld, und die anderen Leute verwandten das ihre lieber für Lebensmittel.

Kurz nach Aufhebung der Belagerung von Mafeking kamen Kapitän Weiß vom Deutschen Korps, sowie Leutnant Reichhardt, ferner Kapitän Eloff und Leutnant Jacobs von der Staatsartillerie und ungefähr hundert Gefangene hier an, die bei dem verunglückten Sturm auf Mafeking gefangen genommen waren. Ich freute mich aufrichtig, Kapitän Weiß gesund wiederzusehen, obgleich es mir selbstredend leid tat, ihn unter solchen Umständen zu treffen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Besatzung von St. Helena.

Ich muß auch einiges über die englischen Truppen sagen, welche die Garnison der Insel bildeten.

Bis Anfang Januar 1901 bestand sie aus einer Kompanie Festungsartillerie, einer Abteilung Geniesoldaten von den „Royal Engineers" und einem Halbbataillon westindischer Zuaven, außerdem zur Bewachung der Gefangenenlager aus einem Bataillon Gloucester-Miliz, das später durch eine zusammengesetzte Abteilung regulärer Infanterie, Rekonvaleszenten aus Südafrika, verstärkt wurde.

Die Festungsartillerie und die Geniesoldaten machten einen sehr guten Eindruck. Unteroffiziere wie Mannschaften waren alles gut gewachsene Leute, die sich stets anständig und würdig benahmen.

Die westindischen Zuaven sind meist Jamaikaneger und Mischlinge, prächtige, hünenhafte Gestalten. Die Offiziere und Feldwebel sind Europäer. Erstere tragen gewöhnlich nicht die Zuavenuniform, während sie von den Feldwebeln getragen wird. Für Neger mag das bunte überladene Kostüm ganz gut aussehen; die weißen Feldwebel aber erinnern in dieser phantastischen Kleidung mehr an Löwenbändiger auf Jahrmärkten als an Soldaten.

Kurz nach Neujahr wurden die Zuaven nach Sierra Leone geschickt, da die Sicherheit der Insel durch sie mehr in Gefahr geriet, als sie gefördert wurde.

Seit unserer Ankunft auf der Insel lag ein Kriegsschiff im Hafen von Jamestown. Erst war es ein Kreuzer 1. Klasse, dann einer 2., der von einem 3. Klasse abgelöst wurde, dieser wieder von einem 4. Klasse, und nun haben wir ein Kanonenboot als Wachtschiff.

Ob diese Maßregel dazu diente, die Insel vor einem Überfall der in der Phantasie englischer Reporter bestehenden transvaalischen Seeräuber oder Piratenflotte zu schützen oder um aufzupassen, daß wir nicht auf einem der Fischerboote entflohen, weiß ich nicht. Es wird wohl das letztere der Fall gewesen sein.

Bei den farbigen, liebebedürftigen und durchaus nicht grausamen Schönen von Jamestown standen die schmucken Matrosen des Kriegsschiffes in viel höherem Ansehen als die Westindier, und fast immer mußten diese vor den Seeleuten zurückstehen. Selbstverständlich entstand darob große Erbitterung, die am Neujahrstag zum offenen Ausbruch kam. Eine größere Anzahl Zuaven fiel über einige Matrosen her und vermöbelte sie ganz gehörig.

Sobald dies auf dem Schiffe bekannt wurde, nahm jeder, der irgend konnte, Urlaub an Land, um die Kameraden zu rächen, genau wie bei uns zu Hause bei einer Tanzbodenkeilerei in einer Garnison, in der „feindliche" Regimenter liegen.

Auch die Westindier versammelten sich, begnügten sich aber nicht damit, sich mit Matrosen zu keilen, sondern sie überfielen jedes weibliche Wesen, das sich auf der Straße sehen ließ. Mit ihren an Stöcken befestigten Rasiermessern brachten sie mehreren Frauen, die nicht zeitig genug in die Häuser fliehen konnten, furchtbare Wunden bei.

Die Offiziere der Zuaven waren machtlos. Es wurde ihnen einfach mitgeteilt, sie sollten „nach Hause gehen und sich ins Bett legen" (wörtlich!). Erst als der Kommandant des Kriegsschiffes die ganze disponible Besatzung landete und einige Maximgeschütze auffuhr, gelang es, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen und am anderen Tage die Zuaven zu bewegen, dem Befehle Folge zu leisten,

nach einem für erwartete Kriegsgefangene eingerichteten Lager im Inneren der Insel zu marschieren.

Wenige Tage darauf erhielt das Bataillon Befehl, sich nach Sierra Leone einzuschiffen, wo der übrige Teil des Regimentes in Garnison liegt.

Auffallend ist gegenüber der Verschwendung an Offizieren bei dem Milizbataillon die geringe Anzahl von Offizieren bei den regulären Truppen auf der Insel.

Das Milizbataillon, das die Gloucesters ablöste, hatte allein einen Oberst, einen Oberstleutnant und zwei Majore. Die 250 Mann starke Abteilung Zuaven hatte dagegen nur drei Offiziere. Der kommandierende Offizier, ein Kapitän, war ein kleiner schmächtiger Herr, der an Gestalt, Haltung und Wesen nicht das geringste von einem Soldaten an sich hatte. Da einem Neger doch in erster Linie die äußere Erscheinung eines Vorgesetzten imponiert, ist es schwer zu verstehen, warum die englische Militärbehörde diesen hünenhaften Gestalten, unter denen sich nur wenige unter sechs Fuß befanden, einen solch unansehnlichen schmächtigen Kommandeur gab.

Bei dem Bataillon Westindier, das bei unserer Ankunft hier stationiert war, war der Kommandeur ein schön gebauter, stattlicher Mann, in seiner ganzen Erscheinung Soldat. Vor ihm hatten die Neger einen gewaltigen Respekt, und derartige Exzesse wären unter ihm nie vorgekommen.

Höchst amüsant war es, das Milizbataillon exerzieren zu sehen, was allerdings selten genug vorkam. Was Bewegungen und Griffe anlangt, können diese wegen ihrer mangelhaften Ausführung mit denen keiner anderen mir bekannten Truppe verglichen werden: sie waren unter aller Kritik.

Ich habe einigemal dem Exerzieren zugesehen. Einmal sah ich drei Oberstleutnants mit gezogenen Schwertern vor der Front reiten; die vier Hauptleute und eine nach unseren Begriffen unverhältnismäßig große Anzahl Leutnants waren in Front eingetreten. Der

Bataillonsadjutant, ein Hauptmann, ebenfalls zu Pferde, kommandierte das Ganze, und auch die Oberstleutnants mußten auf sein Kommando hören.

Mehrere Male beobachtete ich kleinere Abteilungen beim Exerzieren. Eine Kolonne von etwa 20 Mann, einige junge Leutnants waren dabei in die Front eingetreten, marschierte umher und machte Wendungen und Schwenkungen, die Leutnants immer im Glied, nach dem Kommando eines — Sergeanten!

Ein Soldat, der von einem jungen Leutnant sieht, daß dieser seinen Dienst nicht versteht und einen Untergebenen zum Instrukteur hat, wird vor diesem weder den nötigen Respekt haben, noch im Augenblicke der Gefahr Vertrauen in seine Führung setzen. Ob solche Mißstände in einem Miliz- oder in einem regulären Bataillon vorkommen, tut nichts zur Sache. Beide haben denselben Zweck und streben demselben Ziele zu; in beiden können Erfolge nur erreicht werden, wenn der Soldat davon überzeugt ist, daß der Offizier ihm nicht nur in jeder Beziehung überlegen ist, sondern daß er in ihm außer dem Vorgesetzten auch noch den wohlwollenden Erzieher sieht. Der Fall, daß ein Leutnant auf das Kommando eines Sergeanten, ein Oberstleutnant auf das eines Hauptmanns zu hören hat, ist in Deutschland gar nicht denkbar.

Ich habe während der Gefangenschaft oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß junge englische Offiziere, die wohl glaubten, ihren Unteroffizieren und Soldaten überlegen zu sein, es aber tatsächlich nicht waren, dies auch durch Schroffheit zeigen wollten. Gerade der gute Soldat ist es, der beobachtet, weil er lernen will. Bei der Beobachtung sieht er leicht die Mängel am Vorgesetzten, und hat er einmal Mängel entdeckt, dann ist es mit dem Respekt aus. Dergleichen Mängel zeigen sich aber dem englischen Soldaten bei seinen jungen Offizieren nur zu häufig.

Einmal wöchentlich dem Exerzieren zusehen, alle Monat eine Übung im Bataillon, das ist außer der Wache der einzige Dienst,

den der junge Offizier auf der Insel hat; die übrige Zeit wird mit Fußball, Cricket, Hockey usw. verbracht.

Ich habe mich öfters mit englischen Soldaten unterhalten und fand sie höflich, gesetzt und vernünftig in ihren Anschauungen. Der Kern zum guten Soldaten ist vorhanden, denn die meisten lassen sich ja gerade aus Lust und Liebe zum Kriegshandwerk anwerben, und wenn ich auch nicht bestreiten will, daß sich hier und da arbeitsscheue Individuen darunter befinden, ist es doch auch sicher, daß durch behutsame Pflege des soldatischen Kernes und durch richtige Erziehung bei weitem bessere Resultate hätten erzielt werden können, als die englische Armee in diesem Kriege erreicht hat. Die Erziehung des Soldaten lediglich dem Unteroffizier zu überlassen, wie dies bei der englischen Armee der Fall ist, ist ein großer Fehler, da der Unteroffizier selbst noch erzogen werden muß.

Der Engländer hält die Erziehung des Sergeanten mit dem Augenblick für vollendet, in dem der Mann Sergeant wird, gerade so, wie er die Erziehung des Offiziers für vollendet hält, sobald ein junger Mann das Offizierspatent bekommt, während in anderen Armeen die eigentliche Offizierserziehung dann erst beginnt.

Ein anderer Hauptfaktor bei der englischen Soldatenerziehung wird vernachlässigt. Während wir Deutschen stets im Auge halten, das Ehrgefühl beim Soldaten zu entwickeln und zu heben, ist dies in der englischen Armee durch den schroffen Gegensatz, in den sich der Offizier zu seinen Untergebenen setzt, unmöglich.

Die älteren Offiziere der Milizbataillone, die während unseres Aufenthalts auf der Insel stationiert waren, waren feine, höfliche Herren. Die meisten der jungen Subalternoffiziere fielen uns jedoch durch den Mangel an Umgangsformen auf. Gewohnt mit einem Offizier in Uniform Gruß auszutauschen, grüßten wir gefangenen Offiziere die Herren anfangs. Da aber unsere Höflichkeit oft sehr unhöflich, oft auch gar nicht erwidert wurde, unterließen wir diese selbstredend schleunigst.

Man denke sich, wie es wiederholt vorkam, einen jungen Leutnant in der Offizierstube der Wachtbarake auf einen Sessel hingerekelt, beide Füße auf dem Tische, den Hut auf dem Kopfe, eine Pfeife im Munde und in einem Buche lesend. Ein älterer gefangener Offizier tritt höflich grüßend in einer dienstlichen Angelegenheit ein. Alles was der feine junge Herr tut, ist, daß er seine Pfeife in die andere Ecke des Mundes schiebt, einen grunzenden Ton von sich gibt und ruhig weiter liest; nicht einmal die Füße nimmt er vom Tische! Ein solches Benehmen wäre in einer kontinentalen Armee einfach unmöglich.

Aufgefallen ist mir bei vielen englischen Offizieren auf St. Helena der Mangel an Esprit de Corps, und öfter haben mir gegenüber englische Offiziere ihr Bedauern über diesen Mangel ausgesprochen. Der Gardeoffizier sieht mit souveräner Verachtung auf die Linie, ein Regiment wieder auf das andere. Der reguläre Offizier zeigt dem Milizoffizier Mißachtung, und dieser glaubt wieder ungleich mehr zu sein als der Freiwilligenoffizier. Diese Überhebung besteht nicht allein im Denken des Betreffenden oder spricht sich im engeren Kreise aus, nein, man tut es offen und hält auch Fremden gegenüber durchaus nicht damit zurück.

Einmal sprach ich mit dem Offizier H. über Änderungen, die der Offizier Y. eingeführt hatte und welche H. sehr abfällig beurteilte.

„He is a damned fool“ (Er ist ein verdammter Narr), war die Meinung des H.

Amüsant war es mir, einige Wochen später von Y. zu hören, daß er den H. allerdings nicht für einen „damned fool“ sondern für einen „bloody fool“ (blutigen Narren) hielt.

Ein Offizier eines Freiwilligenregiments erzählte mir folgenden charakteristischen Vorfall.

Ein Major des ... Milizbataillons hatte ihn zum Essen in der Offiziersmesse eingeladen, welche Einladung er auch angenommen hatte. Einige Tage später hörte er jedoch von einem Offizier desselben Bataillons: der Major habe sich den anderen Offizieren gegen-

über entschuldigt, den Milizoffizier eingeladen zu haben, resp. er habe ihnen von der Einladung auf eine Weise Mitteilung gemacht, die einer Entschuldigung gleichkam.

Auch der Ton, der bei den Offizieren im Verkehr untereinander herrscht, gibt nichtenglischen Militärs Veranlassung zur Betrachtung.

Junge Leutnants des ... Milizbataillons titulieren einen Major ihres Bataillons „Onkel“. Nicht allein daß sie diesen Spitznamen in der Abwesenheit des Majors gebrauchen, nein, sie reden ihn auch mit „Onkel“ an. Dabei muß man bedenken, daß man die meisten der jungen Leutnants, wenn man ihnen in Zivil begegnet, für Tertianer oder Sekundaner eines Gymnasiums halten möchte, so knabenhaft ist ihre Erscheinung.

Von dem respektvollen Auftreten junger Offiziere Höheren gegenüber, wie es bei den kontinentalen Armeen Gebrauch ist, habe ich auf St. Helena bei den Milizoffizieren nie etwas bemerkt. Die nachlässige Weise, wie junge Leutnants einen Major oder Oberst ihres eigenen Bataillons grüßen, ist geradezu auffallend, und oft genug habe ich von dem dem Garnisonkasino gegenüberliegenden St. Helena-Klub aus gesehen, daß Milizleutnants sich gar nicht einmal von ihren Sesseln erhoben, wenn ein Oberstleutnant in das Kasino kam und direkt zu ihnen auf die Veranda trat.

Ein junger gebildeter Engländer, einer guten Familie des Mittelstandes entstammend, der vor einigen Jahren in die Armee eingetreten war, wurde in diesem Kriege wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert und zeitweilig nach St. Helena kommandiert. Nachdem er ein Jahr auf der Insel war, sollte er zum Garnisonsadjutanten ernannt werden; er war aber ein „Ranker“, d. h. er hatte von der Pike auf gedient. Dies genügte, daß in alberner Überhebung gegen seine Anstellung opponiert wurde. Daß der junge Offizier mehr militärische Kenntnisse besaß als die sämtlichen gegen ihn opponierenden Milizleutnants zusammen gerechnet, kam nicht in Betracht.

Ein eigentümlicher Vorfall ist charakteristisch und erwähnenswert. Bei dem W... Milizbataillon diente ein junger Lord als Unterleutnant, ein schüchterner Jüngling von etwa 17 Jahren, den ein Hauptmann desselben Bataillons auf so auffallende Weise umhätschelte, daß er damit auf der ganzen Insel zum Gespött wurde. Ich habe oft gehört, daß die regulären Offiziere sich darüber lustig machten, und einer der Herren erzählte mir einmal, daß eines Abends in der Messe jemand gefragt habe:

„Wo bleibt Kapitän Sp..... den ganzen Abend?"

„Der bringt Seine Lordschaft zu Bett!" antwortete ein anderer Offizier zum Gaudium aller Anwesenden.

Neununddreißigstes Kapitel.

Allerhand Zeitvertreib.

Als der Geburtstag des Präsidenten Krüger (10. Oktober) nahte, beschloß man im Gefangenenlager den Tag mit Sports zu feiern. Ein Komitee wurde gewählt, Sammlungen für die Beschaffung der diversen Preise veranstaltet und das nötige Material besorgt.

Die Sports verliefen aufs schönste; es gab Wettrennen, Wettspringen, Ringkämpfe, Sacklaufen, komisches Hindernisrennen usw. Am Abend war Konzert mit komischen Vorträgen.

Aus den Liebesgabengeldern war ein Klavier angeschafft worden, mehrere Cornet- und Violinspieler, die ihre Instrumente mit sich gebracht hatten, befanden sich unter den Gefangenen und trugen einige Stücke recht gut vor.

Im November sollte in Jamestown eine „Industrie-Ausstellung“ stattfinden, und der Gouverneur forderte die Gefangenen auf, ihre Erzeugnisse ebenfalls einzusenden.

Unter den von den Gefangenen ausgestellten Sachen befanden sich wirklich recht sehenswerte Gegenstände, schön geschnitzte Spazierstöcke, Handschuhkästen usw., auch Schmuckgegenstände, die ein deutscher Juwelier angefertigt hatte. Als Material benutzte er Geldstücke, die er zurecht hämmerte und nur mit einem Federmesser, einer Feile und einigen eisernen Nägeln bearbeitete.

Ferner wurden von den Gefangenen Zeichnungen, Aquarelle, Photographien, Gravierarbeiten, darunter von einem Franzosen verfertigte Medaillen, künstliche Blumen, Gebäck, eingemachtes Obst, Bier, Zuckerwaren, sehr schön und exakt gearbeitete Modelle von Boerenwagen, Fahrzeugen, eine Kanone, das Modell einer Goldmine mit Stampfwerk usw. ausgestellt.

Die Gegenstände, welche die Gefangenen gesandt hatten, waren das einzige Sehenswerte auf der Ausstellung; die Abteilung für die von den Einwohnern der Insel ausgestellten Gegenstände glich mehr einem Bazar, da außer einigen Damenarbeiten, wie Stickereien von sehr mangelhafter Ausführung, nichts Besonderes zu sehen war.

Die „landwirtschaftliche Ausstellung“ bestand in einem Tischchen, auf dem einige Radieschen, etwas Kohl, ein paar Kartoffeln und einige Rüben lagen, bei dem schönen Klima und dem fruchtbaren Boden jedenfalls ein trauriger Beweis für den Eifer der Bewohner.

Im November war ich genötigt, meine Wohnung zu wechseln. Da ein Hügel den Passatwind abhielt, wurde es in dem kleinen Bretterhäuschen unerträglich heiß; außerdem war dort in der trockenen Jahreszeit kein Wasser vorhanden, es mußte von einer Leitung beim Lager geholt werden. Da dies zu beschwerlich wurde, packten wir unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und bezogen ein großes, sich jedoch schon im Anfangsstadium des Verfalls befindliches Haus, „Arno's Vale“, etwa vier Meilen von Deadwood entfernt, das ich von dem Farmer Deason gemietet hatte. Ein anderes Haus war in der Nähe des Lagers nicht zu haben.

„Arno's Vale“, ein zweistöckiges Gebäude mit großen, geräumigen Zimmern, ist sehr hübsch in einem sich von dem höchsten Punkte der Insel, dem Dianas Peak, nach Osten erstreckenden Tal gelegen. Der Ostpassat bestreicht dieses Tal fortwährend, und wir fanden, daß es außerdem noch eine andere Annehmlichkeit bot: die Abwesenheit von Moskitos.

Baron Jagerskjöld verließ mich, da er mit einer Abteilung

Skandinavier eine Hafenbauarbeit für die englische Regierung angenommen hatte, er zog deshalb nach Jamestown.

Oberst Leefe erlaubte, daß die wenigen Farmer auf der Insel Kriegsgefangenen Arbeit geben konnten, und dadurch fanden mehr als hundert Mann Gelegenheit zu einem kleinen Verdienste. Die englische Regierung beschäftigte ebenfalls mehrere Abteilungen bei öffentlichen Arbeiten. Die eine unter Baron Fagerskjöld baute eine Hafenmauer, eine andere legte beim Hafen einen Weg am Ufer entlang an, und andere führten wieder andere Arbeiten aus. Jeder der Leute bekam einen Tagelohn, der zwischen ein und zwei Schilling variierte, außerdem seine Rationen und Kleider, ferner wurden auch kleine Vergünstigungen gewährt. Auch später, als neue Abteilungen Gefangener kamen, wurde jedem, der Arbeit außerhalb des Lagers erhalten konnte, gestattet, solche anzunehmen.

Der Lohn, den die Gefangenen bezogen — gewöhnliche Arbeiter einen Schilling, Handwerker bis zu 2½ Schilling täglich — wurde ihnen ohne jeglichen Abzug ausbezahlt.

Im Lager machte sich während der trockenen Jahreszeit Wassermangel sehr unangenehm bemerkbar. Die Wasserleitung lief äußerst schwach, und das Wasser war für die vielen Menschen durchaus ungenügend. Sie konnten sich oft tagelang nicht waschen und hatten kaum hinreichendes Wasser zum Trinken und Kochen. Die Militärbehörde tat, was sie konnte. Neue Leitungen wurden angelegt, aber trotzdem wurde das Wasser von Tag zu Tag weniger.

Es muß bemerkt werden, daß der Gouverneur die Militärbehörde in Kapstadt wiederholt ersucht hatte, keine weiteren Gefangenentransporte nach St. Helena zu schicken, weil er den Wassermangel von Anfang an voraussah. In Kapstadt wollte man jedoch nicht hören, und wiederholt wurden neue Gefangenentransporte nach der Insel gesandt.

Später hat die englische Regierung mit großen Kosten eine Kondensierungsanlage für Seewasser eingerichtet und eine Pumpstation

angelegt, um das kondensierte Seewasser mittels Röhrenleitung von der See nach dem 1700 Fuß hochgelegenen Lager von Deadwood zu bringen, ein Beweis, daß keine Kosten gescheut wurden, um berechtigten Klagen abzuhelfen.

Im Dezember 1900 und Januar 1901 kamen weitere 2000 Gefangene an, von denen der größte Teil in einem neuen Lager (Broad Bottom), an dem Deadwood entgegengesetzten Teil der Insel, untergebracht wurde. Hier war allerdings ein genügend starker Wasserlauf vorhanden.

Während in der trockenen Jahreszeit ein so großer Mangel an Wasser herrschte, glich das Lager, als die Regenzeit eintrat, mehr einem Morast, und der Aufenthalt darin wurde höchst unangenehm.

Da für die Zelte der englischen Wachtmannschaften zerlegbare Bretterfußböden angefertigt wurden, bat ich eines Tages Oberst Leefe, ob er diese Annehmlichkeit nicht auch den Gefangenen gewähren wolle.

„Ich würde es selbstverständlich gern tun“, erwiderte er; „ich habe aber im Lager bereits verschiedene Neuerungen und Verbesserungen getroffen; ich habe ein Kochhaus, eine Offizierslatrine anfertigen, Pfähle eingraben lassen usw., was geschah? In der Nacht wurden das Holzwerk und die Bretter weggerissen, und die Gefangenen benutzten es als Feuerungsmaterial. Wenn ich Fußböden anfertigen lasse, werden die Leute diese in wenigen Tagen verbrannt haben oder die Bretter verwenden, um sich Kästen, Stühle oder sonst etwas daraus anzufertigen. Ich bin dafür verantwortlich, daß die gelieferte Anzahl Fußböden wieder abgeliefert wird, und hätte dann das Vergnügen, das Fehlende aus meiner Tasche zu bezahlen.

„Wir haben jedem Gefangenen eine wasserdichte Gummidecke geliefert; sie haben sich Hütten gebaut und mit den Decken das Dach gedeckt. Wie soll ich verhindern, daß die Fußböden verbrannt oder anderweitig verbraucht werden? Die Leute bestrafen? Dann kann ich das ganze Lager bestrafen! Wenn Sie aber und Kapitän de Witt-

Hamer garantieren wollen, daß jeder Fußboden wieder in gutem Zustand abgeliefert wird, dann werde ich sofort Befehl geben, daß solche angefertigt werden!"

„Da müßte ich verrückt sein!" dachte ich und: „Ich lehne dieses Vertrauen dankend ab", sagte ich.

„Dann muß es eben ohne Fußböden gehen."

Anfangs Dezember 1900 erhielt Oberst Leefe wegen Erkrankung sechs Monate Urlaub. Oberstleutnant Evans wurde Höchstkommandierender auf der Insel, und Oberstleutnant Paget vom Gloucester-Milizbataillon übernahm die Aufsicht über die Gefangenen.

Kurz vor Weihnachten waren unter den neu eingetroffenen Gefangenen die Masern ausgebrochen, und da erst vor einigen Jahren eine Masernepidemie auf der Insel viele Opfer gefordert hatte, ordnete der Gouverneur die Quarantäne für das Lager an, und niemand durfte weder ein- noch ausgehen. Erst Ende Januar wurde diese Verordnung wieder aufgehoben.

Aufregung rief auf der Insel eine Botschaft hervor, die ein vorüber segelndes Schiff einige Tage vor dem Christfeste gebracht hatte. Es signalisierte, daß es einen Dampfer der Donald Currie Line etwa 150 Meilen südöstlich von St. Helena mit gebrochenem Schaft angetroffen habe. Das im Hafen liegende Kriegsschiff ging sofort in See, um das Schiff zu suchen, und brachte es auch nach einigen Tagen im Schlepptau ein.

Ich lernte den Kapitän des Dampfers, Leseur, im Klub zu Jamestown kennen. Er erzählte mir, daß etwa drei Tagereisen von Kapstadt der Schaft der Maschine gebrochen und er langsam gesegelt sei. Das Schiff hatte einen Vollmast und zwei Halbmasten, außerdem hatte es noch ein großes Hilfssegel gespannt. Es waren siebzehn Tage nach dem Unfall verstrichen, als der Dampfer das Kriegsschiff antraf, und die Insel war bereits in Sicht. Kapitän Leseur meinte, daß er auch ohne Hilfe nach St. Helena gekommen wäre; die einzige Schwierigkeit, die ihm entgegengetreten sein würde, wäre wohl das

Ankern gewesen, da das große Schiff bei dem verhältnismäßig schwachem Segeldruck nicht im stande gewesen sei, schnell genug zu manövrieren.

Ich folgte gern der liebenswürdigen Einladung des Kapitäns, an Bord seines Schiffes zu speisen, und verbrachte dort einen sehr angenehmen Nachmittag. Als Gefangener ist man für eine so willkommene Abwechselung und erwiesene Freundlichkeit in dem eintönigen Leben doppelt dankbar.

Kapitän Lesenr war der festen Meinung, daß Dr. Leyds bei Ausbruch des Krieges „Piratenschiffe“ engagiert habe, und war hiervon nicht abzubringen. Er erzählte, daß er im Anfang des Krieges mit Truppen an Bord in Las Palmas angelegt habe, um Kohlen einzunehmen. Im Hafen habe ein verdächtiger Dampfer, dem Bau nach ein Kriegsschiff, gelegen, dessen Kapitän vorgegeben habe, auf der Fahrt nach Brasilien zu sein. An Bord hätten sich die größten „ruffians“ (Galgenstricke) befunden, die er in seinem Leben je gesehen habe. Das Schiff habe vor ihm den Hafen verlassen und sei in der Richtung nach Südafrika abgedampft, um auf ihn zu lauern. Da er eine Überrumpelung befürchtet habe, habe er den Kommandeur eines im Hafen von Las Palmas liegenden englischen Kriegsschiffes gebeten, ihn zu begleiten, was dieser jedoch unter dem Vorwande verweigert habe, daß er zum Schutze des Kabels in Las Palmas stationiert sei und seinen Posten nicht verlassen dürfe.

Kapitän Lesenr dampfte deshalb in der Nacht anstatt nach Süden in östlicher Richtung ab und nahm seinen alten Kurs erst nach Beschreibung eines großen Bogens wieder auf.

Nach der Meinung von Kapitän Lesenr habe das „Vagabundenschiff“ eine telegraphische Geldanweisung von Dr. Leyds erwartet, um sofort nach Eintreffen derselben englische Transportschiffe anzufallen. Es sei jedoch nach Südamerika abgedampft, da das Geld nicht gekommen sei.

Ich gönne dem braven Kapitän von ganzem Herzen das Lob

seiner Gesellschaft, ihr Schiff durch seine Umsicht vor den transvaalischen „Piraten" gerettet zu haben, aber die ganze Geschichte ist doch nichts als ein Hirngespinst. Wie konnte er wissen, daß das Schiff auf ihn lauere, da er doch einen gerade entgegengesetzten Kurs einschlug, und wie sollte ihm die Geldtransaktion bekannt geworden sein?

Jeder, der sich auf solche Piratenabenteuer einlassen würde, wird sich wohl hüten, etwaige Geschäfte mit dem transvaalischen Gesandten bekannt werden zu lassen, da er sehr wohl weiß, daß ihm bei dem geringsten Verdachte englische Kriegsschiffe auf den Fersen sitzen würden.

Die ganze humane Art der Kriegführung der Boeren, wie sie von Anfang an befolgt worden war, ist Beweis genug, daß die Transvaalregierung niemals die Absicht hatte, zu morden. Etwas anderes hätte man das Versenken von Truppenschiffen nicht nennen können, denn ein „Piratenschiff" wäre kaum im stande gewesen, Gefangene machen und halten zu können. —

Im Deadwood-Lager machte sich unter den Deutschen recht bald das Bedürfnis nach Geselligkeit und engerem Zusammenschluß geltend, und man schritt zum Bau des „Deutschen Heims". Aus Bambuspfählen und Leinwand wurde das große „Klub"-Gebäude aufgeführt und auch eine Bühne zur Aufführung von Theaterstücken usw. eingerichtet. Hier herrschte reges Leben. Da sich aber der gänzliche Mangel an Lektüre bemerkbar machte, schrieb ich an einige Freunde in Deutschland, die Herren Professor Hecker in Buxtehude und Professor Meurer in Weimar, die die Liebenswürdigkeit hatten, meine Bitte um Zusendung von Lektüre zu veröffentlichen. Viele Redaktionen hatten die Bitte in ihre Blätter aufgenommen und nicht nur aus allen Teilen des deutschen Vaterlands, sondern auch von Deutschen im Auslande wurden uns jetzt Bücher und Zeitschriften gesandt.

Bei meiner den genannten Herren gegenüber ausgesprochenen Bitte um Lektüre, wie auch bei der Klage über Langeweile hatte

ich in freier Zeit unter gefangenen Kameraden im Lager. Aber auch ich kann nicht verhehlen, daß mich, nachdem ich hier nur einer Beschäftigung war, manchmal ein Gefühl der Langeweile beschlich, aber ich will lieber sagen, daß die Gedanken in ihrem freien Laufe nur zu oft von der Beschäftigung, bei der sie bleiben sollten, abweichen und einen Weg zogen, auf dem sie die Beschäftigung erschweren, wenn nicht gar lästig machen.

Mancher, der meine von den Herren Professoren Kamerer und Hecker veröffentlichte Karte las, wird gedacht haben: wie kann ein gebildeter Mensch Langeweile haben, und ein Offizier sollte doch die Leute den Umständen nach so zu beschäftigen wissen, daß auch bei ihnen Langeweile nicht aufkommen kann.

Einer unserer Gönner schrieb mir unterm 20. Dezember 1900 aus Dresden in einem sehr interessanten Briefe unter anderem folgendes:

Da Sie gefangen sind, habe ich ein Recht, mich für Sie zu interessieren, für Sie alle und für Ihre Langeweile.

Ich interessiere mich besonders für letztere, da ich Langeweile nicht kenne, wenigstens dieselbe nicht aufkommen lasse; und ich denke Ihnen nützlich sein zu können, wenn ich Ihnen das Rezept dafür gebe.

1. Ich erkenne, daß ich nirgend wohin kommen kann, ohne an allen Ecken und Enden Gelegenheit zu finden, viel zu lernen.

2. Ich mache mir klar, daß ich diese kurze Lebensfrist gehörig ausnutzen muß, um sie so zu verwenden, daß sie mir und anderen, oder anderen und mir Segen bringt, Früchte trägt!

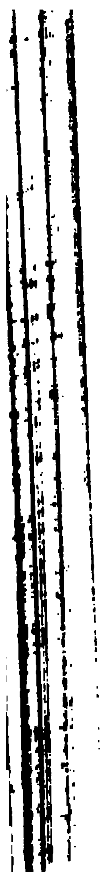
3. Ich ergreife von all' dem Interessanten, was mich umgibt, das, was mich persönlich am meisten anspricht, und studiere und erlerne es so gut als möglich.

4. Gibt es von außen nichts Interessantes (was fast niemals der Fall ist), so hole ich's von innen her.

5. Wozu hat uns unser Herrgott das Gehirn wachsen lassen? Doch sicher zum Gebrauch! Das Gehirn gebrauchen wir aber nicht



Die deutschen Kriegsgefangenen auf St. Helena.



blos, wenn wir Bücher verschlingen, sondern wenn wir selbständig denken lernen! (Das Leben ist ein Denken vermittels Suggestion.)

Wir müssen selbständig denken, und zwar so weise, so ruhig, so objektiv als möglich!

Können Sie diese selbständige Denkkraft nicht dem Studium von Land und Leuten widmen?

Haben Sie keine Gelegenheit, sich mit der Krankenpflege, der Naturheilkunde, der Medizin und der Hygiene abzugeben?

Können Sie sich nicht in der französischen und englischen Sprache vervollkommnen?

Können Sie nicht versuchen, irgend welche Fertigkeiten und Kenntnisse zu erlangen, die Ihnen bisher fremd waren?

Wo soviele verschiedene Elemente der menschlichen Gesellschaft zusammengewürfelt sind, müßte es, scheint mir, ein Leichtes sein, allerhand zu treiben, wie z. B. Sprachen, Musik, Chorgesang, Turnen und überhaupt neben allerhand wissenschaftlichen Fächern auch allerhand Handwerk?

Es gibt keine Fertigkeit, die dem Menschen nicht einmal nützlich werden könnte! Lassen Sie sich vom Handwerker sein Handwerk lehren, führen sie ihn dafür ein in die Fächer, die ihm bisher verschlossen blieben, suchen Sie die passenden Kräfte aus, lassen Sie sie Vorträge halten, Unterricht geben, teilen Sie Ihre Zeit regelmäßig ein, lehren Sie, wo und wie Sie können, lernen Sie, wo und was Sie vermögen, und Sie werden alle sehen, wie die Zeit, die Ihnen erst lang wurde, kurz werden wird!

Sehen Sie, ich bin 37 Jahre alt und finde das Leben mit jedem Jahre interessanter (obwohl mein Leben in sehr enge Schranken gebannt ist), weil ich mit jedem Jahre klarer erkenne, wie unendlich viel ich zu lernen, wieviel ich an mir zu arbeiten habe und wie wenig es mir bisher gelungen ist, den Pflichten gegen meine Mitmenschen gerecht zu werden!

Ich widme meinen Mitmenschen Interesse, mich beseelt, um mich

militärisch auszudrücken, Korpsgeist, aber er beschränkt sich weder auf eine soziale Kaste, noch auf eine bestimmte Rasse, sondern er umfaßt fern und nah, Alte und Junge, Hohe und Geringe, Große und Kleine (Mensch und Tier!).

Besonders den Kindern bin ich gut, die haben's mir angetan!

Versuchen Sie doch, falls es in Ihrer Nähe Kinder gibt, sich mit ihnen abzugeben, sie zu belehren und zu unterhalten. Sie sollen sehen, wie Langeweile und Schwermut schwinden, auch ohne daß Sie zum Bücherwurm werden.

Mir hat's über viele schwere Stunden und Jahre hinweg geholfen, und Ihre Gefangenschaft wird ja doch hoffentlich nicht viele Jahre dauern! Jedenfalls würde sie Ihnen bei guter Verwendung Ihrer Zeit bedeutend kürzer erscheinen und dadurch einen ganz besonderen moralischen Wert erhalten!

Lehren Sie Menschen zähmen und dressieren Sie Tiere! Arbeiten, studieren, musizieren Sie, pflegen Sie den Chorgesang, das Theaterspiel, die Deklamation, teilen Sie den Tag planmäßig ein, das ist mein unmaßgeblicher Rat!

Dieser Glückliche! Er kennt die Gefangenschaft nicht! Er hat stets die Gelegenheit, seine Ideale mehr oder weniger zu verwirklichen oder doch an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. In trüben Stunden kann er Freunde und interessante Menschen aufsuchen, in deren Kreis etwaige Melancholie schnell von selbst verschwindet. Die stete Abwechselung des Verkehrs bietet ihm nicht allein Veränderung in der Unterhaltung, sondern gibt auch immer neuen Stoff zum Denken und Betrachten. Er hat Musik, Kunst und Wissenschaft. Ja, kann in dem schönen Dresden sich ein gebildeter Mensch, der nicht das Unglück hat, an Leib oder Geist krank zu sein, überhaupt langweilen? Nein; in Dresden gewiß nicht, aber ein Gefangener auf St. Helena kann es wohl!

Denke man sich einmal im Geiste an die Stelle unserer bei

Elandslaagte gefangenen Deutschen. Sie haben als Arbeitsleute in Transvaal sorgenfrei gelebt. Sie haben ihre Familie durch reichlichen Verdienst gut ernähren können und fühlten so recht den Segen der freien Arbeit und der Abwesenheit des Arbeits- und Handelsmonopols, des Compoundsystems, unter dem das englische Kimberley trotz der so gerühmten englischen „Freiheit" zu leiden hat.

Der Krieg kommt; sie verlassen Weib und Kind und greifen mit Freuden zu den Waffen. Das Kriegsglück ist gegen sie, sie werden verwundet oder unverwundet gefangen genommen, nach einer einsamen Insel deportiert und bleiben dort monatelang in einer Umzäunung eingeschlossen, aus welcher sie nur hin und wieder hinaus können. Sie vermissen in allem, was sie sehen und treiben, die Abwechselung, jeder Tag bringt dasselbe. Sie sehen stets dieselben Menschen und sind ihrem Berufe entzogen. Ihnen lieb gewordene kleine Bedürfnisse, wie Tabak usw., vermissen sie häufig, das Geld zum Beschaffen derselben fehlt, und das Schlimmste ist, sie erhalten keine oder nur unsichere Nachrichten von ihren Lieben, von denen sie nur wissen, daß sie von Haus und Hof verjagt sind und sich in bitterster Not befinden. Die Angst und die Unruhe um diese wächst von Tag zu Tag, und die Sorge: wie wird sich die Zukunft gestalten? drängt sich fortwährend in den Gedankengang ein. Ist es nicht natürlich, daß sich ihrer gar bald eine Stimmung bemächtigt, die ihnen die Freude und die Lust zu irgend einer Beschäftigung nimmt?

Gerade den freien Gedankengang, den mir unser Gönner so warm empfiehlt, suche ich ja eben durch die Lektüre zu vermeiden oder doch wenigstens einzuschränken. Der Mensch denkt am liebsten über diejenigen Tatsachen und Begebenheiten nach, für die er das meiste Interesse fühlt, mögen sie der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft angehören. Sind die Gedanken des Gefangenen nicht durch Arbeit oder Konversation gefesselt, dann schweifen sie in die Ferne zu den Lieben in der Heimat oder zu den Kameraden, die im Felde Lorbeeren pflücken, während wir zum untätigen Vegetieren verdammt

Ankern gewesen, da das große Schiff bei dem verhältnismäßig schwachem Segeldruck nicht im stande gewesen sei, schnell genug zu manövrieren.

Ich folgte gern der liebenswürdigen Einladung des Kapitäns, an Bord seines Schiffes zu speisen, und verbrachte dort einen sehr angenehmen Nachmittag. Als Gefangener ist man für eine so willkommene Abwechselung und erwiesene Freundlichkeit in dem eintönigen Leben doppelt dankbar.

Kapitän Lesеur war der festen Meinung, daß Dr. Leyds bei Ausbruch des Krieges „Piratenschiffe" engagiert habe, und war hiervon nicht abzubringen. Er erzählte, daß er im Anfang des Krieges mit Truppen an Bord in Las Palmas angelegt habe, um Kohlen einzunehmen. Im Hafen habe ein verdächtiger Dampfer, dem Bau nach ein Kriegsschiff, gelegen, dessen Kapitän vorgegeben habe, auf der Fahrt nach Brasilien zu sein. An Bord hätten sich die größten „ruffians" (Galgenstricke) befunden, die er in seinem Leben je gesehen habe. Das Schiff habe vor ihm den Hafen verlassen und sei in der Richtung nach Südafrika abgedampft, um auf ihn zu lauern. Da er eine Überrumpelung befürchtet habe, habe er den Kommandeur eines im Hafen von Las Palmas liegenden englischen Kriegsschiffes gebeten, ihn zu begleiten, was dieser jedoch unter dem Vorwande verweigert habe, daß er zum Schutze des Kabels in Las Palmas stationiert sei und seinen Posten nicht verlassen dürfe.

Kapitän Leseur dampfte deshalb in der Nacht anstatt nach Süden in östlicher Richtung ab und nahm seinen alten Kurs erst nach Beschreibung eines großen Bogens wieder auf.

Nach der Meinung von Kapitän Leseur habe das „Vagabundenschiff" eine telegraphische Geldanweisung von Dr. Leyds erwartet, um sofort nach Eintreffen derselben englische Transportschiffe anzufallen. Es sei jedoch nach Südamerika abgedampft, da das Geld nicht gekommen sei.

Ich gönne dem braven Kapitän von ganzem Herzen das Lob

seiner Gesellschaft, ihr Schiff durch seine Umsicht vor den transvaalischen „Piraten" gerettet zu haben, aber die ganze Geschichte ist doch nichts als ein Hirngespinst. Wie konnte er wissen, daß das Schiff auf ihn lauere, da er doch einen gerade entgegengesetzten Kurs einschlug, und wie sollte ihm die Geldtransaktion bekannt geworden sein?

Jeder, der sich auf solche Piratenabenteuer einlassen würde, wird sich wohl hüten, etwaige Geschäfte mit dem transvaalischen Gesandten bekannt werden zu lassen, da er sehr wohl weiß, daß ihm bei dem geringsten Verdachte englische Kriegsschiffe auf den Fersen sitzen würden.

Die ganze humane Art der Kriegführung der Boeren, wie sie von Anfang an befolgt worden war, ist Beweis genug, daß die Transvaalregierung niemals die Absicht hatte, zu morden. Etwas anderes hätte man das Versenken von Truppenschiffen nicht nennen können, denn ein „Piratenschiff" wäre kaum im stande gewesen, Gefangene machen und halten zu können. —

Im Deadwood-Lager machte sich unter den Deutschen recht bald das Bedürfnis nach Geselligkeit und engerem Zusammenschluß geltend, und man schritt zum Bau des „Deutschen Heims". Aus Bambuspfählen und Leinwand wurde das große „Klub"-Gebäude aufgeführt und auch eine Bühne zur Aufführung von Theaterstücken usw. eingerichtet. Hier herrschte reges Leben. Da sich aber der gänzliche Mangel an Lektüre bemerkbar machte, schrieb ich an einige Freunde in Deutschland, die Herren Professor Hecker in Buxtehude und Professor Meurer in Weimar, die die Liebenswürdigkeit hatten, meine Bitte um Zusendung von Lektüre zu veröffentlichen. Viele Redaktionen hatten die Bitte in ihre Blätter aufgenommen und nicht nur aus allen Teilen des deutschen Vaterlands, sondern auch von Deutschen im Auslande wurden uns jetzt Bücher und Zeitschriften gesandt.

Bei meiner den genannten Herren gegenüber ausgesprochenen Bitte um Lektüre, wie auch bei der Klage über Langeweile hatte

ich in erster Linie unsere gefangenen Mannschaften im Auge. Aber auch ich kann nicht verhehlen, daß mich, trotzdem ich hier nie ohne Beschäftigung war, manchmal ein Gefühl der Langeweile beschlich, oder ich will lieber sagen, daß die Gedanken in ihrem freien Laufe nur zu oft von der Beschäftigung, bei der sie bleiben sollten, abwichen und einen Weg gingen, auf dem sie die Beschäftigung erschwerten, wenn nicht gar lästig machten.

Mancher, der meine von den Herren Professoren Meurer und Hecker veröffentlichte Karte las, wird gedacht haben: wie kann ein gebildeter Mensch Langeweile haben, und ein Offizier sollte doch die Leute den Umständen nach so zu beschäftigen wissen, daß auch bei ihnen Langeweile nicht aufkommen kann.

Einer unserer Gönner schrieb mir unterm 20. Dezember 1900 aus Dresden in einem sehr interessanten Briefe unter anderem folgendes:

Da Sie gefangen sind, habe ich ein Recht, mich für Sie zu interessieren, für Sie alle und für Ihre Langeweile.

Ich interessiere mich besonders für letztere, da ich Langeweile nicht kenne, wenigstens dieselbe nicht aufkommen lasse; und ich denke Ihnen nützlich sein zu können, wenn ich Ihnen das Rezept dafür gebe.

1. Ich erkenne, daß ich nirgend wohin kommen kann, ohne an allen Ecken und Enden Gelegenheit zu finden, viel zu lernen.

2. Ich mache mir klar, daß ich diese kurze Lebensfrist gehörig ausnutzen muß, um sie so zu verwenden, daß sie mir und anderen, oder anderen und mir Segen bringt, Früchte trägt!

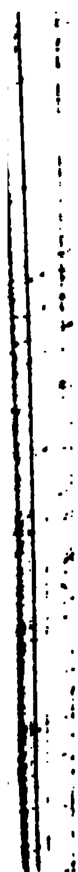
3. Ich ergreife von all' dem Interessanten, was mich umgibt, das, was mich persönlich am meisten anspricht, und studiere und erlerne es so gut als möglich.

4. Gibt es von außen nichts Interessantes (was fast niemals der Fall ist), so hole ich's von innen her.

5. Wozu hat uns unser Herrgott das Gehirn wachsen lassen? Doch sicher zum Gebrauch! Das Gehirn gebrauchen wir aber nicht



Die deutschen Kriegsgefangenen auf St. Helena.



blos, wenn wir Bücher verschlingen, sondern wenn wir selbständig denken lernen! (Das Leben ist ein Denken vermittels Suggestion.)

Wir müssen selbständig denken, und zwar so weise, so ruhig, so objektiv als möglich!

Können Sie diese selbständige Denkkraft nicht dem Studium von Land und Leuten widmen?

Haben Sie keine Gelegenheit, sich mit der Krankenpflege, der Naturheilkunde, der Medizin und der Hygiene abzugeben?

Können Sie sich nicht in der französischen und englischen Sprache vervollkommnen?

Können Sie nicht versuchen, irgend welche Fertigkeiten und Kenntnisse zu erlangen, die Ihnen bisher fremd waren?

Wo soviele verschiedene Elemente der menschlichen Gesellschaft zusammengewürfelt sind, müßte es, scheint mir, ein Leichtes sein, allerhand zu treiben, wie z. B. Sprachen, Musik, Chorgesang, Turnen und überhaupt neben allerhand wissenschaftlichen Fächern auch allerhand Handwerk?

Es gibt keine Fertigkeit, die dem Menschen nicht einmal nützlich werden könnte! Lassen Sie sich vom Handwerker sein Handwerk lehren, führen sie ihn dafür ein in die Fächer, die ihm bisher verschlossen blieben, suchen Sie die passenden Kräfte aus, lassen Sie sie Vorträge halten, Unterricht geben, teilen Sie Ihre Zeit regelmäßig ein, lehren Sie, wo und wie Sie können, lernen Sie, wo und was Sie vermögen, und Sie werden alle sehen, wie die Zeit, die Ihnen erst lang wurde, kurz werden wird!

Sehen Sie, ich bin 37 Jahre alt und finde das Leben mit jedem Jahre interessanter (obwohl mein Leben in sehr enge Schranken gebannt ist), weil ich mit jedem Jahre klarer erkenne, wie unendlich viel ich zu lernen, wieviel ich an mir zu arbeiten habe und wie wenig es mir bisher gelungen ist, den Pflichten gegen meine Mitmenschen gerecht zu werden!

Ich widme meinen Mitmenschen Interesse, mich beseelt, um mich

militärisch auszudrücken, Korpsgeist, aber er beschränkt sich weder auf eine soziale Kaste, noch auf eine bestimmte Rasse, sondern er umfaßt fern und nah, Alte und Junge, Hohe und Geringe, Große und Kleine (Mensch und Tier!).

Besonders den Kindern bin ich gut, die haben's mir angetan!

Versuchen Sie doch, falls es in Ihrer Nähe Kinder gibt, sich mit ihnen abzugeben, sie zu belehren und zu unterhalten. Sie sollen sehen, wie Langeweile und Schwermut schwinden, auch ohne daß Sie zum Bücherwurm werden.

Mir hat's über viele schwere Stunden und Jahre hinweg geholfen, und Ihre Gefangenschaft wird ja doch hoffentlich nicht viele Jahre dauern! Jedenfalls würde sie Ihnen bei guter Verwendung Ihrer Zeit bedeutend kürzer erscheinen und dadurch einen ganz besonderen moralischen Wert erhalten!

Lehren Sie Menschen zähmen und dressieren Sie Tiere! Arbeiten, studieren, musizieren Sie, pflegen Sie den Chorgesang, das Theaterspiel, die Deklamation, teilen Sie den Tag planmäßig ein, das ist mein unmaßgeblicher Rat!

Dieser Glückliche! Er kennt die Gefangenschaft nicht! Er hat stets die Gelegenheit, seine Ideale mehr oder weniger zu verwirklichen oder doch an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. In trüben Stunden kann er Freunde und interessante Menschen aufsuchen, in deren Kreis etwaige Melancholie schnell von selbst verschwindet. Die stete Abwechselung des Verkehrs bietet ihm nicht allein Veränderung in der Unterhaltung, sondern gibt auch immer neuen Stoff zum Denken und Betrachten. Er hat Musik, Kunst und Wissenschaft. Ja, kann in dem schönen Dresden sich ein gebildeter Mensch, der nicht das Unglück hat, an Leib oder Geist krank zu sein, überhaupt langweilen? Nein; in Dresden gewiß nicht, aber ein Gefangener auf St. Helena kann es wohl!

Denke man sich einmal im Geiste an die Stelle unserer bei

Elandslaagte gefangenen Deutschen. Sie haben als Arbeitsleute in Transvaal sorgenfrei gelebt. Sie haben ihre Familie durch reichlichen Verdienst gut ernähren können und fühlten so recht den Segen der freien Arbeit und der Abwesenheit des Arbeits- und Handelsmonopols, des Compoundsystems, unter dem das englische Kimberley trotz der so gerühmten englischen „Freiheit“ zu leiden hat.

Der Krieg kommt; sie verlassen Weib und Kind und greifen mit Freuden zu den Waffen. Das Kriegsglück ist gegen sie, sie werden verwundet oder unverwundet gefangen genommen, nach einer einsamen Insel deportiert und bleiben dort monatelang in einer Umzäunung eingeschlossen, aus welcher sie nur hin und wieder hinaus können. Sie vermissen in allem, was sie sehen und treiben, die Abwechselung, jeder Tag bringt dasselbe. Sie sehen stets dieselben Menschen und sind ihrem Berufe entzogen. Ihnen lieb gewordene kleine Bedürfnisse, wie Tabak usw., vermissen sie häufig, das Geld zum Beschaffen derselben fehlt, und das Schlimmste ist, sie erhalten keine oder nur unsichere Nachrichten von ihren Lieben, von denen sie nur wissen, daß sie von Haus und Hof verjagt sind und sich in bitterster Not befinden. Die Angst und die Unruhe um diese wächst von Tag zu Tag, und die Sorge: wie wird sich die Zukunft gestalten? drängt sich fortwährend in den Gedankengang ein. Ist es nicht natürlich, daß sich ihrer gar bald eine Stimmung bemächtigt, die ihnen die Freude und die Lust zu irgend einer Beschäftigung nimmt?

Gerade den freien Gedankengang, den mir unser Gönner so warm empfiehlt, suche ich ja eben durch die Lektüre zu vermeiden oder doch wenigstens einzuschränken. Der Mensch denkt am liebsten über diejenigen Tatsachen und Begebenheiten nach, für die er das meiste Interesse fühlt, mögen sie der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft angehören. Sind die Gedanken des Gefangenen nicht durch Arbeit oder Konversation gefesselt, dann schweifen sie in die Ferne zu den Lieben in der Heimat oder zu den Kameraden, die im Felde Lorbeeren pflücken, während wir zum untätigen Vegetieren verdammt

sind. Der Verkehr stets mit denselben Menschen ist nicht dazu angetan, belebend zu wirken, das Heimweh und die unbändige Sucht nach Freiheit gewinnen die Oberhand und bringen ihn immer mehr zum Grübeln. Ein Vergleich von „einst“ und „heute“ kann nicht ausbleiben, und da dieser stets zu Ungunsten der Gegenwart ausfällt, ist es selbstredend, daß die Stimmung durch das Umherschweifen der Gedanken keine gehobene, im Gegenteil eine immer niedergeschlagenere wird.

Dieses freie Umherschweifen der Gedanken und seine nachteiligen Folgen werden, wenn auch nur teilweise, durch die Lektüre vermieden. Diese hält nicht allein die Gedanken in feste Schranken, sondern sie ersetzt bis zu einem gewissen Grade den Verkehr mit Menschen und, wenn richtig gewählt, wirkt sie belebend und erheiternd.

Seitdem wir Lesestoff haben, der manche andere Annehmlichkeit mit sich brachte, wie Theaterspiel, Chorgesang, Deklamation, Hilfsmittel für den Unterricht usw., ist die Stimmung unter unseren Leuten eine viel fröhlichere geworden. Man glaubt gar nicht, welche Wunder Fritz Reuter, Tanera und andere in dieser Hinsicht gewirkt haben!

Ich habe z. B. aus einem der gesandten Bücher häufig Trost geschöpft und greife zuweilen noch nach ihm, wenn mich ein Anfall von Melancholie beschleicht; es sind Linguets „Denkwürdigkeiten über die Bastille“. Wenn ich lese, was damals die armen Gefangenen auszustehen hatten, kommt mir stets der Gedanke:

„Ganz so schlecht haben wir es doch nicht und ein bischen können wir es noch aushalten!“

Vorträge werden im „Deutschen Heim“ öfters gehalten, und es wird auch Unterricht in den verschiedensten Fächern, wie Sprachen, Stenographie, Mathematik usw. erteilt. Hauptsächlich die Herren Eli und Leutnant Reichert haben sich hierin sehr verdient gemacht. Ob aber das Lehren von Musik so leicht ist, wie unser Dresdener Gönner sich das denkt, ist fraglich. Woher soll man die Instrumente nehmen? Und dann ist das Üben eines Instruments

für die Zuhörer in einem dichtgedrängten Lager alles andere als angenehm. Chorgesang wird ja überall, wo Deutsche beisammen sind, getrieben, und dem deutschen Gesangverein im Lager haben wir manchen angenehmen Augenblick zu danken. Wo aber das Gemüt durch die Gefangenschaft so gedrückt ist wie hier, ist es natürlich, daß auch Lernen und Chorgesang bald an Interesse verlieren.

Es ist leicht gesagt, ich solle mir von Handwerkern ihr Handwerk lehren lassen; der Handwerker will aber selbst etwas verdienen, und eine Anforderung an den Mann, andere in seinem Handwerk zu unterrichten, wird ihm sicher nicht willkommen sein. So sind denn viele Ratschläge, die unser Gönner gab, wohl gutgemeint, aber unausführbar gewesen.

Vierzigstes Kapitel.

Die englische Zensur.

Was die Gefangenschaft recht hart fühlen ließ, waren die Unregelmäßigkeiten, die bei unseren Postsachen vorkamen.

Das Amt eines Zensors ist kein beneidenswertes. Es erfordert unstreitig viel Takt, um beim Zensieren der Korrespondenz zu beurteilen, wo die Schranke zu ziehen ist, damit der Zensor sowohl im Sinne seiner vorgesetzten Behörde handelt, als auch vermeidet, unnötige Erbitterung bei Kriegsgefangenen hervorzurufen, die seine Behörde doch als zukünftige eigene Staatsbürger betrachtet. Von den verschiedenen Zensoren, die wir auf St. Helena hatten, und ihrer waren eine ganze Anzahl, konnte man nicht erwarten, daß sie alle ein gleich hohes Maß von Taktgefühl besaßen und daß sie alle gleichmäßig überzeugt waren, wie sehr es in ihrer Macht lag, einen versöhnenden Einfluß auf die Gefangenen auszuüben.

Wir haben einige Zensoren gehabt, die sich in dieser Hinsicht alle Mühe gaben und sich auch den Gefangenen, soweit ihre Pflicht es erlaubte, immer gefällig erwiesen. Ich erkenne dies mit Dank an gegenüber den älteren Herren, die mit der Zensur der Korrespondenz betraut waren, während die jüngeren Herren nicht allein eine übertriebene Strenge zeigten, sondern oft auch ihre politischen Gefühle hereinspielen ließen.

Im Anfang unseres Aufenthalts auf der Insel war unsere

Korrespondenz nicht beschränkt. Jeder Kriegsgefangene konnte Briefe fortsenden, soviele er wollte. Als aber die Zahl der Gefangenen größer wurde und namentlich als einige die Freiheit der Korrespondenz mißbrauchten, wurde die Anzahl der abgehenden Briefe festgesetzt, da der vorhandene Stab an Zensoren sonst nicht im stande gewesen wäre, die Arbeit auch nur annähernd zu bewältigen. So waren z. B. einige junge Boeren mit jungen Mädchen in der Kapkolonie in Korrespondenz getreten und hatten sie gebeten, ihnen so viel als möglich Briefe zu schreiben, die sie alle beantworten wollten; sie sollten auch andere Mädchen auffordern, ein Gleiches zu tun. Einer hatte sogar eine Liste seiner Freunde aufgestellt, die über zweihundert Namen umfaßte. Jeder gab darin an, wie viele Briefe er monatlich von jungen Mädchen zu haben wünschte; hinter den Namen der meisten stand: „So viele als möglich". Selbstverständlich hätte die Militärbehörde zu einer derartigen Korrespondenz eine ganze Kompanie Zensoren anstellen müssen.

Wie in so vielen anderen Fällen unterließ das Oberkommando in Kapstadt auch hier, eine feste Regel aufzustellen, die für alle Stationen, wo sich Kriegsgefangene befanden, gültig war, so daß jeder neue Kommandeur Veränderungen anordnete, die keineswegs immer Verbesserungen waren. Die Postbehörde der Insel lieferte alle Sendungen für die Kriegsgefangenen an die Militärbehörde ab, die ein eigenes Postamt eingerichtet hatte, das jedoch in Bezug auf die Aushändigung der Postsachen, namentlich der Einschreibesendungen und Pakete, viel zu wünschen übrig ließ.

So erhielt ich eines Tages die Nachricht, daß für mich einige eingeschriebene Briefe beim Zensor lägen, und es wurde mir ein Schein zugeschickt, den ich zu unterzeichnen hätte, worauf ich die Briefe erhalten solle.

Ich unterschrieb den Schein und erhielt — ein Kuvert mit einem Fünfmarkschein und ein anderes Kuvert mit einigen deutschen Briefmarken; die Briefe jedoch waren herausgenommen.

Da auf beiden Umschlägen der Absender nicht angegeben war, konnte ich nicht einmal sehen, woher die Briefe gekommen waren.

Abgesehen von der etwas hinterlistigen Art und Weise, mit der man in den Besitz meiner Unterschrift gelangte, um bei etwaiger Nachfrage die Absender zufriedenstellen zu können, hatte die Zensurbehörde doch sicherlich nicht das Recht, eingeschriebene Postsachen nach Willkür zu vernichten, sondern sie mußte dieselben, falls sie die Ablieferung verweigerte, unter allen Umständen dem Absender zurückerstatten. Hierfür wird ja die Einschreibegebühr bezahlt.

Fälle wie der angeführte kamen häufig vor. Auch Pakete mit Cigarren, Tabak und anderen Geschenken verschwanden oft spurlos. Von derartigen Paketen sind vierzehn, deren Abgang aus Deutschland mir brieflich mitgeteilt worden war, nicht in meinen Besitz gelangt.

Eine weitere Unregelmäßigkeit war das Vorenthalten der Postwertzeichen auf Briefen, deren Abgang nicht für zulässig erachtet wurde. Diese hätten jedenfalls mit dem Umschlag dem Absender zurückerstattet werden müssen, der dann zugleich gesehen hätte, daß der Brief nicht abgeschickt war. Mühe und besondere Arbeit wäre der Zensurbehörde durch das Zurückerstatten der Kuverts mit den Marken in keiner Weise entstanden, da das Austeilen der Briefe an die Gefangenen durch ein besonderes, von Gefangenen verwaltetes Postamt geschah.

Manchem der Kriegsgefangenen fiel es schwer, das Briefporto zu beschaffen. Wenn sein Brief vernichtet wurde, verlor er nicht allein das Geld für das Porto, sondern er wartete auch vergeblich auf Antwort von den Seinen.

Eine Zeitlang wurden sämtliche Drucksachen verbrannt, auch solche nichtpolitischen Inhalts, selbst die eingeschriebenen.

Auch von eingegangenen Postsachen waren oft die Briefmarken abgenommen, was für den Empfänger immerhin einen pekuniären Verlust bedeutete, da die englischen Offiziere hohe Preise für abgestempelte afrikanische Marken bezahlten.

Infolge dieser Mißstände sah ich mich veranlaßt, an die Militärbehörde in Kapstadt eine Beschwerde zu richten, nachdem die Klagen bei dem damaligen Kommandeur der Insel erfolglos geblieben waren.

Der Kommandeur der Abteilung für Kriegsgefangene, Oberstleutnant Heymann, ließ mir antworten:

„Die Aushändigung und Absendung von Briefen ist für die Kriegsgefangenen eine Gnade und kann nicht als ein Recht beansprucht werden. In Kapstadt ist es bekannt, daß die Sendung europäischer Zeitungen an Kriegsgefangene nicht gestattet ist und daß nur «Argus», «Capetimes» und andere durchaus loyale südafrikanische Zeitungen zugelassen werden."

Oberstleutnant Heymann stellte also etwas als eine Gnade für Kriegsgefangene hin, was die Gesetze seines eigenen Landes sogar als das Recht eines verurteilten Verbrechers betrachten: die wenn auch beschränkte Korrespondenz mit den Angehörigen.

Auf den Vorwurf, den ich der Militärbehörde wegen des Abhandenkommens und Vernichtens eingeschriebener Postsachen, von gestempelten und ungestempelten Briefmarken und von Postpaketen machte, ging er gar nicht ein. Oder sollten wir es vielleicht noch als eine Gnade ansehen, daß man uns für würdig hielt, uns um unser Eigentum zu bringen?

Dieser Herr muß einen eigentümlichen Rechtsbegriff haben, denn ebenso unberücksichtigt wie diese Beschwerde hat er seinerzeit unsere Klagen über die niederträchtige Behandlung auf der „Mongolian" gelassen.

Artikel 16 der Haager Konvention lautet:

„Les bureaux de renseignements jouissent de la franchise de port.

„Les lettres, mandats et articles d'argent ainsi que les colis postaux destinés aux prisonniers de guerre ou expédiés par eux, seront affranchis de toutes les taxes postales aussi bien

dans les pays d'origine et de destination que dans les pays intermédiaires."

Das Recht der postfreien Versendung unserer Briefe hat man uns nie zugestanden. Als ich einmal hierüber mit dem deutschen Konsul, einem liberalen Engländer, sprach und seine Aufmerksamkeit auf den erwähnten Artikel der Haager Konvention lenkte, antwortete er mir:

„England schert sich den Teufel um irgend eine Konvention der Welt, so lange es ihm nicht paßt."

Der Zivil-Postbehörde waren die Unregelmäßigkeiten mit eingeschriebenen Postsachen wohlbekannt, und energische Vorstellungen bei der Generalpostbehörde in London hätten sicherlich Erfolg gehabt. Der Postmeister hatte jedoch wohl keine Lust, sich mit der Militärbehörde zu überwerfen, und der gewohnte Schlendrian ging ruhig weiter.

Der Zivilverwaltung von St. Helena aber sind durch die Nichtbefolgung von Art. 16 der Haager Konvention große pekuniäre Vorteile erwachsen, denn die Korrespondenz der Gefangenen war immerhin, namentlich bei den vielen Europäern, eine bedeutende. Man huldigte in St. Helena eben auch dem Prinzip: „Man muß die Kuh melken, solange sie Milch gibt."

Im Oktober 1901 waren auf dem Postbureau die sämtlichen Postkarten ausverkauft, und obgleich neue aus England sofort eintrafen, wurde der Verkauf derselben doch bis Februar 1902 zurückgehalten. Für die Postverwaltung entstand dadurch der Vorteil, daß die ganze Korrespondenz nach dem europäischen Kontinent und anderen Teilen der Welt, die nicht in englischem Besitz sind, jetzt in Briefen geführt werden mußte. Eine Karte kostet 1 Penny, das Porto für einen Brief aber $2\frac{1}{2}$ Pence.

Die festangestellten Zensoren, die bis Februar 1902 auf der Insel waren, waren der deutschen Sprache nicht mächtig, und da man

wegen der heftigen Ausfälle der antienglischen deutschen Presse mit der Zensur der deutschen Postsachen besonders scharf war, mußten meist englische Offiziere die deutsche Zensur übernehmen.

Einige dieser Herren haben diesen Dienst, für den sie 3 Schilling pro Tag extra erhielten, recht leicht genommen.

Eine Zeitlang versah ein junger Leutnant des Westindischen Zuavenregiments die Zensur der deutschen Post.

Der junge Herr war früher einmal in Heidelberg gewesen, wo er sich wohl nicht besonders große Mühe mit dem Erforschen unserer schönen Sprache gegeben hatte. Denn er äußerte sich mir gegenüber einmal, das wohllautendste Wort der deutschen Zunge sei „Herrgottsakrament“; dies habe ihm immer sehr imponiert.

Einmal bat er mich, doch den deutschen Gefangenen zu sagen, sie möchten ihre Briefe mit lateinischen Schriftzeichen schreiben, da er die deutschen nicht lesen könne!

Bei der Zensur der deutschen Drucksachen ging er ebenso praktisch wie schneidig vor.

Als unsere Freunde in der Heimat meine Bitte um Lesestoff in so freundlicher Weise erfüllten, bestand die erste Sendung aus ungefähr fünfzehn Säcken voll Bücher und Zeitungen. Man hatte mich von der Ankunft benachrichtigt, und auch der junge Leutnant traf per Maulesel von Jamestown ein, um die Drucksachen zu zensieren.

Ich war gerade in der Baracke der Zensoren, in der der ganze Haufe Bücher usw. am Boden lag, als der Leutnant ins Zimmer hereintrat.

„Herrgottsakrament!“ rief er erstaunt aus, „that all must be censored?“

Flugs nahm er einige Zeitungen von dem Haufen, riß sie mitten durch und ritt wieder nach Hause. Jedenfalls eine höchst praktische Methode, die ich allen Zensoren in englischem Dienst empfehlen kann.

Ein gefangener Kamerad, der als Postmeister im Deadwood-

Lager fungierte, gab mir später die durchgerissenen Blätter; es waren zwei wissenschaftliche Zeitschriften und ein religiöses Blatt.

Lange behielten wir diesen famosen Zensor nicht. Er war einer von den Offizieren, die bei dem Krawall der Westindier in Jamestown von ihren Leuten „ins Bett" geschickt worden waren, und wurde bald darauf mit seinem Bataillon nach Sierra Leone versetzt.

Vor seiner Abreise gab er sich nicht einmal die Mühe, die ihm anvertrauten Briefe zurückzugeben, und eine ganze deutsche Post ist verschwunden. Wir hörten später vom Quartierwirt des Leutnants, daß er die Briefe einfach in seinem Zimmer hatte liegen lassen, was der Wirt erst gewahr wurde, als die Kinder mit ihnen spielten. Da war es jedoch zu spät, die meisten waren zerrissen. Eine Beschwerde bei Colonel Evans hatte weiter nichts zur Folge als das bekannte Achselzucken.

Ein anderer Leutnant übernahm die deutsche Zensur.

Dieser Herr hatte die sonst lobenswerte Eigenschaft, ein sehr eifriger Fußball- usw.-Spieler zu sein, was jedoch für uns deutsche Gefangene insofern unangenehm war, als er diesem Sport täglich huldigte und sich daher manchmal wochenlang um das Zensieren der Briefe nicht im geringsten kümmerte, trotz der drei Schilling, die er pro Tag für seine vermeintlichen Leistungen bezog. Natürlich mußten wir uns mit unserer Post gedulden, bis einmal Regenwetter eintrat, welches bei der anhaltenden Dürre manchmal recht lange ausblieb!

An Stelle von Oberstleutnant Heymann in Kapstadt muß Anfang 1902 ein einsichtsvollerer Herr getreten sein, der den Grund zu unseren Beschwerden würdigte. Denn ein neuer Zensor wurde geschickt, der die Oberaufsicht über die Zensur übernahm. Wenn auch die neuen Regeln sehr streng waren, so habe ich doch von jetzt ab keine Ursache zum Klagen mehr gehabt, und unsere Briefe blieben nicht mehr wie früher wochenlang liegen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Friede!

Im Januar 1902 hatte ein transvaalischer Offizier, Kommandant Smorenberg, einen sehr kühnen Fluchtversuch unternommen.

Mit Hilfe einiger Freunde im Deadwood-Lager hatte er eine Kiste verfertigt, die gerade Raum genug hatte, daß ein Mann in ihr hocken konnte. Er hatte beschlossen, in ihr die Flucht von der Insel zu wagen.

An einem Sonntag, an dem der Postdampfer von Kapstadt nach England erwartet wurde, begab sich Smorenberg früh Morgens in die Kiste, in die er auch einen Vorrat an Wasser, Biskuit und Corned beef nahm. Seine Freunde überredeten den Arzt des Gefangenenlagers, die Erlaubnis zu geben, daß die Kiste auf dem Hospitalwagen nach Jamestown gebracht würde. Sie gaben vor, die Kiste enthalte Holzschnitzereien und sei für einen in England wohnenden Offizier des Gloucester-Milizbataillons bestimmt, der die Sachen vor seiner Abreise von St. Helena bestellt habe.

Der Arzt gab arglos die Erlaubnis, und so entging die Kiste der Inspektion durch den Offizier der Wache. Glücklicherweise stellten sich dem Vorhaben keine weiteren Hindernisse in den Weg. Die Firma Solomon & Co. übernahm anstandslos die Spedition, der Dampfer traf am Mittag zu der erwarteten Zeit ein, die Post nach Europa und die wenigen Güter, meist für die Insel Ascension bestimmt,

wurden sofort verladen, so daß das Schiff schon nach einer Stunde seine Reise fortsetzen konnte.

Der arme Insasse erzählte später, daß er während des Verladens etwa eine Viertelstunde lang auf dem Kopfe habe stehen müssen.

Die Reise von St. Helena nach Ascension dauert nur einige Tage, und die See ist auf dieser Strecke gewöhnlich ruhig. Man hatte daher die auf St. Helena eingenommene Fracht nicht im Schiffsraum verstaut, sondern sie in einer der oberen Kajüten aufbewahrt, um sie in Ascension sofort zur Hand zu haben. An diesem Umstand sollte der ganze Plan scheitern.

Kommandant Smorenberg kroch, sobald das Schiff wieder in Bewegung war, aus dem engen Kasten heraus und bewegte sich frei im Raume herum, ohne zu bedenken, daß man schon vor Ascension die Güter an Deck bringen würde.

Am dritten Tage, als die Insel in Sicht war, ging auch einer der Schiffsoffiziere nach dem Raume und sah, als er die Tür öffnete, zu seinem Erstaunen einen Mann darin herumgehen. Sofort schloß er die Tür wieder zu und meldete dem Kapitän das Vorhandensein eines blinden Passagiers.

Als der Kapitän, von dem Offizier und einigen Matrosen begleitet, nach dem Raume kam, war keine Spur eines Fremden zu finden.

Der Offizier bestand nun darauf, daß alle im Raume befindlichen Kisten geöffnet würden, und als man eben bei der vordersten beginnen wollte, hob sich der Deckel, und Smorenberg sprang heraus. Mit demselben Schiffe fuhren auch Colonel Evans und der Garnisonsadjutant Kapitän Meiklejohn nach England zurück, die in dem blinden Passagier sofort einen Kriegsgefangenen von St. Helena erkannten.

Smorenberg wurde auf Ascension gelandet und im Februar auf einem Kriegsschiffe wieder nach St. Helena zurückgeschickt, wo die Militärbehörde ihn des Ehrenwortbruches beschuldigte und sofort in strenge Haft nehmen ließ.

Diese Beschuldigung war jedoch nicht gerechtfertigt. Smorenberg

hatte die Erlaubnis erhalten, sich Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr frei auf der Insel zu bewegen, und allerdings sein Ehrenwort gegeben, während dieser Zeit nicht von der Insel zu entfliehen. Für die übrige Zeit, die er wie die anderen Gefangenen im Gefangenenlager eingesperrt und scharf bewacht wurde, war das Versprechen auf Ehrenwort selbstverständlich nicht in Gültigkeit. Es trat erst wieder in Kraft, sobald er die Vorteile der persönlichen Freiheit, für die er das Ehrenwort gegeben hatte, zurückerhielt. Die Flucht aus dem Lager und von der Insel fand an einem Sonntage statt, also an einem Tage, an dem das Ehrenwort außer Kraft war.

Die Offiziere von Ascension sowohl als die des Kriegsschiffes müssen anderer Meinung gewesen sein als die Militärbehörde von St. Helena, denn sie haben Smorenberg eine durchaus würdige Behandlung zu teil werden lassen.

Das Etappenkommando in Kapstadt entschied ebenfalls, daß in diesem Falle ein Ehrenwortbruch nicht vorliege, und befahl zugleich, daß den gefangenen Offizieren auf St. Helena entweder volle Freiheit auf der Insel gegen Ehrenwort gewährt werden müsse oder sie im Lager zu bleiben hätten. —

Im Februar 1902 traf wiederum ein Transport Gefangener, etwa 1200 Mann stark, auf der Insel ein, ein Teil wurde nach Broadbottom-Lager gebracht, der andere nach Deadwood.

Bald nach ihrer Ankunft hatten die Bewohner von Broadbottom-Lager eine aufregende Szene. Einer der neu angekommenen Gefangenen erging sich in der Betrunkenheit in Schimpfreden auf die Gefangenen von Paardeberg, denen er Feigheit vorwarf und die Schuld an allen späteren Mißerfolgen zuschob. Als sich einige Leute von General Cronjés Armee gegen diesen Vorwurf verteidigten, forderte der Kampfhahn sie auf, sich mit ihm zu boxen.

Sofort wurde diese liebenswürdige Einladung angenommen. Andere Gefangene mengten sich ein, und bald war eine gemütliche

Keilerei im Gange. Infolge des Lärms derselben trat die Wache ins Gewehr, und der junge Leutnant sah sich veranlaßt, mit dem Sergeanten ins Lager zu gehen und nach der Ursache des Lärms zu forschen.

Er muß hierzu wohl etwas lange Zeit gebraucht haben, denn seine Milizsoldaten, die ja an Sonnabend Nachmittagen stets mehr oder weniger bekneipt waren, wurden ungeduldig, und einer von ihnen feuerte einen Schuß ins Lager. Sofort schoß die ganze Wache, und auch die rund um das Lager stehenden Posten schlossen sich an.

Daß der Leutnant und der Sergeant sich noch im Lager befanden, kam weiter nicht in Betracht, und nur mit großer Mühe gelang es einigen herzueilenden englischen Offizieren, dem Schießen Einhalt zu tun.

Vier Gefangene, die an der Prügelei gänzlich unbeteiligt waren, waren durch Kugeln schwer verwundet, und ein Glück war es, daß die meisten Schüsse zu hoch gegangen waren, sonst wäre noch weit größeres Unheil angerichtet worden.

Die englischen Zeitungen haben später diese Schießerei als einen Akt der Notwehr hingestellt; zu einer solchen war jedoch durchaus kein Grund vorhanden, auch hatte kein Offizier den Befehl zum Feuern gegeben. Jedenfalls bietet der Vorfall einen treffenden Beweis der bei Milizbataillonen herrschenden Disziplin. —

Im März trat im Deadwood-Lager Typhus auf, der nicht allein unter den Gefangenen, sondern auch unter den englischen Wachtmannschaften eine große Anzahl Opfer forderte.

Als die Sterblichkeit unter den Gefangenen in erschreckender Weise zunahm, traf die Militärbehörde endlich Anstalten zu einigen Verbesserungen, die schon längst hätten eingeführt werden müssen. In jedes Zelt wurden von jetzt ab nur 6 Mann gelegt, während es früher 10—12 waren, und unter die alten Leute wurde eine Anzahl Matrazen verteilt. Auch wurde endlich der geradezu schauderhafte Zustand der Latrinen verbessert, was bisher trotz aller Klagen nicht hatte erreicht werden können.

Viele Gefangene erhielten Erlaubnis, außerhalb des Lagers zu wohnen; sie konnten ihre Rationen in Deadwood empfangen, mußten sich aber einmal wöchentlich persönlich melden.

In Indien und Ceylon waren die Gefangenen von Anfang an in geräumigen Baracken untergebracht, und jeder hatte seine Bettstelle mit Matraze. Auf St. Helena mußten die Gefangenen während des größten Teils ihrer Gefangenschaft zu 10—12 in einem Zelt von 8 Fuß Durchmesser wohnen und, da der Raum zu klein war, um Bettstellen darin unterzubringen, auf der Erde schlafen. Viele Gefangene, besonders unter den alten Leuten, haben sich Krankheiten geholt, die sie Zeit ihres Lebens nicht mehr los werden. Auch die stärkste Konstitution wird dies auf die Dauer nicht aushalten können, vor allem nicht bei dem auf Deadwood fortwährend heftig wehenden Wind.

Das Errichten von kleinen Hütten war in beschränkter Anzahl gestattet, und obgleich sich das Bauen von Wellblechbaracken für die Militärverwaltung viel billiger gestellt hätte als Zelte, die bei dem starken Winde alle vier bis fünf Monate erneuert werden mußten, wollte doch keiner der Kommandeure eine Veränderung vornehmen; jeder blieb bei dem, was er von seinem Vorgänger übernommen hatte.

Im Deadwood-Lager hatte der erste Kommandeur einen Sergeant-Major eines schottischen Infanterieregiments als eine Art Assistenten angestellt. Jedesmal wenn ein neuer Kommandeur den Befehl über das Lager übernahm, konnte man gewärtig sein, daß derselbe sofort Experimente mit allen möglichen Veränderungen begann, die jedoch glücklicherweise nie lange anhielten, denn nach kurzer Zeit war jener Feldwebel wieder der eigentliche Kommandeur, und was er vorschlug, wurde mit nur sehr wenigen Ausnahmen gut geheißen.

Das Lager in Broadbottom hatte vieles vor Deadwood voraus. Es war reinlicher gehalten, und man hielt sich dort mehr an feste Regeln, auch wechselte es während der ganzen Zeit seines Bestehens niemals seinen Kommandeur.

Dieser, ein Oberstleutnant Wright, hielt nicht allein auf Ordnung und strenge Disziplin, sondern er war den Gefangenen gegenüber auch immer gerecht und wohlwollend und vertrat ihre Interessen rücksichtslos, als ein Anfang 1902 neu eingetroffener Oberst-kommandierender der Insel ohne Grund einige der uns früher gewährten Freiheiten beschränken wollte.

Die Kommandeure von Deadwood-Lager, Paget, und nach ihm ein reicher Londoner Bierbrauer, Barkley, gehörten der Miliz an und hatten wenig vom Soldaten an sich; mit ihnen hatte der erwähnte Feldwebel leichtes Spiel. Deadwood-Lager hat überhaupt keinen Kommandeur gehabt, dem „Schusterei" und Augendienerei so fremd gewesen wäre wie dem Kommandeur von Broadbottom.

Uns Europäern war Oberstleutnant Wright nicht günstig gesinnt. Er konnte nicht verstehen, daß wir es gewagt hatten, gegen England zu kämpfen. Er hielt die englische Nation für die gerechteste und großmütigste der Welt, der eigentlich alle anderen Nationen unterworfen sein müßten. In seinen politischen Ansichten war er Jingo-Engländer in der höchsten Potenz. Als Assistent und zeitweiliger Vertreter des Kommandeurs fungierte in Broadbottom ein Oberleutnant eines regulären Infanterieregiments, Mc Cullough. Auch dieser Herr hat sich den Gefangenen gegenüber immer gerecht, höflich und liebenswürdig gezeigt. —

Schon verschiedentlich hatten Gefangene versucht, von der Insel zu entfliehen, aber noch keinem war das Unternehmen gelungen.

Endlich, im März 1902 gelang die Flucht dem Amerikaner Balderacki.

Einmal war er schon mit einigen jungen Boeren nach einem im Hafen liegenden Segelschiff geschwommen, dessen Kapitän die Flüchtlinge zwar an Bord nahm, am anderen Morgen jedoch dem Kommandeur des Wachtschiffes Meldung von dem Fluchtversuch machte. Eine Abteilung Matrosen brachte die kühnen Schwimmer wieder zurück.

Ein Gleiches geschah einige Monate später bei einem anderen Segelschiff.

Im März kam ein Schulschiff der spanischen Kriegsmarine nach St. Helena und ankerte einige tausend Meter vom Ufer entfernt.

Balderacki entkam unbemerkt aus Deadwood-Lager, hielt sich einige Tage bei Kameraden auf, die in Ruppertsvalley bei der Pumpstation arbeiteten, und schwamm in der Nacht nach dem Kriegsschiff, von dem er wußte, daß es am anderen Morgen in See stechen würde.

Trotz der Schwimmvorrichtung die er sich mittels leerer Bleche gemacht hatte, war die Schwimmleistung sehr gewagt, nicht allein wegen der ungünstigen Meeresströmung, sondern auch wegen der vielen Haie.

Ein Franzose, der mit Balderacki geschwommen war, wurde von der Brandung wieder ans Ufer geworfen, und wir nahmen alle an, daß Balderacki ertrunken war.

Zu unserer großen Freude schrieb er jedoch im Mai von Spanien aus an Kameraden und teilte ihnen seine Erlebnisse mit.

Ermutigt durch Balderackis Erfolg suchten bald darauf einige Gefangene auf einem norwegischen Segelschiff, das für das Gouvernement Kohlen nach St. Helena gebracht hatte, zu entfliehen. Der Kapitän hatte sie auch auf dem Schiff versteckt, da er aber während seines Aufenthalts an Land sehr viel Umgang mit Kriegsgefangenen gehabt hatte, war er der Militärbehörde verdächtig geworden, und der Kommandeur des Wachtschiffes ließ sein Schiff vor der Abreise durch eine Abteilung Matrosen untersuchen. Diese fanden nicht allein die versteckten Gefangenen, sondern auch 50 Tonnen Kohlen, die der Kapitän abzuladen „vergessen" hatte. —

Wir haben in den Zeitungen öfters gelesen, daß Kriegsgefangene durch die Engländer „mit militärischen Ehren" begraben worden seien.

Es ist vielleicht am Platze zu schildern, worin auf St. Helena diese „militärischen Ehren" bestanden.

Eines Nachmittags begegnete ich auf dem Wege zur Stadt dem

Leichenwagen, der gewöhnlich zu Beerdigungen benutzt wird. Auf ihm lag ein mit einem schmutzigen alten Segel bedeckter Sarg. Niemand außer dem Kutscher, einem Farbigen, der in einem schmutzigen Kittel rauchend auf der Karre saß, begleitete das Gefährt.

Einige hundert Schritte weiter begegneten wir zwei Boeren, die mir mitteilten, daß sich in dem Sarg die Leiche des Kommandanten Martens, eines der ältesten Transvaalkommandanten, befinde und daß sie selbst auf dem Wege zur Beerdigung seien.

Ich kehrte nun auch um und sah in der Ferne den Leichenwagen unbewacht auf der Straße halten. Der Kutscher war abseits in die Büsche gegangen.

Beim Friedhofe wartete eine Anzahl Gefangener auf die Leiche, auch war dort eine Sektion englischer Soldaten, die wie gewöhnlich, nachdem das Grab zugeworfen war, drei Salven feuern sollte.

Bei der Beerdigung eines englischen Majors besteht die die Leiche begleitende Abteilung aus 300 Mann. Wenn wir auch unter den gegenwärtigen Umständen nicht erwarteten, daß an der Beerdigung eines unserer Kommandanten ein gleich starkes Kommando teilnehmen würde, so hätten von der Militärbehörde doch wenigstens Anstalten getroffen werden können, daß ein oder zwei Mann die Leiche von der Stadt nach dem Friedhofe begleiteten und daß bei der Beerdigung eines gefangenen Offiziers ein englischer Offizier das Peleton kommandierte.

Eine Sektion unter dem Befehl eines Sergeanten ein Heckenfeuer über das Grab eines verstorbenen gefangenen Offiziers feuern zu lassen, kann wohl kaum eine militärische Ehrenbezeigung genannt werden und illustriert einen bedauernswürdigen Mangel an Taktgefühl bei der hiesigen Militärbehörde.

Ich beschwerte mich am nächsten Tage bei dem Kommandeur von Deadwood-Lager. Er sah den Grund zu meiner Beschwerde auch ein und versprach, daß in Zukunft bei der Beerdigung eines gefangenen Offiziers ein englischer Offizier das Peleton befehligen solle.

Als jedoch einige Tage später der Adjutant des Generals Cronjé im Hospital von Jamestown starb, fand die Beerdigung genau auf dieselbe Weise statt wie bei Kommandant Martens. Man hatte nicht einmal soviel Takt gezeigt, dem General von dem Tode seines Adjutanten Nachricht zu geben.

Ob Oberstleutnant Hind sein Versprechen vergessen hatte oder ob der neu eingetroffene Oberbefehlshaber der Insel eine derartige Rücksicht für unnötig hielt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Das Verfahren bei den Beerdigungen Kriegsgefangener blieb dasselbe. —

Endlich, im April 1902, drangen die ersten Gerüchte von Friedensunterhandlungen zu uns. Die Aufregung, die sie verursachten, war geradezu fieberhaft.

Durch die lange Untätigkeit, das fortwährende Grübeln, die bangen Sorgen um die Zukunft hatte sich meiner ein Gemütszustand bemächtigt, der jede geistige Beschäftigung geradezu unmöglich machte. Viele der gefangenen Kameraden klagten, daß bei ihnen ein gleicher schwermütiger Zustand immer mehr die Oberhand gewinne.

Durch eine Proklamation hatte die neue Regierung in Transvaal unser altes Pensionsgesetz für aufgehoben erklärt, und die Aussichten, die sich jetzt uns alten Transvaalbeamten und -offizieren boten, waren keineswegs verlockend.

Trotzdem die zuletzt eingetroffenen Gefangenen voll Hoffnung und Mut waren, wußte ich doch genau, daß sowohl ihre Schilderungen von der Anzahl der noch im Felde stehenden Boeren als auch ihre Berichte über ihre vermeintlichen Erfolge übertrieben waren.

General Viljoen, der im April als Gefangener auf der Insel eintraf, hatte mir mitgeteilt, daß die schwache Anzahl der Unseren der großen Übermacht nicht mehr lange widerstehen könne, namentlich bei den großen Vorbereitungen, die Lord Kitchener für den Winterfeldzug getroffen habe.

Nach den Erzählungen des Generals Viljoen gingen auch immer mehr von den Unserigen zum Feinde über.

Es war an und für sich bedauerlich, daß die besten Namen im Lande, Dewet und Cronjé, durch ihre verräterischen Brüder mit Schmach bedeckt wurden. Die Brüder dieser Herren waren schon vor längerer Zeit zu den Engländern übergegangen und fochten nun gegen ihre eigenen Landsleute. Sie begründeten ihren Treubruch damit, daß sie die Nutzlosigkeit eines weiteren Kampfes voraussahen und deshalb die Unserigen mit Gewalt zum Friedensschluß bewegen wollten. Dies war selbstverständlich kein Grund, Verrat zu begehen. Denn sie hatten selbst noch kurz vorher geschworen, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen. Ihre schurkische Handlung wurde dadurch noch verschlimmert, daß sie ihren Einfluß dazu benutzten, eine große Anzahl Bürger ebenfalls zur Desertion und zum Überlaufen zu verleiten.

So war es den Führern nicht länger möglich, den Kampf fortzusetzen. Die englischen Kavalleriepatrouillen durchstreiften in bedeutender Stärke das ganze Land. Sie führten nur den notwendigsten Proviant mit sich, und den Unserigen war jede Gelegenheit genommen, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Der Verrat in unseren Reihen war zuletzt so groß, daß den Engländern jede Bewegung der kleinen zersprengten Truppenteile genau bekannt wurde, so daß die Operation nur noch in einem fortwährenden Herumtreiben der einzelnen Boerenhaufen bestand.

Ein weiterer Umstand, der den Unserigen sehr verhängnisvoll geworden war, war das Bewaffnen der Kaffern durch die Engländer. Sie lieferten dem Feinde die allerbesten Kundschafter. Oft kam es vor, daß kleine Boerenpatrouillen von Kaffern überfallen und ermordet wurden. Und wo nur eine Patrouille auftauchte, meldeten die Eingeborenen den Engländern sofort, wo dies geschehen war und in welcher Richtung die Boeren weitergezogen waren.

Der 1. Juni brachte die Botschaft, daß der Friede definitiv geschlossen sei.

So sehr wir ihn ersehnt hatten, so herrschte im Lager doch bei allen Offizieren und Mannschaften eine recht trübe Stimmung.

Einen jeden drückten die Sorgen um die Zukunft; denn die Frage: was beginnen? drängte sich gerade beim Friedensschluß auf.

Eine wirklich freudige Stimmung aber herrschte unter denjenigen, die noch während des Krieges den englischen Treueid abgelegt hatten. Es waren etwa 400 Boeren, denen von der englischen Behörde sofort größere Vergünstigungen zuteil wurden, dafür aber auch die Verachtung seitens der übrigen Gefangenen und der sämtlichen Bewohner der Insel. Sie alle glaubten, daß sie nach ihrer Rückkehr sich weiterer Vorteile erfreuen würden, daß man ihnen die Beamtenstellen übertragen und daß sie bei der Austeilung der Entschädigungssummen zuerst berücksichtigt würden. Hoffentlich haben sie sich hierin verrechnet, und auch die neue Regierung wird sie als schurkische Verräter betrachten und demgemäß behandeln. Wie werden diese Leute auch jemals der englischen Regierung treu bleiben können, da sie den eigenen Brüdern die Treue nicht bewahrt haben? Sobald England in Südafrika Schwierigkeiten erwachsen, werden sie die ersten sein, die die neue Regierung im Stiche lassen und für einen Apfel und ein Butterbrot zum Feinde überlaufen. —

Ich habe meine Schilderungen objektiv gehalten. Ich habe mich nicht leiten lassen weder durch Haß und Voreingenommenheit gegen den Feind, noch durch Bevorzugung der Unseren. Ich erkenne an, daß ich in der Gefangenschaft auf St. Helena viel Gutes und viele Freundlichkeit genossen habe. Liebenswürdigere Feinde als die beiden Quartiermeister von Deadwood- und Broadbottom-Lager, die Leutnants McCullough und Carden, den Garnisonsadjutanten Kapitän Meiklejohn und den Chef des Verpflegungsdepartements Major Horniblow, wird man nicht finden. Ich habe oftmals von Kameraden bittere Klagen

über die Zustände gehört. Es ist wahr, daß zu vielen Klagen Ursache vorhanden war. Ich habe die Zustände, welche Klagen rechtfertigten, geschildert. Daß Mißstände vorgekommen sind, werde ich nie bestreiten. Auch will ich nicht behaupten, daß mir, der ich nur kurze Zeit im Lager wohnte, manches entgangen ist, was ebenfalls zu Klagen Veranlassung gab, und es werden wohl manche von den Kameraden in ihren Schilderungen noch Mißstände erwähnen, die mir unbekannt geblieben sind.

Was ich aber hervorheben muß, ist, daß mir von der Militärbehörde in St. Helena niemals eine Bitte abgeschlagen wurde, die ich im Interesse der Mannschaften des Deutschen Korps vorgebracht habe.

Wenn einer der Deutschen oder Afrikaner des Korps zu mir gekommen war und um Kleider gebeten hatte, so habe ich das Gesuch sofort einem der Quartiermeister vorgelegt, und immer habe ich das Gewünschte erhalten. Mancher der Leute hat, mit Kleidern für eine ganze Zeit ausgerüstet, St. Helena verlassen. Auch wenn ich um Arbeit für eines der gefangenen Mitglieder des Deutschen Korps ersuchte, hat der Betreffende jedesmal Arbeit und Gelegenheit zu einem Nebenverdienst erhalten.

Bei unserem Weggang von der Insel hat der Kommandeur Oberst Price sich lobend und anerkennend über die Deutschen ausgesprochen und hat mir persönlich gesagt, daß die Deutschen ihm in keiner Weise Mühe verursacht und Grund zur Unzufriedenheit gegeben hätten. —

Anfang Juni schiffte ich mich auf dem Postdampfer ein; auch eine Anzahl Kameraden hatte Billets zur Heimreise nach Deutschland genommen. Da das Schiff jedoch mit englischen Truppen überfüllt war, konnte in St. Helena nur eine sehr beschränkte Anzahl Passagiere aufgenommen werden.

Kapitän Schulte-Brockhoff, mein alter Gefährte, und ich waren unter den Begünstigten. Trotzdem wir uns freuten, die goldene Freiheit wieder erlangt zu haben, konnten wir nicht verhindern, daß

uns beim Abschied eine gewisse Wehmut überkam. Gerade unter den traurigen Umständen der Gefangenschaft würdigt man erwiesene Freundlichkeit doppelt. Während des Aufenthalts auf der Insel war aus mancher Bekanntschaft mit den Bewohnern Freundschaft entstanden; wir wußten, daß wir die Insel und unsere Freunde wohl nie mehr sehen würden, und dies dämpfte die Freude der Abreise. —

Unser herrliches Land ist verwüstet, unsere Farmen sind verbrannt, die Selbständigkeit unseres Staatswesens ist gebrochen; keiner weiß, ob er die Seinen wiedersieht, vielen der Kameraden sind die Angehörigen gestorben, einer vom Deutschen Korps hat Frau und fünf Kinder noch im Konzentrationslager verloren, fast jeder beweint den Verlust eines oder mehrerer seiner Lieben.

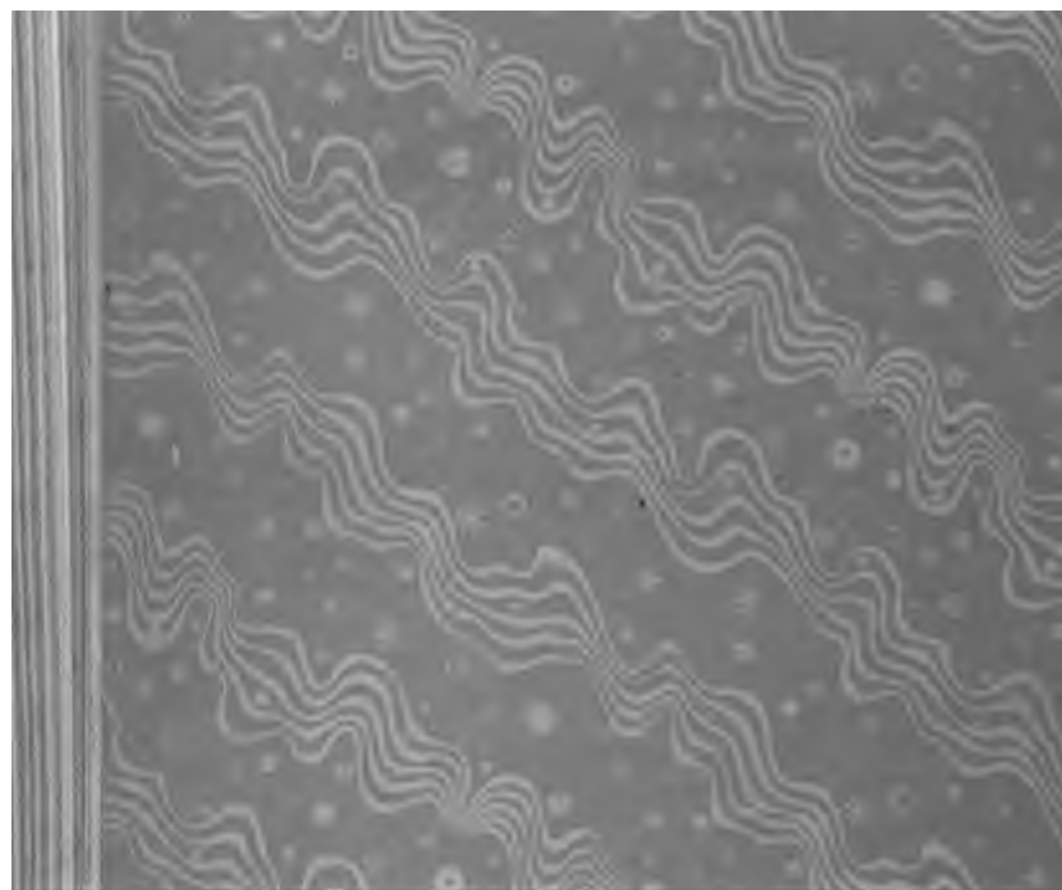
Auch ich habe im Januar 1902 das Liebste verloren, das ich besaß: mein Sohn Adolf ist in der Nähe meiner Farm gefallen; ein Schuß durch die Leber hat seinen Tod verursacht. —

Was nun?

— – –

Register.






3 2044 020 047 809


WIDENER
WIDENER
SEP 1 1 1998
CANCELLED
BOOK DUE